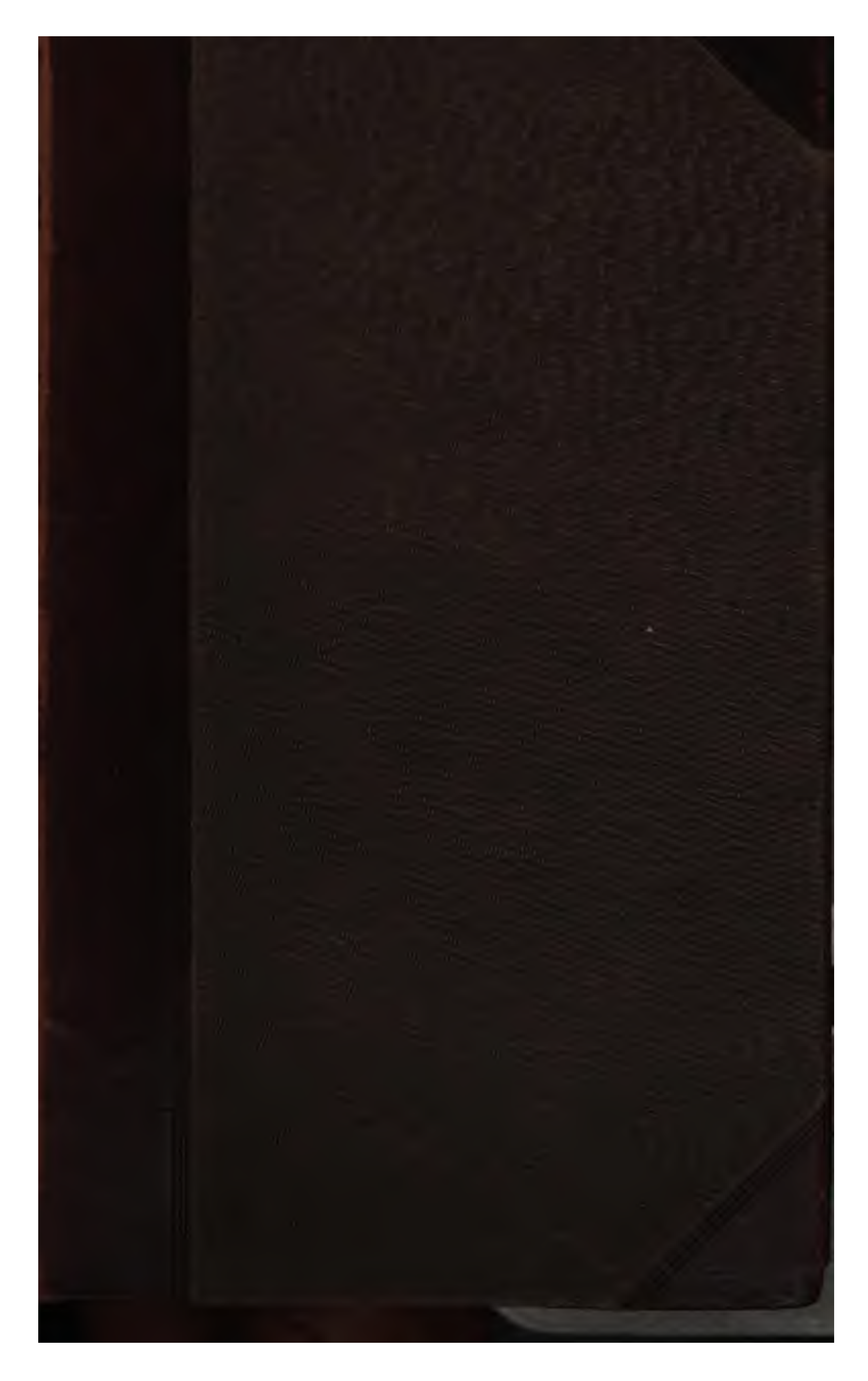



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution





Zur Geschichtschreibung und Litteratur.

Berichte und Beurtheilungen

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und andern Zeitschriften gesammelt.

Hamburg, 1833.
Bei Friedrich Perthes.



TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Seiner Excellenz

dem

Königlichen Geheimen Staatsminister,

Ritter des schwarzen Adlerordens rc. rc.

Herrn Freiherrn

Wilhelm von Humboldt

verehrungsvoll

gewidmet.

Nicht den besondern Inhalt noch Werth dieser Aufsätze, wohl aber die Richtung und Bahn, in der sie hohen Vorbildern nachzufolgen strebten, so wie den Lebenskreis, aus welchem diese sich zuneigten, möge dieses Blatt günstig andeuten; welches in solchem Sinne Goethe'n und Friedrich August Wolf, wenn sie noch lebten, hier mitanreden dürfte, seine Genehmigung aber jetzt von Euer Excellenz allein erbitten muß!

Inhalt.

Nachtrag.

I.

Histoire de la révolution française, depuis 1789 jusqu'en 1814; par *F. A. Mignet*. Troisième édition. Paris 1826. 2 vols.

Dieses Buch hat ausgezeichneten Beifall und starken Eingang bei der großen Lesewelt gefunden, innerhalb zweier Jahre in Frankreich drei Auflagen, in den Niederlanden zwei Nachdrucke und in England und Deutschland mehrere Übersetzungen erlebt. Französische und englische Tagblätter haben von ihm gerühmt, die Geschichte der französischen Revolution sei hier zum erstenmal nach ihrem ganzen Inhalt und Umfang, so bündig als klar dargestellt; auch hin und wieder deutsche Urtheile haben in dieses Lob eingestimmt. Ein solch verbreiteter Erfolg wird uns zum Anlaß, das Werk auch unsrerseits einer näheren Betrachtung auszustellen, durch welche sich ergeben möge, wiefern dem günstigen schnellen Rufe hier ein innerer nachhaltiger Werth entspricht.

Der Verfasser hat unläugbar den größten und wichtigsten Stoff zum Gegenstande seiner Arbeit erwählt, einen Stoff, der vor allen andern sich heutiges Tages dem Schriftsteller wie dem Leser zur Aufgabe darbietet. Fünfundzwanzig Jahre der furchtbarsten Erschütterungen und gewaltsamsten Umwälzungen, welche jemals in der Weltgeschichte während solches Zeitraums und in solchem Umfange erschienen sind; die Macht geistiger Grundsätze, in ihrer Wirksamkeit ver-

gleichbar denen, welche die Reformation im sechszehnten Jahrhundert aufzeigte; die Gewalt kriegerischen Ausbrüche, wie sie im Gebiete der gebildeten Welt nur noch in Alexander's des Großen Eroberungszügen sich wiederfindet; diese ununterbrochene Folge von innern und äußern Kämpfen, Zerstörungen und Schöpfungen, wie sie von Frankreich ausgehend nach und nach über ganz Europa sich verbreiten, ja schnell in die andern Welttheile hinüberwirken; diese großen, verwickelten Ereignisse, mit allen ihren Tagesgebilden, Schwankungen, Übergängen, mit ihren reichen Hoffnungen und entsetzlichen Gräueln; dieses Gedränge von Talenten, Fehlern, Verbrechen und Tugenden, welche den wechselvollen Schauplatz stets erfüllt halten, — den ungeheuern Inhalt hat der Verfasser in dem Raume zweier mäßigen Bände zu verarbeiten unternommen. In raschen Umrissen, so verkündet er im Eingange, will er die Geschichte der französischen Revolution darlegen, und nicht nur den Gang derselben nach ihren Erscheinungen vor Augen bringen, sondern auch ihre mancherlei Krisen dem Verständnisse klar machen. Über das Verhältniß, in welchem hier die Mittel zur Absicht stehn, haben wir sogleich einige Bemerkungen anzubringen.

Ohne Zweifel bedarf die Geschichte, um unsrem Geist als ein Ganzes einzuleuchten, gedrängter Zusammenfassung und raschen Überblicks. Die ganze Kunst der Geschichtschreibung, könnte man sagen, besteht nur in Abkürzung, durch welche ein unendliches Mannigfaltige, unbeschadet der Eigenthümlichkeit des Besondern, in höhere Einheit gesammelt wird. Geistige Bezeichnungen treten an die Stelle einer Menge von Thatsachen, der äußere Umfang weicht der inneren Bedeutsamkeit, das Ergebniß überragt die Bestrebungen, die Namen selbst verschwinden allmählich, und die wenigen, welche sich dennoch erhalten, werden alsbald zu geistigen Bildern, an welchen die Wirklichkeit nur noch bedingten Antheil hat. Muß im Grunde alle Geschichtschreibung, auch die ausführlichste, welche man versuchen mag, auf diese Art verfahren, um wie viel mehr diejenige, welche vorsätzlich den engsten

Raum erwählt, um den reichsten Inhalt darin abzuschließen! Das Maß, in welchem solche Verdichtung des geschichtlichen Stoffes gelingen kann, ist im Allgemeinen nicht festzusetzen, sondern in jedem gegebenen Falle von dessen eigenthümlichen Bedingnissen abhängig; diese nämlich bestehn zwar zum Theil in dem Stoffe selber, der verarbeitet wird, zum Theil aber auch, und hauptsächlich, in dem Geiste, der sie verarbeitet. Wir lassen also dahingestellt, in welch bündige Kürze vielleicht ein Künstler der Geschichtschreibung einst die Geschichte der französischen Revolution zusammendrängen könne, so daß die ursprüngliche Gestalt des Einzelnen dabei erhalten, oder auch in geistiger Wesenheit ersetzt werde; das siegende Talent wird sich durch die That rechtfertigen. Wir haben es hier nur mit dem vorliegenden Buche zu thun, und von ihm in solcher Beziehung sogleich auszusagen, daß Inhalt und Umfang desselben keineswegs in befriedigtem Verhältnisse stehen; der Erfolg zeigt offenbar, daß entweder dieser Stoff überhaupt noch zu massenhaft für diese Einrahmung, oder der Bearbeiter noch nicht zu der Geistesmacht gereift ist, deren das Unternehmen bedarf. Die Fülle des Mannigfaltigen, welche hier zusammengefaßt worden, befindet sich innerhalb des gewählten Raumes in sichtbarem Zwange, die verschiedenen Stoffe drängen und hemmen einander, die Begebenheiten gelangen nicht zur vollen Erscheinung, ihre wichtigsten Seiten und wirksamsten Beziehungen bleiben oft ganz verdeckt. Dieser leidende Zustand, in welchem der Geschichtsinhalt hier gleichsam so fest eingepackt liegt, daß ihm darüber Form und Brauchbarkeit großentheils verloren geht, hat uns gleich vom Anfange des Lesens ein Gefühl entschiednen Unbehagens gegeben, welches bis zum Schlusse das gleiche geblieben ist. Jene Abkürzung, zu der es nicht hinlänglich ist, aus dem Ganzen Einzelnes herauszusondern und hervorzuheben, sondern für welche das Ganze in geistiger Höhe neugebildet und auf gediegenen Ausdruck gebracht werden muß, der dieselbe Wahrheit und Einsicht wie der ausführlichere Erzählungsgang, nur in andren Mitteln, wiedergiebt, ist dem

Verfasser keineswegs gelungen. Ohne den Anspruch und das Bestreben, die Geschichte in ihrer Wesenheit leibhaft darzustellen, würde sein Buch als ein Abriß, der die Grundlinien des Geschehenen hinzeichnet und Richtung und Folge der Ereignisse durch einige starke Striche im Allgemeinen andeutet, als eine Übersicht gelten können und als solche noch verdienstlich genug sein. Dergleichen Bücher sind nützlich und nöthig, man kann ihrer nicht entbehren; aber man darf nur nicht glauben, mit ihnen schon die eigentliche Geschichte zu haben, aus ihnen das Verständniß der Ereignisse vollkommen schöpfen zu können.

Zu diesem letzteren Zwecke wird man sich nach andrer Hülfe, nach andrem Anhalt umsehn müssen. So lange nicht die Künstlerhand des Genies uns durch ihre Gaben solcher Mühen überhebt, und selbst dann noch, wenn wir seiner Leitung nicht blindlings, sondern als Mitsehende folgen wollen, werden wir auf die größte Fülle des Mannigfaltigen, auf die ganze Breite der Nachrichten und Zeugnisse, welche uns von einer Geschichtszeit übrig sind, zurückgehn müssen, wenn wir das Innere dieser Zeit wahrhaft anschauen, die Weihe ihres Verständnisses empfangen wollen. Zwar in den Anfängen aller Geschichte, wo die geringe Stufe der Entwickelung nur wenig Mannigfaltiges darbietet, wo bloß äußerliche Vorgänge roher Gewalt, Krieg und Frevel um Besitz und Herrschaft, und selbst Verbrechen und Tugend stets nur in derselben Wiederholung uns entgegentreten, da können wenige Grundzüge leicht genügen, um die Folge der Geschlechtalter und selbst den Fortgang der Dinge zu bezeichnen. Aber sobald in den Ereignissen und Schicksalen der Völker, mit fortschreitender Entwickelung, geistige und sittliche Bezüge die Oberhand gewinnen, dauern zwar jene rohen Vorgänge noch fort, welche gleichsam die irdische Mitbewegung zu der geistigen liefern, allein darin besteht alsdann nicht mehr vorzugsweise der Gehalt der Geschichte, sondern das Eigenthümliche der besondern Gestaltung, das Ineinanderwirken des Gestalteten, der Wechsel der Gesellschaftszustände mit allen

ihren Lichtern und Schatten, die Aufgaben, welche ein gegebenes Zeitalter empfängt, und die Bahnen, welche dasselbe brechen muß, — dies ist es, was wir dann von der Geschichte fordern, was sie dann zu überliefern hat. Aber dieses insgesammt ist nur in einem großen Detail ergreifbar, für welches das Maß jedesmal auch aus dem Stoffe selbst sich ergeben wird. Denn wie sehr auch der Künstler den Stoff beherrschen und das Geschehene, statt in dem äußeren Körper, in dem inneren Geiste wiedergeben mag, sobald uns das Eigenthümliche des Besondern zu sehr schwindet, und die Vielartigkeit der einzelnen Erscheinungen sich im Allgemeinen verliert, so nimmt auch unsre Einsicht in das Ganze, unser Verständniß und Antheil ab, und sie steigen wieder, je nachdem jenes Eigenthümliche und Vielartige hervortreten kann. Wir empfinden dies sehr wohl, wenn wir von dem Lesen irgend eines geschichtlichen Handbuchs, wo nur das Allgemeine gegeben wird, zu umständlicheren Darstellungen übergehn. So giebt z. B. Johann von Müller, mit seinem großen Takte für das Wesentliche, in seiner allgemeinen Weltgeschichte auf wenigen Blättern von Ludwig's XIV. Regierung, Kriegen, Geisteswirkung und andern Verhältnissen einen bei aller Kürze sachreichen und im Ganzen treuen Bericht. Aber wie anders leuchtet uns jene Zeit und ihr vielfaches Leben ein, wenn wir sie in der ausführlicheren, das Besondere mithervorhebenden, farbenreichen Schilderung Voltaire's betrachten! Und wie anders wiederum, wenn wir von dieser Schilderung, die noch keineswegs genügt, zu der unendlichen Fülle von Denkschriften, Briefen und andern Überlieferungen, welche jenem Zeitalter angehören, uns hinwenden! Wir fühlen dann alsbald, daß wir den eigentlichen Inhalt eines solchen Geschichtsabschnittes vorher nur sehr unvollkommen eingesehn, und wir müssen bekennen, daß ein wahres Verständniß der Geschichte zuletzt auf der genauen Anschauung ihres Details, auf der möglichst umfassenden Erforschung ihrer Quellen beruht.

Gilt dies von jeder Geschichtsperiode der schon entwickel-

teren Welt, um wie viel mehr von der neuesten, deren Inhalt sich durch Verhältnisse und Wirkungen auszeichnet, für welche sich uns in aller früheren Geschichte nur theilweise Vergleichungen darbieten! Die Ereignisse der französischen Revolution haben überdies für uns eine nicht bloß geschichtliche Anziehung, wie andre Vergangenheit, sondern sie wirken mit allem Reize andauernder Neuheit, in unmittelbarer Lebensbetheiligung auf uns; es ist unsre eigne Geschichte, die uns in ihnen noch als Gegenwart anspricht, uns den Stoff liefert, mit dessen Verarbeitung wir noch täglich beschäftigt sind. Die Geschichtschreibung ist hier gleichsam ein Fortsetzen des Geschehenen und ein Nachwirken in demselben. Da werden alle Forderungen, welche wir an sie machen, gesteigert, und nur die genauste Kunde des Besonderen und Einzelnen in dem tausendgliedrig aufsteigenden Ganzen vermag uns den Gewinn zu bringen, den wir von entrückteren Gegenständen allenfalls auch nach andren Maßen annehmen. Wer die französische Revolution will kennen lernen, muß die ausführlicheren Geschichtbücher, die zahlreichen Denkschriften zur Hand nehmen; den rechten Schatz der Kenntniß und Einsicht aber gewinnt doch nur der, welcher sich entschließt, die Quellen sammt und sonders, so viele deren eröffnet sind, zu durchforschen, und vor allen das Hauptarchiv aller Revolutionshandlungen, den Moniteur, in seiner ganzen Folge zu benutzen. Die Unmittelbarkeit dieser Eindrücke, welche das Gepräge ihres Tages scharf an sich tragen, läßt sich durch nichts anderes ersetzen. Schon die Sprache, wie sie in diesen Reden, Berichten und Dekreten der verschiedenen Zeiten und Partheien den Geist und die Macht der Zustände in allen Abschattungen darstellt, kann nur in ihren vollen Strömen, nicht an vereinzelten Beispielen oder Auszügen, gefaßt werden; in allem diesen zeigt sich eine eigne und wunderliche Atmosphäre, die man eine Zeitlang geathmet haben muß, um so mancherlei Lebensverhältnisse, die in ihr entstehn und gedeihn, gehörig zu begreifen.

Dieses vorausgesetzt, haben wir, zu Mignet zurückkeh-

rend, seine Arbeit für durchaus unzureichend zu erklären; sie muß es sein, da ihr Stoff in so beschränktem Raume sich nach keiner Seite entfalten kann. Sie vermag nicht den Körper der Geschichte zu geben, denn ihr gebricht die Fülle und Lebensfrische des eigenthümlichen Besondern, ohne welches die Erscheinungen als solche nicht in ihrer Wahrheit bestehn; noch gewährt sie den Geist der Geschichte, denn zu solcher Darstellung ist mehr Tiefe und Kraft der Betrachtung erforderlich, als der zwar geist- und talentvolle, aber an Jahren noch sehr junge, und in Welt und Leben noch nicht gereifte Verfasser seinem Buche mitzugeben im Stande war. Zwar ist es, unsres Bedünkens, der Geschichte gar nicht unvortheilhaft, daß ihrer Bearbeitung sich jugendliche Kräfte widmen, da nicht nur einzelne Erscheinungen, sondern ganze Zeiten aus einem Standpunkte begriffen sein wollen, den leichter das begeisterungsfähige als das erwägende Alter einnimmt; allein der Jugend gebührt in solchem Falle, Ausbreitung und Mannigfaltigkeit, nicht Kürze und Einheit zu bezwecken, und wenn wir in dieser Hinsicht Mignet's Unternehmen für einen Mißgriff halten müssen, so können wir dagegen in Thiers einen andern jungen Mann nachweisen, der mit glücklicherem Plan und reicherer Ausführung eine Geschichte der französischen Revolution in dem Umfange von etwa zehn bis zwölf Bänden zu schreiben unternommen hat. Inzwischen wäre es eigen, wenn gerade das Mangelhafte und Verfehlte, welches wir der Anlage des Buches von Mignet schuld geben, bei den sonstigen Vorzügen, welche dieses unläugbar besitzt, am meisten zu dem glänzenden Erfolge beigetragen hätte, der ihm zu Theil geworden! Wirklich will die Menge weniger das Vollständige und Ächte als das Bequeme und Schimmernde; ein ungefährer Überblick, mit so viel Namen und Besonderheiten, daß die Einbildungskraft genugsamen Anhalt findet, ist ihr lieber als eine genauere Kenntniß, die nicht ohne eine gewisse Beharrlichkeit und Folge zu erlangen ist. Der Menge ist dies jederzeit zu gönnen; auch für ihr Bedürfniß zu sorgen ist nöthig und ehrenwerth;

aber es ist billig, daß wenigstens gesagt werde, wie es sich damit verhalte, und was sie daran habe.

Außer dem allgemeinen Tadel, der das Unternehmen selbst betrifft, haben wir aber noch andere Rügen auszusprechen, welche den Verfasser näher angehn. Sein geschichtlicher Gesichtspunkt ist innerhalb der behandelten Gegenstände völlig beschränkt, und man kann nicht einmal sagen, daß er in diesem Kreise mit Unbefangenheit umherblicke. Der Vortheil, als ein junger Mann, der gleichsam die letzten Stürme der Revolution noch miterlebt, aber wegen seiner Jugend keine Mitthätigkeit dabei haben gekonnt, also den Ereignissen nah und doch fremd, die Geschichte derselbe zu schreiben, ist für ihn mehr scheinbar als wirklich. Die Partheilichkeit, welche aus persönlichem Mithandeln, aus vorgefaßter Überzeugung und fortwirkenden Sachverhältnissen entsteht, ist der Geschichtschreibung so gefährlich nicht; sie giebt wenigstens die eine Seite des Lebens in aller Stärke und hat in sich selbst ihr Gegenmittel; man erkennt bald, auf welches Maß die übertriebenen Angaben zurückzuführen, welche Ergänzungen nöthig sind. Dieser lebendigen Partheilichkeit entbehrt unser Verfasser allerdings, aber dies darf kaum als ein Vorzug gelten; dagegen hat er alle Partheilichkeit der Vorliebe, die aus einseitiger Betrachtung entsteht, und dies ist ein Fehler, der sich nur dann wieder in etwas ausgleicht, wenn glänzender Geist sich ihm verbunden hat, sonst aber ein bloßer Fehler bleibt. Wie bisher alle zahlreichen Darsteller der französischen Revolution einer oder der andern Parthei derselben vorzugsweise angehört haben, der des alten Regierungswesens, der Konstitution von 1791, der Gironde, der Republik, oder auch des Kaiserreichs: so bekennt auch Mignet sich deutlich genug zu einer derselben, und zwar zu einer, welche bisher eigentlich noch nicht vertreten worden ist. Seine Vorliebe für den Nationalkonvent und für denjenigen Theil der Direktorialregierung, in welchem jener fortlebte, zeigt sich offenbar, und leider ist dies die unglücklichste, welche er fassen konnte! Die außerordentliche Kraftentwickelung, welche Frank-

reich in dem genannten Zeitraume nach innen wie nach außen dargethan, muß zwar in Erstaunen setzen und hat selbst heftige Gegner der Revolution auf Augenblicke fast zur Bewunderung hingerissen; auch mag es seyn, daß der Nationalkonvent in seiner Gesammtheit nicht unbedingt als ein Ungeheuer von Gräueln und Verruchtheit verdammt zu werden verdiene, — schon früh wollte Bertrand de Moleville einen besseren Bestandtheil darin nachweisen, und noch im Jahre 1819 erklärte der Königliche Minister de Serre in der französischen Deputirtenkammer öffentlich von der Rednerbühne, die Mehrheit jener schrecklichen Versammlung sei wohlgesinnt und nur unterjocht gewesen; — aber dennoch, wenn je in der Geschichte eine Erscheinung den Namen des Abscheues und Entsetzens verdient, so ist es jene der sogenannten Schreckensregierung, deren Ursprung, Unterlage und Werkzeug der Nationalkonvent war. Jene scheußlichen Blutmenschen und ihr verruchtes Treiben können niemals Vertheidiger finden, es ist unmöglich, daß in der gesitteten Welt jemand sich als ihren Anhänger bekenne; und allerdings auch Mignet kann und will dieses nicht, er vermag nur mit Abscheu jene Gräuel zu erzählen und muß ihre Urheber verdammen; aber gleichwohl verweilt sein Blick vorzugsweise auf dieser Zeit, und selbst Franzosen, die im Übrigen seiner politischen Denkart wohl beipflichten, wollten sich gegen ihn des Vorwurfs nicht enthalten, daß er diese ganze Periode mit zu großer Milde, ihre schrecklichen Helden mit zu vieler Bewunderung behandelt habe.

Eine unvermeidliche Naturnothwendigkeit in der Geschichte ist das Prinzip, aus welchem der Verfasser den Wechsel der Ereignisse, die Übergänge und Gestaltungen der Obmacht anzuschauen und darzustellen bemüht ist, und dieses Prinzip, wie es an sich zur Gelassenheit und Kälte führt, muß ihm der Trost werden für so vielen Jammer und Abscheulichkeit, über welche der Mensch eigentlich nie sich trösten soll; jene Nothwendigkeit ist freilich im Gebiete des Wirklichen nicht mehr abzuläugnen, aber vor dem Wirklichen liegt

das Mögliche, und diese Zuflucht der Sittlichkeit, der Hoffnung sollte dem geschichtlichen Blicke stets offen bleiben. Allerdings, wie die Dinge einmal gekommen sind, so mußten sie kommen, vorausgesetzt, daß diese Umstände, diese Leidenschaften, diese Zufälle, welche sie begleiteten, auch so sein mußten, wie sie eben waren. Allein es ist offenbar, daß in der Revolutionsgeschichte, wie in jeder andern, der Wendepunkte viele vorkommen, wo durch einen veränderten Umstand, dieser möge nun dem Gebiete der äußeren Zufälligkeiten, oder dem der größeren oder minderen sittlichen Wirksamkeit angehören, die Bedingnisse, unter welchen die Begebenheiten sich gestaltet, ja vielleicht deren Gesammtströmung, auf eine durchaus verschiedene Weise gesetzt worden wären) und in aller folgenden Entwickelung die größte Abweichung Statt gefunden hätte. An solche Wendepunkte heftet sich die geschichtliche Betrachtung vorzugsweise, und sie sind es hauptsächlich, welche den reichsten Ertrag dessen liefern, um dessentwillen allein die Geschichte eigentlich der Betrachtung werth ist.

Der Verfasser giebt in einer kurzen Einleitung den schnellen Überblick des ehemaligen Regierungswesens von Frankreich, aus welchem sich die Revolution entwickelte. Hierauf erzählt er die eigentliche Revolutionsgeschichte, nach der Verschiedenheit der auf einander gefolgten Regierungsgewalten in sechs größere Abschnitte zusammengefaßt, welche wiederum, nach den Hauptbewegungen der Ereignisse, in fünfzehn Kapitel sich abtheilen. Aus dieser ganzen Folge, von der sogenannten konstituirenden Versammlung bis zum Kaiserthum, sind eigentlich nur die erste und die letzte Periode so weit aufgehellt, daß sich ein genügender Überblick davon fassen läßt, besonders wird über den Anfang der Revolution, nach allem, was seit der Wiederherstellung des Königlichen Hauses darüber bekannt gemacht worden, schwerlich noch irgend ein Aufschluß von großer Erheblichkeit zu begehren sein; alles andre hingegen, was zwischen jenen beiden Abschnitten liegt, insonderheit die Periode des Nationalkonvents und die des Direktoriums, ist noch großentheils dunkel und bedarf man=

cherlei Durchforschungen und Enthüllungen, die wohl so bald noch nicht zu erwarten sind. Der Verfasser eines Abrisses, einer Geschichte der französischen Revolution in zweien Bänden kann nicht grade verpflichtet sein, neue Untersuchungen zu liefern, neue Quellen zu eröffnen; doch ist ihm Kenntniß und umsichtige Prüfung des Vorhandenen, so wie Genauigkeit in den Angaben, auch bei dieser Kürze nicht zu erlassen. Wir dürfen annehmen, daß Mignet zum Behufe seiner Arbeit fleißige Studien gemacht, die Hauptschriften gelesen, selbst die unbequemen Bände des Moniteurs manchmal zur Hand genommen habe; schwerlich aber kann sein Quellenstudium für vollständig, sein Fleiß für ausreichend erklärt werden, auch bei aller Ermäßigung, welche einem bloßen Handbuche in Hinsicht solcher Ansprüche zu gut kommen mag. Wir wollen den Verdacht, daß er streckenweise seinen Vortrag lediglich aus den Denkschriften von Ferrieres auszieht, nicht grade bestätigen, über manche Vorgänge giebt es bei allen Schriftstellern fast nur dieselbe Erzählung, und die Benutzung Aller mag dann der des Einen leicht ähnlich sehn; wo er übrigens die Denkschriften von Ferrieres, was ein paarmal geschieht, namentlich anführt, geschieht es offenbar in der Absicht, nicht sowohl die eigentliche Quelle für die Thatsache, als vielmehr das sprechendste Zeugniß von Seiten der Denkart zu liefern; in dieser Art ist es ihm auch einmal sehr bequem, die Jakobinergewalt grade mit den Worten des im Revolutionshasse nicht zweideutigen Grafen von Maistre in eine glänzende Beziehung mit dem Königlichen Frankreich zu stellen. Allein von dem Vorwurfe der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit können wir ihn doch keineswegs freisprechen. Zuerst haben wir manches zu vermissen, was nach unsrer Ansicht nicht fehlen sollte. So sind die Vorgänge, welche noch vor der Eröffnung der Nationalversammlung, in den Provinzen, namentlich in Bretagne und in Dauphiné, Statt gefunden, und welche der Hauptstadt gleichsam das Beispiel gaben, nur kaum genannt; der ganze Gegensatz, in welchem überhaupt während der ganzen Revolution, von 1789 bis

1814, die Provinzen zu der in der Hauptstadt herrschenden Gewalt erscheinen, ist nicht genug hervorgehoben. Gar nicht erwähnt wird der Volksauflauf am 27. April 1789 gegen Reveillon, die unglückliche Vorschule aller nachfolgenden Volkstumulte, und besonders dadurch wichtig, daß die Anstiftung und die Hülfsmittel des Herzogs von Orleans hier zum erstenmal ihre verderbliche Wirksamkeit übten. Der Einfluß dieses Prinzen ist gleich vornherein viel zu gering angeschlagen; wir halten ihn für einen so mächtigen Bestandtheil der Revolution, daß ohne denselben die ganze Begebenheit einen andern Karakter empfängt. Ebenso wird die Emigration, diese aufregende und nie ermüdende Gegenstrebung, zu gering genommen und selbst in ihrem Hauptanlasse unrichtig erfaßt; der Schmerz über die Abschaffung der Adelsvorzüge, „la vanité des titres," wie Mignet sagt, mag viele Edelleute lebhaft ergriffen und ihre Auswanderung beschleunigt haben, ausgemacht aber ist, daß der stärkste und allgemeinste Antrieb zur Flucht in dem Schrecken lag, welchen die Ausbrüche der Volkswuth durch die Ermordung der Staatsbeamten Flesselles, Foulon und Berthier unter allen Angestellten der höheren Klasse verbreiteten, sodaß kein sogenannter Aristokrat seines Lebens mehr sicher schien; jene Abschaffung, der Sturm der Bastille und diese Ermordungen fallen freilich fast in dieselbe Zeit. Wenn der Verfasser dasjenige, was in der Revolution eine journée heißt und den eigentlichen Hochpunkt der revolutionären Kraft darstellt, einen 14. Juli und 5. Oktober 1789, einen 10. August und 2. September 1792 u. s. w. nur ungenügend schildert, so ist zwar zum Theil der Stoff schuld, der sich in diesen Auftritten am wenigsten dem engen Raume bequemen will, weil ihre Wesenheit in einer Menge von einzelnen Zügen, in den Bedingungen der Örtlichkeit, der Bewegung der Volksmassen und überhaupt des ganzen Lebens der Hauptstadt sich begründet; allein ein Theil der Schuld ist auch des Verfassers, der mit seinem Stoffe nicht auf dem Reinen war; so ist z. B. die Geschichte des 10. August undeutlicher geblieben, als sie es

vermöge der vorhandenen Nachrichten zu sein braucht, selbst wenn wir den Denkschriften von Barbaroux nicht ganz trauen wollen, obgleich Aeußerungen wie „d'envoyer à Paris six cents hommes qui sussent mourir, et Marseille les envoya" doch wohl für ächt gelten müssen!

Außer diesen und andern Mängeln, theils der Ansicht und theils der Verarbeitung, haben wir aber auch noch andre zu rügen, die sich strenger nachweisen lassen. Der Verfasser will und kann zwar, bei seinem raschen Fortschreiten, auf das Besondre wenig eingehn, doch ist er nicht selten dazu genöthigt, wo das ganze Gewicht der Sache oder die eigentliche Farbe der Begebenheit auf dem Einzelnen beruht; hier nimmt er sich daher Raum und giebt ausführlich, was er vorgefunden. In solchen Stellen dürften wir daher die größte Zuverlässigkeit, die sorgfältigste Genauigkeit erwarten; desto schlimmer, wenn sie auch hier zuweilen vermißt werden muß! Ein Beispiel mag uns die Erzählung sein von der Königlichen Sitzung am 23. Juni 1789, berühmt durch den trotzigen Ausbruch Mirabeau's gegen den Oberceremonienmeister Marquis von Brézé, als dieser die Versammlung des Tiers-Etat, welche nach der Entfernung des Königs, des Adels und der Geistlichkeit noch in Berathung verharrte, aufzufordern kam, gemäß den vernommenen Verfügungen auch ihrerseits den Saal zu verlassen. Diese Antwort Mirabeau's ist einer der Wendepunkte der Revolution, sie entschied plötzlich den ganzen gespannten Zustand, die Staatsgewalt ging von der Regierung auf die Volksvertretung über, die Revolution hatte gesiegt, und allen folgenden Ereignissen war unwiderruflich ihre Richtung und ihre Stärke verliehn. Mignet erzählt die Sache so unrichtig als ausführlich; nach ihm hält Mirabeau, sobald der König abgetreten, und ehe noch Brézé erscheint, eine ganze Rede voll heftiger Äußerungen, die eine ganze Seite füllen; der Moniteur hat diese Rede nicht, noch findet sie sich in den Sammlungen der Mirabeau'schen; auch Bailly, Ferrières und viele andre der glaubwürdigsten Schriftsteller erwähnen eines solchen Vor-

gangs nicht; nur Bertrand de Moleville theilt jene Äußerungen mit, allein dieser ist, bei dem Schweigen der andern, hier kein Gewährsmann. Statt dieser unächten Redensarten hätte Mignet besser die wirklichen Worte Mirabeau's mitgetheilt, welche dieser gegen den Ceremonienmeister schleuderte, und welche so lauteten: „Les communes de France ont résolu de délibérer. Nous avons entendu les intentions qu'on a suggérées au roi, et vous qui ne sauriez être son organe auprès de l'assemblée nationale, vous qui n'avez ici, ni place, ni voix, ni droit de parler, vous n'êtes pas fait pour nous rappeler son discours: allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la puissance des baïonnettes." Zwar giebt der Moniteur, und Mirabeau selbst in seinen Lettres à mes commettans, eine andre und weit schwächere Fassung dieser Antwort, allein der Moniteur und Mirabeau's eigner Bericht sind hier im Fehle, und Beaulieu in seinen Essais sur la révolution française giebt den Aufschluß, daß Mirabeau, noch in den dreistesten Wagnissen voll Takt für gewisse Schicklichkeiten, seine allzukühnen gesprochenen Worte zum Behuf des Druckes so gemäßigt habe, wie sie der Moniteur und er selbst giebt; die Travaux de Mirabeau à l'assemblée nationale haben aber die richtige Lesart. Eine andre, vom Grafen von Escherny mitgetheilte Angabe hat zwar Brézé's eigne Erzählung für sich, kann aber gegen die Mehrheit der entgegengesetzten Zeugnisse nicht bestehn. Mignet, der nur einen geschwächten Schluß dieser Antwort mittheilt, scheint dieses nähere Verhältniß der Sache gar nicht gewußt oder übersehn zu haben, welches seiner Aufmerksamkeit allerdings wenig Vertrauen verdienen kann. Derselbe Fehler findet sich auch bei Thiers. In dieser Art wäre noch manche Stelle zu berichtigen. Auch in solchen Angaben, wo der Irrthum leichter zu meiden war, nimmt es der Verfasser nicht allzu genau. Der Sturz Robespierre's am 9. Thermidor des Jahres 2 erfolgte unter gewaltsamsten Anstrengun-

gen und bedenklichsten Zufällen. Das Hervortreten des Konventsmitgliedes Amar entschied hier viel; er redete die Kanoniere an, welche Henriot gegen den Konvent beordert hatte, sie erklärten sich für Amar und schützten ihn gegen Henriot's Adjutanten, der ihn mit dem Säbel hauen wollte; die Erzählung Mignet's giebt nicht die richtigen Züge. So läßt er auch Robespierre, als dieser, nach seiner ersten Befreiung, auf dem Stadthause zum zweitenmale seinen Gegnern erliegen muß, sich mit eigner Hand durch einen Pistolenschuß tödten wollen; wir finden im Moniteur und in den meisten andern Nachrichten, daß ein Gendarme auf ihn losgedrückt, und dieser Schuß ihm die Kinnlade zerschmettert habe. Eine nicht ganz richtige Vorstellung giebt Mignet auch von einem andern Wendepunkte der Revolution, wo sich der Krieg gegen das Ausland entscheidet; der Satz, daß nicht wer den Krieg anfängt, sondern wer ihn nothwendig macht, wahrhaft Urheber desselben sei, fällt auf Frankreich zurück, denn unstreitig war die französische Revolution gleich im Beginn feindselig gegen die auswärtigen Mächte; minder möchten wir tadeln, daß der Verfasser die Note des Fürsten Kaunitz vom 18. März 1792 an das „gouvernement français" mit dem Namen eines Ultimatums bezeichnet; die Sache war es, wenn auch nicht die Form.

Die Kriegsbegebenheiten sind sehr kurz abgefertigt. Dies konnte bei dem engen Raume wohl nicht anders sein. Aber in dem ganzen Gemälde der Revolution erscheint hiedurch eine große Lücke, es fehlt die nähere Anschauung dessen, was in den Zeiten der Gräuel und des Schreckens die Zuflucht, und unter Napoleon's Herrschaft der Trost und der Stolz der Franzosen sein durfte. Napoleon als Beherrscher des Innern findet in Mignet einen entschiedenen Gegner, in Betreff des Auslandes aber wieder einen Bewunderer und Anhänger. In der Erzählung der Unglücksfälle, welche den Sturz Napoleon's herbeiführen, ist durchgehends eine falsche Farbe, voll blendender Ausdrücke, welche der Eitelkeit der Franzosen schmeicheln. Wir können manches dieser Art ruhig

hingehen lassen, da gerade diese Seite der Ereignisse in einem großen Detail vielfach behandelt worden, aus welchem das Richtige dem unbefangenen Blicke sich immer leicht wieder herstellt. Wenn wir aber Verstöße finden, die auch der flüchtigsten Eile nicht entschlüpfen sollten, und für welche keine Kürze des Vortrags zur Entschuldigung wird, z. B. daß im Feldzuge von 1809 die Schlacht von Eßlingen (Aspern) der Besetzung von Wien vorangeht: so können wir freilich nur die Achseln zucken und schon ganz verzeihlich finden, daß, wenn Eignes und Neueres nicht sorgfältiger gehandhabt ist, Fremdes und Älteres ebenso vernachlässigt, und etwa Friedrich Wilhelm I. als erster König von Preußen angeführt wird!

Am glücklichsten ist der Verfasser in der Schilderung des Steigens und Sinkens der Revolution in ihren verschiedenen Stufenreihen, des Fortganges, wie mit ihren Feinden auch ihre innere Kraft anwächst, und jeder neue Angriff, bis zu einem bestimmten Hochpunkte, einen neuen Gegenschlag hervorruft; er folgt hierin hauptsächlich der Vorstellung, welche Bailleul in seinem Werke gegen die Frau von Staël vollständig durchgeführt hat, allein er folgt in eigner Anschauung und mit eigenthümlichem Geiste.

Das in den verschiedenen Epochen einander Entsprechende, Ablösende, Ersetzende aufzufinden und in scharfer Bezeichnung zusammenzustellen, ist sein vorzügliches Talent; in gedrängter Übersicht legt er bei jedem Wechsel der Dinge die Grundstoffe dar, aus welchen das Neue sich gemacht hat, und giebt die Grundformen an, in welchen es sich bewegen muß, mit bündiger Angabe, was jedesmal und wie es sich verwandelt hat. Diese Übersichten, welchen im Ganzen Wesenheit und Richtigkeit nicht abzusprechen ist, sind das eigentliche Verdienst des Buches; sie gehören dem Verfasser eigen an, sie schließen eine bestimmte Einsicht in das Innere der Revolution auf. Dagegen fehlt es innerhalb dieser Umrisse sehr an deutlicher Gestalt; der wahre Gesellschaftszustand von Frankreich, die Sitten, die Verhältnisse der verschiedenen

Klassen im Allgemeinen, selbst die Einrichtungen und Gesetze, welche durch ihre Art und Wirksamkeit zu den ausserordentlichsten der Revolution gehören, sind theils gar nicht, theils nur mit blossem Namen angeführt, wiewohl eine nähere Erläuterung nöthig und oft mit wenigen Worten möglich gewesen wäre, z. B. über die Wahlformen, die Municipalitäten, die Gerichtshöfe, die Assignaten, das Maximum, die Requisition und die später an deren Stelle getretene Konskription für den Kriegsdienst; alles dies war eben so wichtig als der republikanische Kalender, dem ein besondrer Absatz gewidmet ist, und wichtiger als die von Sieyes nach dem 18. Brumaire beabsichtigte Konstitution, die nicht einmal zur Ausführung gekommen und gleichwohl mit Vorliebe ausführlicher entwickelt ist als irgend eine der andern, wenigstens zu vorübergehendem Bestande gelangten Konstitutionen. Wie die Franzosen zu dem Nationalkonvent kommen, für dessen Gestalt doch schon so viel vorgearbeitet war in den früheren gesetzgeberischen Verhandlungen, ist durchaus unklar geblieben.

Die Darstellungsweise Mignet's geht überhaupt auf das Karakteristische; mancher treffende Ausdruck giebt die Stellungen des Tages, die Verhältnisse der Partheien, die Wirkungen der Persönlichkeiten, gut zu erkennen. Wir haben schon angedeutet, daß in diesem Bemühen sehr oft die Mangelhaftigkeit der gewählten Raumverhältnisse, nicht selten auch die Unzulänglichkeit der eignen Geistesmacht ihm entgegensteht. Zum Belege der letztern Behauptung haben wir die Stellen anzuführen, wo er die Karakterzeichnung einzelner bedeutender Männer versucht; die Hand eines Tacitus hier finden zu wollen, wäre wohl eine übertriebene Forderung, aber auch die Hand eines Voltaire, und noch vieler Andern, die in absteigender Stufenfolge von jenem zu nennen wären, bleibt uns zu missen; der Zeichner fügt manche kräftige Einzelstriche, auch treffende und geistreiche, und oft nicht ohne Geschicklichkeit, zu einem Bilde zusammen, aber sie geben keinen entschiedenen Gesammteindruck, und der eigent-

liche Kern, aus dem ein merkwürdiger Karakter sich oft in Einem Wort erschließt und aufhellt, kommt nicht an das Licht. Weder Maury und Cazalès, noch Mirabeau und Lafayette, noch Danton und Robespierre sind so gezeichnet, daß man, wie bei guten Bildnissen, sogleich das ursprünglich Lebendige in ihnen fühlte und eine innere Wahrheit, die sich, auch ohne die Möglichkeit äußerer Bestätigung, unmittelbar als solche darstellt, aus ihnen erkannte. So gleichfalls, wo das Urtheil oder auch die Betrachtungen des Verfassers hervortreten, können wir ihn nicht sonderlich loben; jenes erscheint oft befangen oder gar unbegründet, diese von geringem Gewicht; die gediegene Welterfahrung, erlangt durch vielfaches Selbstwirken, durch erlebten Kampf und Wandel der menschlichen Dinge, mangelt hier völlig und kann durch kein bloß geistreiches Bestreben ersetzt werden.

Der Stil des Buches ist eine der besten Seiten desselben; er bleibt sich bei dem Wechsel des Inhaltes größtentheils gleich; er ist rasch und kräftig, oft wie eine bloße Inhaltsanzeige forteilend, und dann nicht am schlechtesten. Dieser belebten, jugendlichen Schreibart verdankt das Buch mit Recht einen Theil seines ausgebreiteten Erfolgs. Der Verfasser hat wohl schwerlich ein bestimmtes Vorbild vor Augen gehabt; wollte jemand ihm aber sagen, er habe sich auf den Bahnen des Sallustius bewegt, so würde er dies, auch ohne den Zusatz, daß er demselben nachgekommen, noch immer für schmeichelhaft genug halten dürfen.

Zum Schlusse können wir nicht unangemerkt lassen, wie sehr es wünschenswerth wäre, die französische Revolution einmal von einem Standpunkte betrachtet und dargestellt zu sehn, auf welchem nicht bloß die verschiedenen Partheien und alle damit verbundenen Erscheinungen innerhalb der Revolution, sondern auch sie selbst mit dem übrigen Europa, und dieses mit demjenigen, was es in den freieren Spielraum ferner Weltgegenden hinausgeworfen, ins Gleiche gesetzt erschiene. Wenn die Specialgeschichte der französischen Revolution lebendigen Ausdruck und Farbe schwerlich von andrer

als französischer Hand empfangen kann, so möchte dagegen diese Weltgeschichte der Revolution eher von einem Nicht-Franzosen, und überhaupt so bald wohl noch nicht zu erwarten sein, denn allerdings würde ein solches Werk, im Fall dasselbe ein durchaus gelungenes sein sollte, ein sicheres Zeichen sein, daß die ungeheure Begebenheit, welche hier zum Grunde liegt, schon weniger die wirkende Kraft, als den gewirkten Stoff darböte, und alle ihre Schmerzen und Gräuel, wenigstens in Geist und Seele des Geschichtschreibers, schon verwunden wären. —

II.

Mein Antheil an der Politik. I. Unter Napoleon's Herrschaft. II. Nach Napoleon's Fall. Der Kongreß zu Wien. Stuttgart und Tübingen, 1823. 1826. 2 Bde.

Dankbar ist es zu erkennen, wenn ein Deutscher, und ein Staatsmann zumal, den großen Entschluß faßt, seine Lebensbahn sammt den Zeitläuften, durch welche sie gegangen, der Welt in Denkschriften darzulegen. Ich sage mit gutem Bedacht: den großen Entschluß; denn der Boden, welchen unsre Nachbarn, die Franzosen, schon seit einem Jahrhundert völlig geebnet und zum anmuthigen Lustwandeln eingerichtet haben, das Feld der Memoiren, ist bei uns Deutschen noch eine peinvolle Wildniß voll Schwierigkeit und Gefahr, nicht zum Vergnügen, sondern nur in kühner Unternehmung zu betreten. Dort sehen wir alle Klassen der Gesellschaft, Minister und Marschall, Prinzessin und Hofdame, Kardinal und Mönch, Modehändlerin und Zofe, Kammerdiener und Lakai,

kurz alles, was nur die Feder zu führen weiß, auf jenem wohlgepflegten Unterhaltungsplatze sich vereint ergehn, jeder nach seiner Weise unter vielen Gleichbeschäftigten bemüht, seinen gewohnten Gang heiter fortzusetzen, durch Erzählung das Erlebte sich und Andern nochmals zu vergegenwärtigen, das Gewonnene zu behaupten, das Verlorene und Verfehlte für die Gedanken herzustellen. Man muß gestehn, sie bewegen sich Alle mit großer Leichtigkeit, man sieht, die ganze Nation ist solcher Übungen gewohnt, eine gewisse Freiheit und Anständigkeit des Benehmens ist Allen gemein; will ein Sonderling, aus ursprünglicher oder angenommener Wunderlichkeit, die bequeme, breite Bahn verlassen, so mag er auf seine Gefahr, zum Staunen oder Lachen der Zuschauer, querfeldein neue Wege suchen, es steht ihm frei, doch gezwungen ist er dazu auf keine Weise. Wohl aber der Deutsche; denn dieser, von solchem Triebe zum Lustwandeln in jener Richtung angeregt, findet nicht bereiteten Boden, nicht aufnehmende Gesellschaft Mit- und Voranwandelnder, nicht anerkannte, sichre Form des Auftretens und Benehmens, nein, über Stock und Stein, durch Busch und Bach, muß er für sich allein in der Öde sich mühsam durcharbeiten und soll vor aller Welt Augen, welche nur um so neugieriger und schadenfroher an dem Einzelnen haften, noch in Tracht und Geberde wie in Wort und Meinung stets einen Anstand beobachten und eine Artigkeit darthun, die jedermann desto heftiger von ihm verlangt, je weniger ein Muster dafür noch nachzuweisen ist. Wahrlich es ist kein Wunder, wenn unsere wenigen Memoirenschreiber, unter solchen Umständen, nicht allzuglücklich gefahren, einige durch ihre mühsamen Anstrengungen höchstens Mitleid, andere durch ihr buntscheckig geziertes Wesen nur Lachen erregt haben. Neben Goethe's Dichtung und Wahrheit haben wir nichts anderes Gelungenes zu nennen, und dieses Werk selbst, wie ächt deutsche Denkwürdigkeiten es auch mitenthalte, steht doch zu dem, was gewöhnlich mit diesem Namen gemeint wird, ungefähr in dem Verhältnisse wie der Faust desselben Meisters zu an-

guten Trauerspielen. Wie das politische und höhere gesellige Leben in Denkschriften zu behandeln sei, haben wir noch nicht gelernt. Aber das Mißgeschick erster Versuche und Übungen kann deren wirkliches Verdienst nicht schwächen, sie sind gleichsam die Opfer, durch welche die künftige Vollkommenheit erkauft wird; wiederholte, häufigere Beispiele werden mit der auffallenden Seltenheit auch die auffallende Ungeschicklichkeit solcher an und für sich doch stets löblichen Bestrebungen austilgen. Wir haben im Deutschen, mit unverdrossener Müh' und Arbeit, nach vielen schlechten endlich gute Hexameter zu Stande gebracht; wir werden auch noch gute Memoiren bekommen. —

In der noch schwachen Zahl solcher verdienstlich Bemühten erscheint jetzt Herr von Gagern, mit bedeutenden Vortheilen, wie nicht zu läugnen, über seine Vorgänger, und gewiß auch, läßt sich annehmen, über manche Nachfolger. Seine Stellung in Lebens- und Weltverhältnissen, die ganze Art seiner Geistesbildung, seine eigenthümliche, selbst in Geschäften höchst bemerkbar gewordene Mittheilungsweise berechtigen zu ungewöhnlichen Erwartungen. Er geht auch in der That einen ganz besonderen Weg; er will nicht persönliche Lebensdenkwürdigkeiten noch eigentliche Geschichtsdarstellungen liefern, sondern sein Buch kündigt einen noch ganz anderen Zweck durch den Titel an: „Mein Antheil an der Politik.“ Daß der Name, dem dieses „Mein“ angehört, nicht mitgenannt wird, könnte sogleich stutzig machen und hier eine unsichre Verknüpfung andeuten, sei es in der Sache oder in den Worten; zwar der Name findet sich glücklicherweise noch bald genug unter der Zueignung, sowohl des ersten als des zweiten Theils, aber nun ist man schon einmal mit dem Titel verfangen und findet diesen bei näherer Betrachtung eben nicht sehr wohlgegriffen. Die Politik, von welcher ein bestimmter Antheil hier herausgehoben werden soll, bleibt ein etwas unklares Abstraktum, nicht sonderlich geeignet, eine Mannigfaltigkeit von Konkretem, wie doch hier durch Antheil gemeint sein muß, als Bestandtheil zu haben. Ginge man

auf solche Bezeichnung ein, und wollten Mehrere dergleichen Antheile an der Politik für sich aussondern, so würde die letztere dasselbe kleinste Ergebniß oft nach vier, fünf, sechs und mehr Seiten zugleich auszahlen sollen, was doch unmöglich angeht. Aber das Wirrniß löst sich, sobald man das persönlich Geleistete in dem Antheil von dem sächlich Geleisteten in der Politik gehörig unterscheidet und darnach den Titel ändert. Denn freilich ist es wahr, daß in der Geschichte von jeher stets weit mehr gethan und erstrebt wird, als eigentlich herauskommt, daher es sehr unbillig wäre, den Antheil an den politischen Bewegungen nur an den Ergebnissen derselben abzumessen. Herr von Gagern selbst käme dabei offenbar zu kurz. Kein Mensch wird bezweifeln, daß Herr von Gagern diese in seinen Denkwürdigkeiten hier dargelegten Thätigkeiten ausgeübt, diese Ansichten gehabt, diese Gesinnungen gehegt habe; aber so viele Thätigkeiten durchkreuzen einander, heben einander auf, begleiten einander bald hemmend bald fördernd, und dasselbe Zusammentreffen und Widerstreiten gilt von den Ansichten und Gesinnungen, so daß der einfache Ertrag aus so vielfachem Thun meist in gar keinem Verhältnisse mehr zu diesem steht; besonders sind die Thätigkeiten des Vermittelns, Ausgleichens und Friedenerhaltens ganz unendliche, welchen es nie an Stoff mangelt, deren Wirkung sich nach allen Seiten verbreitet und gleichwohl in keiner besonderen Gestalt übrig bleibt. Daß Herrn von Gagern's politische Thätigkeit hauptsächlich von der bemerkten, so leicht verkennbaren und meist wirklich verkannten Art war, bezeugt selbst der geistreiche Freund, dessen Briefstelle Herr von Gagern (Thl. II. S. 11) mittheilt, nach welcher der wesentlichste Einfluß auf das Zusammenwirken der mindermächtigen deutschen Regierungen zur Gestaltung der deutschen Bundesakte, und ebenso die bedeutendste Mitwirkung zum Ermäßigen der wegen Polen und Sachsen auf dem Kongresse zu Wien gespannten Gemüther dem Herrn von Gagern eben in Gemäßheit jener Thätigkeiten zugesprochen wird, ohne daß man es doch erkennen wolle, vielmehr sei solche Erzäh-

lung, sagt der Freund, den Juden ein Ärgerniß, den Griechen eine Thorheit; wobei denn, unter dem Namen der Juden und Griechen, hier die lieben Landsleute selbst die Gescholtenen sind. Ich meinestheils bin weit entfernt, die Verdienste des Herrn von Gagern geringer anzuschlagen als er selbst und sein Freund, aber der Eifer, in welchen der letztere geräth, und jenes Nichterkennenwollen, und dieses Ärgerniß und diese Thorheit bestätigen nur die Meinung, daß, anstatt des persönlich Erlebten lieber das persönlich Geleistete schildern zu wollen, ein minder sicheres Absehn und eine minder belohnende Arbeit sei, sowie auch, daß die Mißlichkeit des Titels dem Buche nicht bloß durch diesen angehöre.

Der Zeitumfang, welchen Herr von Gagern in diesen Denkschriften vor sich hat, begreift den letzten Verfall und völligen Untergang des deutschen Reiches, und das neue Werden einer andern Gestaltung, zuerst des rheinischen und dann des deutschen Bundes, also eine der größten Verarbeitungen und eine der wichtigsten Verwandlungen, welche den politischen Zustand unsrer Nation jemals betroffen haben. Diese Zeit, deren eigenthümliches Leben uns allzusehr in Druck und Störung berührt hat, als daß wir seine Gestalt immer unbefangen genug zu würdigen bereit wären, wird einst in der Geschichte der Deutschen ein höchstes Interesse auf sich ziehen. Man wird ihren Erscheinungen und Bedingnissen eifrigst nachspüren und vielleicht, ungeachtet der so ungeheuer vermehrten Hülfsmittel, zu ihrer Aufhellung eben so begierig und vergebens nach ächten und ausreichenden Quellen forschen, als jetzt nach denen des Mittelalters. Es ist gewiß, daß unsere Gegenwart nicht weniger als frühere Zeiten unendlich vieles vernachlässigt, mißachtet oder vergeudet, was uns, wie einst den Nachkommen, in höchstem Werthe stehen würde, wenn wir es, wie jene, als Ganzes aufzufassen im Stande wären. Aber in der Vereinzelung der unmittelbaren Lebensbezüge entgehen uns allzuleicht die allgemeinen Gesichtspunkte, und eine Geschichte der Deutschen als Zeitgenosse wahrhaft mit durchzuleben, ist wohl noch schwieriger, als eine solche

zu schreiben, obwohl auch diese letztere Aufgabe schon als eine fast unlösbare gilt. Das deutsche Leben des achtzehnten Jahrhunderts, die nächste Zeit vor der völligen Auflösung des deutschen Reiches, dieses Inbegriffs so vielfach getadelter und seitdem häufig genug wieder angerufener Staatsgebilde, ist in solchem Betreff ganz besonders ausgezeichnet; durch Anziehung sowohl, als auch durch Schwierigkeit; der größte Reichthum, der mannigfachste Reiz bietet sich dar, wie jeder bekennen wird, der nur irgendwie in jene Zustände tiefer hineinzublicken vermochte; aber dieses Leben erscheint nirgends beisammen, weder auf dem Markte, noch in der Kirche, weder im Heere, noch am Hoflager, weder in der Schule, noch in der Geselligkeit, sondern überall zerstreut und überall anders, auf keiner Hauptstraße begegnet man ihm, es will auf tausend verschiedenen, oft kaum noch merkbaren Wegen in seinen kleinsten Bezügen aufgesucht sein, sogar der Staat selber, der doch als das zumeist Öffentliche hervorzutreten hat, nur in den Gedichten, in Still-Leben, Träumen. Vorzüglichen Dank haben wir deßhalb für jeden Beitrag auszusprechen, welchen irgend Berufene uns zur Kenntniß einzelner Verzweigungen und Gebilde jenes Lebens aus ihrer persönlichen Erfahrung und Erinnerung mittheilen, und solcher Dank gebührt unserm Verfasser zuverlässig in hohem Grade. Die Verhältnisse deutscher Staatspersönlichkeiten, — beides, sowohl der Staaten, als der Staatsmänner, — in jenen Zeiten und Schickungen der aus üppigem Frieden aufgährenden Umwandlungsstürme, treten aus den vorliegenden Denkschriften uns lebhaft vor Augen, wir sehen einen bestimmten Strich deutschen Landes und Karakters unsern Blicken hell beleuchtet. Hier muß zuvörderst erfreuen, unter allem äußeren Wechsel, der verhängt sein mag, so viel Treue des inneren Karakters zu finden, so große Nachhaltigkeit, Fortdauer im Gewohnten, Milde, Billigkeit, wie sich an diesen Zuständen überhaupt kund giebt; Eigenschaften, welche auch im Ganzen die des Mannes sind, der diese Zustände schildert; seine Treue gegen das nassauische Haus, seine Zuneigung für

das deutsche Vaterland verläugnet sich nie, wenn auch sonst wohl die Spaltungen der Zeit zu mancherlei unerwünschten, ja bedenklichen Rollen nöthigen. Am anziehendsten ist der erste Theil, und von diesem wieder die erstere Hälfte, welche den schon entlegneren Verhältnissen, vor der französischen Revolution und während derselben, gewidmet ist. Ich kann nur das Bedauern ausdrücken, daß Herr von Gagern grade diese Schilderungen allzu kurz abgefertigt hat; sie brechen fast immer ab, wo das Weitergehen und Ausführen erst recht erwünscht wäre; in Bezug auf diese Sachen hat Herr von Gagern wenigstens von mir nicht den Vorwurf zu gewärtigen, den er im voraus verzeihen will, nämlich: „daß man hin und wieder das Geplauder des alternden Mannes rüge;" im Gegentheil, er hätte meinethalben um ein gutes Theil redseliger sein mögen!

Herr von Gagern ist im Jahre 1766 bei Worms auf dem reichsritterschaftlichen Schlosse seines Vaters geboren; die Erinnerungen eines Reichsritters, der „keines Fürsten Unterthan", sind in ihm noch lebhaft und gehen durch das ganze Buch; da sich diese mit dem früheren Geschlecht abschließen und in keinem nachfolgenden wiederholen, so sind auch sie schon Denkmale einer unwiederbringlich dahingeschwundenen Vergangenheit und geben dem Buche ihren eignen Reiz. Obwohl Protestant, besucht Herr von Gagern in Worms die katholische, noch dazu von Exjesuiten geführte Schule, und er rühmt sich ihres guten, die Religionssachen gar nicht berührenden Unterrichts. Nachher kommt er auf die Schule zu Zweibrücken, dann in des Dichters Pfeffel Erziehungsanstalt zu Kolmar, welche, gleich vielen andern damaligen, auf militärische Weise eingerichtet war. Im sechszehnten Jahre bezieht er die Universität Leipzig, später Göttingen. Des Vaters Verhältnisse brachten ihn darauf in die Dienste des Herzogs von Zweibrücken; was über Hof und Regierung dieses kleinen Fürsten gesagt wird, ist sehr interessant; die großen politischen Bewegungen über die Erlöschung der baierischen Kur im Jahre 1777 spielen hier stark

ein; Montgelas, damals noch Freiherr, und der Diploma-
tiker Pfeffel werden geschildert. Um sich zu einem höheren
Staatsamte vorzubereiten, das ihm, als einem jungen Edel-
manne, im voraus zu Nassau-Weilburg zugedacht war, geht
Herr von Gagern auf einige Zeit nach Wien. In Weilburg
steht er bald, erst 21 Jahr alt, neben dem fast gleichaltrigen
Fürsten, mit dem er in Leipzig studirt hat, als Präsident
an der Spitze des gesammten Landes; eine vortreffliche und
musterhafte Ordnung, eingeführt von seinem Vorgänger, dem
Präsidenten von Botzheim, einem großen Staatsmanne, wie
Deutschland ihrer in den engsten Wirkungskreisen so viele
zählte, machte ihm die Sache leicht, das Regieren war un-
ter solchen Umständen ein Genuß.

Diese glückliche Lage wird durch die Bewegungen der
französischen Revolution erst von fern, dann in der Nähe
gestört. Über die damaligen Stimmungen in Deutschland,
das Benehmen der Höfe, den Antheil, welchen man in den
höchsten Kreisen der Gesellschaft, in den Heeren, am wenig-
sten doch im untern Volke, zu Gunsten der Revolution wahr-
nahm, kommen merkwürdige Äußerungen vor. Endlich er-
scheinen die französischen Republikaner selbst, den Grafen
Custine an der Spitze; diesem gegenüber spielt Herr von
Gagern eine sehr barsche, trotzige Rolle, auf die er nicht
ohne Wohlgefallen zurückblickt; allein die rauhesten Kriegs-
leute lassen oft aus Gutmüthigkeit oder Lässigkeit mancherlei
so hingehen, was nachher wohl aussehen kann, als habe
man ihnen aufgetrumpft, im Augenblicke selbst aber so viel
nicht bedeuten mochte. Aber Herr von Gagern erfährt in
seiner eignen Denkart die mächtige Einwirkung der Republi-
kaner, er verwahrt sich nur, daß er ihnen im Sinne des
Königshasses und der Erbitterung nie angehört habe; dies
erweist sich auch alsbald, da er die Rettung der Königin von
Frankreich, als einer geborenen deutschen Fürstin, zur Ehre
der deutschen Nation versuchen will; er schreibt in dieser Ab-
sicht an die Königin und an den französischen Nationalkon-
vent und bringt den Brief den drei bei den französischen

Truppen in Mainz anwesenden Kommissären des Konvents, wo aber Merlin von Thionville sich bei Tische häßlich mit dem Messer geberdet, indem er sagt, es gefalle ihm nicht auf der Erde, so lange noch ein Edelmann übrig sei; zu schweigen, sagt Herr von Gagern hier, war das Klügste. Übrigens wollte er die Königin zu Paris im Namen der deutschen Jugend zurückverlangen, die rothe Kappe, bekennt er, hätte er unweigerlich genommen, mit den deutschen Handwerksburschen in Paris Kameradschaft gepflogen, des Geldes nicht gespart, das Äußerste gewagt; doch dieser Anschlag blieb in unverwirklichten Möglichkeiten stecken, wie so manches andere. Herr von Gagern muß bald für seine eigene Sicherheit sorgen, wirkt aber dadurch nur um so eifriger für das Allgemeine; ein Aufruf zum engeren Verein gegen die Franzosen, ein Keim des Tugendbundes, die zur Sprache gebrachten Ur-Ideen von Landwehr und Landsturm, persönliche Drohungen gegen den kurpfälzischen Minister Grafen Oberndorf, die mächtigsten Hülfsmittel, wie man sieht, zu welchen der erregte Thateifer greifen kann, bleiben ebenfalls ohne Folge; indeß erkennt man, wie früh Herr von Gagern die Anstalten, welche später in Deutschland gegen die fremde Gewaltherrschaft wirklich durchgriffen, in sich getragen, wiewohl er die Ehre solcher Anschläge darum nicht gerade sich selber vorzugsweise beimessen will, sondern dieselben als „Ur-Ideen" gern noch früheren Eigenthümern überweist.

Den Frieden von Basel kann ein Deutscher, sagt Herr von Gagern, nur mit Abscheu nennen; von dem Augenblicke habe es geheißen: Rette sich wer da kann! und diese Sprache habe er selbst fortan häufig und geläufig geführt. Durch den Fortgang der Ereignisse verliert Herr von Gagern seinen bisherigen Boden und die darauf gegründete Wirksamkeit endlich ganz, er lebt als Vertriebener, bald mehr, bald weniger beschäftigt, bald in Berlin bald in Wien politische Rathschläge anbringend, doch immer ohne Erfolg; er muß zuletzt gesehn, daß der Frieden von Campo-Formio sich kaum besser ausnimmt als der von Basel. Vom Kongresse

zu Rastatt hat er auch nicht viel Löbliches zu berichten; die Ermordung der französischen Gesandten durch Szekler Husaren wird hier, öffentlich, so viel ich weiß, zum erstenmal, mit einem bestimmten Verdacht gegen den Grafen Lehrbach verknüpft, weiterer Aufschluß aber nicht mitgetheilt. In Folge der Verträge, welche den weltlichen deutschen Fürsten Entschädigungen für ihre an Frankreich gemachten Verluste durch Einziehung deutscher geistlicher Länder sicherten, ging Herr von Gagern sodann als nassauischer Bevollmächtigter nach Paris, an den Hof Bonaparte's. Hier lebt er in der großen Welt und Gesellschaft; Herr von Talleyrand, Frau von Staël und andere berühmte Personen treten hervor. Späterhin wird hier der Rheinbund gestiftet, zu welchem Herr von Gagern, des: Rette sich wer da kann! bestens eingedenk, thätig mitgewirkt, sowohl zum Vortheil seines nassauischen Hofes, als auch den übrigen deutschen Verhältnissen zum Besten, wie er ausführlich darzuthun bemüht ist; im Grunde freilich war bei diesen Dingen von deutscher Seite nicht viel auszurichten.

Alle nachfolgende Thätigkeit des Herrn von Gagern ferner im Einzelnen zu begleiten, dürfte hier der Raum schwerlich erlauben; ich will aber die Hauptsachen der Reihe nach kürzlich anführen. Der Krieg des Jahres 1806 gegen Preußen läßt Herrn von Gagern in seinen diplomatischen Geschäften dem Hauptquartiere Napoleon's folgen; die Dienste, welche er hier gelegentlich dem kursächsischen Hof erzeigt, hätten ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten in Dresden zuwenden können, allein die Sache blieb abermals ohne Verwirklichung. Herr von Gagern kam wieder nach Paris, wo Napoleon's gewaltige Stellung und Mittel Anreiz genug zu großen Plänen sein konnten, doch da derselbe auf den ihm von fern hinterbrachten Vorschlag, deutsche oder gemischte Kolonieen durch Herrn von Gagern nach Louisiana führen zu lassen, nicht geachtet hatte, so theilte dieser ihm andere, wichtigere, weil er ihm nicht traute, lieber gar nicht mit; die Aufforderung an Napoleon, nicht halb, sondern

lieber ganz Charlemagne zu sein, sich in Deutschland wählen und krönen zu lassen, da denn gegen die Ungehorsamen die deutschen Gesetze von der Acht genug sprechen würden, eine Reichskanzlei und den Reichshofrath zu bestellen, sich mit Rechtsgelehrten und Litteratoren zu umgeben, und endlich, dem Herrn von Gagern jährlich in Deutschland zwei Millionen zu vertrauen, um damit in Ritterschaft und drittem Stand dem neuen Kaiser Anhänger zu gewinnen, diese Aufforderung hätte doch gewiß für Napoleon sehr verführerisch sein müssen, der die Millionen ohnehin verschwendete, aber nicht ahnete, welch zweckmäßiger Gebrauch davon in Ritterschaft und drittem Stand hätte gemacht werden können. „Es erging fürwahr ganz anders,“ sagt Herr von Gagern; er selbst mußte in Folge eines französischen Dekrets, welches im Jahre 1811 alle auf dem linken Rheinufer Geborenen als Franzosen ansprach und aus fremden Diensten zurückrief, das naussauische Staatsverhältniß aufgeben, und weil er nicht in Frankreich dienen wollte, zog er sich nach Österreich, wo er seinem nunmehr entschiedenen Hasse gegen Napoleon Nahrung zu finden hoffte. Der Minister vom Stein schien für Männer in solchen Lagen ein Vorbild, in welchem man sich gern spiegelte, aber den Unterschied von diesem Helden deutscher Gesinnung zu so manchen Opfern ganz anderer Umstände wird man leicht festhalten.

Napoleon's Mißgeschicke begannen, und Herr von Gagern sah ein erweitertes Feld der Thätigkeit vor sich; die Volksstimme war so kräftig, daß sie dem österreichischen Kaiser selbst, sagt Herr von Gagern, nicht erlaubt haben würde, ferner Parthei für Napoleon zu nehmen; Herr von Gagern hatte schon gewählt und machte gemeine Sache mit der Volksstimme; allein das Unglück verfolgt ihn auch hier, immer wird er vor der That gehemmt und von denen verkannt, für die er thätig sein will. Seine Aufstandsanschläge schienen, wie er selbst sagt, dem Ansehn und der Hoheit des österreichischen Hofes gefährlich, und ehe sie zur Ausführung gelangen konnten, wurde Herr von Gagern aus den

österreichischen Staaten verwiesen! Er tröstet sich mit den Worten: „Allerdings lag in mir auch der Ehrgeiz, zu zeigen, was starke Karaktere vermögen. Das Schicksal hat es nicht gewollt." Indeß wird Herrn von Gagern's redlicher Eifer doch bald eingesehn, und er begiebt sich, mit österreichischen Winken, nach Breslau, wo die von Kalisch dahin gekommenen Monarchen doch ihre innerste Ansicht ihm, wie er selber meint, wohl nicht eröffneten. Von anderer Seite dagegen zeigt sich erwünschtes Zutrauen; in Prag hatte der noch nicht wieder eingesetzte Kurfürst von Hessen den Herrn von Gagern in seinen innersten Rath gezogen; nunmehr berief ihn eine Depesche an die Spitze der Angelegenheiten des Prinzen von Oranien, und alsbald trat er in den Verwaltungsrath, welchen die verbündeten Herrscher für die eroberten Länder unter Vorsitz des Ministers vom Stein anordneten. Hierauf nahm Herr von Gagern die nassauischen und niederländischen Interessen in den Friedensverhandlungen zu Paris, und dann beim Kongresse zu Wien, wohin er neben Herrn von Spaen als zweiter Bevollmächtigter gesandt wurde, mit lebhaftem Eifer und mit allem dem Erfolge wahr, der in den günstigsten Verhältnissen des oranischen Hauses reichlichst begründet lag.

Der Kongreß von Wien füllt den ganzen zweiten Theil dieser Denkschriften; in alle Verhandlungen und Verwickelungen dieses wichtigen Zeitraums einzugehn, ist aber hier nicht möglich. Leid ist es mir, sagen zu müssen, daß hier auch das Interesse der Mittheilungen des Herrn von Gagern merklich abnimmt, sei es, daß die Größe des Gegenstandes weniger leicht zu verarbeiten, oder die Fülle des Mittheilbaren nicht so ergiebig war, oder auch der persönliche Antheil an diesem bedeutenden Stücke Politik mehr in eigentlichen Geschäftsarbeiten als in großen, für die Einbildungskraft anziehenden Entwürfen bestand. Wenigstens wendet sich der Vortrag des Herrn von Gagern hier mehr und mehr auf das Geschäftliche und sucht dieses hauptsächlich hervorzuheben und zu belegen; Auszüge aus Verträgen, Proto-

kollen, diplomatischen Noten und Depeschen nehmen im Art überhand, abgerechnet was dieser Art in einem großen Anhange noch besonders beigefügt ist. Diese Mischung von meist französischen, auch mitunter englischen, Aktenstücken und Beweisstellen mit deutscher Erzählung und Betrachtung verursacht einiges Unbehagen; den wenigsten Lesern kann dieses wiederholte Überspringen aus der Kanzlei in den Salon und aus dem Salon in die Kanzlei gefallen. Der dritte Theil dieser Denkschriften, welcher wahrscheinlich noch folgen und die Wirksamkeit des Herrn von Gagern am deutschen Bundestage darstellen wird, möge sich in diesem Betrachte doch ja vor den Bundesprotokollen hüten, deren Ernst und Schwere, bei aller Gleichheit des Idioms, sich nothwendig sträuben muß, in den immer etwas leichten Stil unterhaltender Denkschriften eingeschoben zu werden, wenn auch die eignen Vorträge und Abstimmungen des Herrn von Gagern hierin zuweilen eine willkommene Ausnahme machen. Zudem sind eigentliche Aktenstücke für die politische Geschichte nicht immer die sichersten Quellen und Belege; man müßte sie vollständiger haben, als dies gewöhnlich der Fall sein kann, um ihren Sinn und Zusammenhang jedesmal richtig einzusehn, und das eigentlich Wirksame und Entscheidende bewegt sich im politischen Gebiete meist außerhalb der Bahnen, auf welchen sich die breiten Verhandlungsschriften fortarbeiten. Dafür sind eben persönliche Denkschriften, daß sie aus unmittelbarer Lebensanschauung das Erlebte schildern, und ihr ganzer Vortheil geht verloren, wenn sie wieder auf das amtliche Schriftwesen zurückkehren. Aber ein Deutscher, das sehen wir, kann fast nicht anders, so stark die Schwingen der Anmuth ihn erheben, so stark wieder zieht die Aktenschwere ihn herab, und unsere Retz, St. Simon, Ferrieres, Ségur sehen sich verurtheilt, immer auch ein bischen unsere Lünig und Meyern zu sein! Dies einmal als Nationalnothwendigkeit zugestanden, wäre es jedoch sehr unbillig, Herrn von Gagern's Sorgfalt nicht anzuerkennen; er war bemüht, seinem Buche jede zuverlässige Bewährung einzuverleiben,

und dies bleibt zu loben, auch wenn der Ertrag nicht immer der Absicht entsprechen sollte. Einige merkwürdige Aktenstücke sind hier zuerst der Öffentlichkeit übergeben; die Kanzleien und Archive haben manches losgelassen, was sonst festzuliegen pflegt. Von seinem Fürsten hat Herr von Gagern die Vergünstigung erwirkt, seine eigenen Depeschen theilweise abdrucken zu lassen; hier tritt denn freilich die Betrachtung ein, daß dergleichen Schriften, auf welche, im Augenblick ihres Lebenspunktes, und noch eine Weile hernach von den betreffenden Personen, mit Recht der höchste Werth gelegt wird, späterhin, und für Fremde, gar sehr an Interesse zu verlieren pflegen, es geht damit wie mit den Zeitungen, nur immer auf die neuesten ist man begierig, obwohl nicht zu läugnen, daß oft die älteren besser waren. Ferner, als Herr von Gagern sich zu diesen Denkwürdigkeiten entschloß, bedingte er mit dem Fürsten von Talleyrand, daß dieser ihm unverfängliche geschichtliche Fragen beantworten sollte; diese Fragen und Antworten sind mitgetheilt; bei dieser Gelegenheit sieht man wieder recht, wie schwer das Fragen ist, und wie leicht das Antworten, wenn man es dabei wie Herr von Gagern und der Fürst von Talleyrand macht, denn in der That ist wenig dabei herausgekommen. Ein zwischen dem österreichischen Gesandten in München, Grafen Friedrich von Stadion, und seinem Bruder, dem gewesenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Wien, geführter Briefwechsel, der nach des Ersteren Ableben auf seltsame Weise in Herrn von Gagern's Hände kam und von ihm, edler und zarter Weise, dem Letzteren zurückgestellt wurde, hätte reichere Ausbeute gewähren mögen, aber Herr von Gagern theilt nur ein paar unverfängliche Stellen daraus mit. In Betreff seiner Unterredungen mit Herrn Bartholdy, von welchem über die preußischen Verhältnisse allerlei Äußerungen beigebracht sind, ist Herr von Gagern weniger zart gewesen, wie er denn überhaupt den preußischen Staatsmännern durch das ganze Buch nicht sonderlich gewogen erscheint und in rücksichts-

loser Art von ihnen spricht; vielleicht aber haben sie vor Andern es auch um ihn verdient!

An Gelegenheit, die grossen und kleinen Welthändel kennen zu lernen und in ihr Getriebe mitthätig einzugreifen, hat es Herrn von Gagern, nach allem Erwähnten, nun allerdings nicht gefehlt; seine Stellungen waren bedeutend genug, seine Verhältnisse mannigfach, seine Hülfsquellen nicht gewöhnliche; gleichwohl scheint seine Auffassung und Darstellung so vielfacher und lebensvoller Gegenstände nur selten diesen gehäuften Vortheilen zu entsprechen. Im entschieden Grossen wählt er oft nur die kleinsten Gesichtspunkte; die Bezüge der Dinge und der Personen zu einander erscheinen oft völlig aufgelöst, um nur den Einen Bezug, den näher oder entfernter an den Verfasser knüpfbaren, hervorzuheben; Urtheile bedingen sich ihm hieraus oft von so seltsamer Art, daß zu seiner Meinung außer ihm schwerlich noch jemand ganz wird stimmen wollen. Überhaupt ist das Ganze so gestellt, daß nicht sowohl die Begebenheiten Licht von der Person, als vielmehr die Person Licht und Glanz von den Begebenheiten empfängt, welche ringsher sich um jene fügsam ordnen und das Bild derselben von allen Seiten in bunten Farben zurückspiegeln. Diese prachtvolle Heiterkeit ist manchen stilleren Tugenden des Buches nicht günstig. Die Biederkeit, deren wirksame Gegenwart in dem Karakter dieser Denkschriften auch der Mißwollende selbst nicht abläugnen dürfte, kann in der unvermeidlichen Selbstbeschauung, die ihr bereitet ist, einiger Züge zu stark lächelnden Wohlgefallens sich nicht erwehren. Auch die Bescheidenheit hat manchmal von der ihr aufgedrungenen Stellung einiges zu leiden; am wenigsten jedoch die Gutmüthigkeit, welche sich unter so vielfachen Verlockungen doch immer in fast gleicher Haltung zeigt. Wie gegen sich selbst, ist Herr von Gagern auch gegen Andre billig, und wenn er auch Ungunst und Tadel lebhaft genug ausspricht, so findet sich in seinen Urtheilen doch nicht leicht Bitterkeit oder Schadenfreude. Selbst die feindlichen Angriffe eines Lucchesini, der in seinen Denkwürdigkeiten son-

nenklar beweisen will, daß Herr von Gagern in Paris treu-
los gegen das nassauische Haus gehandelt habe, der Alleman-
nia, welche ihn einen der ersten Urheber aller revolutionären
Gesinnungen nennt, und des Manuskripts aus Süddeutsch-
land, welches behauptet, daß er zu Wien beim Kongresse
nur abgeschmackte Dinge zu Markt gebracht habe, behandelt
er mit Glimpf und Milde und führt sie den Dilettanten
des Tadels zu Liebe, wie er sagt, in seinem Buche selbst,
ohne besondre Widerlegung, mit obigen Worten an.

Art und Weise, die Dinge zu sehn und zu nehmen,
den ganzen Weldwirrwar zu behandeln und sich selber darin
darzustellen, will man bei dem Schriftsteller immer auch in
seinem Stil und in seiner Sprache wiederfinden. Die Schreib-
art des Herrn von Gagern wäre in dieser Hinsicht, dürfte
jene Regel durchaus keine Ausnahme leiden, nicht eben das
günstigste Zeugniß für ihn. Sie hat wenig Gleichmäßigkeit,
im Gegentheil, ihre Wendungen und Sprünge halten ein
unbehagliches Erstaunen rege; sie weicht bald nach der einen,
bald nach der andern Seite über die Gebühr aus, giebt sich
nachlässig der größten Bequemlichkeit hin und nimmt die ge-
zwungenste Feierlichkeit an, nicht wie es der Gegenstand er-
fordert, sondern wie es die Laune bringt; die Trivialität
herabgekommener Gesellschaftsausdrücke mischt sich mit der
schwülstigsten Geschichtschreibersprache; der hohe Aufschwung
Johann von Müller's wetteifert mit dem leichten Gesprudel
des Herrn von Pradt, dazwischen sucht ein scherzender Witz,
der nicht selten bis zum Schalkhaften sich versteigt, die flüch-
tige Grazie zu haschen. So bekommt denn freilich das Ganze
ein ziemlich buntes und wirres Ansehn, man erkennt, wie
schwer es noch sein muß, im Deutschen bei solchen Mitthei-
lungen Ernst und Anmuth zu vereinigen. Einige Beispiele,
wo Herr von Gagern in seiner Erzählung bald kanzleimäßig
„seine Incumbenz erfüllt,“ bald salonrednerisch „nicht nur die
groben Buchstaben, sondern selbst die points sur les I hin-
reichend setzt,“ dann feierlich „der biedern Altvordern“ gedenkt,
dann schalkhaft „der deutschen Dulcinea, die noch ihres Rit-

ters harrt," Erwähnung thut, beweisen hinlänglich, wie zwischen Charybdis und Scylla die steuerlose Fahrt ins Verderben führt. Eine Redensart wie: „Da ich in Glück und Wohlstand dies Ruder geführt, dies Brot gegessen hatte," die sich sogar mit Vorliebe wiederholt; „Der Herr Fürst von Usingen hat so lange österreichisches Brot und fast kein andres gegessen," sollte billig mit der verwandten: „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe," mit: „Meiner Wenigkeit," und andern solchen Geschmacklosigkeiten unsres abgelegten Sprachplunders, in guter Gesellschaft nie mehr erscheinen. Daß aus der Mischung der Tonarten indeß auch gute komische Kraftwirkung hervorgehn könne, beweist Herr von Gagern durch folgende Stelle, wo die gerügten Mängel im Verein fast eine Tugend werden: „In Herrn von Talleyrand's Hause, — erzählt er, — wurde ein Pflegkind, die kleine Charlotte, erzogen, mit der größten Sorgfalt und Zärtlichkeit; sie war gleichsam eine wichtige Person. Wie oft habe ich die Matadore, die alten Leute, Aranda, Philipp Cobenzl, Lucchesini, mit diesem Kinde spielen sehn, manchmal ängstlich, ob sie sie konnten lächeln machen, und bemerkt werden. Wie oft sah ich ein kleines Schooßhündchen schmeicheln und von einer Stelle zur andern tragen. Mit diesem artigen Kind, jetzt einer artigen Frau, an Herrn Talleyrand's Vetter vermählt, habe ich auch gern gespielt. Aber Herr Hans von Gagern hat diese altdeutsche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten." —

Jungen Männern, welche sich dem diplomatischen Fache widmen, pflegt man das Lesen von Denkschriften besonders zu empfehlen; daß sie außerdem die gehörigen ernsten Studien betreiben, setzt man wohl ohnehin dabei voraus. In dieser Beziehung darf man sie wohl aufmerksam machen, daß sie auch hier, neben der höheren Belehrung, manche nutzbare Winke für das persönliche Leben finden, von welchen der Vortheil unmittelbar einleuchtet. Herr von Gagern war bei seinem ersten Erscheinen in Paris nicht förmlich beglaubigt; an allem, was den Diplomaten Angenehmes wider-

fuhr, — Einladungen, Benachrichtigungen, Auszeichnungen, — nahm er Theil, doch hatte seine Stellung in andrem Bezug auch wieder ihr Unangenehmes, und da giebt er denn die Auskunft: „Diesen Mißverhältnissen suchte ich früh auch damit zu steuern, daß ich alsobald als vornehmer Herr zu leben anfing. Denn man gilt häufig an den Posten, wie man sich selbst hinstellt, und es war zeitig mein Augenmerk, mich von der Klasse lästiger Sollicitanten zu scheiden. Damals war es um so bemerkter, da Equipagen und Eleganz noch unter die Seltenheiten gehörten. Alle die, welche etwa hofften, oder Miene machten, das zersplitterte und gedrückte nassauische Haus in den Hintergrund zu stellen, wo nicht gar zur Beute zu bezeichnen, wurden gleich damit beseitigt, und ihnen das Handwerk gelegt." Aber mit Equipagen und Aufwand ist noch lange nicht alles gethan, auch die persönliche Liebenswürdigkeit muß das Ihre leisten, so bei Madame Recamier in Clichy: „Litteratur, Ritt und Gang im Wald, kleine Spiele, unser deutscher Plumpsack und Blindekuh, Gesang und Tanz waren in beständigem Wechsel." Ein und das andremal kamen sie zu mir nach Bagatelle. Es ist häufig den Diplomaten heilsam, modisch zu sein. In früheren Jahren war ich ein sehr rascher, bisweilen leidenschaftlicher Tänzer. Die Kriege hatten unsren Nationaltanz, den Walzer, nach Paris gebracht. Scherzweis sagte ich bisweilen, der Friede zu Luneville habe einen geheimen Separatartikel, vermöge dessen der deutsche Tanz ihnen abgetreten sei. Später ist selbst unser Kehraus vom nassauischen an den französischen Hof gekommen." Aber ganz unverhohlen kommt endlich, beim wiener Kongreß, noch Entscheidenderes zur Sprache. Herr von Gagern erzählt, er habe mit seinem Gesandtschaftsgenossen, Herrn von Spaen, die erste Zusammenkunft in Bad-Embs gehabt; sie durchliefen die Instruktionen, die nicht viel besagen konnten; das Vorbild, die Klugheit der Altvordern, und in der eignen Brust Redlichkeit und Nachdruck, schienen die besten Quellen; gleich aber fährt Herr von Gagern fort, wie folgt: „Meine wichtigere Frage an den Herrn von Spaen

war, ob er einen guten Koch habe? Und als er sie verneinte, mit dem Anfügen, er werde erst nach dem Kongreß dort haushalten, schrieb ich sogleich nach Paris, um mir einen der geschickteren aus Véry's Anstalt zu senden, nahm eine weibliche aus meinem Hauswesen zum inhaltschweren Geschäft der Dampfnudeln mit; ließ von Amsterdam fremde Weine in Fülle kommen und empfing ohne Anstand und genügend die besten Sorten des heimischen Rheinweins aus den fürstlich nassauischen Kellern. Diese Vorsicht kam mir zu Statten." Und der Verfolg des Buches selber zeigt, daß diese Versicherung wohlbegründet ist. —

Hiemit will ich meine Anzeige des reichhaltigen, belehrend ergötzlichen Buches schließen. Mögen Andre mehr auf das Besondre eingehn, als ich es hier kann; an Stoff zu Bemerkungen fehlt es hauptsächlich in dem zweiten Theile nicht, nur dürfte man oft in Verlegenheit sein, wie man sie gehörig vorbringen soll, wenn man nicht gradezu Herrn von Gagern selber nachahmen und zugleich so künstlich figuriren und wieder so natürlich sich gehn lassen will, wie es ihm einzig gegeben ist. Und wer möchte dies zu unternehmen wagen? Ich nicht. —

III.

1) Franz von Sickingen's Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch Ernst Münch. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, 1827. (Der zweite Band, die Urkunden enthaltend, wird nachgeliefert.)

2) Wilibald Pirkheimer's Schweizerkrieg und Ehrenhandel mit seinen Feinden zu Nürnberg. Nebst

Biographie und kritischem Schriftenverzeichniß. Durch Ernst Münch. Basel, 1826.

3) Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten. Biographie und Nachlaß. Durch Ernst Münch. Nürnberg, 1826.

4) Johann von Werth im nächsten Zusammenhange mit der Zeitgeschichte. Dargestellt von Friedrich Wilhelm Barthold. Berlin, 1826.

Zweien großen und inhaltschweren Zeiträumen unsrer deutschen Geschichte, den Zeiten der Kirchenreformation und des dreißigjährigen Krieges, gehören die Gestalten an, deren Betrachtung uns in den vorliegenden Büchern dargeboten wird. Beide Zeiten, welche in genauer Verbindung denselben innern Kampf und die entschiedenste Umwandlung der Nation umfassen, sind reich an großen und eigenthümlichen Helden, an bedeutenden Männern von höchster persönlichen Wirksamkeit, eingreifend durch Geist, Gesinnung, Befehlsmacht, That. Die allgemeinen Begebenheiten zeigen jedoch den Einzelnen nur im Gedränge des heftigbewegten Lebens, im kurzen Augenblicke der höchsten Erscheinung, im blendenden Lichte bestimmter Auftritte, und ein näherer Antheil an der Persönlichkeit selbst, welche so erscheint und wirkt, bleibt unbefriedigt, es sei denn, daß ihr, in veränderter Betrachtung, das Allgemeine untergeordnet, und sie aus dem aufzuräumenden massenhaften Gewirr, von welchem sie großentheils überschüttet liegt, hervorgearbeitet werde. Schlimm ist es, wenn die Zeitgenossen dies verabsäumt haben, und spätere Nachlebende diese Mühe tragen sollen; die Unmittelbarkeit des Lebens, in welcher mit dem Gegenstande der Gleichzeitige sich befindet, ist bei der späteren Auffassung nicht mehr zu erreichen. Leider ist solches in Betreff der angeführten Zeiträume sehr der Fall; für sie ist fast alle biographische Arbeit noch jetzt auszutheilen, das Bedürfniß derselben wird lebhaft von jedem

gefühlt, der die vaterländische Geschichte mit nicht allzu flüchtigem Blicke zu durchschauen wünscht. Zwar fehlt es nicht an mannigfachen Bemühungen, an mehr oder minder glücklichen Versuchen, besonders in Absicht der Reformatoren und ihrer gelehrten Hülfsgenossen; allein wo wäre, zum Beispiel, selbst von Luther's Leben die Darstellung, die an Gründlichkeit und Anmuth mit den Werken wetteifern dürfte, welche Frankreich in den Lebensbeschreibungen Fénélon's und Bossuet's durch den Kardinal Bausset besitzt? Mit andern Helden jener Zeiträume steht es nicht besser, nur schlimmer. In Ermangelung der Geschichtschreiber haben unsre Dichter noch das Beste gethan, und uns die leibhaften Gestalten eines Götz von Berlichingen und eines Wallenstein so lebendig vor Augen gestellt, daß der Geschichtschreiber nur wünschen kann, in seinem Gebiet eben so wahr und treu darzustellen, als es in ihrer Art jene gethan.

Aus dieser Ansicht müssen wir die Wahl der Gegenstände, welche die Verfasser obiger Schriften, so wie den Sinn, in welchem sie dieselben bearbeitet haben, ausgezeichnet loben. Ihr Verdienst ist zuvörderst in Betreff des gelehrten Forschens und der sorgfältigen Arbeit, sodann aber auch in Betreff der geistigen Auffassung und Richtung, so wie überhaupt des Strebens nach gerechter und angemessener Darstellung, höchlich anzuerkennen. Bevor wir hierüber einiges noch Anzumerkende beifügen, wollen wir die dargestellten Bilder selbst in schnellem Überblicke zusammenfassen.

Franz von Sickingen, eines uralten rheinländischen Rittergeschlechts, wird im Jahr 1481 auf dem Schlosse Ebernburg bei Kreuznach geboren. Erziehung und Unterricht empfängt er, wie sie der Zeit entsprechend seinem Lebenslaufe die brauchbarsten und förderlichsten sein konnten; dem kriegerischen Muthe dient Waffenübung, dem offnen, hellen Kopfe mannigfach wirksame Geistesthätigkeit zur Ausbildung; Gailer von Kaisersberg, Johann Reuchlin, und selbst der Schwarzkünstler Doktor Faust, werden ihm durch Unterweisung nützlich. So erwirbt er bald alle Vortheile der Kenntniß und

Gewandtheit, welche in den gelehrten Formen auf die Welt einwirkt. Denn merkwürdig ist es, wie in jener Zeit die Kunst des Sachwalters und die staatskluge Red- und Schreibfertigkeit nicht minder als Schwert und Lanze dem Ritter zur Waffe dienen. Zwar sein Vater, in gewaltthätige Händel verwickelt, die unglücklich ausfallen, hat das Geschick, als Hochverräther nach Kaiserlichem Spruch enthauptet zu werden; doch den Sohn hemmt dies in seiner Bahn auf keine Weise. Früh begiebt er sich, nachdem er geheirathet, in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz und dann des Kaisers Maximilian I., dem er in den Krieg gegen die Venetianer folgt, und dessen Zuneigung er für die ganze Folgezeit seines Lebens gewinnt. Heimgekehrt, findet er bald Anlaß, die von Partheien zerrüttete Reichsstadt Worms, welche seine Rechtsansprüche nicht beachtet, mit Krieg zu überziehen. Reiter und Landsknechte sammeln sich zahlreich in seinen Dienst, angesehene Ritter ziehen ihm mit ihren Mannschaften zu, theils Verbündete, theils Söldner; er belagert die Stadt, aller Abmahnung von Kaiser und Reich zum Trotz, bestürmt sie wiederholt, muß aber, da seine Mittel nicht ausreichen, endlich abziehen. Die über ihn ausgesprochene Acht hindert ihn nicht, seinem Unternehmungsgeiste bald andern Raum zu finden. Die ihm befreundeten Herren von der Mark, welche in den Gränzbezirken Frankreichs und Deutschlands eine selbstherrliche Macht zu behaupten wagten, erfreuen sich seines Beistandes gegen den Herzog von Lothringen, die Fehde wird indeß beigelegt, und Sickingen knüpft mit dem Herzog ein vortheilhaftes Dienstverhältniß an. Seine Freunde bringen ihn ferner mit dem Könige von Frankreich, Franz I., in Verbindung, er besucht denselben in Amboise, wird sehr hoch gehalten, gewonnen und empfängt, als Feldherr in des Königs Diensten, ansehnliche Geschenke und ein Jahrgehalt von 5000 Franken; fühlt sich jedoch dem Vertrauen des Königs allzu fern gehalten, und als ihm dieser keine Truppen zum eignen Gebrauch überlassen will, geht er unzufrieden fort. Seine nächste Fehde ist gegen die Reichsstadt Metz gerichtet;

wie in Worms, gab es dort Partheien; der einen, verdrängten, nimmt Sickingen sich an, mit fast 20,000 Mann zu Roß und zu Fuß rückt er vor die Stadt, welche, hart geängstigt, in alles Verlangte willigt und, außer andern Summen für Sickingen's Heer, ihm selbst 30,000 Goldgulden Abzugsgeld erlegt. Nun gedenkt er auch der Acht, die gleich seiner Fehde gegen Worms noch immer fortdauert; nach vielen Kämpfen und Schriften wird ein zweijähriger Stillstand vermittelt, Sickingen zum Kaiser nach Innsbruck eingeladen, wo er gnädigst aufgenommen, der ganze Handel für einen Mißverstand erklärt, und die Acht aufgehoben wird. Er weiß trefflich vor dem Kaiser zu reden und seine Sache zu verantworten, verläßt die Dienste des Königs von Frankreich und tritt in die des Kaisers, der einen solchen Anführer und Truppensammler sogleich gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg zu verwenden hat. Aber kaum ist Sickingen wieder am Rhein, so heben auch neue Händel mit der Stadt Worms wieder an, sie verwickeln sich mit Streitigkeiten der Geistlichkeit, andre Fehden gegen den Landgrafen von Hessen, gegen die Reichsstadt Frankfurt kommen hinzu, auf allen Seiten macht Anspruch und Weigerung sich durch Gewalt geltend, und im Übermaße dieser verschwindet auch das anfängliche Recht; die Behörden selbst, welche den Frieden sichern, das gemeine Wesen verwalten sollen, müssen als kriegführende Partheien auftreten. Endlich kommt der Zug gegen Würtemberg zur Ausführung; Sickingen, der unter allen Umständen seine Waffen und seine Geldkräfte mehrt, und dessen Namen und Mittel schnell jede Truppenzahl herbeischaffen, bringt 8000 Mann und führt mit Georg von Frundsberg in des Kaisers Auftrag das Heer des schwäbischen Bundes; der Krieg gewährt schnellen Erfolg und große Beute; Sickingen, bei dem Sturme von Stuttgart benachrichtigt, daß Reuchlin sich in der Stadt befinde, trifft nachdrückliche Maßregeln zu dessen Schutz. Inzwischen stirbt im Januar 1519 der Kaiser Maximilian, und der König von Frankreich bewirbt sich um die Kaiserkrone. Sickingen, der

dem Könige bereits in einer Angelegenheit deutscher Kaufleute, deren Rechtsansprüche gegen französische Unterthanen er an sich gekauft und durch Gewalt bezahlt gemacht, auf dessen Zurechtstellung barsch geantwortet, „ihm habe außerhalb Deutschland in Rechtssachen niemand etwas zu befehlen,“ setzt sich dem französischen Einflusse kräftigst entgegen, erklärt sich, wie auch seine Freunde von der Mark, für den König Karl von Spanien, rückt mit 15,000 Mann auf den Fürstentag nach Höchst, dann vor Frankfurt, und drückt den französischen Anhang durch diese Macht so völlig nieder, daß die Wahl Karl's, nunmehr als Kaiser Karl V. genannt, ohne Hinderung erfolgt. Auch mit Geld unterstützt Sickingen großmüthig den neuen Kaiser, der dankbar dem kriegsmächtigen Ritter seine Huld bezeigt. Die Erhebung in den Reichsgrafenstand lehnt Sickingen ab, wird aber des Kaisers oberster Hauptmann, Rath und Kämmerer. Zu einem Kriegszuge gegen den Herzog von Bouillon und die demselben verbündeten Franzosen borgt er dem Kaiser 20,000 Goldgulden und stellt 16,000 Mann; er selbst und ein Graf von Nassau befehligen die gesammte Heeresmacht. Nach einigen Vorfällen kommt es zur Belagerung von Mézières, welches Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, so klug als tapfer vertheidigt; durch seine List wird Sickingen zu falscher Besorgniß verleitet, die Belagerten nutzen den Vortheil, und die Kaiserlichen, durch Mangel und Krankheiten schon bedrängt genug, sehen sich zum Rückzuge genöthigt, welchen Sickingen meisterhaft anordnen hilft. Die Truppen müssen, da der Kaiser die Zusagen wegen des Soldes nicht erfüllt, größtentheils abgedankt werden; außer diesem hat Sickingen noch vielfachen andern Grund zur Unzufriedenheit. Sein Kriegsruhm und seine Reichthümer, die sich nur stets vermehren, erheben ihm den Muth zu größeren, selbstständigen Unternehmungen. Lebend in und mit dem Geiste seiner Zeit, und dessen Wendung und Vortheil scharf wahrnehmend, hat Sickingen den Anfängen der kirchlichen Reformation alsbald Gunst und Theilnahme geschenkt, sich mit den Männern, die

wirksam in jener Richtung auftreten, kräftigst verbündet und baut nun große Plane, für die Sache sowohl als für sich selbst, auf den allgemeinen, für große Entscheidungen reifen Zustand der Dinge. Die Macht der Fürsten, schon längst dem Kaiser wie der Ritterschaft und den Städten furchtbar, soll gebrochen werden, zunächst die der geistlichen Fürsten, welche der Reformation und der mächtigen, von dieser entzündeten Volksstimmung entgegenstehn. Sickingen sucht die zerstreuten Elemente zu einer großen Gesammtwirkung zu vereinen; er nimmt Luther'n offenbar in Schutz, Ulrich von Hutten findet eine sichre Freistätte auf der Ebernburg, die heftigsten Schriften werden dort geschrieben und gedruckt, Sickingen selbst nimmt die Feder, und nicht ohne Glück. Die Ritterschaft am Rhein, in Schwaben und Franken beruft er zu einem Konvent nach Landau und macht daselbst Eröffnungen zu einem Bunde, der unter dem Vorwande gegenseitiger Schutzgewährung weitaussehende Plane verhüllt; die Verbündeten wählen ihn zum obersten Hauptmann. Die Verwandlung der geistlichen Kurfürstenthümer in weltliche dünkt so zeitgemäß für die Nation, als vortheilhaft für den kühnen Unternehmer; dem gelingenden Werke wird, so hofft man, die offene Zustimmung des Kaisers nicht fehlen. Das erste Absehn ist auf den Kurfürsten von Trier gerichtet, der ohnehin als Anhänger Frankreichs von jeher dem Kaiser feind war, und in dessen Gebiete die Stimmung zur Reformation schon stark arbeitete. Sickingen, welcher verschmähte, Reichsgraf zu werden, darf hoffen, als Kurfürst von Trier sich und sein Geschlecht verherrlichend zu erheben. Der Vorwand zum Kriege findet sich leicht; Sickingen läßt von andern Rittern sich deren Ansprüche gegen Trier abtreten, und ungestüm macht er sie geltend. Mit 10,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern, die sein Name und sein Geld in größter Schnelle sammelt, rückt er ins Feld, erobert Blieskastel und St. Wendel, zieht dann vor Trier und belagert die Stadt mit äußerster Gewalt. Allein der Kurfürst bietet der fünfmaligen Bestürmung Trotz, Sickingen's erwartete Hülfsge-

nossen bleiben aus, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz, der gemeinsamen Gefahr inne, verbinden sich gegen den unternehmenden Ritter, über welchen der Kaiser abermals die Acht aussprechen muß, und die vereinte Fürstenmacht rückt in aller Stärke gegen ihn an. Sickingen muß die Belagerung aufheben, doch führt er auf andern Seiten den Krieg lebhaft fort. Unfälle, welche seine Sache erleidet, beugen ihn nicht, die heftigsten Schmerzen der Fußgicht hemmen kaum seine Thätigkeit. Neuer Entwürfe und großer Aussichten voll, zieht er sich auf seine festen Schlösser. Die verbündeten Fürsten aber sind bedacht, einen großen Schlag zu thun, rasch ziehn sie, da er es am wenigsten vermuthet, vor seine Burgen mit großer Macht, in Landstuhl wird er selbst eingeschlossen und belagert. Zwar hält er sich tapfer, aber der Entsatz bleibt aus, die Mauern werden zerschossen, er selbst, als er an der Gicht leidend sich zur Besichtigung des Mauerbruches führen läßt, schwer verwundet. Schon sterbend unterzeichnet er die Übergabe. Mit Seelenstärke empfängt er an seinem Sterbelager die siegreichen Feinde, bespricht sie mit heldengroßer Milde und stirbt, unerschrocken und frei, wie er gelebt, im Mai 1523. Die Fürsten vollenden die Eroberung seiner Schlösser, theilen sich darein, und erst nach Jahren erlangen die Söhne, auf Fürsprache des Kaiserlichen Hauses, dieselben zum Theil wieder. Mit Sickingen starben seine großen Entwürfe, die neue Gestaltung des Reiches, die daraus hervorgehn konnte, blieb aus; die Reformation nahm ihren Gang in andrer Entwicklung, die Macht des Kaisers und die der Fürsten blieben im Kampf, aber die Ritterschaft kam seitdem nie wieder zu selbstständiger Kraft, sie blieb als Stand noch ansehnlich, aber weder im Einzelnen noch in Genossenschaft als kriegsmächtig bedeutend.

Ganz andrer Art erscheint Wilibald Pirkheimer, Zeitgenosse und Freund Sickingen's, aber in durchaus verschiedener Lebensrichtung. Zu Eichstädt, wo sein Vater, eines patrizischen Geschlechts von Nürnberg, in des Bischofs

Diensten lebte, im Jahre 1470 geboren, empfängt er eine
gleichfalls den Zeitverhältnissen und seiner vorausgesetzten
Laufbahn vollkommen angemessene Erziehung. Auch er wird
in ritterlichen und gelehrten Übungen bestens unterwiesen.
Sein Vater, in Gesandtschaften und andern Staatsgeschäften
zu großem Ansehn gelangt, denkt ihn vor allem zum gründ-
lichen Rechtsgelehrten und für den höhern Staatsdienst aus-
zubilden; er hält dem Knaben die besten Lehrer, er nimmt
ihn auf Reisen mit, zu dem bewegten Leben der Höfe, der
Reichsstädte. Hierauf bezieht er die Universität zu Pavia,
und neben der Rechtsgelehrsamkeit betreibt er zugleich mit
Vorliebe die schönen Künste, besonders die Tonkunst und
die Litteratur der Griechen; um jedoch strenger lediglich den
Rechten obzuliegen, muß er die Universität von Pavia mit
der zu Padua vertauschen. Nach sechs Jahren kehrt er aus
Italien nach Nürnberg heim, wo sein Vater unterdeß wieder
seinen Wohnort genommen; er denkt am Hofe Kaisers Maxi-
milian I. sein Glück zu suchen, aber die Heirath mit einer
Patrizierin von Nürnberg hält ihn daselbst fest, er tritt in
den Rath und ist sogleich in der Mitte der vielfachen Re-
gierungsgeschäfte dieser damals auch politisch höchst bedeutenden
Stadt. Nach zwei Jahren (1499) wird er zum obersten Feld-
hauptmann der Truppen erwählt, welche die Stadt dem Kaiser
und dem schwäbischen Bunde zu dem Kriege gegen die Schwei-
zer sendet. Er hält den nachtheiligen Krieg tapfer und ehren-
voll aus, ist menschenfreundlich und großmüthig, zügelt die
Ausgelassenheit der Krieger, steht in Gnaden bei dem Kaiser,
erduldet aber auch manchen Unglimpf und Haß, wird ver-
läumdet, ja des Einverständnisses mit den Schweizern be-
schuldigt, und wenn auch der Kaiser seine Verantwortung
gelten läßt, so bleibt doch eine tiefe Störung zurück, die sich
weit hinaus fühlbar macht. Nur Maximilian zeigt sich ihm
stets gewogen, würdigt ihn seines Vertrauens und erweckt
durch Mittheilungen in ihm das Verlangen, eine vollständige
Regierungsgeschichte dieses Kaisers zu verfassen, was jedoch,
da die nähern Hülfsmittel ausbleiben, nicht zur Ausführung

gelangt. Mit den ehrenvollsten Empfehlungsbriefen des Kaisers kommt er nach Nürnberg zurück. Hier nimmt er, des Staatswesens überdrüßig, seine Entlassung und lebt nun ganz in seinen wissenschaftlichen Neigungen. Sein großes Vermögen, wie sein vornehmer Stand und seine weitverzweigte Bekanntschaft, dienen ihm trefflich, um kostbare Handschriften und erste Druckausgaben von allen Orten herbeizuschaffen; damals noch seltne griechische Autoren werden von ihm ins Lateinische übersetzt und so zuerst in Deutschland bekannt gemacht. Die Schmerzen des Podagras, an welchem er furchtbar leidet, überwindet er mit heitrer Laune, indem er dessen Apologie schreibt; ein geistvoller Scherz in beredtem Latein. Auch ins Deutsche übersetzt er viele Stücke griechischer und lateinischer Autoren und erwirbt sich dadurch ein neues Verdienst. Für Münz- und Alterthumskunde gleichfalls zeigt er sich thätig bemüht. Nach dreijähriger solcher Muße verliert er seine Gattin, tritt wieder als Rathsherr ein und unterzieht sich mit Eifer wieder den Geschäften, besonders zahlreichen Gesandschaften, wo er als kräftiger und einnehmender Redner glänzt. Noch durch Kaiser Maximilian wird er zum Kaiserlichen Rath ernannt; auch bei Karl V steht er sehr in Gnaden. Durch zunehmendes Podagra genöthigt, nimmt er im Jahre 1513 abermals seine Entlassung und lehnt eine Ehrenbesoldung ab. Gebildet, rechtlich, wohlhabend, wird er in seiner neuen Muße der thätige Mittelpunkt eines ehrenwerthen, geistvollen, bürgerlich und litterarisch tief einwirkenden Kreises. Seine Schwester Charitas, Konrad Celtis, Cuspinian, Trithemius, Hutten, Luther und Melanchthon, insonderheit aber Reuchlin, Erasmus und sein großer Landsmann Albrecht Dürer sind die vorzüglichsten Theilnehmer dieses regen Verkehrs, der nicht ohne einen bedeutenden Briefwechsel Statt findet. Mit den Reformatoren befreundet, ist er ihrer Lehre im Ganzen günstig, aber mit Eifer den gewaltsamen Zerrüttungen entgegen, welche dadurch in den weltlichen Zuständen des deutschen Reichs, und auch Nürnbergs, hervorgerufen werden. Nachdem er so viel

Widerwärtiges noch erleben müssen, von manchem Unmuth gedrückt, vom Podagra gepeinigt, stirbt er im Jahre 1530 überdrüssig, doch getrost, im Beginn des Alters. Ein solcher Mann verdient wohl, daß sein Leben geschildert, sein Wirken angeschaut werde; jedoch kann dies auf genügende Weise schwerlich anders als in Gestalt von Denkwürdigkeiten und ausführlichen Betrachtungen geschehn, wozu die gegenwärtige Arbeit, durch Überblick und Stoffmehrung, vorbereitend mitwirken mag.

Charitas Pirkheimer, Wilibald's ältere Schwester, ist ein nicht weniger anregendes Bild. Sie wird in Nürnberg im Jahre 1466 geboren, empfängt eine nicht minder edle Erziehung als ihr Bruder, der mit Konrad Celtis ihren Unterricht im Lateinischen besorgt. Sie liest mit Geschmack die alten Schriftsteller und schreibt selbst mit Anmuth; von der schönen Litteratur geht sie, dem Bedürfniß und der Neigung damaliger Zeit gemäß, auch zur Theologie über, früh schon besucht sie das Kloster St. Klara, worin sie Nonne und bald nachher Äbtissin wird. Fromme Übungen und strenge Sitten bewähren ihren geistlichen Beruf; mit der Welt bleibt sie in geistreicher Verbindung, mit ihrem Verwandten Tucher, mit den Pflegern des Klosters, Nützel und Imhof, mit Wilibald und besonders mit Celtis; sie wird verehrt als ein Muster von Tugend und Bildung, Erasmus setzt sie über alle Frauen Deutschlands. Große Störungen bringt indeß die Reformation; Versuche, das Kloster den Neuerungen zuzuwenden, werden fast gewaltsam wiederholt; Charitas besteht harten Kampf, sie wird zuletzt öffentlich in kirchlichem und litterarischem Streite hervorgestellt! Auch mit dem Bruder, der sich zwischen beiden Partheien findet, giebt es Verdrießlichkeiten; gekränkt und zurückgezogen stirbt sie, bevor noch die Sachen sich entschieden haben. Ihre Schwester Klara folgt ihr als Äbtissin, dieser die zweite Tochter Pirkheimer's, Katharina, mit welcher, da das Kloster aussterben soll, die Reihe schließt. Die Briefe von Charitas, Klara und Katharina, theils aus dem Lateinischen übersetzt,

theils in ihrem ursprünglichen Deutsch mitgetheilt, sind merkwürdig und anziehend, und wir sehen durch sie die Stürme der Reformation, wie vorher in ehrgeizigen Kriegsunternehmungen und politischen Verhältnissen, auch in friedlichen Klosterzellen eingedrungen walten.

Mit den Kämpfen des Ausbruchs der Reformation bilden die des dreißigjährigen Kriegs einen mächtigen Gegensatz. Was in jenen Geistiges emporstrebt, sinkt in diesen zu rohester Weltlichkeit hinab, das höhere Ziel verliert sich in niederen Zwecken, und die religiöse Partheiung wird mehr und mehr politisch; das deutsche Vaterland schwindet, statt seiner und in ihm und mit seinen Kräften treten gegeneinander ausländische Gewalten auf. Waffen und Geistesbildung, früher so nah verbunden, trennen sich, und die letztere erscheint nur noch dienend; die Ritter mit ihrem Gefolg und Anhang sind verschwunden, an ihrer Stelle finden wir Kriegsbefehlshaber, die aus jedem Stande, auch aus dem niedrigsten, zu den höchsten Würden aufsteigen, deren Macht aber nur von höherer Obergewalt ausgeht und dieser entgegenstrebend nur um so sicherer verdirbt. Läge hier Wallenstein's Leben uns vor, so hätten wir das vollkommene Gegenbild zu Sickingen; allein auch in andern Gestalten jener Zeit blickt dasselbe durch, und nicht am schwächsten in dem Helden, der hier gegeben worden.

Johann von Werth, um das Jahr 1602 zwischen Rhein und Maas in dem Orte Werth, von dem er den Namen führt, als Sohn armer katholischer Bauern geboren und ohne Erziehung aufgewachsen, verläßt zwanzig Jahr alt den Feldbau und begiebt sich zu den Fahnen des in der Nähe gegen die freien Niederländer kämpfenden spanischen Feldherrn Spinola. Erst gemeiner Reiter, dann durch Thaten ausgezeichnet, alsbald Offizier geworden, thut er sich durch kühnste Wagnisse, durch glücklichste Ausführungen hervor. Nach einer Anzahl von Jahren erscheint er als Oberst bei den baierischen Truppen der katholischen Liga unter dem Feldherrn Tilly. Im ferneren Kriegsgetümmel, gegen die Schweden,

gegen den Herzog Bernhard von Weimar, durch ganz Deutschland hin, bewährt er seine Kühnheit, sein Glück. Gegen seine nächtlichen Überfälle, sein unwiderstehliches Anstürmen sichern weder Mauern, noch Entfernung, noch Vorsicht und Tapferkeit; die Werth'schen Reiter werden das Schrecken der Feinde, in der Schlacht von Nördlingen nehmen sie den schwedischen Feldmarschall Gustav Horn gefangen, weitumher sind sie die Geißel des Landes für Freund und Feind. Werth, in Kriegswürden aufsteigend und durch Kaiser Ferdinand II. zum Freiherrn erhoben, folgt mit zahlreicheren Schaaren den großen Kriegsbewegungen, wüthet in der Rheinpfalz, in Lothringen, verübt die gewaltigsten Reiterstreiche, macht große Beute, zieht mit Ottavio Piccolomini nach den Niederlanden, bedrängt grausam die Lütticher, welche einen Preis von 1000 Thalern auf seinen Kopf setzen. Ein grösseres Unternehmen reizt, und Werth, dessen Truppen freilich in des Kaisers Sold stehen, schließt sich, ohne erst den Kurfürsten von Baiern zu fragen, den Kaiserlichen unter Piccolomini zu einem neuen Zuge an. Beide vereint dringen durch die Niederlande in die Picardie ein; Werth ist unaufhaltsam voran, er treibt alles vorwärts, dringt bis Compiegne, gerade auf Paris los, seine Reiter streifen bis Pontoise und St. Denys, nur die eigenen Verbündeten hemmen ihn; Paris bekommt Zeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, der Kardinal Richelieu rückt mit 50,000 Mann ins Feld; Werth übt dennoch kühne Schläge aus, aber das Hauptunternehmen ist verfehlt, der Rückzug wird angeordnet und ruhmvoll und beutereich ausgeführt; der Kurfürst von Baiern mag das Geschehene nicht tadeln. Andre Ereignisse rufen nach dem Oberrhein, nach Schwaben; Bernhard von Weimar wird bei Rheinfelden geschlagen, wendet sich aber unvermuthet, und drei Tage später ist er der Sieger; vergebens hat Werth die Kaiserlichen Mitfeldherren gewarnt, er wird das Opfer ihrer Säumniß, zu Fuß kämpfend, verzweiflungsvoll widerstrebend, muß er sich gefangen geben. Bernhard empfängt ihn nicht ohne Vorwurf und liefert ihn nebst an-

dern Gefangenen, trotz deren heftigen Widerspruchs, auf des Königs von Frankreich Begehren in dessen Gewahrsam nach Paris. Aber die Schmach unsers Helden wird sein Triumph; überall in Frankreich, wo er durchkommt, ärntet er Ehren und Bewunderung, aller Orten wird er haranguirt und herrlich bewirthet; in Vincennes wird ihm prächtige Tafel gehalten, die ganze vornehme Welt besucht ihn, vorzüglich die Damen, bald darf er auf sein Wort in Paris frei umhergehn, dann besucht er den Hof in St. Germain, das Volk jubelt ihm entgegen, und Lieder besingen seine Thaten und seine Gefangennehmung. Erst nach vier Jahren wird er gegen Gustav Horn mit großen Ehrenbezeigungen ausgewechselt. Er begiebt sich nach München und Wien, der Kurfürst und der Kaiser ernennen ihn zum General der Reiterei. Zunächst wieder kämpft er am Niederrhein gegen die Franzosen, darauf in Schwaben, durch Überfälle und Gewaltstreiche stets furchtbar. Außer den baierischen Truppen hat er eine eigne Schaar, meistens Landsleute vom Rhein, die nur ihm dienen, von ihm bezahlt werden. Gegen die Schweden unter Torstenson und Wrangel, gegen die Franzosen unter Turenne wechselt er in rastlosen Hin- und Herzügen den Kampfplatz, auch zuweilen im Nachtheil, wie es das Glück und das Benehmen der Mitfeldherren, an die er gebunden, deren Befehl er untergeben ist, fügen mag. Denn, wie groß auch sein Verdienst, und wie furchtbar sein Name sei, er selbst wird nie des oft erledigten baierischen Oberbefehls theilhaft, man hält ihn dessen nicht fähig, ihn für zu wild und ungestüm, vielleicht auch, bei schon wankender Politik des Kurfürsten, für zu anhänglich an den Kaiser. Wie darauf der Kurfürst wirklich mit Frankreich und Schweden zum Vertrage kommt, empfängt Werth Kaiserliche Briefe, die ihn mit seinen Truppen zum Gehorsam gegen den Kaiser auffordern, Jesuiten entbinden ihn des dem Kurfürsten geleisteten Eides, er folgt mit Eifer diesem Sinne, er will das ganze baierische Heer zum Kaiser überführen, den Kurfürsten selbst und dessen Räthe in Kaiserliche Gewalt liefern. Schon ist der Anschlag im

Werk, allein er scheitert an den Maßregeln des Kurfürsten, dessen Boten die schon im Marsch befindlichen Truppen zur Heimat zurückbringen; Werth wird als meineidiger, ehrloser Verräther ausgerufen, sein Vermögen eingezogen, auf seinen Kopf ein Preis von 10,000 Thalern gesetzt; mit etwa zwanzigen seiner Reiter flüchtet er nach Böhmen, wo ihn Kaiser Ferdinand III. dem Heere als seinen General der Reiterei vorstellt, ihn zum Grafen ernennt und ihm für die verlorenen Besitzungen eine Herrschaft schenkt. Früher mit einer Gräfin Spaar vermählt, heirathet er jetzt eine Gräfin Kuffstein; aber kein häusliches Leben ist ihm bereitet; gegen die Schweden unter Wrangel kommt es bei Eger zum Kampf; Werth hilft den Kaiser bei einem Überfalle retten; viele neue Gefechte zeigen seine Tapferkeit. Auch hier jedoch gelangt er nicht zum Oberbefehl; der General Melander, aus hessischen Diensten zum Kaiser übergetreten und von diesem zum Grafen von Holzapfel erhoben, führt das Heer. Als darauf der Kurfürst von Baiern wieder auf die Seite des Kaisers tritt, muß Werth sogar in Ungnade das Heer verlassen. Doch die Unfälle der Kaiserlichen rufen ihn bald zurück, an der Spitze der Reiterei kämpft er tapfer bis zum Schlusse des Krieges, lebt darauf zurückgezogen noch vier Jahre in Böhmen auf seiner Herrschaft und stirbt daselbst am Fieber, fünfzig Jahre alt, ohne Nachkommenschaft. Dies Bild einer dem dreißigjährigen Kriege eigenthümlichen Gattung von Feldherren wird sich in keiner späteren Zeit nach allen seinen Zügen wiederholt finden.

Man erkennt schon aus dieser Übersicht, daß Hr. Münch im Betreff der Bedeutung den ergiebigeren Stoff gehabt; dieses gilt auch rücksichtlich der Hülfsmittel. Mit großem Fleiße hat der Verfasser alles zusammengebracht, was irgend für seinen Zweck dienen konnte, neuen Quellen hat er mit Eifer und Erfolg nachgeforscht, wenn auch manches Bemühn, bei fast unzweifelhaft sichrer Spur, durch Umstände fruchtlos geblieben. Die Lebensbeschreibung Sickingen's ist ein vollständiges, reichhaltiges Gemählde, mit frischen Zügen nach

dem Leben, so weit dieses noch zu ergreifen war, entworfen, und mit Kraft und Wärme ausgeführt. Nur dringt in dem Vortrage noch öfters eine Art unwillkommener Deutschheit hervor, das Überbleibsel früherer Jahre, und um so störender, da dieselbe überhaupt weder als die ächte, noch insbesondere als die dem Stoff eigne, sich rechtfertigen kann. Bisweilen dürfte auch durch mehr Abwendung von unersprießlichen Einzelnheiten und durch freiere Richtung auf das Allgemeine die Lesbarkeit des Buches sehr gewinnen. Weniger befriedigend als das Leben Sickingen's sind die Schriften über Wilibald und Charitas Pirkheimer abgefaßt. Außer den eigentlichen biographischen Abrissen geben sie vermischte Materialien, bisher noch ungedruckte in ihrer ursprünglichen Gestalt, schon bekannte in Übersetzungen; die erstern hätten besser ihre Stelle in einer historischen Zeitschrift gefunden; die letztern entsprechen schwerlich irgend einem richtigen Absehn; Pirkheimer's Bücher vom Schweizerkriege, wegen deren man ihn den deutschen Xenophon hat nennen wollen — wir bitten nachzulesen, was neuerlich Ranke in seiner so geist- als sachreichen Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, Berlin, 1824" davon rühmend gesagt hat — wird nicht leicht jemand lesen wollen, der nicht eben so gut und lieber das Werk in seiner ursprünglichen Latinität genösse.

Hr. Barthold fand für seinen Gegenstand nur dürftige Quellen vor, auch ist wenig Hoffnung, daß deren neue zu finden seien; uns dünkt nicht, daß er eine der vorhandenen übersehn oder unbenutzt gelassen, ausgenommen die Memoiren des Kardinals von Richelieu, die erst vor einigen Jahren aus den Königlichen Archiven zu Paris, durch freisinnige Gewährung der Staatsbehörde, vollständig in zehn Bänden zum Druck befördert worden. Außer der fleißigen Forschung zeigt das Buch unsers Verfassers einen gesunden Sinn und freie, klare Ansicht; der Vortrag ist mild und gehalten, von Übertreibung und Abschweifung entfernt. In der Anordnung wäre vielleicht mehr Beweglichkeit, mehr Sondern und Zusammenfassen, mit Einem Worte mehr Behandlung zu wünschen.

Zum Schlusse möge noch die Berichtigung zweier militärischen Ausdrücke hier Platz finden. Der Verfasser meint, der Name „General-Feldmarschall-Lieutenant" bezeichne eine Kriegswürde, welche ungefähr zwischen unserem Generalmajor und Generallieutenant in der Mitte stehe; allein sie ist vielmehr ganz dieser letztern gleich, welche noch heutiges Tages in Östreich nur jene Benennung führt. Ferner vertheidigt er seinen Helden wiederholt mit wohlmeinendem Eifer gegen die Schmach, welche die Schriftsteller ihm dadurch anthun, daß sie ihn nur immer als „Partheigänger" oder „Partisan" bezeichnen, und glaubt, es werde damit lediglich dessen Übergehn von dem Kurfürsten von Baiern zu dem Kaiser hervorgehoben, da doch dieser Schritt in den damaligen Verhältnissen auch einer günstigen Auslegung fähig bleibe; aber der Name bedeutet bekanntlich nichts anders als einen Anführer, dessen Talent sich hauptsächlich darin erweist, auf Parthei zu gehn, das heißt mit besonderen Schaaren kühne, gewagte Unternehmungen auszuführen, Überfälle, Streifzüge, Wegnahmen, und die Benennung wird, wenn auch im Gegensatze zu dem Feldherrn, welcher die Hauptruppen befehligt, immer durchaus ehrenvoll gebraucht.

IV.

Histoire de France, depuis la fin du règne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1825, précédée d'un discours préliminaire et d'une introduction historique sur la monarchie française et sur les causes qui ont amené la révolution; par l'Abbé de *Montgaillard*. Paris, 1827. Tome I—V.

Wer eine Geschichte zu schreiben verheißt, giebt dadurch kund, daß er sein Absehn vorzüglich auf die Sache selbst richtet,

auf den ganzen Umfang und die ganze Bedeutung derselben, im Gegensatze von Memoiren oder Denkwürdigkeiten, in welchen, dem geltenden Begriffe nach, der Charakter des Persönlichen vorwaltet. Irrige Titel, wenn z. B. der sonst verdienstvolle Dohm seine gutgemeinten, aber höchst langweiligen Geschichtsabhandlungen als Denkwürdigkeiten — was sie im obigen Sinne durchaus nicht sind — darbietet, können hin und wieder Verwechslungen veranlassen, aber den wohlbegründeten Unterschied selbst nicht aufheben. Was uns hier mitgetheilt wird, sind keine Memoiren, obwohl Einiges der Art hinein verwebt ist; aber auch eine Geschichte dürfte dieses Werk nicht wohl zu nennen sein, wenn wir den Ausdruck nicht verschwenden, sondern die Verarbeitung der Begebenheiten zur Einsicht in ihr Gesammtwesen, die Darstellung eines geistigen Ganzen, damit bezeichnen wollen. Unser Verfasser nimmt die Ereignisse mehr in ihrer Folge als in ihrem Zusammenhange, mehr in ihrer Tageserscheinung als in ihrem Vollbezuge. Zunächst an die Zeitrechnung hält er sich fest, und nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen; sein Stoff ist ihm nach Jahren, Monaten, Tagen eingetheilt, und Alles, was er zu sagen hat, muß ihm eine Kalenderbezeichnung führen. Er ist demnach weniger Geschichtschreiber als Annalist, und sein Genie entreißt ihn nicht der beschränkten Form seiner gewählten Gattung, einer Gattung, welche unläugbar auch ihr Verdienst und manchen Vortheil hat, wenn auch den gerade nicht, der hauptsächlich dem Geschichtschreiber eignet.

Diese ersten fünf Bände enthalten, nach einer ausführlichen Vorrede und einer starken geschichtlichen Einleitung, den Gang der Begebenheiten vom 11. Januar 1787 an bis zum 18. October 1802. Die folgenden Bände sollen bis zu dem Jahre 1825 führen, in welchem der Verfasser starb. Er hat diesen Zeitraum in fünf Abschnitte getheilt, die Regierung Ludwig's XVI., die Republik, das Konsulat und Kaiserthum, die Regierung Ludwig's XVIII. bis zur Räumung Frankreichs von fremden Truppen, und endlich die von

diesem Zeitpunkt erst gerechnete konstitutionelle königliche Regierung. Man sieht, der Verfasser machte seine Abschnitte etwas willkürlich und nicht sehr angemessen. Doch kommt es bei seinem Verfahren wenig auf solche Eintheilungen an, die für seinen Stoff unwirksam bleiben, da ohnehin die genaue Zeitordnung in ihrer Zeitfolge jede höhere Zusammenstellung und Gliederung bedeutender Theilganzen untersagte. Für die letztere Entbehrung hält er sich denn auch bestens schadlos durch unermüdliche Gegeneinanderstellung des Einzelnen; in diesem sucht er das Gleiche und Ungleiche mit Sorgfalt auf, und Kontraste aller Art erforscht, benutzt und verfolgt er mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit, die sich nirgends wollen im Fehl betreffen lassen. Was Einer früher gewesen, was er nachher geworden, wie er in Worten, in Thaten, und durch beide gegeneinander, sich widersprochen, welchen Verhältnissen er gedient, was er gesucht, erlangt, das alles wird sorgfältig beigebracht und genau in Rechnung gesetzt. Hieraus entstehen allerdings merkwürdige Überblicke, seltsame Verbindungen, beißende Anklagen; für die Eitelkeiten, die erwünschten Verbeugungen und schamvollen Heucheleien, ist unser Verfasser ein entsetzlicher Mann; eine gewisse Schadenfreude, welche so gern jedem Ungewöhnlichen sich anschließt, findet hier reiche Nahrung. Doch dadurch, daß alles nur im Einzelnen erfaßt wird, nie das Nothwendige der Entwickelungen hervortritt, und somit in der Betrachtung doch gerade dasjenige, was in ihm selber eigentlich das Treibende, durch ihn nur Weitergeförderte, das Nothgedrungene ist, nicht bemerklich werden kann, verliert sich in solcher Zersplitterung stets der wahre Karakter der Ereignisse wie der Personen; dies muß immer geschehen, wo ohne genugsamen Geist, der eine große Mannigfaltigkeit herrschend als Einheit schaut, ein sonst noch so guter Wille sich aus den Theilen allmählich ein Ganzes aufzusummen strebt. Die Wahrheitsliebe, die Gerechtigkeit und Billigkeit, mit der ein solches Geschäft unternommen sein mag, helfen wenig gegen die ursprüngliche Mittelmäßigkeit, aus der dasselbe hervorgegangen,

und werden in der Anwendung oft geradezu das Gegentheil dessen, was sie zu sein meinten. So ergeht es häufig genug dem Abbé von Montgaillard, dessen Verhältnisse und Sinn wir zuvörderst etwas näher ansehn müssen.

Aus der dem Buche vorangestellten Nachricht erfahren wir, daß der Abbé von Montgaillard im Grunde ein wunderlicher Abbé ist, nämlich einer, der es nie gewesen, aber es beinah geworden wäre. Im Jahre 1772 auf dem väterlichen Schlosse Montgaillard unfern Toulouse geboren, aus angesehener altadlicher Familie, für welche jeder Weg der Staatsehren und der Hofgunst offen stand, wurde er anfänglich zum Kriegsdienste bestimmt; doch ein Unfall, der den Jüngling noch auf der Schule traf, indem durch einen Sturz in Felsengeklüft ihm der Rückgrat verbogen wurde, ließ jene Bestimmung ändern, und der für immer Verunstaltete sollte nunmehr der Kirche zur Zierde werden. Er war auch schon in ein geistliches Seminarium aufgenommen und zu bedeutenden Würden ausersehn, als die Revolutionsunruhen ausbrachen. Der Abbé, welcher allerdings, der französischen Sitte nach, als junger Mann vornehmen Standes und dem geistlichen gewidmet, so heißen durfte, hielt in beiderlei Eigenschaft an dem Alten fest, wanderte nach Spanien aus, kam nach Sevilla und selbst nach der Küste von Afrika, wandte sich dann aber nach England, wo er im Kreise der Emigrirten den politischen Interessen derselben lebte, zugleich aber auch mit angesehenen Engländern, unter andern mit Burke, so wie mit englischer Sprache und Litteratur genau bekannt wurde. Hierauf lebte er eine Zeitlang in Hamburg und in andern Städten von Deutschland und wohnte zuletzt dem Kongresse von Rastatt bei, nach welchem er, der Emigration und ihren politischen Betreibungen überdrüssig, die Gelegenheit ergriff, nach Frankreich zurückzukehren, wo er bis zum Jahre 1805 in stiller Muße blieb. Dann nahm er Dienste bei der Kriegsverwaltung, folgte den Heerzügen Napoleon's, und besorgte, namentlich in Kassel, in Wien und in Lübeck, die ihm aufgetragenen Finanzsachen mit Erfolg

und Beifall. Die Ereignisse des Jahres 1814 gaben ihm Anlaß, in das Privatleben zurückzutreten; er nahm, was die Wiederkehr seines Alters ihm darbot, den Abbétitel wieder an und widmete seine Zeit, wie schon früher theilweise, nun ganz dem Studium der Revolutionsgeschichte, deren Verlauf er ja selbst von entgegengesetzten Seiten als theilnehmender Augenzeuge mitgemacht. Zuerst den Gesinnungen und Thätigkeiten der Emigration angehörig, dann wieder dem Gemeinwesen der Nation versöhnt, und darauf deren neuem Oberhaupte dienend, immer eifrig genug, um nicht ganz untergeordnet zu bleiben, und doch niemals hingegeben genug, um entschieden sein Glück zu machen, bildete er sich nach seinen erlebten Verhältnissen, gleichsam als Durchschnittsertrag derselben, eine gemischte Ansicht und Beurtheilung, die über die stärksten Vorurtheile hinaus ihn mit dem sogenannten Zeitgeiste, hier erst nur dem Geiste der Umstände, in das beste Vernehmen setzt. Der Billigkeit aber, welche hieraus entstehen möchte, stellt sich ein mächtiges Gegengewicht in der Beschaffenheit der Geistes- und Gemüthsgaben des Verfassers hindernd gegenüber. Er hat allerdings, in redlicher Meinung bei seiner Geschichtsarbeit stets einen starken Zug auf das Sittliche, wo er das erkennen mag, da spart er sein Lob und seine Billigkeit nicht; allein ihm fehlt der Geist, in so ungeheuren Verwickelungen herauszufinden, wie und wo das Lebendige sich durch das Todte siegend hindurcharbeitet; er faßt nichts im Großen und Ganzen, alles nur im Einzelnen, in Stücken, und dieses Abgerissene dann vergleichend und gegen einander abmessend glaubt er gar viel gethan zu haben! Da er auf diese Weise nicht leicht eine Befriedigung für seine sittlichen Ansprüche in dem Geschehenen finden kann, indem sich das, was im Ganzen wohl allenfalls zusammenstimmte, in der Vereinzelung nur stets ungefüger giebt, so bleibt unserem Verfasser zuletzt fast überall nur Tadel und Verwerfung übrig, die er denn mit aller Strenge nach allen Seiten eifrig ausspricht. Einige Züge und Gestalten abgerechnet, denen in der herrschenden Denkart des Zeitalters ein

Anerkennen nicht fehlen kann; Züge des Heldenmuthes, der rücksichtslosen Pflichterfüllung, der wohlthätigen Beflissenheit im bürgerlichen Leben, — wie er denn ausdrücklich die Namen der Manuel, Laffitte, Ternaux und Appert viel höher stellt als die der Montmorency, La Tremouille, Rohan und Brissac —, weniges dieser Art abgerechnet, dem auch wir an seinem Ort unsre Anerkennung gewiß nicht versagen, bieten ihm die Masse der Weltbegebenheiten fast nur Gegenstände des Mißvergnügens, des Unwillens. Er hat keinen Helden, — auch sich selber hat er dazu nicht erkoren, — keine Parthei, keine ausschließliche Richtung, denen er huldigen, angehören, folgen möchte; er ist ein entschiedener Feind des alten Régime, ein heftiger Gegner der Revolution; die Nationalversammlung gleicherweise wie die Emigration erleiden bittern Tadel; dem Konvent, dem Direktorium schenkt er nichts, aber auch wahrlich den koalisirten Mächten nichts, und seinem Hasse, seiner Verkleinerung Napoleon's entspricht gleichartig seine Feindschaft gegen das Ausland, gegen die heilige Allianz; ihn befriedigt keine Seite der öffentlichen Erscheinungen: Cazalès und Mirabeau, Necker und Sieyes, Moreau und Talleyrand, Frau von Staël und Frau von Genlis, alle wirft er zusammen in dieselbe Lauge und zeigt an ihnen die Flecken, die er so recht schaubar hervorgebeizt; wo die Politik des Tages in seinen Äußerungen durchbricht, da stehn Villèle und dessen Genossen, aber auch Canning und seines Gleichen, und überhaupt das ganze Ausland, ohne vielen Unterschied seinem Zorneifer bloß.

Diese allgemeine Gegnerschaft, hervorgehend aus einer dem Geiste abgewandten, kleinlichen Sittlichkeitsrichterei, deren wir auch in Deutschland namhafte Beispiele zeigen können, ist nur ein Zerrbild der geschichtlichen Gerechtigkeit, die auch gewiß wir von dem Geschichtschreiber verlangen, aber von seiner Einsicht, nicht von einem traurigen Schematismus, nach welchem der Pedant seine eigne Beschränktheit als höchste Gebrauchstugend für die Welt aufstellen möchte! Allein, sofern sie nur mit Kenntniß und Talent ausgeführt wird, bringt

auch diese Mißart zum Theil wieder ihre eigne Berichtigung mit. Ist die Forschung genau, die Zusammenstellung getreu, der Stoff aus mannigfachen, vielleicht neuen und eigenthümlichen Quellen geschöpft, so wird immer die Geschichtskunde dabei gewinnen. In solchem Betracht ist unser Verfasser in der That gar sehr zu schätzen; sein Eifer ist redlich, er gibt getreulich wieder, was er gefunden, er entstellt gewiß nichts mit Absicht, und an neuen, seltsamen, merkwürdigen Mittheilungen, aus welchen wichtige Aufschlüsse folgen, fehlt es ihm keineswegs. Durch seine früheren Lebensverhältnisse wurde er mit vielen Besonderheiten bekannt, welche als Partheigeheimniß einem Außenstehenden meist entzogen bleiben und höchst selten einmal von einem Eingeweihten gestanden werden; seine späteren Lagen und Verbindungen mußten ihm von andrer Seite Licht geben, und in solcher Doppelbeleuchtung sich für ihn viele Gegenstände aufklären, die sonst nicht leicht enthüllt werden. Vermittelst solcher Begünstigung vermag er manches Bedeutende mitzutheilen, welches auf persönlicher Kunde beruht und neben dem eigenthümlichen Stempel der Wahrheit, der schwer zu fälschen ist, auch öfters noch die Berufung auf lebende Zeugen für sich hat. Außer seinen eignen Erlebnissen hat der Abbé noch die eines Namensvetters, vielleicht Bruders, nämlich des Grafen von Montgaillard, den er häufig nennt, zu benutzen gehabt. Dieser war in die geheimen Betreibungen der Hauptpartheien tief eingeweiht und eines der thätigsten Werkzeuge der Kontrerevolution. Die gefährlichsten Aufträge theils des Königes selbst, theils der französischen Prinzen hatte er übernommen, und in Paris die heftigsten Stürme der Schreckenszeit immer gewandt und thätig mit durchgemacht. Seine Geschäfte selbst erlegten ihm auf, mit den Jakobinern zu leben; als er im Sommer 1794 nach großen, vergeblichen Wagnissen endlich doch Frankreich verließ, machte man ihm in Brüssel Vorwürfe wegen jener Verbindungen; er jedoch erwiederte keck: „On ne fait pas la révolution et on ne peut pas la combattre, quand on ne soupe pas chez Barrère.“

Später ließ er in London eine besondere Rechtfertigungsschrift drucken, und das fortgesetzte Vertrauen der französischen Prinzen, die ihn ferner in den wichtigsten Angelegenheiten gebrauchten, bestätigte seine Versicherungen. Die Aufschlüsse, die ein solcher Mann geben konnte, dürfen einen hohen Werth ansprechen, und er scheint sie nicht gespart zu haben, sein Name kommt in den merkwürdigsten Verflechtungen vor. Durch alles, was in dieser Art persönlich Erlebtes und aus persönlicher Überlieferung Empfangenes dem Buche einverleibt ist, gewinnt dasselbe allerdings etwas Memoirenhaftes, welches denn auch das Vorzüglichste in dem Ganzen ist, aber freilich in der großen Masse des übrigen Zusammengehäuften noch immer zu selten auftaucht.

Unser Beruf kann hier nicht sein, den Verfasser durch die ganze Folge seiner Aufzeichnungen zu begleiten, doch wollen wir Einzelnes, was in Betreff der Ansichten oder der thatsächlichen Mittheilungen vorzüglich bemerkenswerth erscheint, näher in Betrachtung ziehen. Die geschichtliche Einleitung bemüht sich, den Ausbruch der Revolution aus den früheren Ereignissen und Zuständen zu erklären, und insonderheit darzuthun, daß mit ihr eigentlich gar nichts Neues aufgetreten ist, sondern daß das alte Regime in ihr nur fortgesetzt, gleichsam ergänzt worden. Er sieht überall nur die nothwendige Folge der Dinge, nirgends Absicht, Plan, bewußte Vorbereitung; er stimmt ganz den Beurtheilern bei, welche die Gedanken erst mit der That entstehn lassen und keine Voraussetzung bestimmter, langgenährter Entwürfe weder des Umsturzes noch der Neubildung zugeben. Die Konstitutionellen, die Republikaner, die Jakobiner sind nach ihm nur der auf der jedesmaligen Höhe des Tages erscheinende Ausdruck einer allgemeinen Nothwendigkeit, und die Gewaltsamkeit, die Gräuel, durch welche diese Partheien zur Gewalt gelangen und sie eine Zeitlang behaupten, nur die Gegenwirkung des Widerstandes, welcher von innen und außen der unabweislichen Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft mit so verderblichem als beharrlichem Erfolg entgegengesetzt

worden. Absicht, Plan und Berechnung, die er der Revolution abspricht, mißt er dagegen reichlich, wenn gleich als fehlschlagende, der Kontrerevolution bei. Das alte Régime durchforscht er fleißig, um in ihm die ganze Revolution nachzuweisen; er findet dieselben Laster, dieselben Unthaten, dieselben Richtungen. Wo die Widersprüche dessen, was man scheinen wollte, mit dem, was man wirklich that, recht stark hervortreten, da bohrt er eifrigst seine Merkzeichen ein. Züge wie diese; daß der große Condé nach der Hinrichtung des Königs Karl von England an Cromwell geschrieben, um demselben Glück zu wünschen zu seiner Erhebung und der dadurch dem Verdienst und der Tugend erwiesenen Gerechtigkeit; daß Ludwig XIV. und sein ganzer Hof bei Cromwell's Ableben Trauer angelegt; daß eine fromme und tugendstrenge Kaiserin an die Pompadour, Maitresse Ludwig's XV., schmeichelnd geschrieben: „Ma cousine," weil deren Einfluß auf den schwachen König bestimmten Zwecken dienen sollte; diese und andre solche Züge, an welchen freilich die Geschichte nicht arm ist, frischt er sorgfältig auf. Er findet in solchen Herabwürdigungen des Legitimen dessen gewisse Zerstörung, den entschiedenen Hintrieb zur Revolution. Ein Gleichbild dieser spielt er weit in die früheren Jahrhunderte zurück. Die Verfolgung, welche von 1791 bis 1799 die katholischen Gläubigen traf, war erweckt, sagt er, durch das Andenken der Bartholomäusnacht und der Dragonaden; der Staatsbankrott in der Revolution findet sein Vorbild in den Staatsbankrotten unter Ludwig XIV. und dem Regenten, die Assignaten in dem Aktienschwindel des Schottländers Law; die Septembriseurs sind ihm die Abkömmlinge des Marschalls von Montluc, der sich unterzeichnete: „Montluc, bourreau du roi," des Herzogs von Guise, auf dessen Befehl die gnadeflehenden Ketzer von Thürmen herab in die Flammen gestürzt wurden, der Herzöge von Luxemburg, Harcourt u. s. w., welche im Jahre 1418 die wehrlosen Gefangenen des Chatelet hinmordeten; in den Ersäufungen zu Nantes, von Carrier veranstaltet, sieht er das Nachbild des-

sen, was Philipp der Gute, Ludwig's XI Zeitgenosse, zu Dinant vollbrachte, wo er 800 Soldaten vor seinen Augen in die Maas werfen ließ. Genug, kein Gräuel, keine Schändlichkeit in der Revolution, die nicht auch dem alten Régime zukäme! Die Bemerkung ist richtig, sie ließe sich sogar noch steigern; aber was ist damit gewonnen? Die Vergleichung läßt sich auf alle Zeiten und Nationen übertragen; das Menschengeschlecht war immer dasselbe; solche Allgemeinheiten des Einzelnen geben aber keine geschichtliche Anschauung; das eigenthümlich Bezeichnende einer Begebenheit, eines Volkes liegt im Geiste und in der Richtung, nicht in dem Mehr oder Minder von Erscheinungen, welche in jedem Kampfe, sei er auch zur Bildung und Freiheit, die Rohheit desselben darstellen.

Indem der Verfasser die *Ursachen* der Revolution ganz entschieden in das alte Régime setzt, läßt er eben so wenig zweifelhaft, wer ihm die eigentlichen *Urheber* derselben sind. „Man beschuldigt wohl ohne Grund," sagt er, „die französische Nation, das französische Volk, des Umsturzes der Monarchie; dasselbe blieb den Betreibungen, welche diesen bereiteten, völlig fremd; erst nachdem der Hof, der Adel, die Geistlichkeit und die Parlementer das Volk förmlich dazu berufen hatten, nahm es thätigen Antheil an der Revolution, aber die privilegirten Stände waren es, welche den König Ludwig XVI., nachdem sie ihn irregeleitet, verrathen, in Versailles verlassen, der Nation überlieferten: ja, der Adel, die Geistlichkeit und die Parlementer sind die Urheber der Revolution." Er führt als erste Revolutionärs und Jakobiner namentlich an: die Orleans, Larochefoucauld, Noailles, Montmorency, Beauveau, d'Aiguillon, d'Estaing, Crillon, Clermont-Tonnerre, Lameth, Mirabeau, Lally-Tollendal, Lusignan, Mesle, die Erzbischöfe und Bischöfe le Franc de Pompignan, Champion de Cicé, Talleyrand-Perigord u. s. w. Die Anträge und Reden Matthieu's von Montmorency, der auf die Abschaffung der Wappen und Adelszeichen drang, der die Apotheose Rousseau's im Pantheon veranlaßte, werden

nicht vergessen. Merkwürdig ist es, als Theilnehmer dieser Ansicht einen Deutschen zu vernehmen, der in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Mounier's bekanntem Werke sich folgendermaßen ausdrückt: „Man wundere sich daher nicht, wenn, besonders in den ersten Theilen der nachfolgenden Entwickelung, von nichts als den falschen Maßregeln des Hofes, den Fehlern der Minister und den verderblichen Prätensionen der privilegirten Stände die Rede sein wird. Das schreckliche Loos, welches fast alle Individuen aus diesen Klassen, die Schwachen wie die Bösen, die Guten wie die Unredlichen, getroffen hat, scheint freilich den Stachel des Vorwurfs gegen sie abstumpfen und die richtende Nachwelt mit ihren so schwer gebüßten Verirrungen aussöhnen zu müssen. Nichts desto weniger sind sie die ersten Urheber der Revolution gewesen, — man muß sich entschließen, tief in ihr tadelnswürdiges Verfahren einzudringen, um diese Revolution zu begreifen und darzustellen." Diese Worte sind von Friedrich von Gentz, dem beredtesten Gegner der Revolution, den man zugleich in so mancher Beziehung, wenn erst die Scheinsamkeiten der Tagespartheien verklungen sind, als einen der freimüthigsten Schriftsteller wird anerkennen müssen, während Andre, die jetzt dafür gelten, nur als die befangensten, unfreisten dastehn dürften! Der Ansicht selbst, welche durch Thatsachen allerdings erweisbar ist, möchten wir weniger widersprechen, als vielmehr uns über sie hinausheben, indem wir uns zu dem tieferen und ergebnißreicheren Spruch bekennen: Die Urheber einer Revolution sind immer die, gegen welche sie sich wendet. —

Besondre Aufmerksamkeit widmet Montgaillard den Verhältnissen im Innern der Königlichen Familie selbst. Ohne Zweifel haben die Spaltungen, Mißverständnisse und Verwickelungen, welche innerhalb dieses Kreises walteten, gleich im Anfange der Revolution höchst nachtheilig gewirkt, manche schlimmere Wendung herbeigeführt, manche bessere Lösung verwehrt. Unserm Verfasser bleibt nicht unbeachtet, daß von den Brüdern des Königs schon frühzeitig der Graf von Pro-

vence heftig gegen den Minister Calonne Parthei genommen, der Graf von Artois hingegen sich öffentlich als dessen Beschützer gezeigt. Der Graf von Provence stimmte in der zweiten Versammlung der Notabeln für die Verdopplung der Abgeordneten des dritten Standes; alle übrigen Prinzen erklärten sich dagegen. Derselbe pflegte laut zu äußern, daß man den Befehlen des Königs ehrerbietig widerstehn dürfe, und daß man die Obrigkeit, ohne ihr damit zu nahe zu treten, zwingen könne, bessere Einsicht zu nehmen. Wie weit das Mißtrauen und der Zwiespalt in diesem Betreff gehn konnte, davon führt unser Verfasser ein merkwürdiges Beispiel an. Nach dem 5. Oktober 1789 wird dem Siegelbewahrer Champion de Cicé eines Abends gemeldet, der Graf von Provence werde sich am folgenden Tage nach dem Stadthause begeben, um daselbst der Gemeinde eine dreifarbige, von seiner Gemahlin gestickte Fahne darzubringen und dabei eine revolutionäre Rede zu halten. Der Siegelbewahrer eilt in aller Frühe zum Könige, berichtet das Vernommene, erbittet sich Befehle, was bei diesem Vorhaben Monsieurs zu thun sei; der König aber hebt die Hände empor und sagt mit schmerzlichem Tone: „Mon Dieu! il sera donc toujours le même!“ Champion de Cicé hat dieses wörtlich in Montgaillard's Gegenwart mehrmals erzählt, und ein Herr Joly, Cicé's vieljähriger Vertrauter, noch lebend in Paris, und ein eifriger Royalist, wird als Zeuge angeführt. Die Beschuldigung war falsch, aber daß Ludwig XVI. sie glauben konnte und so leicht glaublich fand, beweist, wie große Irrungen zwischen die Brüder geworfen waren. Des Herzogs von Orleans braucht nicht erst Erwähnung zu geschehn; es ist bekannt, wie sehr sein Ansehn, seine Reichthümer, seine Freunde gleich den Anfang der Revolution vergiftet haben. Aber auch die angeblichen Eiferer für das Königthum stellten das Ansehn des Königs oft unverantwortlich bloß; in seinem Journal national wagte der Graf von Rivarol von Ludwig XVI. öffentlich zu sagen: „Ce monarque, qui n'a jamais été dans le secret de son existence, dont le

premier travail, en montant sur le trône, fut avec son maître serrurier, et dont la première ordonnance fut une ordonnance sur les lapins."

Der Verfasser ist für den Hof nicht schonend, aber deshalb nicht weniger feindlich gegen die Revolution. Die Nationalversammlung wird von ihm ganz wegwerfend behandelt. Sieyes wird bei jeder Gelegenheit scharf mitgenommen, sein Einfluß, seine Bedeutung als die Folge eines Blendwerks dargestellt, durch welches die ausgezeichnetsten Köpfe sich eine Zeit lang täuschen ließen. Eben so ist Mirabeau ein moralisches Ungeheuer und durchaus kein Staatsmann, ja kaum ein Redner; daß er vergiftet worden, wird für wahrscheinlich erklärt, der gewöhnlichen Annahme ganz entgegen. Einige Gnade findet La Fayette; die Redlichkeit seines Karakters, die gute Meinung selbst, die er für die Königliche Familie hegte, lassen sich nicht in Zweifel ziehen, obwohl er weder durchgreifendes Talent, noch umsichtige Klugheit bewiesen. Diese letztern Eigenschaften entbehrt denn auch Necker, aber ihm werden außerdem noch viele gute abgesprochen und schlimme beigelegt, so daß ein äußerst kläglicher Mann herauskommt, dessen bedeutende Rolle fast unbegreiflich wird.

Daß das Volk und seine Führer die Verhältnisse des Tags nach der Wahrheit erkannt und nicht gegen erträumte Gefahren aufgestanden, bestätigt der Verfasser durch manche Mittheilung. Als nach dem 23. Juni 1789 die Minister Truppen um Paris zusammenzogen, deren Bestimmung gegen das Volk, ja deren Anwesenheit vielfach geläugnet worden, sagte der Baron von Breteuil, welcher seiner Stellung nach als Premierminister gelten konnte, unverhohlen: „Au surplus s'il faut brûler Paris, on brûlera Paris, et l'on décimera les habitans; aux grands maux les grands remèdes." Breteuil hat sich dieser Äußerung im Jahre 1794 gerühmt, und Montgaillard es selbst von ihm gehört. Das Fest der Gardes du Corps im Anfang des Oktobers 1789 läßt er im nachtheiligsten Licht, als eine wirkliche Bewegung gegen die Nationalversammlung erscheinen. Sogar

die Aufrichtigkeit des Königs, welche bei den entgegengesetzten Partheien so gern Glauben fand, durfte nach Montgaillard schon früh mit Recht bezweifelt werden, denn Champion de Cicé hat ihm erzählt, am 23. Mai 1790 habe er in Folge eines Befehls vom Könige das geheime Archiv des Parlements durchsucht, um nachzusehn, welches Formulars die Könige von Frankreich sich bedienten, wenn sie gegen die Beschlüsse der Reichsstände geheime Verwahrungen niederlegten, denn Ludwig XVI. sei fest entschlossen gewesen, gegen alle, von der Nationalversammlung erlassenen Beschlüsse, die er öffentlich genehmigte, insgeheim zu protestiren. So war auch die Flucht des Königs und seiner Familie schon früh im Werk, ehe noch die wachsende Gefahr dazu drängte. Als sie späterhin so ungeschickt ausgeführt wurde, wußte La Fayette darum. Der Graf von Provence hatte von den Entwürfen unter der Hand Nachricht gegeben und den Weg, den er selbst zu nehmen Willens war, genau bezeichnet; er selbst hat diesen Umstand nachher in der Fremde dem Verfasser mitgetheilt. Ein andrer Zeuge ist der Marquis d'Ormesson, der im Interesse und mit dem Wunsche des Königs einer der Unterkommandanten der pariser Nationalgarde war; seine Kenntniß der Fluchtentwürfe ängstigte ihn, er wollte nicht verantwortlich sein und entdeckte La Fayette'n, was im Werke sei, doch dieser lachte seiner nur, und endlich, als jener, zwei Tage vor der wirklichen Flucht, allzu dringend wurde, nahm er ein Stückchen Zeug hervor und sagte: „Voilà l'échantillon de l'habit que le roi se fait faire pour partir, voyez si je suis bien instruit!“ Nun war d'Ormesson beruhigt; er selbst hat dies im Jahre 1803 dem Verfasser erzählt. Gleicherweise hatte Madame Campan eine Probe des Kleides, das die Königin auf der Reise tragen würde, eingeliefert. Auch dies rührt aus der Madame Campan eignem Geständnisse her, sie erzählte es ohne Hehl im Jahre 1802 zu St. Germain-en-Laye; die Erzieherin der Familie Bonaparte, sagt Montgaillard, sprach damals nicht wie die ehemalige Kammerfrau von Marie Antoinette;

von ihren Memoiren behauptet er, der Abbé Girod, ein Mann von Geist und Geschicklichkeit, welchen Ludwig XV. zu geheimen diplomatischen Sendungen gebraucht, und unter andern an Voltaire mit der ernstlichen Verwarnung abgefertigt, er und seine Schüler sollten nichts mehr über Religionssachen drucken lassen, dieser habe die Handschrift der Madame Campan überarbeitet und nicht nur die Sprache und den Ausdruck verbessert, sondern auch eine Menge Stellen unterdrückt, welche für die Königin und die Königliche Familie höchst beleidigend gewesen. Daß Madame Campan früher ganz andre Dinge von ihrer Herrin erzählt haben soll, als jetzt ihre Memoiren besagen, ist auch durch die Mittheilungen von St. Helena bekannt.

Die gräßlichen Ausschweifungen des großen Haufens, die entsetzlichen Frevel, welche von Ungeheuern menschlicher Entartung verübt worden, lassen keinen Leser der Revolutionsgeschichte unerschüttert. Unser Verfasser widmet diesen Auftritten von Wuth und Mord gerechten Abscheu; die Eindrücke zu mildern, die Gegenstände zu verschleiern, liegt überdies nicht in seiner Weise. Gleichwohl ist dieser Theil seiner Schilderungen sehr unvollständig; nur einzelne Züge treten hervor, unter diesen denn freilich das Schauderhafteste. Wir erinnern uns nicht, schon gelesen zu haben, was hier der Verfasser nach dem Berichte von Augenzeugen erzählt, daß in den Tagen nach Erstürmung der Bastille, als der aufgeregten Volkswuth die Schlachtopfer Foulon und Berthier gefallen waren, ein Trupp von fünf bis sechs Kerlen, deren einer das Herz des ermordeten Berthier auf dem Bajonette trug, abends im Palais Royal das Café de Foi betraten, sich mit Kaffe bedienen ließen, dann ihr Anführer das Herz von dem Spieße herunternahm, es über den Kaffeschalen scharf drückte, bis einige Tropfen Bluts hineinfielen, und dann die Kannibalen das gräßliche Gemisch jubelnd austranken, indem sie mit gräuelhafter Anspielung ein bekanntes Lied dazu brüllten: „Non, il n'est pas de bonne fête, quand le coeur n'en est pas!“ Montgaillard sagt hiebei, er

hasse mit aller Kraft seiner Seele den Despotismus der Könige, aber er verabscheue, er verfluche, er weihe den unterirdischen Göttern die Wildheit des Volks. Das alte Régime, in welches er aus der Revolution so gern vergleichende Blicke wirft, hätte ihm hier allenfalls einen Zug liefern mögen, der als Gleichniß des angeführten wenigstens von Einer Seite gelten kann, den Zug nämlich, wie der Herzog von Richelieu und die Offiziere seines Regiments nach den wildesten Ausschweifungen nachts auf dem Marktplatze von Calais ein Crucifix umtanzen, halbentkleidet, im Taumel der scheußlichsten Laster, und dazu singen: „Une chaîne si belle devrait être éternelle!"

Ganz ohne Schonung und Nachsicht drückt unser Verfasser sich über die Emigration und die Emigrirten aus, ungeachtet er selbst unter diese Bezeichnung fällt. Die Versammlung in Koblenz hat in der That noch von keiner Seite irgend Vertheidiger gefunden, es scheint, als sei dieses Unternehmen vollständig aufgegeben. Auch Montgaillard weiß nur von der gränzenlosen Anmaßung, Unkunde, Albernheit, von dem empörenden Dünkel und Hohn, von der Uneinigkeit und Ohnmacht, die dort geherrscht, Bericht zu geben. Er sieht in der Emigration eine der ergiebigsten Quellen des Unglücks, welches die Königliche Familie und Frankreich betroffen hat. Er stellt die Vendée zum Gegensatz auf, als ein würdiges Beispiel, wie ächter Eifer für den König in Verbindung mit ächtem Vaterlandessinn damals sich benehmen mußte. Dennoch klagt er zugleich bitter die fremden Mächte an, welche, wiewohl verbündet mit der Emigration und scheinbar für dieselbe Sache streitend, den grausam enttäuschten, verarmten, hoffnungslosen Emigrirten jede Hülfe, ja den Aufenthalt verweigert; hingegen verschweigt er auch nicht, daß diese großentheils diese strenge Behandlung verdient durch den Übermuth, welchen sie auch noch im Unglück und Elend bewiesen, durch den frechen Tadel und Spott, den sie sich überall gegen die Höfe und Regierungen erlaubt, durch die demagogischen Grundsätze sogar, welche sie rücksichtslos geäußert und ver-

breitet. Am wenigsten ist er geneigt, ihnen die Beeiferung zu verzeihen, mit der sie unter Napoleon's Herrschaft dessen Dienste gesucht, zu seinem Hofe, zu seinen Ehren sich gedrängt. Er führt eine lange Reihe von Namen auf, der glänzendsten unter den altvornehmen Geschlechtern Frankreichs, die sämmtlich der neuen Ordnung der Dinge gehuldigt hatten. Zwei Ausnahmen nur macht er namhaft, La Fayette und Vaudreuil; dem Letztern war ohne sein Zuthun die Ernennung zum Kammerherrn des Kaisers geworden, er lehnte sie hochherzig ab, indem er offen erklärte, die in Frankreich bestehenden Gesetze und die eingeführte Obrigkeit werde er nach Bürgerpflicht stets ehren, aber in solchem persönlichen Verhältnisse könne er nur den französischen Prinzen angehören, nach ihnen keinem Andern; eine Freimüthigkeit, der auch Napoleon seinen Beifall nicht versagte und dabei äußerte, dies sei der einzige Emigrirte, der ihm zu dienen verweigert habe. Nach seinen Grundsätzen nimmt der Verfasser denn auch die Royalisten, welche als solche nach der Wiederherstellung der Bourbon's aufgetreten, in scharfe Sichtung; sein unbestechlicher Blick erkennt in ihnen die wüthendsten Revolutionärs, die schandbarsten Jakobiner. „Wir könnten," sagt er, „viele Geistlichen nennen, — und in ihrer Zahl sind solche, die seitdem zu Bischöfen und selbst zu Kardinälen erhoben worden, — welche den Civismus so weit trieben, daß sie die heiligen Gefäße zur Befriedigung der gemeinsten Bedürfnisse mißbrauchten; ebenso weltliche Personen, die seit 1814 in hohen Staatsämtern stehn und früher öffentlich durch ähnliche Frevel sich ausgezeichnet; diese Leute, heutiges Tages reine Royalisten, lieferten früher die Freunde des Hauses Bourbon den Gerichten, dem Schafott." Ohne Scheu nennt er hin und wieder diese Personen, oder bezeichnet sie deutlich für den Kundigen, und beruft sich auf Zeugnisse, deren Werth in manchen Fällen zweifelhaft, doch schwerlich in allen verwerflich sein kann. Nur selten findet sich den harten Angaben und Urtheilen der Ausdruck persönlicher Erbitterung beigemischt. Allein die Schadenfreude leidet deßhalb keinen

Mangel, die bloße Aufzählung der Thatsachen liefert hier Ärgerniß genug, und das Buch ist reich an dem schlimmsten Reize, welcher der großen Welt nur irgend geboten werden kann, woraus denn auch der reißende Erfolg und Absatz, deren das Werk sich erfreut, vollkommen begreiflich wird.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Nachrichten, welche der Verfasser über die Verhältnisse der Bourbon's während ihres Aufenthalts im Auslande und über ihre fortgesetzten Beziehungen zu Frankreich beibringt. Merkwürdige Züge werden hierüber kund. Nach dem Tode Ludwig's XVI. wollte der wiener Hof, so erzählt Montgaillard, die Regentschaft des Königreichs nicht dem Bruder des unglücklichen Königs anerkennen, sondern behauptete, dieselbe gebühre der Königin, welche gleichwohl von diesem Recht eben so wenig Genuß haben konnte, da sie mit ihren Kindern im Tempel gefangen gehalten war. Als nun Monsieur am 22. Oktober 1793 in Hamm die Hinrichtung der Königin erfuhr, stand ihm zunächst jene Bestreitung so lebhaft vor der Seele, daß er zu den Anwesenden sagte, indem er mit der Faust auf die Brüstung des Kamins schlug: „Nun bin ich in einer vortheilhaften Stellung! Wir wollen doch sehn, ob der wiener Hof mir noch die Regentschaft absprechen wird!“ Der Baron von Breteuil hat diese Anekdote gegeben, der Herzog d'Avaray sie bestätigt. Von der Königlichen Familie war nach dem Tode Ludwig's XVII. nur noch dessen Schwester, Madame, in Frankreich gefangen zurück. Monsieur, durch diesen letzten Todesfall Thronerbe und als Ludwig XVIII. König, und der Prinz von Condé, welcher die noch übrige Kriegsschaar der Emigrirten befehligte, sandten vereint den Grafen von Montgaillard nach Wien, um dort zu bewirken, daß die Königliche Prinzessin gegen die französischen Konventsmitglieder, die sich in österreichischer Gefangenschaft befanden, ausgewechselt würde. Die Unterhandlung hatte Anfangs Schwierigkeit, der österreichische Minister Baron von Thugut soll geantwortet haben, die Befreiung von Madame würde von keinem Nutzen sein. Endlich kam doch die Aus-

lieferung zu Stande; aber neue Mißhelligkeiten erhoben sich,
unserm Verfasser zufolge, zwischen dem österreichischen Hofe
und der Bourbonschen Familie; der erstere wollte einem öster-
reichischen Prinzen die Hand der befreiten Prinzessin und da-
mit zugleich Elsaß, Lothringen, Burgund und die Freigraf-
schaft erwerben, auf welche Länder die Prinzessin näheren
Anspruch als ihr Oheim haben sollte. Die Weigerung Öster-
reichs, Monsieur als Ludwig XVIII. anzuerkennen, und eine
Proklamation des Generals Wurmser an die Elsasser stan-
den mit diesen Verhältnissen in Bezug. Wir überlassen es
Andern, diese Nachrichten und Angaben, in deren Darstellung
der Verfasser seine Gehässigkeit gegen die fremden Mächte
nicht verläugnen kann, zu prüfen und zu berichtigen. Nur
wollen wir im Allgemeinen bemerken, daß Absichten und
Handlungen, welchen der Gegner nur allzuleicht die dunkelste
Färbung geben mag, sehr oft doch nur der Ausdruck solcher
Verhältnisse sind, welche jener selbst auf seiner Seite gerade
ebenso behandeln würde, ja gar nicht anders behandeln dürfte.

Unser Verfasser hat keine Vorliebe für das Militair, und
wie sehr ihn auch die Tugend, die Vaterlandsliebe, der Hel-
denmuth einiger Kriegsmänner anspricht, so läßt ihn doch
im Allgemeinen der Glanz und Ruhm der Waffen ungeblen-
det. Napoleon's Außerordentlichkeit und Machtgröße, haupt-
sächlich von dieser Seite Bewunderung gebietend, macht auf
ihn keinen sonderlichen Eindruck. Andre Feldherren, Hoche,
Kleber, Massena, Bernadotte, hebt er weit lieber hervor,
wiewohl er sie jenem doch keineswegs gleichstellen will. Ehr-
geizige Absichten zur Gründung seiner persönlichen Macht auf
den Sturz der Republik soll Napoleon schon früh gehegt ha-
ben. Schon im Jahre 1797 kam er mit der geheimnißvol-
len Wirksamkeit, die ohne sichtbares Haupt, aber weitver-
zweigt in verschiedenartigen Interessen für die Kontrerevolu-
tion thätig war, in mancherlei Berührung. Ein gewisser
Aveael, nachher de Launay genannt, und später, wegen ei-
nes Gutes, von dem er den Namen sich aneignete, als Graf
d'Entraigues berühmt geworden, betrieb in Italien die wich-

tigsten und geheimsten Anschläge; er lebte in Venedig als geheimer Beauftragter des Königs von Spanien, als Abgesandter Ludwig's XVIII. und geheimer Agent des englischen Ministeriums, während er ostensibel der russischen Gesandtschaft angehörte. In französische Gefangenschaft gerathen, und nach Mailand vor Napoleon gebracht, wußte er diesen zu gewinnen, indem er denselben alles verrieth, was er von den Royalisten wußte, und insonderheit eine Denkschrift ablieferte, die er selbst geschmiedet, aber von dem Grafen von Montgaillard erhalten zu haben vorgab. Napoleon ließ ihm einen Paß geben, durch dessen Hülfe er dann glücklich entkam. Mit der Erzählung unsers Verfassers verdient verglichen zu werden, wie Napoleon in den Mittheilungen von St. Helena die Sache vorgestellt wissen will. Der Graf d'Entraigues hat in der Folge sich stets als eifriger Royalist gezeigt; sein angeblicher Verrath dürfte mehr eine Eröffnung gewesen sein, den siegreichen Feldherrn der Republik für die Bourbon's zu gewinnen, und dieser scheint darauf eingegangen zu sein, um bei Gelegenheit die Kräfte jener Parthei für sich in Anspruch nehmen zu können. In gleichem Sinne soll Napoleon bei den Verhandlungen von Campo-Formio mit dem österreichischen Minister Grafen von Cobenzl mancherlei gegen die Republik verabredet haben. Es steht außer allem Zweifel, daß Napoleon bei seinem Emporsteigen durch die vielfachen Erwartungen, die er nach entgegengesetzten Seiten erregt hatte und auf längere Zeit geschickt zu nähren wußte, ungemein begünstigt worden; die fremden Mächte, die Royalisten, vielleicht die Bourbon's selbst, haben ihm für seinen Zweck dienen müssen, wenigstens schwiegen ihm eine Zeit lang ihre Feindseligkeiten. Doch im entscheidenden Augenblicke mußte er stets wieder auf die Nation, auf die Revolution sich stützen, und einmal im Besitze der Herrschaft vertheidigte er sie als die seine gegen das Ausland und den Royalismus. Die Stärke, in welcher die Kontrerevolution sich thätig erhielt, zeigt sich auffallend und nachdenklich darin, daß sie immer an die Häupter der Revolutionsmacht zu gelangen

wußte, und stets mit einigem Glück; so an Mirabeau, Danton, Robespierre, so lange die Rednerbühne, und an Pichegru, Napoleon, Moreau, als das Feldherrnschwert überwog. Moreau's frühe Verbindung mit der Kontrerevolution setzt Montgaillard außer allen Zweifel; unter andern bringt er als Zeugniß eine Äußerung Ludwig's XVIII. bei, welcher am 17. Juni 1814 dem General Ferino in einer demselben ertheilten Audienz freundlichst ins Gedächtniß rief, daß er einst einem Befehle Moreau's durchaus nicht habe gehorchen wollen, weil er bei der Ausführung offenbaren Nachtheil für das Heer gesehn, dieser Nachtheil gerade sei aber bezweckt gewesen, denn Moreau habe schon seit dem Jahre IV ganz der Königlichen Sache angehört. So hätte denn Moreau demnach seine Siege nur wider Willen und nur in Kraft eines Talents erfochten, das an gegebener Stelle nicht auszuüben unmöglich geworden war. Napoleon nahm die Sache anders; der schlaue Italiäner wußte verstellter und sicherer den Anschein zu behaupten, und kräftiger und selbstständiger die That zu lenken. Wo er mit Moreau auf dem Gebiete der geheimen Ränke sich begegnete, mußte er ihn meiden und bald bekämpfen, als in Stellung und Ziel durchaus verschieden.

Über die Unternehmung nach Ägypten, den Kongreß von Rastatt, die Unfälle der französischen Heere und die Rückkehr Napoleon's aus Ägypten theilt der Verfasser manches Merkwürdige mit. Die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastatt behandelt er mit Unpartheilichkeit; er spricht das französische Direktorium wie den Kaiserlichen Hof von allem Verdacht eines Antheils frei und neigt sich zu der von Dulaure und Gohier aufgestellten Meinung, nach welcher die Gewaltthat durch Werkzeuge, die der Mißbrauch hohen Ansehns getäuscht und verleitet hatte, ohne Befehl geschehn sein soll. Das Ereigniß bleibt jedoch noch immer in einigem Dunkel und dürfte schwerlich ohne das freie Geständniß der eigentlichen Theilnehmer ganz aufzuhellen sein, obgleich noch Manches bekannt ist, was bisher noch nicht öffentlich mitgetheilt worden. Über Napoleon's Rückkehr aus Ägypten fin-

det sich ein eignes Histörchen. Schon im November 1798 hatte Roberjot, damals Mitglied des Rathes der Fünfhundert, späterhin einer der Gesandten zu Rastatt und ein Opfer der dortigen Katastrophe, über die Lage Frankreichs eine Denkschrift durch einen Vertrauten anfertigen lassen, die Rückkehr des Generals Bonaparte von Paris als das einzige Heil angerathen. Roberjot nimmt es auf sich, diese Denkschrift mit den nöthigen Anweisungen für die eintretenden Umstände an Napoleon zu senden; das Ganze wird an Sieyes, den Botschafter der französischen Republik, nach Berlin befördert, derselbe bewirkt, daß ein preußischer Kurier die Depeschen an den preußischen Geschäftsträger nach Konstantinopel mitnimmt, und dieser läßt sie, dem Auftrage gemäß, durch ein zu diesem Zwecke besonders gemiethetes Schiff nach Alexandria gelangen. Der Verfasser wird hoffentlich nicht meinen, Preußen und Napoleon als damals in politischer Verbindung erscheinen zu lassen! Auch ist bekannt, und durch Montgaillard selbst bestätigt, daß andre und unmittelbare Nachrichten und Aufforderungen, welche Napoleon aus Frankreich erhielt, erst viel später seine Rückkehr dahin bestimmten. Bei Gelegenheit des 18. Brumaire wird Napoleon schlechter Maßregeln, großer Erschrockenheit, ja der Feigherzigkeit beschuldigt. Überhaupt erscheint er im Urtheile Montgaillard's durchaus unvortheilhaft: „Son ame n'est pas grande, elle n'est que haute et vaine,“ heißt es von ihm, und an einer andern Stelle: „Quel immense intervalle de véritable gloire entre Bonaparte et Washington!“ Doch wird auch diesem, ausdrücklich als Hochbild der Bewunderung aufgestellten, uneigennützigen Helden ein bedeutender Flecken von Grausamkeit nachträglich angehängt! Wer an dieser zu großen Herabziehung Napoleon's etwa sich ärgern möchte, der wolle bedenken, daß unserm Verfasser auch Mirabeau nichts gilt, und Pitt, der große Pitt, nur wie ein beschränkter Handlungsdiener erscheint, daß ihm der Herzog von Wellington nur der blinde Befolger der von Dumouriez eingehenden Rathschläge und Marsch-

und sonstigen Kriegsvorschriften ist, und der Fürst von Talleyrand ohne die Hülfe des Abbé Lambry nicht den einfachsten Brief oder Bericht abzufassen vermag! Diese letztere Anschuldigung soll durch eine Anekdote dargethan werden, die aber nichts beweist. Machte die Schreibseligkeit den Staatsmann, das Planzeichnen den Feldherrn, so dürfte mancher große Name auszulöschen, und viele geringe zu heben sein; aber diejenigen Männer, welche beiderlei Gaben verbinden, die des ordnenden Befehlens und die des einzelnen Ausarbeitens, möchten schwerlich in die letzteren vorzugsweise ihren Werth setzen wollen.

Die Schreibart unsers Verfassers entspricht der Beschaffenheit des seinem Geist und Inhalte nach sehr mannigfachen Werkes. So viele Richtungen sind in demselben vereint, so verschiedenartige Bestandtheile zusammengebracht, daß eine gleichmäßige Gestalt des Vortrags unmöglich zu fordern ist. Kurze Anzeigen, rednerische Betrachtungen, schnelle Übersichten und gesprächartiges Verweilen wechseln mit einander ab. Im Allgemeinen ist dem Verfasser ein lebhafter Ausdruck eigen, und eine gewisse Wärme des Antheils hält einigermaßen für den Mangel an Gewandtheit und Feinheit schadlos, die man öfters bei ihm vermißt. Tritt auch nirgends ein Ganzes hervor, ist auch alles nur bruchstückartig, ungefügt, unbefriedigend, so läßt doch der Reichthum von Thatsachen und Beziehungen, die hier geliefert werden, den Leser bei den fünf starken Bänden selten lange unangeregt. Wir dürfen von den folgenden Bänden ein Gleiches hoffen. Der Bestandtheil des Werkes, durch welchen dasselbe inmitten so vieles Zusammengetragenen auch als Quelle bestehn kann, ist schon angedeutet. Schließlich wollen wir zu Gunsten des Buches an demselben noch die Bemerkung bestätigt finden, daß, was irgend wer mit gutem Willen und Fleiß nach eigner Weise arbeitet und mittheilt, wie sehr es auch mangelhaft, ja verfehlt sei, immer leicht eine Seite des Ertrags und Nutzens darbietet, die der Nachfahr dankend anzuerkennen hat.

V.

Über den bürgerlichen Zustand Galliens um die Zeit der fränkischen Eroberung. Gelesen in der feierlichen Versammlung der Königlich baierischen Akademie der Wissenschaften am Ludwigstage 1827 von Friedrich Roth. Nürnberg, 1827.

In den Vorträgen unserer Akademieen der Wissenschaften ist einer eigenen Art von Beredsamkeit Raum gegeben, deren Karakter jedoch bei uns noch vielfach mißkannt, oder doch nicht gehörig beachtet zu werden pflegt. Die wissenschaftliche Mittheilung, welche in solchen Vorträgen Statt findet, — denn daß sie wissenschaftlich sei, gilt natürlich als erste Voraussetzung, — empfängt weitere Bedingnisse durch das Verhältniß, in welchem die Akademieen selbst zu der übrigen Welt sich darstellen. Der sächliche Nutzen und Ertrag dieser gelehrten Anstalten, über deren Zweckmäßigkeit überhaupt und Einrichtung insbesondere noch gar manche Fragen walten, mag nach den Umständen sehr verschieden ausfallen, bald in umfassenden Arbeiten fruchtreich hervortreten, bald auch neben bloß äußerlichem Bemühen ins Unscheinbare hinschwinden, immer bleibt den Akademieen, außer dieser nächsten unmittelbar auf das Wissenschaftliche gerichteten Beziehung, die ihnen mit vielen andern Anstalten und allen einzelnen Gelehrten gemeinsam ist, noch eine andre, ihrem Wesen unterscheidend angehörige Aufgabe, deren Vorstellung den Gründern solcher Vereine, mehr oder minder klar, gewiß immer vorgeschwebt hat. Diese Aufgabe kann keine andre sein als diese: die Wissenschaften mit der höhern Gesellschaft zu vermitteln, sowohl mit der allgemeinen, die durch Bildung überhaupt, als mit der besondern, die durch den Staat bestimmt wird. Auf diesem Boden hauptsächlich mögen die Akademieen sich begründet fühlen, an diesem festhalten; wollten sie ihn ver-

läugnend ihre Bedeutung nur in der Wissenschaft allein suchen und aufstellen, so würde es mit dem Werthe der meisten bald sehr bedenklich aussehn, denn es ist offenbar, daß die Pflege der Wissenschaften auch anderweitig gar wohl gedeiht, und die größten Fortschritte und Umwandlungen dieser durch die Kraft einzelner glücklich begabter Geister geschehn. Wie große Namen eine Akademie auch in ihrer Liste führen, wie mächtige Wirkung von diesen Mitgliedern ausgehn mag, diese Namen und Wirkungen sind ein Gewinn, den sie nimmt, aber nicht einer, den sie verleiht, und als wahres Eigenthum kann ihr nur das angerechnet werden, was sie selbst als Gesellschaft, oder, in deren Kraft und Sinn, ihre Mitglieder als solche hervorbringen. Die reichsten Männer könnten noch immer die ärmste Gesellschaft bilden. In der That, die Ausbreitung unserer Akademieen, als lediglich auf die Wissenschaft gerichteter Anstalten gedacht, darf niemanden durch ihre Größe erschrecken. Ganz anders aber stellt sich das Verhältniß, der Werth und die Wichtigkeit der Akademieen, wenn sie, wie auch sonst ihre augenblickliche Beschaffenheit sein möge, als Vertreter der Wissenschaft selbst wieder auf die allgemeine Gesellschaft bezogen werden.

Wir nehmen hier diesen letzteren Bezug als durchaus nicht abzuweisen an, und sagen, indem wir zu dem Anfang unserer Bemerkungen zurückkehren, daß für die behauptete Bestimmung, die Wissenschaften mit der höheren Gesellschaft zu vermitteln, eine eigene Art der Beredsamkeit eingetreten habe, als welche das wirksamste, vielleicht das einzige brauchbare Werkzeug solcher Vermittelung ist. Die Art der Beredsamkeit, welche hier erfordert wird, ergiebt sich aus der Stellung selbst, in der sich der Redende befindet. Der Akademiker kann durch seinen Vortrag nicht überreden wollen, nicht blenden, nicht fortreißen; da keine That, keine Entscheidung auf seine Rede zu folgen hat, so wäre jede solche Wirkung zwecklos, und die augenblickliche Befriedigung, welche dennoch darin gesucht werden könnte, würde durch die Folge, da Besinnung und Nachforschung jeden späteren Zugang offen

haben, nur um so peinlicher gebüßt werden. Der Zweck des Vortrages ist mit dem Gegenstande genau verknüpft; es gilt Kenntnisse, Ansichten mitzutheilen, welche der Wahrheit dienen wollen und nicht dem Scheine; nur Einsicht und Überzeugung können hier abseiten des Hörers als Gewinn dem Redner entgegenkommen. Daher darf die Beredsamkeit auf keine Weise den Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung oder Darstellung überstrahlen; dieser Gegenstand muß in seinem vollen Werthe hervortreten, an und für sich wissenschaftlich und, wo von Gelehrten gesprochen wird, vorzugsweise dieser würdig sein, nämlich neu oder neugefaßt. Aber diese wissenschaftliche Forderung als befriedigt vorausgesetzt, darf sogleich eine andre ihr Recht geltend machen, die allgemein gesellige, daß der Vortrag für jede gebildete Theilnahme soviel als möglich klar und faßlich, daß er im Sinne seiner geselligen Erscheinung für einen weiteren Kreis einladend und angenehm sei. Die Beredsamkeit wird hier eine ordnende, aufhellende Kunst, welche jedes Gegebene, welcher Art dieses auch an sich sein möge, in gefällige Fassung bringt, selbst der Sprache der Schule, wo sie beibehalten wird, Würde und Anmuth mittheilt und dabei gleichwohl diese Ausschmückung nie zur Hauptsache zu erheben sucht. Wer die strenge Wissenschaft rücksichtslos vorträgt, ist Lehrer, wer die Redekunst in ihrer Macht erscheinen läßt, mag in dieser als Virtuose gelten; zwischen beiden steht der akademische Redner mitten inne, er hat den wissenschaftlichen Stoff als Künstler zu behandeln. Nur so läßt sich eine eigenthümliche Vortragsweise für Akademieen annehmen, nur in dieser Verbindung ihre Zweckmäßigkeit behaupten. Wenn die Wissenschaft hiebei nicht ihr schlagendstes Verdienst, ihre ganze Tapferkeit, könnte man sagen, wie auf dem ihr allein gehörigen Felde, darlegt, so wird ihr doch in dieser höchsten Sorgsamkeit, in diesem würdigsten Anstand, in dieser umsichtigsten Beachtung eine nicht minder eindrucksvolle Erscheinung, als vergleichungsweise der Krieger darbietet, welcher im Schmucke des Sieges den Staub und das Blut des Kampfplatzes nicht mitführt.

Ohne Zweifel ist hier, wo es die Vereinigung von zweien, nur allzu oft auseinander fliehenden Elementen gilt, eine zarte Linie zu halten, über welche hinaus das Richtige sogleich im Übermaße schwindet, ein festes Gleichgewicht, das eben so Gehalt als Talent, und Beides beherrschenden Geist erfordert, und so dürfte es allerdings, wie tüchtig auch sonst er sich bewähren möge, nicht jedem Gelehrten zustehn, ein Akademiker in solchem Sinne zu sein!

Je seltener die Verbindung solcher Eigenschaften, von welcher in französischen Sprache so zahlreiche Muster vorhanden, im Deutschen noch erscheint, desto mehr dürfen wir uns freuen, in einzelnen Beispielen die schönsten Leistungen dieser Art uns dennoch gegeben zu sehn. Im Gebiete der Naturbetrachtung sind uns seit längerer Zeit, und auch ganz neuerlich wieder, Alexander's von Humboldt akademische Vorträge leuchtende Vorbilder geworden, die Fülle des Wissens und die Schärfe der Einsicht ermangeln bei ihm nie der freien Anmuth und des fesselnden Reizes, welche aus belebtem Geiste jedem Stoffe sich mittheilen. Philologischen und philosophischen Gegenständen haben Friedrich August Wolf und Wilhelm von Humboldt die ganze Anziehungskraft geistreicher Behandlung in streng gehaltenen Maßen zu verleihen gewußt. Im historischen Gebiete dürfen wir vor allen die vorliegende Rede von Friedrich Roth für musterhaft erklären, für eine wahre Bereicherung dieser Art Litteratur bei uns.

Der Verfasser hat an einem gegebenen Tage, an einem höchst feierlichen, dem Geburts- und Namenstage des Königlichen Beschützers der Akademie der Wissenschaften zu München, als Mitglied derselben einen Vortrag zu halten, der als ein wissenschaftlicher in dieser Feier wohl seine Veranlassung erkennen, nicht aber ebenso in ihr seinen bestimmten Gegenstand finden soll. Er wählt diesen dem Zwecke vollkommen angemessen; die Untersuchung und der Überblick allgemeiner Zustände und Verhältnisse, in welchen das Glück, die Eigenthümlichkeit und die Fortdauer der Völker sich bedingt, erscheinen höchst betrachtungswürdig für solchen Tag,

an welchem in seinem Fürsten ein Volk seine eigenen Geschickesloose günstigst ersehn darf. So setzt der Verfasser durch Ernst und Gewicht der Sachen, die er vorträgt, sich mit dem Anlasse, der ihm geworden, gleich in gehörigen Bezug. Ohne Gepräng und Aufregung von Worten, einfach und zwanglos, aber gehalten und maßvoll, ist seine Rede nur der wahre Ausdruck dessen, was er wirklich zu sagen hat. Schwung und Witz und Schlag, zu welchen die Anlagen in diesem geistreichen Vortrage sich vielfach vorhanden zeigen, sind gleichsam verarbeitet zu ebenmäßigem Fortschritte. Die äußerste Enthaltsamkeit und Bescheidenheit des Redners erweist sich sogar in der Kürze des Ganzen, welches durch seinen Schluß allzubald den Leser überrascht.

Was wir in Hinsicht des Vortrages loben, würden wir gleichwohl nicht preisen dürfen, wenn nur dieser zu preisen, nicht auch der Inhalt selbst von hohem wissenschaftlichem Werthe, von eigenthümlicher Begründung wäre. Der Redner handelt von dem bürgerlichen Zustande Galliens um die Zeit der fränkischen Eroberung. Zwar haben französische Schriftsteller diesen Vorwurf schon öfters mit Scharfsinn und nicht ohne Gründlichkeit bearbeitet. Unser Verfasser aber geht unabhängig von ihnen seinen eigenen Weg, indem er überall zu den Quellen selbst hinabsteigt. Aus dem Einzelnen zerstreuter Thatsachen, wie bündige Gelehrsamkeit sie ihm vollständig überliefert, erhebt er sich zu allgemeineren Ansichten, zu freien Geistesblicken. Nur so begründet können die letzteren, nur so benutzt die ersteren, dem Geschichtsforscher vollen Werth haben.

Das Verhältniß überwundener Völker zu den Überwindern zu betrachten, war von jeher in der Geschichte von eigenem Reiz, aber auch von eigener Schwierigkeit. Meist alles ist im Verlaufe der Zeit dunkel geworden in diesem Gebiete langsamer, stiller Einflüsse und Wirkungen, und der Scharfsinn des Forschers muß dieses Dunkel sowohl als auch die plötzlichen Blendungen, die dennoch hindurchstreifen, erst überwinden, um zu sicherer, gleichmäßiger Anschauung zu ge-

langen. Die wichtigsten Fragen erwarten von diesen ihre Lösung, die höchsten Anliegen der Gegenwart ziehen oft ihre tiefsten Lebensfäden aus jenem Dunkel ferner Vergangenheit. Das Verhältniß der Gallier und Franken ist in solchem Bezuge besonders wichtig. Noch in neuester Zeit hat man in Frankreich jene beiden Nationen sondern und einander feindlich entgegensetzen wollen, um Vorzüge oder Gehässiges, je nachdem die Partheimeinung es bezielte, an diesen Unterschied zu ketten. Die Geschichte, indem sie die Thatsachen bewahrt und die darauf begründeten Ansichten darstellt, weist die falschen Waffen, mit denen man streiten will, zurück; sie erscheint, so oft man sie dazu beruft, mäßigend und versöhnend für die Gegenwart. Aber sie bedarf reiner Hände zu ihrem Dienste; von falschen mißbraucht und mißhandelt, entzündet sie nur noch mehr die Flammen der Leidenschaften, wilder Begierden und Ansprüche. Darum ist ächte Geschichtschreibung ein hoher Besitz für eine Nation, welche darin gereinigt, gestärkt, in sich selbst versöhnt wird; und wenn wir auch solche Geschichtschreibung bis jetzt nur bruchstückweise haben, so ist doch in reichem Maße der Sinn wach, der ihrer als eines Ganzen begehrt, der sie erstrebt, und vielleicht auch haben wir bereits, und gerade in unserm Verfasser, das auserwählte Talent, dem gegeben sein könnte, solch ein Werk zu liefern. —

Der Verfasser glaubt, daß plötzliche, durchgreifende Umwandlungen in der Geschichte selten sind, mancher schroffe Gegensatz bei genauerer Betrachtung als unschwieriger Übergang, selbst manche Zerstörung als bloße Umgestaltung erscheine. Gegen die gewöhnliche Meinung, die an den Untergang des weströmischen Reiches eine Umwälzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse knüpft und namentlich die Franken Chlodwig's für zermalmende Neuerer halten will, stellt er die Behauptung auf, daß die Franken dem eroberten Gallien weit weniger Mitgebrachtes aufgedrungen, als dort Angetroffenes angenommen und behalten haben. Die Betrachtung des bürgerlichen Zustandes von Gallien vor und nach der

Eroberung giebt dieser Ansicht überall Bestätigung. Die Verfassung Galliens, wie sie vor den Römern war, geht aus Cäsar's Nachrichten deutlich genug hervor. Die Lage des Volks war schlecht genug, um unter der römischen Herrschaft eher zu gewinnen als zu verlieren; ein neues Gemeinwesen entstand, doch aus diesem selbst entwickelte sich bald wieder die alte Unterdrückung, welche die Vornehmen gegen ihre geringeren Volksgenossen ausübten, die gallisch gewordenen Römer selbst entgingen diesem Unheil nicht; die Freien verschwanden mehr und mehr, die Bagauda, „der gallische Bundschuh," in welchem die Unterdrückten zur Gewalt ihre Zuflucht nahmen, wurde besiegt, Adel und Geistlichkeit herrschten allein, der Mittelstand verlor sich in Gallien wie in dem römischen Reiche überhaupt, „dessen grausenvoller Untergang vorzüglich diesem Übel zuzuschreiben ist." (Der Verfasser bringt hiebei aus einer Rede „des großen Mannes, welchen die Welt jetzt betrauert," die daselbst angeführten Verse in Erinnerung:

> But a bold peasantry, their country's pride,
> When once destroy'd, can never be supplied.)

Dieser Zustand nun, unter welchem Gallien seufzte, blieb unter und nach der Eroberung durch die Franken im Wesentlichen derselbe. Wie die Gallier, theilten auch die Franken sich in zwei Hauptstände, die Vornehmen herrschten, die Geringen wurden unfrei. Der Unterschied der beiden Völker schwand allmählich, der Unterschied der beiden Stände trat an die Stelle, und der arme Franke wurde dem armen Gallier gleich. War irgend ein Übergewicht auf Seiten des einen Volkes, so war es auf Seiten der Gallier; gegen die Römer hatte das ursprüngliche Volk seine Sprache eingebüßt, gegen die Franken wurde die römische Mundart behauptet, und französisch heißt nicht die eigene, sondern die in Gallien angenommene Sprache der Franken. So haben die Franken sich in den Galliern, nicht diese sich unter jenen, verloren, und ein großer Theil der Sieger zugleich die ursprüngliche Freiheit, während ein Theil der Besiegten zur Herrschaft

auch über sie gelangte. Das Lehnswesen änderte diesen Zustand nicht, es ließ Herrschende und Unfreie einander scharf gegenübergestellt. Erst in späterer Zeit erhoben weise Könige die Freiheit der Städte, doch das Landvolk vermochte nicht in gleicher Art zu freiem Grundbesitze wieder zu gelangen. „Wie viel anders diese Verhältnisse," sagt der Verfasser, „sich in Deutschland würden ausgebildet haben, wären nicht vierhundert Jahre lang die mit Galliern vermischten Franken das herrschende Volk gewesen, ist an England zu sehen, wo den gemeinen Freien selbst die normännische Eroberung nicht hat ausrotten können. Allerdings war schon in Deutschland, wie es Tacitus kannte, Leibeigenschaft; allein höchst wahrscheinlich war die Zahl der Unfreien, welche Land für einen Herrn bauten, nicht groß und von den gemeinen Freien weit überwogen. Über Baiern, Schwaben, Franken und Westphalen kam mit der fränkischen Herrschaft, was diese in Gallien angetroffen und sich angeeignet hatte, Überwältigung der Freiheit der Gemeinen, obwohl so durchgehends nicht als bei den Franzosen."

Diese Ansichten erheben sich gleichsam auf einem Unterbau von gelehrten Beweisstellen, Forschungen, Berichtigungen, die auch in diesem Theile der geschichtlichen Arbeit ein scharfes, festes Ersehen des Richtigen, ein sicheres Verbinden des Zusammengehörigen und ein fruchtbares Anwenden des Gefundenen kund geben. Was der Verfasser in dieser Hinsicht, und wieder in aller Kürze, geleistet, ist um so wichtiger, als wir über diesen ganzen Gegenstand bei andern Schriftstellern, welche billig darüber nicht schweigen durften, fast aller Auskunft entbehren müssen. Wie gering ist in diesem Bezuge Sismondi! Und auch neuere deutsche Historiker lassen uns nur beklagen, wie wenig man auf der Bahn des trefflichen, zwar nicht unfehlbaren, aber stets sinnvollen und sorgsamen Möser fortgeschritten ist! Freilich bedarf es dazu ganz andern Vermögens an Kenntnissen und Geist als zum bloßen Anhäufen und Wiederanhäufen von (nicht einmal im-

mer genau) zusammencitirten, aber sonst unverbundenen Einzelheiten. —

Sollten wir den Betrachtungen unseres Verfassers noch etwas hinzufügen, so wäre es die Bemerkung, welche nicht gegen seine Ansichten gerichtet ist, wohl aber neben denselben ihre Stelle finden möchte, daß in dem erörterten Verhältnisse der Gallier und Franken, welches wir so annehmen, wie der Verfasser es darstellt, doch nun auch nicht zu übersehen ist, daß nach der Eroberung, wie sehr auch der gallisch-romanische Stoff überwiegend geblieben, doch die ganze Mischung ein neues Princip erhalten, und Volk, Staat, Sitte, und selbst die Sprache, wie sehr auch in dieser letztern das alte Material vorherrscht, formal diesem neuen Principe gefolgt sind. Die Gallier wirkten stärker ein, doch immer als Besiegte, die Franken schwächer, doch als Sieger.

Der Verfasser sagt zuletzt: „Auch in Deutschland ist diese Freiheit gerade da, wo unsere Vorfahren sie am meisten bedroht glaubten, in Städten, frühe wieder aufgekommen; aber die Unfreiheit des Landvolkes, obgleich viel gemildert, hat in den meisten Ländern fortgedauert. Stadt und Land wieder gleich zu stellen, den Bauer zum Bürger zu erheben, war der neuesten Zeit vorbehalten. In jener Erstorbenheit des Denkens und Verdorbenheit des Wissens, die dem Umsturze der römischen Weltherrschaft nicht erst gefolgt, sondern vorangegangen ist, wo Gesetz, Regierung, Staat, Vaterland, Gemeinwohl darniederlag, verkam auch die gemeine Freiheit. Die Wiederkehr der alles prüfenden und beleuchtenden Wissenschaft hat sie wieder aufgerichtet; jeder große Fortschritt derselben hat sie gefördert und gestärkt. Wege sind eröffnet, ebenso entfernt von eingebildeter und, könnte sie erreicht werden, verderblicher Gleichheit, als von einer alle Einheit hindernden, alles Wachsthum hemmenden Ungleichheit; ausgehend von Einsicht und Besinnung, nicht von Leidenschaft und Vorurtheil; abzielend nicht auf Zertrümmerung und Zerstreuung, sondern auf Abtheilung und Verbindung. Dies ist die Bahn des Ruhmes, der königlich zu heißen vor jedem

andern verdient; die Bahn, auf welche alle Ordner der Völker zur Unsterblichkeit gegangen sind; die Bahn, worauf den König, dessen Tag wir feiern, das Geschick, mehr noch sein eigner hoher Geist ruft." — Und indem sie solchergestalt, einfach und edel in ihrem Lobpreise, die Feier des Tages berührt, findet die schöne Rede ihren angemessenen, so gehaltvollen als würdigen Schluß.

VI.

The life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the French; with a preliminary view of the French Revolution, by Sir *Walter Scott*. London, 1827. 9 Vols.

„Der große Unbekannte, dessen wundervolle Thätigkeit im Romanenschreiben eine ganze Welt mit Unterhaltung versorgte, aber auch, gleich der anderen englischen Waarenerzeuger, alsbald über das eigentliche Bedürfniß hinaus den Markt so überführte, daß der Artikel beträchtlich im Preise fallen mußte; der in der Welt, so weit Übersetzungen und Leseanstalten reichen, allgemein genannte, allein troz allem Erkanntsein beharrlich im Scheine der Verhüllung gebliebene Verfasser des Waverley, von welchem bei uns Tieck schon früh mit gerechter Würdigung gesagt: „Wie wenig fehlt diesem Meister, um ein Poet zu sein, und wie ist dieses wenige, was fehlt, doch mehr als sein ganzes großes Talent," derselbe Schriftsteller hat nunmehr unter seinem wahren Namen als Sir Walter Scott eine neue Richtung eingeschlagen, deren nächster Zweck und Erfolg ohne Zweifel schon jetzt hinlänglich entschieden sind, als Gewinn auf der einen Seite, als Ver-

luft auf der andern. Wir könnten vielleicht es ruhig dabei bewenden lassen und eine Verhandlung sparen, die in keinem Falle mehr den Anspruch zu machen hat, am frühsten und schnellsten der allgemeinen Aufmerksamkeit gedient zu haben; allein der große Gegenstand, Napoleon Bonaparte's Lebensbeschreibung, und der berühmte Name Walter Scott mögen es dennoch wohl rechtfertigen, wenn wir diesem Werke, das beide verbindet, einige Blätter widmen.

Daß die Geschichtschreibung sich trefflich mit der Dichtkunst in demselben Geisteswirken vertrage, bedarf keines Beweises mehr; dem Geschichtschreiber wie dem Dichter ist derselbe Sinn zum Auffassen, dieselbe Kraft zum Bilden vonnöthen, nur in anderen Stoffen und durch andere Wege streben beide zu derselben Wahrheit allgemeiner und besonderer Lebensdarstellung. Herodot's Geschichten sind ein dichterisches Werk; die Romane des Cervantes, die Schauspiele Shakspeare's, die Vielgebilde Goethe's sind geschichtlichen Lebens erfüllt. Aber nicht nur beide Seiten in demselben Werke vereinend, sondern auch beiden durch verschiedene Werke einzeln folgend, haben begabte Geister Ruhm und Beifall erlangt. Wir können Machiavelli als Dichter nennen, unsern Schiller als Geschichtschreiber, Voltaire hat in beiden Richtungen, wenn auch nicht die höchste Meisterschaft überhaupt, doch die gleiche seines unerschöpflichen Talents bewiesen, und in Goethe's eigener Lebensbeschreibung und in seinen Nachträgen zum Divan sind ganze Abschnitte eines Tacitus würdig. Nicht die Verschiedenheit der Gebiete kommt hier so sehr in Betracht als der Umfang und die Macht der Gaben, durch welche jene bearbeitet werden sollen. Denn wir haben allerdings auch auf der untersten Stufe solche Vereinigung des Dichters und des Geschichtschreibers gesehn, zum Beispiel in Kotzebue, dessen geschichtliche Arbeiten ganz seine dichterischen, beide aber, wie jetzt wohl nirgends mehr bezweifelt werden mag, überaus wenig werth sind. Walter Scott verdient deßhalb keinen Vorwurf, daß er das Gebiet des Romans eine Zeit lang mit dem der Geschichte zu ver=

tauschen gesucht, die Sache ist vollkommen zulässig und kann vollkommen gelingen. Was er aber bisher und besonders zuletzt als Dichter gewesen, möge Andern zu untersuchen bleiben, uns liegt ob, ihn als Geschichtschreiber näher anzusehn.

Der Kaiser Napoleon ist kein günstiger Gegenstand einer Biographie. Wohl mag auch in ihm vorzugsweise der Einzelmensch betrachtet, seine Thaten und Schicksale zunächst in Rückbezug auf seine Person gehalten werden; dargestellt werden aber kann er, gleich andern solchen Naturen, nicht getrennt von seiner Welt, sondern nur mit ihr vereint, die schon ein Bestandtheil von ihm selbst geworden. Es zeigen sich in der Geschichte gewaltige Persönlichkeiten, welche, aus der Mitte reifer Verhältnisse hervorgehend, neue Triebwerke großer Bewegungen werden und neue Ordnungen der Dinge bezeichnen, aber in ihrem unmittelbaren Wirken gleichwohl nur Einem Kreise, Einer Nation angehören und selber in deren Karakter abgeschlossen bleiben; als solche sind zu nennen Cäsar, Luther, Cromwell, Ludwig XIV. und auch noch Friedrich der Große; der Römer, der Deutsche, und so ferner der eigene Volkskarakter, herrscht in jeder dieser Gestalten vor; dennoch ist ihr Wirken so umfassend, so einflußreich auf die Welt überhaupt, so nachhaltig in den Folgen, daß ihr Leben nothwendig ihre ganze Umgebung, den ganzen Zustand ihrer Zeitgenossenschaft darstellen muß. Hier erweitert sich die Aufgabe des Biographen schon zur höheren Geschichtschreibung, die Begebenheiten werden selbstständig. Wie viel größer und schwieriger aber wird die Biographie, wenn es Naturen gilt, welche mit gleicher Kraftwirkung wie die genannten eine Stellung verbinden, in der sie, über beschränkte Nationalitäten hervorragend, keiner einzelnen, und kaum sich noch angehören, sondern ihr Bild und ihre Geschichte in die Gesammtwelt niedergelegt haben! In solchem Falle befinden sich Alexander der Große, Karl der Große, die hohenstauffischen Kaiser, Kaiser Karl V., und ganz besonders Napoleon. Nicht der Grieche, noch der Franke schließt hier die Erscheinung ab, der Deutsche erweitert und verliert fast die eigene,

und nur als Franzose ist auch Napoleon wahrlich nicht zu fassen. Was muß für ein Werk entstehn, wenn wirklich das Leben eines solchen Helden geschrieben wird? Ein ganzes Stück Weltgeschichte, in deren großen Zusammenhang einfügbar, aus ihren allgemeinsten Gebilden die Masse der Begebenheiten aufnehmend und an eben solche sie wieder abliefernd, schwerlich als Biographie zu halten, die ihren Anfang und ihr Ende in sich selbst bestimmt gegeben findet! Bescheidenheit könnte eine Geschichte Napoleon's und seiner Welt bloß eine Lebensbeschreibung desselben nennen, in der That aber müßte das, was auch nur diese sein wollte, mehr als nur diese sein!

Schwerlich hat Walter Scott, indem er das Leben Napoleon's zu schreiben sich unterwand, seine Aufgabe so verstehn wollen. Er scheint wirklich gedacht zu haben, für sein Werk mit der Anlage einer gewöhnlichen Lebensbeschreibung auszureichen, die von andern nur durch einen größeren Umfang, weil ja sehr viel zu erzählen war, nicht durch innere Verarbeitung, sich unterschiede. Daß ihm indeß auch eine Ahnung vorgeschwebt, hier sei noch etwas weit anderes zu leisten, bezeugt die Einleitung, welche er, zwei Bände stark, vorangeschickt, um die französische Revolution, den großen Sturm von Ereignissen, in welchen sein Held erscheinen, und die er fortführen sollte, in gedrängtem Abrisse zu schildern, ferner manche Übersichten und Rückblicke, die er von Zeit zu Zeit der Erzählung einschaltet. Daß aber der Lauf der Begebenheiten nach Napoleon's Tode nothwendig ebenso zusammengefaßt, und das Leben des Helden auch von daher beleuchtet werden mußte, um vollständig zu erscheinen, ist ihm entgangen. Vielleicht hat ihn zu jener Einleitung auch nur das Beispiel Robertson's bewogen, welcher, doch mit ganz anderem Geiste und Geschick, seiner Geschichte Karl's V. eine Schilderung des allgemeinen Weltzustandes vorausgehen ließ.

Der Abriß einer Geschichte der französischen Revolution zeigt gleich die Schwäche unsers neuen Geschichtschreibers in aller Blöße. Wenn wir früher in Mignet's talentvollem

Versuche solcher Art keine volle Befriedigung fänden, was sollen wir nun von dieser Arbeit sagen! Der Geschichtschreiber hat einen Theil seiner Mittel als ursprüngliche Gaben, einen andern als erworbene; Einsicht und Kunst müssen ihm verliehen sein, wenn sie ihm fehlen, so ist es wenigstens nicht seine Schuld; Kenntniß und Genauigkeit aber kann er sich selbst verschaffen, und für diese bleibt er verantwortlich. Was nun diese letztere betrifft, so kann man nicht leicht unkundiger und ungründlicher an ein solches Werk die Hand legen, als es der Verfasser gethan. Er scheint keine Ahnung von dem zu haben, was hier Quellenstudium sein muß. Die oberflächlichen Nachrichten, wie sie jede neue Zusammenstoppelung der Tagesgeschichte aus hundert ältern immer wiederholt, die einzelnen Angaben, wie das Lesen von Denkwürdigkeiten sie zufällig darbietet, hin und wieder ein Beitrag aus näherer Überlieferung, wo der Gegenstand den Engländer besonders angeht, dies sind die Bestandtheile, aus welchen ohne sonderliche Mühe das Ganze sich gehäuft hat. Selbst in Ansehung der Denkwürdigkeiten, die so zahlreich und mannigfach vorhanden und so anziehend und bequem zu lesen sind, scheint der Verfasser mehr dem Zufall als bewußtem Überblick und vollständiger Kenntniß gefolgt zu sein; die allerneust wiederaufgelegten, und dadurch gerade wieder im allgemeinen Lesekreise für den Augenblick vorfindlichen, werden von ihm am meisten, in manchen Fällen gewiß allein gebraucht, und so giebt er seine Thatsachen nach einer Gewähr, für welche der Zufall ihm eben so leicht eine andre, Entgegengesetztes bedingende, zuspielen konnte, mit der ihm dann völlig eben so gedient gewesen wäre. Diese Einleitung, wie das ganze Werk, wimmelt von Verstößen, irrigen Angaben, Unwissenheiten, Schiefheiten, und dies meist in Dingen, die bei einiger Sorgfalt, mit nur geringem Bemühen, sehr genau und sicher zu wissen waren. Die Franzosen, eifersüchtig auf die fremde Behandlung eines ihnen so besonders angehörigen Gegenstandes, haben bereits so vieles dieser Art ausgestellt, daß wir uns der Mühe überheben dürfen, Einzelnes

zum Beleg hier anzuführen. Was auf solcher lockeren Grundlage weiter errichtet werden kann, läßt sich im voraus ziemlich ermessen; dennoch wäre es nicht unmöglich, wir wollen es zugeben, daß ein so schwachgegründetes Gebäude durch freie Stellung, glückliche Durchblicke, schöne Verhältnisse und geschmackvolle Verzierung einen nicht unangenehmen Ersatz für die mangelnde Gründlichkeit lieferte, daß Geist und Kunst im Ganzen gleichwohl erreichten, was im Einzelnen verfehlt bliebe; so weiß ein Dichter durch eine Folge von Auftritten, die für sich nie so da gewesen sind, das treueste Bild wirklich da gewesener Zustände hervorzurufen! Aber hegen wir diese Erwartung nicht, daß der Dichter hier den Geschichtschreiber auslöse! In dieser Erzählung ist weder Gestalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigenthümlichen, unsicher und wandelbar, zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erscheint in seiner bestimmten Eigenheit, nirgends werden die springenden Punkte sichtbar, kein Ereigniß wird deutlich, keines tritt in seiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung ist nur äußerlich, Gehalt und Bedeutung kaum geahnt. In solcher Darstellung muß alles Licht der Geschichte erlöschen, und sie selbst wird zum, nicht wunderbaren, sondern gemeinen Mährchen. Die Überlegungen und Betrachtungen, welche sich öfters dem Vortrag einschieben, sind von einer entsprechenden Art. Solch dünnlicher philosophischen Bereitung ist unsere Lesewelt längst entwachsen. Der dürftige Zuschnitt einer am Einzelnen haftenden Moral reicht nirgend aus. Der Verfasser schwankt in stückweiser Beurtheilung hin und her und vermag, bei genau ermitteltem Lob oder Tadel für besondere Handlungen oder Äußerungen, nie im Zusammenhange eine Ansicht und Beurtheilung zu fassen. Man kann ihm nie Recht geben, weder wo er das Volk, noch wo er den König tadelt, weder wo er die Nationalversammlung preist, noch wo er sie schilt, weil er es immer nur aus geringem Standpunkte, und, wie es scheint, bloß nach den ein-

seitigen Vorlagen thut, auf die er im Bereiten seiner Auszüge gerade gestoßen ist, und deren Leitung er sich völlig überläßt.

Aus diesen Wogen unsicherer Schwankungen taucht Eine Eigenschaft hervor, an die man sich halten kann, nämlich die, daß es ein Engländer ist, der hier das Wort führt. Diese Beziehung herrscht in allem so bestimmt und augenscheinlich, daß es vergebens wäre, sie abzuläugnen; weit entfernt, sie zu tadeln, erkennen wir sie dem Werke, wie es einmal ist, noch zum Verdienst an. Der ganze Verlauf der Revolutionsgeschichte ist vom großbritannischen Ufer, wenigstens von großbritannischen Schiffen aus angesehn, die Ereignisse Frankreichs und des ganzen Festlandes empfangen ihre Bedeutung, ihr Gleichniß und ihre Währung erst in der Betheiligung, die für England dabei Statt findet. Die Stimmung der Engländer, ihre Meinungen, Interessen und Partheien bei den verschiedenen Wandlungen in Frankreich werden gründlicher als diese selbst erörtert. Englands Verhältnisse, Macht, Hülfsmittel, Thätigkeit und Ruhm sind überall das Wichtigste. Hieraus entsteht der Vortheil, daß dieser Zug der Geschichte mit besserer Forschung und Klarheit hervortritt, und mancher Umstand bekannt wird, der bisher unbeachtet war. Selbst die entschiedenste Partheilichkeit, die sich in Übertreibungen und Verschweigungen gefällt, kann diesen Vortheil nicht ganz aufheben, eben weil sie selbst offenbar ist. Nicht nur auf die Erzählung der nächsten Thatsachen, sondern auch auf entferntere Ansichten und Urtheile übt dieses Englandsthum seinen wirksamen Einfluß. Daß der englische Soldat der erste der Welt, dem englischen Feldherrn kein andrer gleich, die englische Staatsführung stets weise und gerecht, die Wegnahme der dänischen Flotte eine tadellose Klugheit, die Verweigerung der im Frieden festgesetzten Herausgabe von Malta durch das Interesse Englands gerechtfertigt sei, dies und andres der Art möge der Gunst und Liebe, mit der jedes Volk sich selbst ansieht, noch gern gestattet sein; daß aber die Erinnerung, wie auch Engländer

einst ihren König vor Gericht gestellt und getödtet haben, auf die Ansicht von der Hinrichtung des Königs von Frankreich mildernd einwirken kann, ist um so merkwürdiger, als sonst unser Verfasser überall ein eifriger Königlicher ist und in der Wiederherstellung der Bourbon's wohlgefällig das Gleichniß der Wiederherstellung der Stuart's sieht, in welcher die Rolle Monk's ihm als unabweisbares Vorbild für Bonaparte nicht aus dem Sinne will. Diese einseitige Beharrlichkeit und praktische Zähheit Walter Scott's in seinem Englandsthum giebt, wir gestehn es, einen Zug der Überlegenheit, welche er für seine Landsleute überall und immer behaupten will, wirklich an. Den Franzosen aber ist es nicht zu verdenken, wenn sie gegenüber dem, der bei Betrachtung ihres Kaisers so ganz und gar nur Engländer ist, auch ganz und gar nur Franzosen sein wollen.

Nun müssen wir aber sogleich dem Verfasser zu Ehren anmerken, daß derselbe keineswegs ohne guten Willen ist, auch das Fremde und Feindliche nach Billigkeit gelten zu lassen, und dessen Beurtheilung unpartheiisch zu halten; das Bestreben, sich der vorgefaßten Meinungen zu entschlagen und auch seine Leser dazu anzuleiten, ist häufig sichtbar. Jedoch bei den Mitteln, mit welchen er sich behilft, wird hieraus ein neuer Übelstand. Er führt langwierige Untersuchungen über die politischen Zustände und Möglichkeiten, ob dies und jenes Nichtgeschehene geschehn konnte, das Geschehene geschehn durfte, welche Zurechnungen dabei Statt finden, welche Entschuldigungen, und indem er so den Gegenstand vielfältig hin- und herwendet in seichten und überflüssigen Betrachtungen, erreicht er dennoch nach aller Mühe das Ergebniß nicht, welches aus der wirklichen Darstellung des Daß und Wie des Geschehens in aller Kürze klar erfolgt wäre! Die Breite des Verfahrens von entgegengesetzten Seiten, welches bei parlamentarischen Nationen aus der stets wiederkehrenden Entwickelung und Zusammenfassung der Debatten sich zur Gewohnheit macht, und wobei die Wahrheit (eigentlich nur das dem Augenblicke nach Richtige) in der Mitte liegen soll, ist

in der Geschichtschreibung ganz unangemessen. Ein andres ist, Debatten erzählen, welches der höchste Glanz eines Geschichtschreibers sein kann, ein andres, sie selber anstellen, und besonders um die zweideutige Moralität irgend einer Einzelheit zu ermitteln, ein mißliches Unternehmen, dem sich gerade die Meister der Einsicht, die es allein mit Gewinn könnten, am wenigsten unterziehen, sondern vorzugsweise diejenigen, welche nichts dabei herausbringen. Doch ist nicht leicht ein Engländer, selbst der geistvolle, lebhafte Hume nicht, von solcher Angewöhnung frei.

Nachdem die Einleitung bis zu dem Zeitpunkte geführt hat, wo Napoleon zuerst in den Ereignissen bedeutend auftritt, beginnt mit dem dritten Bande das eigentliche Werk, das Leben des Helden selbst, mit der Geschichte seines Ursprungs und seiner früheren Jahre anhebend. Dieser Theil des Buches ist mit besonderer Sorgfalt bearbeitet, die Sagen und Mährchen, welche der Partheigeist daran zu knüpfen gesucht, sind mit Schicklichkeit abgewiesen. Wir loben es, daß Walter Scott das Jahr und den Tag der Geburt Napoleon's, so mit dessen Vor- und Zunamen, keinen gehässigen Zweifeln überläßt, mit welchen die Gegner hier unnütz verschwenderisch gewesen. Die Geschichte der Jugend Napoleon's bietet indeß wenig Stoff dar und geht bald in die der politischen und militärischen Laufbahn über, deren staunenswerthe Wechselerscheinungen fortan fast zwanzig Jahre das Schicksal einer Welt bestimmt haben. Diese ungeheuren Begebenheiten, diese großen und mannigfachen Gestalten, welche in ihnen hervortreten, erfüllen die Einbildungskraft unserer Mitlebenden noch genug durch die unmittelbaren Eindrücke der erlittenen oder genossenen Wirklichkeit, um dem Geschichtschreiber die Darstellung des Richtigen zu erleichtern, aber auch seine Unzulänglichkeit, im Fall diese Statt findet, selbst dem gewöhnlichen Leser zu offenbaren.

Für Walter Scott ergeben sich hier nur mißliche Umstände. Ein Schriftsteller schreibt als Augenzeuge, wenn er inmitten der Verhältnisse und Personen, von welchen er

spricht, gelebt hat und demnach in den eigenen Augen, geistigen wie leiblichen, das lebendige, ordnende Maß für die unendliche Mannigfaltigkeit alles dessen besitzt, was dem unmittelbaren Selbstanschauen auch in der günstigsten Stellung noch immer entzogen bleibt. Gilt es die Darstellung entlegener Zeiten, so ist freilich den Späteren jener Vortheil unmöglich, wir verzichten aber ungern auf ihn, wo die noch miterlebte Vergangenheit zur Sprache kommt. Nun ist unser Verfasser allerdings ein Zeitgenosse der Geschichten, die er mittheilen will, jedoch keineswegs ein Augenzeuge; er hat nichts von allem, worauf es hier ankommen kann, selbst gesehn, sogar seinen Helden nie persönlich. Ein großer Sinn, verbunden mit der treuen Forschung, welche die Fülle des Einzelnen sorgsam wieder zu einem Ganzen vereint, werden in solchem Falle dem Geschichtschreiber unerläßlich, da seine Darstellung des einzig möglichen Verdienstes, welches ihr sonst noch offen wäre, eine naive Mittheilung selbsteigener Anschauung zu sein, entbehren muß. Wir haben schon erwähnt, daß die Genauigkeit und Vollständigkeit der Forschung nicht als die Stärke unsers Verfassers erscheint; den großen Sinn aber, das glückliche Talent eines sichern Erfassens im Ganzen müssen wir ihm nicht weniger absprechen. Der Held, mit dem er sich sieben Bände hindurch unausgesetzt beschäftigt, gewinnt vor unsern Augen niemals sichre Gestalt, sein Bild wird nie leibhaftig, daß Persönlichkeit und Karakter aus ihm uns brennend entgegenleuchten; derselbe Schriftsteller, der die Helden seiner Romane in hundert genauen Zügen, bis auf Schnitt und Stoff und Farbe jeder Bekleidung, zum gegenwärtigsten Bilde zu erheben weiß, läßt den Helden seiner Geschichtschreibung inmitten von tausend wirklichen Zügen lebendigen Auftretens gestaltlos und farblos! Die Ästhetiker mögen uns Aufschluß geben, wie so der Unterschied der beiden Gattungen diese auffallende Verschiedenheit des Ergebnisses begründen kann. Jeder von uns hat eine allgemeine, bündige Vorstellung von Personen und Dingen, die er nicht genauer gekannt, vielleicht nie gesehn hat,

deren Gesammtwirkung aber ihn auf seinen Lebenswegen mehr oder minder berühren mußte; so auch ist uns Napoleon, als die Persönlichkeit, auf welche so viele Fäden des Weltgewirres, das wir erfahren haben, und das uns noch umgiebt, zurückzubeziehen sind, nach Umständen und Fassungskraft ein ganz bestimmtes Bild, welches vervollständigt, berichtigt, erhellt zu sehn, wir mit Recht erwarten, wenn wir das Ausführliche seiner Lebensgeschichte vernehmen. Weit entfernt, daß wir unsrem Verfasser solchen Gewinn zu verdanken hätten, fühlen wir jenes Bild, wie es auch gewesen sein möge, in seiner Schilderung vielmehr umtrübt, verdunkelt! So geringe Kraft seines Sinnes, Talents und Geistes hat Walter Scott überhaupt für die Welt seiner Zeitgenossenschaft entweder von jeher aufgewendet, oder diesmal aufwenden wollen! Nicht nur Napoleon, als der Held des Ganzen, sondern auch alle andern Personen und Ereignisse, deren glänzendste Galerie hier eröffnet ist, leiden an dieser Schwäche und Karakterlosigkeit der Schilderung. Bildnisse, wie die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Zeitraums von den größten Kriegshelden, Rednern, Staatsmännern sie in Fülle liefert, Kriegszüge und Schlachten, wie nur je Land und Meer sie darbieten, Länder und Völker, wie alle Himmelsgegenden sie dieser Geschichte zutragen, Vorgänge der Natur und Auftritte des Staatslebens, des Hofes und der Gesellschaft, alles erscheint in gleicher Mattigkeit, bleich und erloschen. Dies wird um so auffallender, als die Vorbilder, deren sich der Verfasser bedient, und nach denen er sich richtet, oft am Wenigsten diesen Fehler haben.

Die Geschichte eines Helden und seiner Zeit kann, außer dem allgemeinen Interesse der Gestaltungen des Menschlichen überhaupt, noch andres Augenmerk auf besondere Gegenstände haben und darin ihren eigenthümlichen Vorzug finden. Die Geschichte Napoleon's hauptsächlich läßt sich in dieser Art von sehr verschiedener Seite fassen; die äußeren Staatsveränderungen, die innere Verfassung der Länder, die Finanzen, die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Kultur und ganz

insonderheit die Kriegführung geben solche Gesichtspunkte, aus deren jedem etwas Vorzügliches und Dankenswerthes geliefert werden könnte. Wirklich übergeht Walter Scott auch keine dieser Seiten, aber indem er sie nur oberflächlich berührt und bei keiner weder eigentliche Sachkunde noch geistige Ansicht offenbart, so macht er nur desto augenscheinlicher, wie unberufen derjenige solch ungeheure Geschichtsmasse zu verarbeiten unternimmt, der für alle diese Seiten weder Kenntniß noch Beurtheilung mitbringt. Vor allen darf die Forderung, daß der Geschichtschreiber von kriegerischen Dingen doch einige Kenntniß habe, bei der Geschichte Napoleon's wohl unerläßlich dünken. Wer dem französischen Kaiser auch alles andre abspricht, der wird ihm die Feldherrngröße doch nie bestreiten, und wenn die Weltgeschichte in Jahrtausenden einige Männer zeigt, die ihm zu vergleichen sein mögen, so hat sie doch keinen, der hierin über ihn zu stellen wäre. Feldzüge und Schlachten sind das Element dieses Lebenslaufs, die Kraft und Kunst der Kriegführung begleitet dessen Schicksale, die wundervolle Erhöhung, wie den großen Fall. Walter Scott aber vermag seinem Helden auf dieses Gebiet, wo derselbe es am Meisten ist, nicht zu folgen; nicht allein ist das eigentliche Kriegsfach ihm ganz fremd, sondern sogar die Fähigkeit fehlt ihm, das darin zu jedermans Gebrauch schon Vorgearbeitete in seinen Nutzen zu verwenden. Der Schauplatz des Krieges, die Bewegungen der Truppen, das eigentliche Gefecht, alles bleibt in ungewisser, schwacher Zeichnung, weder im Einzelnen klar, noch im Zusammenhange; die bestimmten Angaben verschiedener Berichte werden auf gut Glück äußerlich hingestellt, ohne eine lebendige Vorstellung des Ganzen, welche, da sie nicht vorher in dem Verfasser war, denn auch in dem Leser unmöglich entstehn kann. Die herrlichen Feldzüge in Italien, deren Jugendkraft und Kunstsicherheit im reißenden Fortschritt kein Auge ohne Bewunderung und Antheil begleiten kann, der gewaltige Heerzug nach Rußland mit allen Schrecknissen eines beispiellosen Verderbens, das raschbewegte Ringen hin und her in der

Champagne, um aus der großen Reihe so einzig karakteristischer Kriegsthaten nur diese zu nennen, und selbst das letzte große Trauerspiel bei Belleallianee, wo den Engländer ein unverläugnetes Nationalgefühl doch endlich erwärmen konnte, alle diese inhaltreichen entscheidungsvollen Geschichten sind bei Walter Scott so kalt und dürftig behandelt, daß wir keine Berichterstattung kennen, die nicht reicher und anziehender wäre als seine Erzählung. Und doch hatte er Napoleon's eigene Mittheilungen vor sich, und die Schriften so vieler Andern, unter denen ein Ségur, welchen letztern er sogar als seinen Führer ausdrücklich nennt! Einige Umstände, welche er aus ihm näher zugänglichen Quellen über englische Seesachen und die Befehlsführung Wellington's mittheilt, mögen für die Leser des Festlandes immerhin Werth haben; jedoch die Seeschlachten Nelson's und die Feldzüge Wellington's, wiewohl der letztere die ganze Vorliebe und höchste Bewunderung Walter Scott's hat, sind so verworren und mangelhaft, so unanschaulich und leblos wie alles übrige vorgetragen. Die überhinfliegenden Lobsprüche geben kein Bild; in seinem Eifer verbindet der Verfasser Worte, die in ihrer Bedeutung nicht zusammenhalten; so wenn er von der Schlacht von Belleallianee schließlich sagt: „**The laurels of Waterloo must be divided, — the British won the battle, the Prussians achieved and rendered available the victory,**“ — so dürfte man wohl begierig sein, zu wissen, wie dieser Kopf sich die Wirklichkeit der Sachen vorstellt, welche solcher Zusammenfassung zum Grunde liegen soll; denn der zweite Satz macht den ersten unwahr, der dritte aber wieder den zweiten, und schon Wellington's eigener Bericht, im Augenblicke der sprechenden Thatsachen und unabweislichster Überzeugung geschrieben, hätte vor solchem Verstoße bewahren können.

Werden die Erwartungen, welche man von diesem Buche haben mochte, immer weiter als unhaltbare von einer Stufe zur andern hinabgedrängt, so bleibt noch zuletzt eine günstige Zuversicht, in Betreff der Schreibart werde dasselbe den

Ruhm seines Verfassers doch behaupten. Aber mitnichten! Hier ist keine Spur der reichen Farben, welche den Romanen desselben Schriftstellers eigen sind, der milden Anmuth, die sich vom Anfange bis zum Schlusse fortzieht und den Leser fesselt. Auch die Kunst der Anordnung, der Abschnitte, Übergänge, der Gruppirung überhaupt und der Beleuchtung, sofern sie dem Stil angehören, fehlt hier fast ganz, ob zufällig verloren, oder absichtlich weggeworfen, entscheiden wir nicht. Die Schreibart im Ganzen ist trocken, hart, ungelenk; sie schmiegt sich nirgends den Gegenständen an; soll damit Einfachheit und Strenge des geschichtlichen Vortrags gemeint sein, so ist die Meinung durch den Erfolg sehr getäuscht. Auch scheint Walter Scott etwas der Art befürchtet zu haben, denn er hat, um die arge Dürre zu mildern, ein seltsames Auskunftsmittel gewählt. Eingedenk seiner Eigengenschaft als Poet, die er zwar als Geschichtschreiber nicht geltend machen will, aber doch als Schriftsteller überhaupt nicht zu verläugnen hat, zieht er bei häufigen Anlässen die Vorgänge und Redensarten der Dichterwelt herbei, deren romantische Buntheit dann plötzlich hell aus der historischen Einfärbigkeit hervorleuchtet, zur Verwunderung mehr als zur Erfrischung des Lesers, der durch die wiederholten Bezugnahmen und Rückblicke auf Ariosto, Tasso, Shakspeare, Cervantes, Rabelais, Lesage, daneben der alten Klassiker und selbst der Bibel, sich nur unbequem versetzt fühlt und, während er mit Ney und Carnot vollauf beschäftigt ist, für Rinaldo, Gilblas oder Holofernes kein Ohr hat. Den Früchten dieser unglücklichen Belesenheit gesellt sich eine Unzahl eigengemachter Gleichnisse, die wahrhaft in Erstaunen setzen, sowohl durch ihre Menge, als durch ihre Art. Die Verfassung der Vereinigten-Staaten von Nordamerika wird mit einem Rock, die batavische Republik mit einer Kuh, der man ein ausgestopftes Kalb zugesellt, die gesetzgebenden Räthe in Frankreich mit herumziehenden Schauspielern, und dann mit liederlichen Weibsbildern, die, nach den Kolonien verwiesen, dort wieder ehrlich werden, das englische Volk mit einem

Ochsen, Carnot mit der Quelle Arethusa verglichen! Ein Hase, ein Weg, ein Kelterer, Schafe, ein Bogen, Blutegel, Priamus und Pyrrhus, eine Boa, ein Holzwurm, ein Geschwür, und in solcher Mischung alles Mögliche muß für alles Mögliche zum Gleichnißbilde dienen! Homer kann die Verantwortung für dieses Homerisiren wahrlich nicht übernehmen, Walter Scott hat allein dafür einzustehn, wenn die erborgten Dichtungstropfen, die er solchergestalt auf seine Prosa träufeln wollen, auf dieser nur Flecken geworden sind! Wie durch Mißgriff und Unzulänglichkeit in der Behandlung des Stoffes der ganze Inhalt des Buches krankt, so leidet der Vortrag und Stil desselben an gleichen Mißgriffen und Mängeln, die auch äußerlich schon von ihm abschrecken. Dies giebt uns ein desto größeres Unbehagen getäuschter Erwartung, als wir von dem ausgezeichneten, durch allgemeinen Erfolg bewährten Talente des berühmten Verfassers wohl ein allzuleichtes Geschichtswerk befürchten, aber mit desto größerer Zuversicht ein Buch hoffen durften, das wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewähren würde.

Aus allem Vorgetragenen ergiebt sich zur Genüge, daß Napoleon nicht in diesem Buche lebt, sein Geist nicht darin heraufbeschworen worden. Einen solchen Gewaltigen zu bannen, bedarf es stärkerer Zaubersprüche. Der Feldherr, der Machthaber, der persönliche Mensch, diesem Bilde haben sie sich nicht anvertraut. Walter Scott kommt erst einigermaßen in Besitz seines Helden, wie dieser auf St. Helena ist, wie er nur noch englischer Gefangener, und also fast nichts mehr ist. Die letzten Lebensjahre Napoleon's beleuchtet unser Verfasser mit besonderer Genauigkeit, im Interesse Englands wiegt er sorgfältig das Recht, die Schicklichkeit und die nothwendigen Bedingnisse dieser denkwürdigen Gefangenhaltung ab. In Hinsicht der Thatsachen standen ihm alle Hülfsquellen offen, welche die großbritannische Regierung durch Mittheilung der urkundlichen Schriften darbot. Punkt für Punkt geht er die Beschwerden und Klagen durch, welche Napoleon und seine Begleiter und Freunde über den Aufent-

halt in St. Helena und die daselbst erlittene Behandlung vielfach und laut geführt haben, wie für einen Gerichtshandel — und in der That ist es einer zwischen dem englischen Ministerium und der öffentlichen Meinung geworden — untersucht er den Grund, jeder einzelnen Beschwerde, weßhalb und worüber sie Statt gefunden, ob und wie sie berücksichtigt worden. Obgleich Walter Scott in dieser Angelegenheit fast weitläufiger wird, als die bloße Geschichtserzählung erlauben darf, und wiewohl er mit unverholener Hinneigung den Sachwalter seiner Regierung macht, deren würdige Sorgfalt und großmüthigen Aufwand er in das hellste Licht setzt, so kann man doch nicht anders als anerkennen, daß er die Thatsachen mit großer Unpartheilichkeit behandelt und überhaupt für Napoleon und dessen einzige Lage so große Berücksichtigung und Billigkeit an den Tag legt, als von der edlen Theilnahme eines wohlgesinnten Mannes je zu fordern ist. Wir können seiner Vertheidigung des englischen Ministeriums in den meisten Stücken nur beipflichten; auch in Betreff des Sir Hudson Lowe haben wir längst, und zwar aus den eigenen Schriften des Grafen Las Cases, die Überzeugung geschöpft, daß in den Beziehungen jenes Mannes zu Napoleon und dessen Begleitern das erste und meiste Unrecht nicht auf seiner Seite gewesen; indem Walter Scott ihn gegen die gehässigsten Beschuldigungen mit Erfolg vertheidigt, will er jedoch nicht in Abrede stellen, daß derselbe in manchem Betreff gegen seinen hohen Gefangenen allerdings zartere Formen und mildere Nachsicht hätte üben mögen.

Napoleon's Außerordentlichkeit und Größe ist in seiner Welterscheinung stark genug ausgedrückt, um weder abseiten seiner Gegner weggeläugnet werden zu können, noch abseiten seiner Anhänger neuer Begründung zu bedürfen. Die Abmessung seiner einzelnen Eigenschaften nach einem für solche Vereinzelung zugerichteten Maßstabe angeblicher Moral wird seinen Karakter, mögen Freunde oder Feinde sich damit bemühen, wenig ins Klare bringen. Napoleon hat seine Tugenden und seine Fehler, beide gehören zu seinem Wesen und

vereinigen sich ihm zu einer Gesammtkraft, von welcher mehr angezogen oder mehr abgestoßen zu werden jedem eigenthümlichen Gefühl anheimgestellt bleibt. Die größten Bewunderer Napoleon's dürfen getrost seine Fehler eingestehn, seiner Größe wird dadurch nichts genommen; sie besteht trotz seiner Fehler und selbst in ihnen, denn das Gute und Schlimme im Menschen liegt nicht in fester Trennung geschieden da, sondern schießt aus demselben Lebensquell hervor und tauscht in unermüdlicher Beweglichkeit immerfort die Rollen. Es heißt Napoleon entstellen, ihn anders groß sehn zu wollen, als wie er es wirklich war. Wer ihn so nicht vertragen kann, wie er wirklich war, wer ihn erst theilweise verhüllen, theilweise schmücken muß, um seinen Helden in ihm zu haben, der mag sich nur von der Geschichte abwenden und lieber gleich in alten Ritterromanen sein Ideal suchen! Gewiß denkt man sich einen gewaltigen Kriegshelden gern von großer Körpergestalt, und auf unseren Schaubühnen will man sie kaum anders gelten lassen: aber würde nicht alle ächte, ja wir wollen sagen alle für uns mögliche Vorstellung von Napoleon gründlich zerstört durch die eine ausschmückende Fiktion, er habe eine mächtighohe Gestalt gehabt? Nein, mit allen seinen Flecken sei er dargestellt, nur so wird er im Buche die Größe behaupten, in welcher er in der Welt uns erschienen ist. Denn, vergessen wir es nicht, die Größe, in der wir ihn bewundern, ist unter Haß und Feindschaft, unter Schimpf und Verwünschung aufgewachsen, und in dieser Geschichte derselben ist ihr Karakter mitgegründet. Walter Scott steht hier auf sehr unterer Stufe des Urtheils, er weiß nur einzeln zu loben, einzeln zu tadeln, aber nicht im Ganzen einfach auszusprechen, was da gewesen; man kann ihm fast nie beistimmen, weil immer der Mangel fühlbar bleibt, daß er in allem Lob und Tadel, wie er auch beide abwechselnd steigere, auf solche Art gleichwohl nie zu dem Rechten kommt. Napoleon's stolze Prahlereien — denn solche waren die unerfüllt gebliebenen Verkündigungen: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren, Rußland erliegt seinem Ver-

hängnisse," doch gewiß, — die groben Übertreibungen und offenbaren Unwahrheiten, die er sich erlaubte, selbst der niedrige Haß, mit welchem er edle Feinde unversöhnlich verfolgte, und die kleinliche Eifersucht, die er auf Hofsachen und Titel zeigte und bis zuletzt mit eignem Schaden halsstarrig festhielt, diese gesammt sind mit seiner Größe gar wohl zusammenzureimen. Das Lob eines guten Ehemannes, wie es der strenggesinnte Schottländer meint, dürfte Napoleon auch schwerlich verdienen; es ist bekannt, daß er, freilich nach eigener Weise, Liebschaften genug gehabt, wie auch uneheliche Kinder; in seinem Betragen gegen seine beiden Gemahlinnen war er nicht nur heftig, sondern auch hart und roh. Seine Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr möchte eben so wenig zu preisen sein; das Lächeln des Kaisers war gewiß ganz erwünscht, und wenn er guter Laune war, plauderte, die Leute beim Ohr zupfte, konnte man sich hochbeglückt glauben; allein hinter solcher zweideutigen Freundlichkeit lauerte der wildeste Zorn, der unheilvollste Ausbruch. Daß ihn Frauen und die Soldaten leidenschaftlich geliebt, ist auch ohne seine persönliche Liebenswürdigkeit begreiflich, beide haben von jeher der Macht angehangen, die, indem sie, wenn auch unbarmherzig mit ihnen schaltete, durch Ruhm und Gaben ihnen schmeichelte. Auch uneigennützig, wie Walter Scott meint, war Napoleon gleich in der ersten Zeit seines Auftretens nicht; daß er in Italien als Sieger zwar angebotene Summen zurückgewiesen, aber desto eifriger anderweit sich entschädigt, melden die zuverlässigsten, gleich damals bekannt gewordenen Nachrichten. Um es gerade heraus zu sagen, so hätte auch eine solche Tugend seiner ganzen, schon in jener Zeit auf das Persönliche gerichteten, Rolle nicht geziemt; er mußte Geld haben, um zu wirken, und so nahm und gab er nach seinen Zwecken.

Unsere Aufgabe kann hier nicht sein, das zu liefern, was der Verfasser versäumt oder verfehlt hat. Doch seien noch einige Worte zur allgemeinen Karakterzeichnung Napoleon's hier erlaubt. Sein Wesen war herrschende Thätigkeit, aus-

strömend von einer Seele, welche jeder Wirklichkeit gegenüber in sich selbst eine stärkere trug und dieser folgend jene überwand, getragen von rücksichtslosem Wollen und glücklichem Talent. So lange sein Inneres die Welt nicht einließ, weder als Rührung, noch als Ansehn und Ehrfurcht, noch als ideellen Zweck, der über die eigene Persönlichkeit hinaus ihr geböte, so lange war er unbezwinglich; als ihm zu schmeicheln anfing, anders zu sein als er selbst, gab er den bisher unterdrückten Gewalten Raum, sie drangen auf ihn ein, er folgte ihnen, entsagte dem Seinen, huldigte dem Fremden, so im Innern den Feind hegend erlag er dem Äußern. Von Anfang freilich lagen die Keime, aus denen sein Unheil sich entwickelte, in den eigenen Mächten seiner Brust. Herrschende Thätigkeit, als ein Höheres auf Geringeres gerichtet, leidet Gefahr in der steten Berührung, denn das Praktische ist das Gemeine, in welchem das obsiegende Geistige selber zu Grunde geht; deßhalb bedürfen edle Naturen inmitten großer Weltthätigkeit immer, als eines Gegengewichts, geistiger Abgeschiedenheit, einsamer Betrachtung, um sich zu stärken, wiederherzustellen. Friedrich der Große, seinem geistigen Werth und seiner persönlichen Würde nach unstreitig größer als Napoleon, wiewohl dieser ein größeres Schicksal hatte, fühlte dieses Bedürfniß im Tumult seiner Kriege und im Drange seiner Friedensarbeiten, die Einsamkeit ist ein wesentlicher Theil seiner Größe. Auch Napoleon war von solch erhabener Regung berührt, als er nach seinen italiänischen Kriegsthaten, ein jugendlicher, sieggekrönter Feldherr, an das französische Direktorium schrieb, er wolle, den Oberbefehl niederlegend, in die Masse der Bürger zurücktauchen, um sein verwöhntes Gemüth dort neu zu kräftigen. Aber sein Loos war unaufhörliche Thätigkeit, ohne Besinnen und Rast; so übernahm ihn das Wirkliche und übte die Herrschaft, die es hätte erfahren sollen! Einmal dieser Richtung hingegeben, waren zwei Abwege unvermeidlich, das Gemeine und das Äußerste, in jenem erlosch Begeisterung und Vertrauen, dieses erschöpfte Mittel und Kraft.

Seine ganze Geschichte zeigt diesen Verlauf. Die höheren Triebfedern, die Kraft der Gesinnung, in welcher ganze Geschlechter ihn zu tragen bereit gewesen, hatte er verschmäht, begnügt mit der gemeinen Wirklichkeit seiner thatsächlichen Macht. Er fand jene bald sich gegenüber, und sie schufen dort wachsend, was ihm nur abnehmend noch angehörte. Nochmals wollten sie dem von Elba Rückkehrenden einen Augenblick beitreten, er litt sie nicht lange. Mäßigung und Selbstüberwindung hätten ihn zwanzigmal gerettet; er war ihrer nicht mehr fähig, nur am Rande des Abgrunds waren ihm Entscheidungen. Wer wollte auch in dieser Wendung die Gewalt und Größe seiner Erscheinung verkennen! Merkwürdig ist es, wie die Einsamkeit und Ruhe, die ihm während seines Thatenlaufes stets versäumt geblieben, am Schlusse seines Lebens, zu vollen Jahren aufgehäuft, gleichsam im Ganzen nachgeliefert werden, gezwungen und nunmehr fruchtlos! In so großen Maßen gestaltete sich ihm alles, daß auch seine Einsamkeit noch eine belebte Welt war, sein Kerker eine reichausgestattete Niederlassung, seine Wächter eine Land- und Seemacht! —

Bei dieser Gelegenheit seien unsre Landsleute denn auch an die bedeutenden Worte wieder erinnert, welche zwei unsrer Ersten, Fichte — in den nach seinem Tode erschienenen Vorlesungen über die Staatslehre — und Goethe — in den Heften von Kunst und Alterthum — beide nach sehr verschiedenen Seiten, und doch, wie uns dünkt, gar wohl vereinbar, zur Karakteristik Napoleon's ausgesprochen. Auch zweier besonderen Quellen, welche wir im Deutschen für die Geschichte Napoleon's besitzen, und jedem künftigen Bearbeiter dieses Gegenstandes empfehlen dürfen, wollen wir erwähnen. Die eine ist der Abschnitt „Buonaparte" in den Fragmenten über Italien, welche zu Tübingen in dem Jahre 1798 erschienen sind und zu einer Zeit, wo diesem Namen überall nur Staunen und Begeisterung anzugehören schien, auch andre Beziehungen desselben aufdeckten. Die andre ist das merkwürdige Buch: „Napoleon Bonaparte und das fran-

zösische Volk unter seinem Konsulate," ein geistreiches und sorgfältiges Werk, als dessen Verfasser der in Paris verstorbene Graf von Schlabrendorf zu behaupten ist, wenn auch der Kapellmeister Reichardt Redakteur der ihm überlieferten Aufsätze und Nachrichten war und die Herausgabe auf eigene Verantwortung unternahm. Für den Übergang Napoleon's von der republikanischen Rolle zur monarchischen giebt es kein zuverlässigeres Denkmal als diese Schrift eines Augenzeugen, der Sachkunde und Geistestiefe in seltnem Maß vereinte.

Blicken wir zum Schlusse nochmals auf das Werk Walter Scott's zurück, so wollen wir noch gern gestehn, wie sehr leid es uns ist, so wenig Gutes von einer Arbeit sagen zu können, in welcher übrigens so viel guter Willen und redlicher Sinn unverkennbar waltet. Allein das Mißverhältniß der Kräfte zu der Aufgabe läßt sich nicht ausgleichen noch verhüllen. Indeß wollen wir ihm zum Troste nicht verhehlen, daß wir die Überzeugung haben, das von ihm nicht Geleistete werde auch so bald von keinem Andern zu erwarten sein, so viel ihrer in Frankreich und Deutschland Geist und Talent daran versuchen! Unsre Zeit wird keine Lebensgeschichte Napoleon's liefern, welche dem Urtheile der Nachwelt für etwas Mehreres gelten könnte, als eine der vielen zu sein, deren keine die rechte ist. —

VII.

Mémoires inédits de *Louis Henri de Loménie, comte de Brienne*, secrétaire d'état sous Louis XIV.; publiés sur les manuscrits autographes avec un essai sur les moeurs et sur les usages du dix-septième siècle, par

F. Barrière, **éditeur des mémoires de Madame Campan. Paris, 1828. 2 Vols.**

Es giebt in der Geschichte manche Zeitalter und Gegenden, welche uns eine stärkere Theilnahme auferlegen, als ein bloßer Durchflug oder einmaliges Kennenlernen befriedigen kann. Wir fühlen den Drang, in ihnen gleichsam heimisch zu werden, nicht nur das Wichtige des Jahres aufzufassen, sondern auch das Zufällige des Tages mitzuleben; alles Kleinste darin reizt uns, als ginge es uns noch unmittelbar an; die Personen, die Verhältnisse und Begebenheiten, alles berührt uns, als wären sie unsere heutige Umgebung; sind sie uns auf eine Zeit lang entrückt worden, so wenden wir uns doch bei jedem Anlasse immer aufs Neue mit Antheil und Neigung ihnen zu. Dagegen andre Geschichtsräume uns einen Augenblick wohl mächtig ansprechen, durch großen Inhalt eine Weile fesseln, aber bald die Aufmerksamkeit wieder lösen, die sich den Eindruck im Großen genügen läßt und mit diesem Gewinn davongeht, um vielleicht nie dahin zurückzukehren. Um jene Anziehung zu begründen, dazu gehört, außer einem glücklichen Zusammentreffen bedeutender Lebensbestandtheile überhaupt, und außer einer gewissen, durch langlebende Hauptpersonen fortgesetzten Stätigkeit des Bildungskarakters, auch noch besonders das seltene Verhältniß, daß dem reichen Stoffe eine reiche, gebildete, anmuthige Überlieferung entspreche, denn zuletzt hängt vom Erzähler ab, vom Dichter, der in jedem Geschichtschreiber steckt, was leben soll vom Geschehenen, oder sterben mag. Um in einer Zeit, und wäre es die unsere selbst, mit Lust und Antheil heimisch zu sein, bedarf es nur, daß wir Vieles, Mannigfaches und ganz Einzelnes von ihr wissen und auf angenehme Weise mehr und mehr in ihr sehen können.

Das Zeitalter Ludwig's XIV. ist in dieser Art eines der ausgezeichnetsten, für die ganze europäische Bildungswelt wichtigsten; in ihm vereinigen sich alle Erfordernisse einer weit-

herrschenden Geschichtsmitte: ein Zustand der Gesellschaft, welcher die verschiedenartigsten Elemente des Lebens gedeihen ließ und sie zu einer allgemeinen Bildung zusammenfaßte, die sechzigjährige Regierung eines Königs, der seine Persönlichkeit lebenslang fast als Künstler darstellte und ihre Wirkung in Hof- und Staatssachen bis auf die jetzige Zeit vererbt hat; wiederholte Kriegserschütterungen, an großen Feldherren und Waffenthaten reich; Galanterie und Religion im Verein mit Hofbildung zur Macht erhoben; Kunst, Gewerbfleiß, Handel, in rascher, mannigfacher Entwickelung; und endlich eine Litteratur, welche, die Frucht vielseitiger Geistesgaben, als ein Ganzes glücklich genug zusammenstimmte, um sich der Welt als unwiderstehliche Machterscheinung aufzudringen! In dieser Litteratur ist uns denn auch die geschichtliche Überlieferung der damaligen Begebenheiten und Verhältnisse reichlichst überkommen. Kein andres Zeitalter hat solche Fülle lebendiger Mittheilungen in aller Gestalt aufzuweisen, keines ist von allen Seiten und nach allen Richtungen so durchleuchtet worden; alle Wege zu seiner innersten Kenntniß sind bequem eröffnet, das Leben tritt uns in leichter Unterhaltung entgegen, wir haben es nur heiter aufzunehmen, nicht mühsam aus dunklen Trümmern erst hervorzuarbeiten. Die überschwängliche Menge der Memoiren, der Reichthum an Briefen und andern Schriften dieser Zeit geben den lebendigsten Inhalt in zum Theil unübertrefflicher Form; die Namen St. Simon, Sévigné, Estrades und Labruyère mögen hier statt aller andern stehn. Aber auch die nachfolgende Zeit hat ihre schönsten Talente und besten Einsichten noch für jene verwandt; Voltaire's bewunderungswürdige Darstellung des Jahrhunderts Ludwig's XIV., und Lemontey's scharfgeistiger Versuch über die Monarchie dieses Königs gewähren Überblicke, welche dem vertrauten Kenner der Quellen, wie demjenigen, der noch nicht auf diese eingegangen, gleich schätzbar sind. Und noch immerfort wird diese Geschichtslitteratur durch Bekanntmachung neuer Quellen und durch neue Bearbeitungen vervollständigt und bereichert; die

Lebensbeschreibungen Fénélon's und Bossuet's von Beausset, die Memoiren von Lowville, und der Briefwechsel zwischen der Frau von Maintenon und der Fürstin des Ursins, neuerlich ans Licht gebracht, sind als die merkwürdigsten Erscheinungen in dieser Hinsicht anzuführen.

In die Reihe solcher Schriften treten nunmehr auch die Memoiren des jüngeren Brienne, von deren Dasein man längst wußte, ohne daß sie selbst, nur einzelnen Lesern zugänglich, öffentlich bekannt geworden wären. Sie erscheinen hier zum erstenmal im Druck. Der Herausgeber, schon durch ähnliche Bemühungen litterarisch bekannt, giebt genaue Auskunft über die beiden Handschriften, welche dem Abdruck zum Grunde liegen, er zeigt ihre vorigen Besitzer an und ist bereit, die Ächtheit dieser Schriften, von welchen die eine ganz von der Hand des Verfassers geschrieben und von ihm selbst unterzeichnet ist, durch ihre Vorlegung jedem prüfenden Geschichtsfreunde darzuthun. Diese äußere Beglaubigung ist neben der innern, welche der Inhalt und die Abfassung geben, immer dankbar anzunehmen, besonders in einer Zeit, wo so vieles Geschmiedete vorhanden ist, und auch das namhafteste Talent sich zuweilen unter fremdem Namen zu bewegen liebt, wie das des Verfassers der Memoiren der Frau von Larochejacquelin unter dem Namen dieser Dame, deren unübertreffliche Naturgabe und höchste Weiblichkeit man in diesen Denkschriften so sehr hat anerkennen und bewundern wollen, daß die Möglichkeit, ein Mann könne je so schreiben, ganz verneint wurde! Solcherlei Kritik, welche lediglich aus inneren Gründen zu- und abspricht, hat ihren Reiz, einen Werth aber nur insofern, als der Urtheilende selbst ein Meister im Tief- und Scharfblicken ist. Für Brienne's Autorschaft bedarf es nicht so großen Geistesaufwandes, sie wird durch äußere Angaben, denen das Innere widerspruchslos zustimmt, mit geringeren Kosten hinlänglich bewährt. Da bei keinem Schriftsteller so viel auf ihn selbst und seine Lebensverhältnisse ankommt wie bei dem Verfasser von Memoiren, so wollen wir zuvörderst seine Person und Schicksale etwas näher ansehn.

Ludwig Heinrich von Loménie, Graf von Brienne, wurde geboren im Jahre 1636 unter Ludwig's XIII. Regierung, drittehalb Jahre vor Ludwig's XIV. Geburt. Sein Vater war ein geachteter Staatsminister, der ebenfalls Denkwürdigkeiten geschrieben hat, die im Jahre 1719 ans Licht getreten sind. Seine Mutter, eine Dame von hoher Frömmigkeit, besaß das Vertrauen der Königin Anna von Österreich, welche als Wittwe, mit Hülfe des Kardinals Mazarin, für ihren Sohn Ludwig XIV. die vormundschaftliche Regierung führte. Durch solchen Zeitpunkt seiner Geburt, und solche Verhältnisse seines Anbeginns ergiebt sich sogleich die Konstellation dieses Lebens; Brienne war bestimmt, einem der glänzendsten Zeitalter in dessen höchsten und innersten Kreisen anzugehören, fast gleichen Lebensschrittes mit dem Könige, von dem es den Namen empfangen sollte. Wir werden sehn, wiefern das Persönliche dem bereiteten Elemente glücklich oder unglücklich folgt oder widerspricht. Im achten Jahre schon unter den Edelknaben des kaum fünfjährigen Ludwig XIV., ist Brienne früh der Spielgenosse des königlichen Kindes, in dessen zunehmender Vertraulichkeit ihn weder Schule noch Militairdienst, den er gleichfalls schon als Knabe antritt, irgend stören. Im Frondekrieg flieht er, dem Hofe folgend, von Paris nach St. Germain-en-Laye, kommt, bei Beendigung der Unruhen, an der Seite des Königs zurück und ist ein so hübscher, lebhafter, in Leibesübungen überaus gewandter, an Kenntnissen und Geist so trefflich ausgestatteter Jüngling, daß die Gunst der Königin Mutter ihm die Anwartschaft auf seines Vaters Ministerstelle nicht versagt, deren Ehren und Geschäftseinsichten er demnach schon zu fünfzehn Jahren mitgenießt. Doch der Jüngling fühlt sich getrieben, die Welt zu sehn; er geht auf Reisen, besucht Holland, Dänemark, Schweden; ja dringt weit in Lappland ein; geht dann über Polen nach Ungarn, durch Böhmen und Süddeutschland nach Italien, wird an den Höfen ausgezeichnet, von den Reichsstädten beschenkt, sammelt Kenntnisse und Erfahrungen und kommt, nach dreijähriger Abwesenheit, neun-

zehnjährig, an den französischen Hof zurück, wo er die Merkwürdigkeiten seiner Reise vor den Damen zierlich vorträgt und für die gelehrte Welt in lateinischer Sprache zum Druck fördert; denn er hatte in Deutschland, außer Deutschreden, auch Lateinschreiben, und sonst auf seinen Reisen noch sehr gut Italiänisch und Spanisch gelernt; auch machte er lateinische Verse und war mit Litteratur und bildenden Künsten wohl vertraut. Eine ansehnliche Heirath schien seine weltliche Glückslage zu vollenden. Allein so frühes und reiches Glück ist eben so eine Prüfung wie eine Gunst, und diese zu tragen, wie jene zu bestehn, ist nur denen verliehn, die stärker sind als das Glück; Brienne soll dies bald zu seinem Nachtheil gewahr werden! Nachdem er im Genusse der Gunst und des Vertrauens Ludwig's XIV., und in mancherlei Theilnahme an Staatsgeschäften mehrere Jahre glänzend hingelebt, verscherzt er das Wohlwollen des Königs, vielleicht durch mißfälligen Übermuth, sicherer durch die Unordnungen, zu welchen ihn die Leidenschaft des Spiels und sonstige Ausschweifungen hingerissen. In Verzweiflung über den doppelten Verlust seiner Stelle und seiner Frau, die bald nachher stirbt, sucht er Trost bei den Vätern des Oratoriums und wird Mitglied ihrer Kongregation. Er wird durch die Herzogin von Longueville zu den jansenistischen Glaubensansichten geführt und legt sich nun manche Strenge auf, die aber nicht andauert; die Weltlichkeit ergreift ihn aufs Neue, er muß aus der geistlichen Genossenschaft ausscheiden und führt nun wieder das ärgerlichste Leben. Der ihm drohenden Haft zu entgehn, flieht er nach Deutschland, wo er bei dem Herzoge Friedrich von Mecklenburg gute Aufnahme findet, auf die Klage der Herzogin aber, daß er auf ihren Gemahl üblen Einfluß übe, von Ludwig XIV. zurückgerufen und nach einiger Zeit auf dessen Befehl, wegen fortgesetzter mißfälliger Beziehungen zu dem Herzoge, in einer Abtei gefangen gehalten wird. Man erklärt ihn später, vielleicht um sein Loos nicht schlimmer ausfallen zu lassen, für geistesirr., und so bleibt er achtzehn Jahre unter Aufsicht der

Väter der Mission, in einer nicht allzustrengen Gefangenschaft, die ihm durch vielfache Besuche, durch schöne Kunst und Litteratur, wie er denn große Summen auf Kupferstiche und Bücher wendet, bestens erleichtert wird. Er schreibt eine Menge lateinischer und französischer Verse, welche letztere ihm aber, ungeachtet des Umgangs mit Boileau, wenig gelingen wollen. Für seine Freundin, die als Dichterin berühmt gewordene Deshoulières, beginnt er hier seine Denkwürdigkeiten, die er im Jahre 1685 abschließt, worauf nichts Bemerkenswerthes weiter von ihm zu berichten ist.

Die hier in Kürze vorgeführten Verhältnisse, so wie der persönliche Karakter, der sich in ihnen bewegt, sind allerdings für die Abfassung von Memoiren, die von daher zu entstehn haben, als genugsam vortheilhafte Grundlagen anzusehn. Der vorliegende Lebensstoff ist durchaus bedeutend, und zwar in dem Maße, daß auch das Untergeordnete noch wichtig bleibt. Der persönliche Standpunkt gehört zu den allergünstigsten; vertraute, unmittelbare Kunde ist in ihm verbürgt. Was die besonderen Eigenschaften des Autors betrifft, so dürfen sie wohl Vertrauen einflößen. Brienne hatte, als er schrieb, weder den Verstand, noch das Gedächtniß, noch die Lebhaftigkeit und Anmuth seines Geistes verloren, wie diese Denkwürdigkeiten selbst bezeugen. Sie sind mit der Unbefangenheit und Leichtigkeit geschrieben, die ein heiteres, durch keine Nebenabsicht gestörtes, frei mittheilendes Naturell zu erkennen geben; sie zeigen keine Leidenschaft, kein persönliches Vorurtheil, und wenn sie auch noch so Arges erzählen, so ist es doch immer ohne Haß, im Gegentheil oft mit der unverkennbaren Gutmüthigkeit, die um des Reizes der Unterhaltung willen doch nichts verschlimmern mag. Die Schreibart hat keine Kunst; aber alle Vortheile der damaligen Zeit, in welcher die Gabe, sich geschickt, geschmackvoll und unterhaltend auszudrücken, fast ein Gemeingut aller Franzosen geworden war, kommen ihr trefflich zu Statten.

Diese Denkwürdigkeiten geben in der That eine un-

unterbrochene Reihe angenehmer Erzählungen, sei es, daß sie schon Kundbares, oder bisher noch Unbekanntes, daß sie allgemein wichtige Hof- und Staatssachen, oder geringscheinende Persönlichkeiten mittheilen. Brienne bleibt unterhaltend, auch wenn er ausführlich die vier Staatskleider beschreibt, mit denen er im Gefolge des Kardinals Mazarin bei den Friedensverhandlungen in St. Jean-de-Luz prunkte, daß der junge Marquis von Louvois, der wenig anzuziehen hatte, ganz verdunkelt war; oder, wenn er rühmend anpreist, welche Turnkünste er ausgeführt, und wie viele seiner Sohlen er in die Weite gesprungen, nämlich achtzehn, wobei er sich dem baskischen Edelmanne Tartas, der ihrer wenigstens fünfundzwanzig sprang, als seinem Meister, tief bescheiden bückt. Neben solchen zur Karakterisirung der Zeit und ihres Darstellers immer schätzbaren Zügen finden wir denn auch andre, die es nicht minder für die großen, schon ausgebildeten Geschichtsgestalten sind, Aufschlüsse und Ergänzungen, aus denen sich neue Beziehungen ergeben, hellere Farben hervorgehn. Die Glaubwürdigkeit unseres Verfassers in dieser Hinsicht, wo er als einziger Gewährsmann steht, ist in seinen Verhältnissen, seiner Sinnesart und seinem Vortrage schon wohlbegründet, aber es kommt auch noch eine klare Zusammenstimmung in den Sachen selbst hinzu, die, wie absonderlich sie auch oft erscheinen, doch mit den durch andre Zeugnisse schon feststehenden Angaben sich gut vereinbaren und oft nur vollständig ans Licht stellen, was in diesen bisher dunkel angedeutet war.

Der Verfasser fängt mit den Zeiten Ludwig's XIII. an und giebt die Ausbeute dessen, was er theils aus eigener frühester Erinnerung, theils aus dem geheimsten, ihm vor Andern eröffneten Vertrauen weiß. Seine Nachrichten über die Kardinäle Richelieu und Mazarin gehören nicht zu dem Unwichtigsten. Von dem Neuen, was unserer Geschichtskunde hier zufließt, wollen wir einiges Hauptsächliche anmerken.

Ludwig XIII. war des gebieterischen Einflusses, den

sein Günstling Concini, Marschall d'Ancre, auf ihn übte, längst überdrüßig und wünschte sich dessen zu entledigen, was nur durch einen Gewaltstreich möglich zu machen schien. Die Ermordung des Marschalls wurde auf Antrieb des neuen Günstlings, Herzogs von Luynes, beschlossen, Ort, Tag und Stunde dazu festgesetzt. Richelieu, damals nur erst Bischof von Luçon und Staatsminister, empfing spät abends eine Warnungsanzeige, der Marschall werde am folgenden Morgen fallen; die Anzeige schien von einem Verschworenen zu kommen, der seinem Gewissen eine halbe Aushülfe zu schaffen wünschte. Richelieu verdankte dem Marschall seine bisherige Erhebung, und alles forderte ihn auf, den Meuchelmord abzuwenden. Allein dem selbstsüchtigen Ehrgeiz galten andre Bestimmungsgründe; nach einigen Augenblicken tiefen Nachsinnens legte er den Brief unter sein Kopfkissen, indem er sagte: „Es eilt nicht, über Nacht wird Rath kommen." Am nächsten Morgen erscholl das Geschrei der vollbrachten That. Diese Erzählung von dem empfangenen Warnungsbriefe ruht lediglich auf Brienne's Bericht, der aber in sich selbst und in allen sonst bekannten Umständen sehr gute Stützen hat.

Die Art, wie Brienne aus dem Munde seines Vaters die staatskluge Richtigkeit des treulosen Benehmens erörtern läßt, darf dabei nicht übersehn werden. Richelieu ließ die That geschehn, denn für ihn konnte sie nur förderlich sein; der Marschall war aufzugeben, er konnte dem Aufstrebenden nicht ferner nützen und wollte es auch nicht mehr, da er schon Eifersucht gegen ihn empfand; des neuen Günstlings eigene Unfähigkeit versprach hingegen dem Talent offene Bahn, und das verrätherische Verhalten in solchem Augenblicke, welches am rechten Orte schon bekannt werden mußte, war eine bündige Empfehlung. Wirklich war Richelieu von allen Ministern, welche dem Marschall ihre Anstellung verdankten, der einzige, der aus den Geschäften nicht entfernt wurde.

Noch gründlicher lernen wir diesen Staatsmann durch einen andern Aufschluß kennen, welchen uns zuerst Brienne

über ein bisher unerklärbares Geschichtsräthsel giebt. Richelieu war als herrschender Premierminister dem Könige und dessen Günstlingen gleichfalls ein Gegenstand hassender Eifersucht, gegen ihn der Hof in beständiger Verschwörung. Der Günstling Cinq-Mars und des Königs Bruder, Gaston von Orleans, gingen in solchem Treiben weiter, als der König billigen durfte, selbst wenn er darum wußte; sie verbanden sich, um Richelieu zu stürzen, mit den auswärtigen Feinden des Staats. Ihr mit Spanien heimlich abgeschlossener Vertrag kam aber zur Kunde des Ministers; nicht wußte man bis jetzt, auf welchem Wege. Die Memoiren Brienne's des Vaters sagen nur, Gaston sei durch keinen der Seinigen, wie man fälschlich ausgestreut, verrathen, sondern die Kunde durch einen Kanal erlangt worden, den man ordentlicherweise gar nicht zu fürchten haben konnte. Jetzt giebt Brienne der Sohn, nach des Marquis von Fontrailles, eines der Verschworenen, Erzählung, für die er das mündliche Bejahen des wohlunterrichteten Vaters mit anführt, den unerwarteten Bericht, daß Richelieu die Vertragsurkunde durch den spanischen Premierminister selbst, den Herzog von Olivarez, der sie mit abgeschlossen, zugesandt erhalten habe, als mit welchem er schon lange in heimlichem Briefwechsel gewesen sei. Der scharfsichtige Spanier sah wohl ein, es sei manchmal besser, mit dem starken und klugen Feinde sich einverstanden zu halten, als dessen schwachen und ungeschickten Gegnern sich völlig hinzugeben. Gewiß aber gehörte in Richelieu eine seltene Gabe der List und Wachsamkeit dazu, um so vielfachen und künstlichen Verstrickungen anzugehören, ohne selbst je das Opfer davon zu werden.

Daß der furchtbare Ministerherrscher, wie Brienne meldet, die Gunst der Königin Anna von Österreich zu gewinnen gesucht und sogar sich erboten haben soll, ihrer verdrießlichen Unfruchtbarkeit — denn Ludwig XIV. wurde bekanntlich sehr spät geboren — ein Ende zu machen, stimmt mit vielen andern Nachrichten überein. Aber daß sein Eifer und seine Verblendung so weit gegangen, um sich dem schnö-

esten Gespötte bloßzustellen, erfahren wir hier zum ersten-
nal. Die Königin scherzte mit ihrer Vertrauten, der Frau
on Chevreuse, über den verliebten Wahn des Kardinals
nd gab lachend ihre Zustimmung, daß ihm ein Streich ge-
pielt würde. Frau von Chevreuse redete ihm daher ein, die
Königin wolle seine Liebeserklärung annehmen, aber sie ver-
ange, daß er abends sich bei ihr einfinde und als Tänzer
ekleidet eine Sarabande tanze; an dieser Bedingung wolle
e seine Leidenschaft prüfen. Der Kardinal willigte freudigst
i alles, erschien zur verabredeten Stunde in grünsammetnem
Pantalon, mit Silberschellen an den Kniegürteln, und Ka-
agnetten in den Händen, und tanzte munter die Sarabande,
ie ein versteckter Geiger aufspielte. Die Königin und ihre
Vertraute, gleichfalls hinter einem Schirm, lachten übermäßig
ber diesen Anblick des tanzenden Kardinals, der doch am
Ende wohl erkennen mußte, daß er nur gefoppt worden,
wofür seine Rache denn auch in der Folge schwer genug zu
ühlen war. Dieser Leichtsinn am Hofe, nach Einfall und
aune auch mit dem zu spielen, was zumeist in diesem Kreise
er strengsten Würde bedarf, hat geraume Zeit später einem
ndern Kardinal und einer andern Königin von Frankreich
i der berühmten Halsbandgeschichte auch nur schlimme Frucht
etragen.

Die Macht des Kardinals litt übrigens durch seine
Schwächen dieser und anderer Art keinen Schaden. Wie
nbedingt er den König Ludwig XIII. beherrschte, der zwar
ft versuchte, selbstständig zu werden, aber es nie vermochte,
eigt in voller Größe die von Brienne erzählte Anekdote, daß
Brienne's Schwiegervater, der Minister Chavigny, als dessen
wahrer Vater der Kardinal angegeben wird, dem Könige ge-
adezu mit dem Kardinal drohte und ihn durch diese Drohung
i Furcht setzte, wie einen Schulknaben, der vor dem strengen
Rektor zittert.

Lebendiger noch als Richelieu wird uns Mazarin, sein
Nachfolger, vorgeführt; ihn hat Brienne genau gekannt, mit
hm gearbeitet und vertraulich mit ihm gelebt. Nicht so

furchtbar und gewaltig wie Richelieu, ist Mazarin doch eben so geschickt und mächtig, und persönlich noch erfolgreicher, denn ihm wird die hohe Gunst, nach der jener vergeblich strebte, allen Anzeigen nach wirklich zu Theil. Über die Anfänge dieses merkwürdigen, wegen seiner Schauspielereien genug verschrieenen Mannes, werden uns hier mehrere Umstände vorgeführt, die ihn wahrlich als sehr bedeutend, und gar nicht auf jene beschränkt, darstellen. Brienne schöpft unter andern aus einem Bericht des venetianischen Botschafters Sagredo in Rom, und bekanntlich war die Republik von jeher diplomatisch sehr genau bedient, und diese nach allen Seiten fortgesetzte Aufmerksamkeit und daraus erfolgende Einsicht kein geringer Theil ihrer Stärke *). Nach diesem Bericht war Giulio Mazarini, der Sohn eines Vaters aus Palermo und einer Mutter aus Città-di-Castello, zu Piscina, einem Flecken in den Abbruzzen, den 14. Juli 1602 geboren, darauf in Rom erzogen worden und daselbst schon früh als ein junger Mann von höchsten Gaben anerkannt. Der Kardinal Bentivoglio, in dessen Hause er lebte, hielt sich nicht für würdig, ihn zu behalten, empfahl ihn einem einflußreicheren Kardinal, und als dieser ihn fragte, wozu er den jungen Mann denn hauptsächlich brauchbar hielte? antwortete er kurz: „Unbedingt zu allem!" Bekannt ist, was auch hier erzählt wird, daß Mazarin, im Frühjahr 1631 mit dem päpstlichen Nuncius Pancirola nach Piemont gesandt, den Frieden von Chierasco zu Stande bringen half und die Einstellung der Feindseligkeiten im Augenblicke des

*) Welch ein Reichthum geschichtlicher Kenntniß in solchen venetianischen Depeschen liegt, denen aus Gründen mancher Art heutige selten zu vergleichen sein dürften, steht leuchtend vor Augen durch Ranke's vortreffliches Werk: „Fürsten und Völker von Südeuropa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Erster Band. Hamburg, 1827.", welches großentheils aus solchen handschriftlichen Quellen gezogen ist, aber freilich auch mit welchem Überblick und durch welche Meisterhand!

effens selbst bewirkte, wovon der ganze Ruhm auf ihn
, und, wie der venetianische Bericht sagt, mit allem Recht;
n er hatte nicht nur die glänzendste Thätigkeit in den Un=
)andlungen entwickelt, sondern sich auch darauf mitten unter
streitentflammten Franzosen gestürzt, ihre Musketenschüsse
rschrocken ausgehalten und, in der einen Hand seinen Hut,
der andern ein weißes Blatt Papier emporhaltend, im=
rfort gerufen: „Frieden! Frieden!" wodurch auf dem
hlachtfelde selbst die Sachen in Ordnung kamen. Der
netianer schließt seinen Bericht, wie folgt: „Mazarin ist
jenehm und wohlgebildet von Person; er ist höflich, ge=
ndt, unempfindlich, unermüdbar im Arbeiten, behutsam,
aussehend, verschwiegen, verstellt, beredt, überredend und
htbar an Hülfsmitteln; mit Einem Worte, er besitzt alle
jenschaften eines geschickten Unterhändlers. Sein Probe=
k ist wahrlich ein Meisterstück. Wer mit solchem Glanze
Schauplatz der Welt betritt, ist höchst wahrscheinlich zu
r großen und schönen Rolle darauf bestimmt. Da er
: jung und von starker Leibesbeschaffenheit ist, so wird er
ge Zeit, irr' ich nicht, der Ehren genießen, die sich ihm
iten; um hoch zu steigen, fehlt ihm nichts als etwa
h Vermögen."

In Frankreich fand er den günstigsten Boden, durch
he Eigenschaften sein Glück zu machen, und er machte es
größten Maße. Verschiedene Kourierreisen mit wichtigen
frägen nach Paris brachten ihn mit dem vorhingenannten
nister Chavigny in nähere Verbindung, er wußte dem
nzösischen Hofe bedeutende Dienste zu leisten, und daneben
) sonst sich einzuschmeicheln, wie er denn nie aus Italien
am, ohne für Frau von Chavigny eine Menge Pomaden,
lriechende Öle, neapolitanische Seife und römische Hand=
he mitzubringen, ja zuweilen sogar kleine Gemählde und
) Rosenkränze, geweiht oder ungeweiht, darauf kam es
t an. Einmal im französischen Staatsdienst, und sein
g konnte nicht mehr fehlen; dem Mangel des Vermö=
s verstand er trefflich abzuhelfen, und seine Persönlich=

keit diente ihm noch besser, als Geld und List es vermocht hätten.

Nach dem Tode Ludwig's XIII. ließ ihm die Königin Anna von Österreich als Regentin die Premierministerstelle anbieten; wie er sich bei dieser Gelegenheit benahm, ist bei Brienne ergötzlich nachzulesen. Seine Übertreibungen, seine Possen fallen ins Hannswurstische; wie z. B. in der ganz unnöthigen Verstellung, die er aus bloßer Liebhaberei gegen den Abbé Fouquet spielt, indem er einen schon ganz sichern und wohlgefaßten Entschluß als einen angeblich zweifelhaften und gefährlichen erst von dem gelingenden Wurfe seines Stocks in eine hohe Fichte abhängig macht, eine Erzählung, welche der Kardinal von Retz mit seiner gewöhnlichen Betheuerung „auf Priesterwort" (foi de prêtre) bestätigte. Auch wie er sich die ärgste Geißel, die es für den scheuen, unlauteren Mann im Amte geben kann, die Neckereien der Schriftsteller, abzuschütteln weiß, fällt bei ihm ins Lustige. Brienne erhält den Auftrag, den kecken Priolo, der eine Satyre gegen den Kardinal gemacht hatte, zu dessen Lobredner umzustimmen, welches durch eine Unterhandlung im Weinhause mit baaren zugesicherten Vortheilen zu Stande kommt.

Brienne läugnet, daß Mazarin mit der Königin Anna von Österreich in vertraulichstem Umgange gelebt, allein seine Gründe dawider sind schwach, und seine Meinung scheint theils einer Pietät gegen die Königin, theils einer Klugheitsrücksicht auf Ludwig XIV. anzugehören, wozu sein Gemüth und seine Lage ihm wohl vereinte Aufforderung gaben. Daß die Königin dem Kardinal zu Zeiten entgegen, ja bis zur Feindschaft uneins mit ihm war, kann in solchem Bezuge nichts erweisen. Das Unmaß des Ehrgeizes, welches Mazarin blicken ließ, indem er eine Heirath seiner Nichte Mancini mit dem verliebten Jüngling Ludwig XIV. nicht für unmöglich halten wollte, konnte allerdings den spanisch-österreichischen Stolz der Königin heftig aufreizen, wie sie denn auch durch Brienne den Vater für solchen Fall eine förm-

liche Protestation heimlich aufsetzen ließ. Auch für sich selbst kannte Mazarin's Ehrgeiz keine Gränze; er war Kardinal, warum sollte er nicht auch Papst werden? Daß er ernstlich daran gedacht, den heiligen Stuhl zu besteigen, und dazu schon die Einwilligung des Königs von Spanien durch Überlassung der Stadt Cambrai, auf Kosten Frankreichs also, erlangt hatte, bezeugt Brienne aus eigner Ansicht der spanischen Versprechungsurkunde, welche durch Zufall unter seine Augen gerathen war.

Bei dem pyrenäischen Frieden erscheint Mazarin in bewundernswürdiger Selbstthätigkeit, aber die außerordentliche Anstrengung verursachte ihm den Krankheitszustand, von dem er nicht wieder aufkam. Seine Unverschämtheit, seine Hannswursterei, seine Verstellung, daneben sein wahrstes Gemüth, erscheinen in dieser Krankheit in voller Stärke. Als die Königin ihn besucht und mitleidig fragt, wie es ihm gehe? sagte er: „Sehr schlecht!" und ohne weiteres wirft er die Bettdecke weg und streckt das nackte Bein und den nackten Schenkel, abgezehrt und voll bunter Flecken, der erschrockenen Königin und ihrer Umgebung mit den Worten hin: „Da sehen Sie diese Beine, welche, damit Frankreich seine Ruhe fände, die ihre verloren haben!" Schon dem Sterben nah, läßt er sich weiß und roth schminken, frisiren und sonst aufputzen, und so in der Sänfte spazieren tragen, um das Vergnügen zu haben, diese Täuschung zu spielen. Ihn jammerte nichts so sehr, als seine unermeßlichen Schätze zurückzulassen, mehr als fünfzig Millionen baares Geld, die auserlesensten Kunstwerke der Mahlerei und Bildhauerkunst, und zahllose Kostbarkeiten und Seltenheiten. Seine Klagen hierüber sind possirlich; im Grunde ärgerte er sich mehr über den Tod, als daß er ihn fürchtete, auch starb er ganz unerschrocken, und bis zuletzt zeigte seine Seele die italiänische Mischung von Schelmerei und Natürlichkeit, die er sein ganzes Leben hindurch gehabt. Einem Präsidenten, der ihn wenige Tage vor seinem Tode unter Edelsteinen wühlen fand, sagte er unter fortwährendem Suchen mehrmals anhebend:

„Ihrer lieben Frau ... Ihrer lieben Frau bringen Sie ...,“ jener hielt schon die Hand hin und hoffte ein reiches Andenken zu empfangen, aber „bringen Sie meine beste Empfehlung,“ schloß der Kardinal endlich seine Rede, und zugleich seinen Kasten zu, noch bis zuletzt ein Schäker und Schauspieler! Besondere Sorgfalt widmete er der Verherrlichung seines Namens, überall suchte er ihn anzuheften, den durch ihn angekauften achtzehn Kronedelsteinen, einem von ihm erfundenen Kartenspiele, dem Palaste und dem Kollegium Mazarin, einem Herzogthume, das sich von ihm herschreibt, endlich einer Pasteten- und Kuchenart.

Von Ludwig XIV. erfahren wir mancherlei Besonderes und Merkwürdiges in der lebendigen Auffassung, wie sie nur einem Theilnehmer und Augenzeugen der Dinge möglich ist. Dieser König, über dessen eigentlichen Werth die Geschichtsforscher nach Maßgabe ihres innern Standpunktes immer von einander abweichen werden, ist für sich allein schon ein Gegenstand wichtigster Betrachtung. Alles, was ihn berührt, gewinnt Reiz und Bedeutung, und alles während seines langen Lebens Reizende und Bedeutende gewinnt Bezug auf ihn. Die Größe der Regierung ist unläugbar, wenn auch die Größe der Person schon längst nicht mehr behauptet wird. Die Mitwelt hatte für Ludwig den Beinamen des Großen schon zum Überdrusse gebraucht, die Nachlebenden konnten keinen Geschmack mehr daran haben; aus diesem Grunde hat in der Geschichte der Franzosen jenes Beiwort an den Königen stets am wenigsten haften wollen, Condé und Corneille werden stets damit bezeichnet, aber sogar Heinrich IV. nicht für gewöhnlich, die Schmeichelei des Augenblicks kann solchergestalt selbst der Gebühr eines Thatenlebens schaden. Wirklich sehen wir Ludwig XIV. hier schon in seinem siebenzehnten Jahre, bevor ihm noch zum Handeln nur irgend Gelegenheit geworden, durch den von Reisen zurückgekehrten Brienne vor dem ganzen Hofe als Ludwig den Großen angeredet. Dabei ist Brienne gar nicht verblendet über ihn, wie es denn die Hofleute selten in Betreff ihrer Fürsten sind.

Im Gegentheil, er hat die Schwächen des Königs, seine Faulheit, seine Verstellung, seine Verlegenheiten, seinen Mangel an Muth und Kraft, über welche Fehler jedoch die Angewöhnung äußerer Würde und Schicklichkeit im Reden und Handeln als glänzender Deckmantel geworfen war, sehr gut belauscht. Er rechnet als eine der Ursachen der eigenen Ungnade, daß er zu wenig Höfling gewesen, um das Erstaunen genug zu verbergen, welches er über den geringen Verstand des Königs in Geschäftsverhandlungen häufig zu empfinden hatte. Sehr anziehend, und in dieser Umständlichkeit neu, ist die Erzählung von dem ersten Kabinetsrath, welchen Ludwig nach dem Tode Mazarin's gehalten; in diesem und in mehreren folgenden Auftritten werden wir mit der persönlichen Art des Königs, wie mit dem innersten Gange der damaligen Regierungsweise vertraut, wir sehen die Sachen im Rahmen des Tages sich bewegen, nach Ort und Stunde ganz im Einzelnen sich darstellen.

Brienne opfert mit Leichtigkeit eine Liebesneigung, die er für Fräulein von La Vallière hegt, sobald er zu seinem Schrecken erfährt, daß er den König zum Nebenbuhler habe. Nicht eben so verläugnet er seine Anhänglichkeit für den Finanzminister Fouquet, dessen schrecklichen Geschickeswechsel er als Augenzeuge sehr umständlich mit vielen neuen Zügen erzählt, wobei doch immer, wie überhaupt bei allen solchen Mittheilungen, der schon aus andern Quellen voraus unterrichtete Leser im besten Vortheil ist. Den verhaßten, nicht schuldlosen, aber doch bedauernswerthen Minister berückt der König erst völlig durch falsche Gnade, bevor er ihn mit grausamer Härte trifft; er läßt ihn den Heiligen-Geistorden hoffen. Bei dieser Gelegenheit erzählt Brienne einen Zug von dem Marschall Fabert, der wirklich den Orden erhalten sollte, aber sich weigerte, zu diesem Behuf seinen bürgerlichen Stand zu verläugnen. „Ew. Majestät wissen", sagte er zum Könige, „daß ich kein Edelmann bin, mein Vater war Buchhändler in Metz, und ich selbst habe Kalender dort verkauft; soll ich mich nun entehren und sagen, ich sei von adlichem

Geschlecht, d
das sei in s
lich geschah
Königliche G
Stammbau
— allein
sei ihm gen
eine Falsch
einem Ver
tung des
forderung
leidigung
Eigensch
nes Hof
am Ho
solche n
bisher
weinen
dete u
erhalt
besten

eine

über die Kriege Ludwig's XIV. kommt verhältnißmäßig weniges vor. Bedenklich sind die Nachrichten über die Verhältnisse des Herzogs Karl von Lothringen im Kaiserlichen Dienste, über die Nachstellungen und den Tod, welchen Neid und Eifersucht ihm bereitet haben sollen; man sieht wenigstens, welcherlei Gerüchte damals in Umlauf waren und geglaubt werden konnten. Eine besondere Bemerkung Brienne's, der König habe darin, daß er den Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm den Großen, im Frieden von St. Germain zur Wiederherausgabe der eroberten schwedischen Länder genöthigt, eine unzeitige Großmuth geübt und nachher alle Muße gehabt, diesen Fehler zu bereuen, welchen Kaiser Karl V. und Philipp II. von Spanien nie gemacht haben würden, wollen wir für die preußische Geschichte hier gern aufnehmen. Überhaupt beschuldigt Brienne den König der größten Fehler in seinen Staats- und Kriegshandlungen, die ihn selbst und Frankreich von Rechts wegen hätten zu Grunde richten müssen, wie er denn gar wenig von der Staatsklugheit verstanden, dagegen freilich im höchsten Grade das Talent besessen habe, sich Ansehn zu geben und Gehorsam zu verschaffen, ohne jedoch dadurch zu hindern, daß nicht seine Minister ihn möglichst geleitet hätten. Von dem Marquis von Louvois werden mehrere Züge mitgetheilt, welche das Bild dieses gewaltthätigen, von dem Könige bitter gehaßten Ministers vervollständigen, dessen plötzlicher Tod seinem schon gewissen Sturze nur zuvorkam, wie mehrere Angaben schon vermuthen ließen, und eine hier angeführte Äußerung Ludwig's neu bestätigt. Von Colbert's Thätigkeit und Strenge, von Pomponne's Trägheit und Ungnade wird manches Bekannte hier gleichfalls mit neuem Licht erhellt.

Den persönlichen Muth Ludwig's XIV. will unser Verfasser zwar nicht bezweifeln lassen; aber seine umständliche Erörterung der Frage zeigt, daß der König von dieser Eigenschaft gerade nur so viel hatte, als der Anstand erforderte. Seine kluge und mäßige Haltung kamen ihm auch hier zu Statten, so weit, daß er es lieber nicht gehört haben

wollte, als der Graf Guiche in seiner Gegenwart ihn einen **faux brave** nannte, für den man sich täglich Arme und Beine zerschießen lasse, ohne daß er selbst noch einen einzigen Musketenschuß bestanden habe. Die Mäßigung, welche Ludwig gegen den Übermuth des holländischen Gesandten bewies, als der kecke Republikaner bei einer Audienz seinen Hut trotzig in die Stirn drückte, ist ganz im Karakter dieses Königs, der immer eine gute Art behielt, und der, so stolz er sein wollte, sich doch so mancher Demüthigung zu fügen wußte, mit Cromwell Freundschaft schloß und den berühmten Samuel Bernard persönlich, weil dieser gerade das zur Bedingung machte, um ein Darlehn bat!

Zur Schilderung der Sitten, der Lebensweise, der Denkart und Meinungen jener Zeit finden wir in Brienne's Memoiren ein Menge von lebendigen Zügen, die hier einzeln durchzugehn nicht möglich ist. Er schont die Farben eben nicht; einmal sieht er sich aber doch veranlaßt, wie er von den Neigungen Monsieurs, des Bruders von Ludwig, zu sprechen hat, eine ganze Seite herunter lieber lateinisch zu erzählen. Was in den Zimmern der Königin vorgehn konnte, und so, daß Überraschung dabei möglich war, möge man am Schlusse des achtzehnten Kapitels selbst nachlesen. Man wird bekennen müssen, daß dieses gefeierte Jahrhundert, welches in Sitten, Frömmigkeit, Staatsordnung und Hofgeist gar oft als das Geschichtsmuster aller Monarchie hat gelten sollen, bei manchen glänzenden Erscheinungen seine argen Flecken, und daß, wenn wir die Massen und Formen im Ganzen gegen einander halten, unsere jetzige Zeit vor jener unendliche Vorzüge hat. Diese Memoiren können, in Übereinstimmung mit fast allen gleichzeitigen, sehr dazu beitragen, uns die Gefahr der Überschätzung gehörig zu entfernen.

Der Herausgeber hat zum Vortheile solcher Würdigung einen **Essai sur les moeurs et les usages du dix-septième siècle** als Einleitung vorausgesandt, worin mit vieler Belesenheit und geschickter Behandlung solche Verhältnisse und Vorgänge zusammengestellt sind, die für unsere Sitten und

Meinungen, oder auch für die Einbildungen, welchen wir uns über jene Zeit hingegeben haben, sich am auffallendsten und schneidendsten darstellen. Der heutige Tag ist dabei vielleicht zu genau berücksichtigt, und der ganze Aufsatz daher etwas oberflächlich gehalten; er läßt sich aber ganz gut lesen. An Erläuterungen und Belegen, meistens Nachrichten aus andern Memoiren jener Zeit, zum Vergleichen und Berichtigen des im Text Enthaltenen, hat der Herausgeber nicht minder einen reichlichen Anhang zusammengebracht und somit von seiner Seite das Buch bestens ausgestattet.

Blicken wir nun, im frischen Eindruck dieser Denkschriften, nochmals auf die ganze Gattung zurück, so entgeht uns nicht das allgemeine Verdienst großen praktischen Talents, welches solchen Mittheilungen zum Grunde liegt und auch wieder an ihnen sich heran bildet. Wir haben dem Volke, welches dergleichen Bilderreihen seines geselligen und thätigen Lebens zu ganzen Sammlungen besitzt, ohne Frage eine seltne Begabung zuzugestehn, die sich durch sich selbst fortpflanzt und erweitert; denn das noch lebendig ergreifbare Vergangene ist die beste Schule des Zukünftigen. Wie viele Staats- und Geschäftsmänner, Feldherren, Unterhändler, oder überhaupt Angehörige höherer Gesellschaftswelt, denen ja auch im Privatleben immer große Beziehungen zu repräsentiren auferlegt ist, empfangen leicht und sicher und fast unmerklich ihre nothwendigste Bildung aus dieser Fülle der Überlieferungen, die sich dem ersten Ergründungsfleiße, wie der flüchtigen Unterhaltungsstunde, gleicherweise bequem darbieten! Gewiß, die Franzosen, und nächst ihnen die Engländer, haben an ihren Memoiren einen Schatz, der den Geschichtbüchern keines anderen Volkes nachsteht, und der nicht etwa nur für die seltnen Augenblicke großer Thaten, sondern auch für den gewöhnlichen Lebensverkehr und dessen stets erneuerte Verhältnisse und Aufgaben zum Gebrauch eröffnet ist. Man vergleiche, in solcher, wie in politischer Hinsicht, mit den Franzosen und Engländern die Spanier; sie haben keine Memoiren, überhaupt keine Geschichtschreibung mehr; sie sind ganz

unlitterarisch geworden; ihr Leben sinkt unverknüpft in dem eigenen Gedächtniß mit jedem Tage für sich dahin, und eine der geistvollsten, tapfersten Nationen zählt in Europa nur noch durch den Raum, den sie einnimmt! Zwar ist dieser Schatz der Franzosen, wie jeder litterarische, auch andern Völkern nicht verschlossen, und unsere Landsleute können, in Ermangelung der eigenen Denkschriften, aus den französischen auch ihrerseits mannigfach schöpfen. Es geschieht dies auch in vollen Maßen; der Sinn und Fleiß der Deutschen eignet sich die ganze Welt an, das Alterthum der Griechen und Römer, und alles Eigenthümliche der Neuern. Allein für unsern Fall bleibt diese Aneignung doch stets nur Aushülfe. Der Gewinn für den Staats- und Geschäftsmann wird verkümmert, wenn dieser nicht aus der Geschichte des eignen Landes, der eignen Nation, aus den Stoffen und den Verhältnissen, denen er selbst angehört, ja in der Sprache sogar, welche seine natürlichste Gemeinschaft kund giebt, seine Beispiele nehmen, seine Vorstellungen erfüllen, sein Urtheil erheben kann. Die Deutschen, wie sehr auch Fremdes genießend und nutzend, bedürfen zu ihrer besten Nahrung dennoch des Einheimischen. Haben wir bisher, auch ohne dahin einschlägige, mitbildende nationale Litteratur große Staatsmänner genug gehabt, so wollen wir uns dessen freuen; aber zu läugnen ist nicht, daß wir sie öfter entbehrt, oder doch das Nationale in ihnen vermißt haben, und daß das Gesammtleben der deutschen Nation einer viel stärkeren Kraft und Wärme fähig ist, als dasselbe bis jetzt aufgewiesen hat.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen, Maria Theresia's und Joseph's ist für die politische Bedeutung, und für die litterarische Entwickelung der Deutschen, auf weithinaus Grundlage geworden, wie für die Franzosen das Zeitalter Ludwig's XIV. Besonders ist die ästhetische und philosophische Geistesbildung jener Zeit für die ganze Nation eine Richtungshöhe geworden und wird es immer mehr uns und auch der Welt werden. Möchten wir, von da anhebend, die ereignißschwere Folgezeit in Denkschriften mancher Art glücklich

durchgearbeitet und, wie zum strengen Studium, so auch zur stets bereiten Unterhaltung, uns vergegenwärtigt sehn! Wir haben von Seiten der Litteratoren schon einige nach Gehalt und Form unschätzbare Vorbilder solcher Mittheilungen; aber wie sehr würde der Gewinn sich mehren, wenn ausgezeichnete Staatsmänner unserer Zeit, welchen das Talent, und wohl auch die Muße, nicht fehlt, durch die bisherigen schwachen Versuche nicht abgeschreckt, sondern aufgefordert, den edlen Entschluß faßten, die Erfahrungen, die Getriebe und Erfolge ihres Lebens in groß- und kleiner Welt als persönliche Denkwürdigkeiten den kommenden Geschlechtern zu hinterlassen!

August Ludwig v. Schlözer's öffentliches und Privatleben, aus Originalurkunden, und, mit wörtlicher Beifügung mehrerer dieser letzteren, vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohne Christian v. Schlözer. Leipzig, 1828. 2 Bde.

Wie in den frühesten Zuständen der Völker bestimmte allgemeine Grundzüge ihrer natürlichen Lebensweise walten, an welchen ihre Eigenheit sich kund giebt, so erheben sich aus reiferer Entwickelung, nach Anlage und Umständen, besondere geistige Lebenswendungen, welche ein höheres Eigenthümliche, gleichsam in neuer Schöpfung, auf der gewonnenen Bildungshöhe darstellen und demselben in ausgeprägten, dauernden Gestalten die bestimmteste Bezeichnung sichern. So sind Künstler, Sophisten und Philosophen der Hellenen ein eigenthümlichstes Gebild in dem Leben dieses Volkes, karakteristisch für dessen ganzes Dasein; die Geselligkeitswelt der Franzosen, wie sie genährt und geschmückt worden mit allem

wollte, als der Graf Guiche in seiner Gegenwart ihn einen **faux brave** nannte, für den man sich täglich Arme und Beine zerschießen lasse, ohne daß er selbst noch einen einzigen Musketenschuß bestanden habe. Die Mäßigung, welche Ludwig gegen den Übermuth des holländischen Gesandten bewies, als der kecke Republikaner bei einer Audienz seinen Hut trotzig in die Stirn drückte, ist ganz im Karakter dieses Königs, der immer eine gute Art behielt, und der, so stolz er sein wollte, sich doch so mancher Demüthigung zu fügen wußte, mit Cromwell Freundschaft schloß und den berühmten Samuel Bernard persönlich, weil dieser gerade das zur Bedingung machte, um ein Darlehn bat!

Zur Schilderung der Sitten, der Lebensweise, der Denkart und Meinungen jener Zeit finden wir in Brienne's Memoiren ein Menge von lebendigen Zügen, die hier einzeln durchzugehn nicht möglich ist. Er schont die Farben eben nicht; einmal sieht er sich aber doch veranlaßt, wie er von den Neigungen Monsieurs, des Bruders von Ludwig, zu sprechen hat, eine ganze Seite herunter lieber lateinisch zu erzählen. Was in den Zimmern der Königin vorgehn konnte, und so, daß Überraschung dabei möglich war, möge man am Schlusse des achtzehnten Kapitels selbst nachlesen. Man wird bekennen müssen, daß dieses gefeierte Jahrhundert, welches in Sitten, Frömmigkeit, Staatsordnung und Hofgeist gar oft als das Geschichtsmuster aller Monarchie hat gelten sollen, bei manchen glänzenden Erscheinungen seine argen Flecken, und daß, wenn wir die Massen und Formen im Ganzen gegen einander halten, unsere jetzige Zeit vor jener unendliche Vorzüge hat. Diese Memoiren können, in Übereinstimmung mit fast allen gleichzeitigen, sehr dazu beitragen, uns die Gefahr der Überschätzung gehörig zu entfernen.

Der Herausgeber hat zum Vortheile solcher Würdigung einen **Essai sur les moeurs et les usages du dix-septième siècle** als Einleitung vorausgesandt, worin mit vieler Belesenheit und geschickter Behandlung solche Verhältnisse und Vorgänge zusammengestellt sind, die für unsere Sitten und

Meinungen, oder auch für die Einbildungen, welchen wir uns über jene Zeit hingegeben haben, sich am auffallendsten und schneidendsten darstellen. Der heutige Tag ist dabei vielleicht zu genau berücksichtigt, und der ganze Aufsatz daher etwas oberflächlich gehalten; er läßt sich aber ganz gut lesen. An Erläuterungen und Belegen, meistens Nachrichten aus andern Memoiren jener Zeit, zum Vergleichen und Berichtigen des im Text Enthaltenen, hat der Herausgeber nicht minder einen reichlichen Anhang zusammengebracht und somit von seiner Seite das Buch bestens ausgestattet.

Blicken wir nun, im frischen Eindruck dieser Denkschriften, nochmals auf die ganze Gattung zurück, so entgeht uns nicht das allgemeine Verdienst großen praktischen Talents, welches solchen Mittheilungen zum Grunde liegt und auch wieder an ihnen sich heran bildet. Wir haben dem Volke, welches dergleichen Bilderreihen seines geselligen und thätigen Lebens zu ganzen Sammlungen besitzt, ohne Frage eine seltne Begabung zuzugestehn, die sich durch sich selbst fortpflanzt und erweitert; denn das noch lebendig ergreifbare Vergangene ist die beste Schule des Zukünftigen. Wie viele Staats- und Geschäftsmänner, Feldherren, Unterhändler, oder überhaupt Angehörige höherer Gesellschaftswelt, denen ja auch im Privatleben immer große Beziehungen zu repräsentiren auferlegt ist, empfangen leicht und sicher und fast unmerklich ihre nothwendigste Bildung aus dieser Fülle der Überlieferungen, die sich dem ersten Ergründungsfleiße, wie der flüchtigen Unterhaltungsstunde, gleicherweise bequem darbieten! Gewiß, die Franzosen, und nächst ihnen die Engländer, haben an ihren Memoiren einen Schatz, der den Geschichtbüchern keines anderen Volkes nachsteht, und der nicht etwa nur für die seltnen Augenblicke großer Thaten, sondern auch für den gewöhnlichen Lebensverkehr und dessen stets erneuerte Verhältnisse und Aufgaben zum Gebrauch eröffnet ist. Man vergleiche, in solcher, wie in politischer Hinsicht, mit den Franzosen und Engländern die Spanier; sie haben keine Memoiren, überhaupt keine Geschichtschreibung mehr; sie sind ganz

unlitterarisch geworden; ihr Leben sinkt unverknüpft in dem eigenen Gedächtniß mit jedem Tage für sich dahin, und eine der geistvollsten, tapfersten Nationen zählt in Europa nur noch durch den Raum, den sie einnimmt! Zwar ist dieser Schatz der Franzosen, wie jeder litterarische, auch andern Völkern nicht verschlossen, und unsere Landsleute können, in Ermangelung der eigenen Denkschriften, aus den französischen auch ihrerseits mannigfach schöpfen. Es geschieht dies auch in vollen Maßen; der Sinn und Fleiß der Deutschen eignet sich die ganze Welt an, das Alterthum der Griechen und Römer, und alles Eigenthümliche der Neuern. Allein für unsern Fall bleibt diese Aneignung doch stets nur Aushülfe. Der Gewinn für den Staats- und Geschäftsmann wird verkümmert, wenn dieser nicht aus der Geschichte des eignen Landes, der eignen Nation, aus den Stoffen und den Verhältnissen, denen er selbst angehört, ja in der Sprache sogar, welche seine natürlichste Gemeinschaft kund giebt, seine Beispiele nehmen, seine Vorstellungen erfüllen, sein Urtheil erheben kann. Die Deutschen, wie sehr auch Fremdes genießend und nutzend, bedürfen zu ihrer besten Nahrung dennoch des Einheimischen. Haben wir bisher, auch ohne dahin einschlägige, mitbildende nationale Litteratur große Staatsmänner genug gehabt, so wollen wir uns dessen freuen; aber zu läugnen ist nicht, daß wir sie öfter entbehrt, oder doch das Nationale in ihnen vermißt haben, und daß das Gesammtleben der deutschen Nation einer viel stärkeren Kraft und Wärme fähig ist, als dasselbe bis jetzt aufgewiesen hat.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen, Maria Theresia's und Joseph's ist für die politische Bedeutung, und für die litterarische Entwickelung der Deutschen, auf weithinaus Grundlage geworden, wie für die Franzosen das Zeitalter Ludwig's XIV. Besonders ist die ästhetische und philosophische Geistesbildung jener Zeit für die ganze Nation eine Richtungshöhe geworden und wird es immer mehr uns und auch der Welt werden. Möchten wir, von da anhebend, die ereignißschwere Folgezeit in Denkschriften mancher Art glücklich

durchgearbeitet und, wie zum strengen Studium, so auch zur stets bereiten Unterhaltung, uns vergegenwärtigt sehn! Wir haben von Seiten der Litteratoren schon einige nach Gehalt und Form unschätzbare Vorbilder solcher Mittheilungen; aber wie sehr würde der Gewinn sich mehren, wenn ausgezeichnete Staatsmänner unserer Zeit, welchen das Talent, und wohl auch die Muße, nicht fehlt, durch die bisherigen schwachen Versuche nicht abgeschreckt, sondern aufgefordert, den edlen Entschluß faßten, die Erfahrungen, die Getriebe und Erfolge ihres Lebens in groß- und kleiner Welt als persönliche Denkwürdigkeiten den kommenden Geschlechtern zu hinterlassen!

August Ludwig v. Schlözer's öffentliches und Privatleben, aus Originalurkunden, und, mit wörtlicher Beifügung mehrerer dieser letzteren, vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohne Christian v. Schlözer. Leipzig, 1828. 2 Bde.

Wie in den frühesten Zuständen der Völker bestimmte allgemeine Grundzüge ihrer natürlichen Lebensweise walten, an welchen ihre Eigenheit sich kund giebt, so erheben sich aus reiferer Entwickelung, nach Anlage und Umständen, besondere geistige Lebenswendungen, welche ein höheres Eigenthümliche, gleichsam in neuer Schöpfung, auf der gewonnenen Bildungshöhe darstellen und demselben in ausgeprägten, dauernden Gestalten die bestimmteste Bezeichnung sichern. So sind Künstler, Sophisten und Philosophen der Hellenen ein eigenthümlichstes Gebild in dem Leben dieses Volkes, karakteristisch für dessen ganzes Dasein; die Geselligkeitswelt der Franzosen, wie sie genährt und geschmückt worden mit allem

Vermögen der Nation, findet nirgend Gleiches mehr; so auch ist das Wesen eines Staatsmannes, wie ihn das brittische Parlament aufzeigt, durchaus nur von England bedingt. Wollen wir unter uns Deutschen auszeichnen, was uns als eigengeartete Lebensrichtung am meisten jenen ausländischen, beispielsweise genannten, in gleicher Bedeutsamkeit gegenüber gelten könnte, so finden wir, mögen wir noch so sehr nach allen Seiten umschauen, schwerlich etwas dem tiefsten Kerne der Nation näher Anliegendes, zu ihrer höchsten Blüthe inniger Wirkendes, als das Leben der deutschen Gelehrten: der deutschen Gelehrten, im weitesten Sinne dieser Bezeichnung, im ganzen Umfange der Personen und der Wirkungen, die dahin gehören. In der That verbindet sich unter diesen Begriff bei uns eine reiche Masse des Verschiedenartigsten, dessen wir auch nichts hier ausschließen dürfen. Wenn wir von deutschen Gelehrten sprechen, sind es nicht gerade die Schriftsteller, die dabei vorzugsweise gemeint werden, eben so wenig die Philosophen oder Dichter als solche, auch nicht die wissenschaftlich Unterrichteten schon darum, weil sie dieses sind; sondern wir meinen das Gesammtwesen des ganzen Standes in allen seinen Verzweigungen und Verhältnissen, dieses wunderbare Gemisch von Freiheit und Gebundenheit, von allgemeinem Nationalverhältniß und besonderer Staatsangehörigkeit, von persönlichem Gelten und beigelegter Amtswürde, von stiller Abgeschiedenheit und offener Welttheilnahme! Denn unläugbar gehn aus diesem Kreise, nicht bloß mittelbar — was unter keinerlei Umständen unterbleiben könnte — sondern auch unmittelbar, in bestimmtem Handeln, die größten Einflüsse auf das bürgerliche Gemeinleben hervor, auf einzelne Begebenheiten wie auf allgemeine Richtungen. Seltsam genug hat den lautsprechenden Thatsachen zum Trotz, und gerade am meisten unter uns selbst, sich ein besonderes Vorurtheil festgesetzt, daß nämlich die deutschen Gelehrten für praktische Dinge gar wenig geschickt wären: ein Vorurtheil, welches in seiner Grundlosigkeit schon längst hätte zur Fabel werden sollen! Denn zeigen auch un-

sere Gelehrten großentheils wenig Leichtigkeit, sich, anstatt ihres gewohnten eigenen Bodens, auf einem allgemeineren, ihnen fremd gebliebenen zu bewegen, wo die Unsicherheit des persönlichen Benehmens ihnen dann oft irrig als Mangel praktischen Talents ausgelegt wird, so müssen wir denselben Männern dagegen nicht selten das hervortragendste Geschick anerkennen, ihr eigenstes, scheinbar auf abgeschlossenes Sinnen und Forschen beschränktes Gebiet von Innen heraus dergestalt zu erweitern, daß dieses zuletzt nach allen Seiten eine selbstgeschaffene, lebensthätige Wirksamkeit erhält. Gedenken wir hier, um keine Lebenden zu nennen, der Namen Leibnitz, Lessing, Heyne, Spittler, Wieland, Dohm, so werden wir hoffentlich zugestanden erhalten, daß diese Männer, welche sich der Schule wohl nie ganz entäußerten, doch mit Fug im besten Sinne praktisch heißen dürfen. Von jeher sind unsere Gelehrten, und meist durch alleinige Macht inneren Berufs, oft von den tiefsten Ausgangspunkten her, allen gehäuften Hindernissen zum Trotz, in die ersten Staatswirksamkeiten heraufgezogen worden und haben für zahllose Ausübungen, wenn auch oft nicht den Namen, doch die Sache und die Kraft gegeben. Zu welcher hohen und wahrhaft vornehmen Stellung auch rein litterarische Bestrebungen eine würdige Persönlichkeit führen, zeigen Klopstock, Kant, Fichte, Friedrich August Wolf. Dieses Verhältniß unserer Gelehrten wird auch für die Folge, allen Zeichen nach, indem ein anderer Gang der Dinge sich nicht zu entwickeln scheint, auf gleiche Weise noch lange fortbestehn! Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß alles, was an Vorzügen, Gewinnsten und Zierden für die Deutschen noch in allgemeiner, dunkler Aufgabe liegt, zunächst der Arbeit unserer Gelehrten harre, und daß in ihnen das allgemeine, stellvertretende Organ alles dessen sei, was der Nation noch fehlt.

Zu solchen Bemerkungen giebt entschiedenen Anlaß und vielfachen Beleg die so eben ans Licht getretene Lebensbeschreibung eines unserer ausgezeichnetsten Gelehrten, der gerade als solcher, und ohne sein wissenschaftliches Fach zu

verlassen, einen unmittelbaren, durchdringenden Staatseinfluß übte, wie ihn selbst Minister und Gerichtshöfe und Ständeversammlungen mit allen ihren Mitteln bisweilen nicht stärker vermocht hätten.

August Ludwig v. Schlözer, geboren 1735 zu Jartstadt in Franken, gestorben 1809 zu Göttingen, erlebte seine Blüthe zugleich mit der des achtzehnten Jahrhunderts, von seinem Zeitalter gefördert, auch wo er im Widerspruche mit demselben zu stehn schien. Nachdem er in seiner Heimath auf Schulen, und dann zu Wittenberg und Göttingen auf der Universität frühzeitig den festen Grund gelehrter Bildung gelegt, die ihn, den frühverwaisten Predigersohn, höchstens zu einer guten Dorfpfarre zu führen versprach, begann er damit, diese gewöhnliche Laufbahn zu durchbrechen und sein Glück in größeren und weiteren Verhältnissen zu suchen. Seine Reiselust erlangte zwar nicht, an der dänischen Sendung nach Arabien Theil zu nehmen, doch bildete er sich zu solchen Unternehmungen eifrig aus und sah fürerst, unter beengten, doch ihm günstigen Umständen, Schweden und Rußland. Der Aufenthalt in St. Petersburg und sein dortiger Gewinn an Kenntnissen, die ihn für immer mit russischen Interessen verknüpften, wurde für sein ganzes Leben entscheidend, denn selbst seine nachherige Lehrstelle in Göttingen, die er zu so großem Glanz erhob, empfing von dorther einen Theil ihrer Wirksamkeit und ihre besten Ehren. Die genaueren Nachrichten über seine Verhältnisse und Arbeiten in Rußland finden sich in seiner Selbstbiographie, die auch bei gegenwärtigem Buche beachtet bleiben muß. Eifersucht und Mangel an Hülfsmitteln hemmten ihn mitten in seiner Bahn, den Erwartungen der russischen Behörden war auch nicht leicht zu entsprechen; so mußte der Druck seiner russisch-deutschen Grammatik unterbleiben, weil seine Ableitung des russischen Wortes Kniäs (Fürst) vom deutschen Knecht, welchem auch das englische Knight nicht genug wieder aufhalf, gegen nationale Selbstgefälligkeit zu hart verstieß. Als russischer Akademiker setzte er darauf in Göttingen

seine Arbeiten über russische Geschichte und Statistik fort, bis er endlich auch dieses Verhältniß mit einer Professur daselbst vertauschte. Hier fanden seine Vorlesungen bald großen Zulauf, und nicht minder entfaltete sich seine schriftstellerische Thätigkeit. Sein lebhafter und scharfer Geist gefiel sich in neuen Bahnen, und in rücksichtslosem, gerad auf die Sache gehenden, oft wunderlichen Ausdruck. Streitigkeiten, in welche er nacheinander mit Kästner, der als ein hämischer Mensch geschildert wird, mit Basedow, der auch manche Anschuldigung trägt, mit Gatterer, Herder, Büsching und manchen Anderen verwickelt wurde, führte er mit Heftigkeit und Gewandtheit, und größtentheils mit Erfolg; seine wahrheitskräftige Derbheit wußte sich Raum zu schaffen, auch selbst wenn seiner Sache irgend ein Fehl anklebte, z. B. als er späterhin gegen Heyne den Karakter des Phocion vertheidigte und sich freilich von dem kundigen Alterthumsforscher belehrt fand, daß die Namenschrift „Phokionos" einer von ihm gebrauchten Gemme den Steinschneider derselben, nicht aber den alten Helden, wie er gemeint, bezeichne.

Seine Kämpfe erhielten bald eine bedeutendere Richtung. Früh schon hatte er seine geschichtlichen Studien mit den Staatswissenschaften, seine Forschungen über die Urzeiten der Völker mit dem Ergründen der neuesten Zustände heutiger Staaten zu verbinden gewußt. In seinem zwanzigsten Jahre bereits war er in Stockholm politischer Korrespondent eines hamburgischen Zeitungsblattes. Mit den Jahren hatten sich seine Verbindungen und Materialien nach dieser Seite hin so vermehrt, daß sich ihm die Herausgabe einer Reihe von Heften in dieser Beziehung von selbst aufdrang. So entstand die Zeitschrift: „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts," später fortgesetzt unter dem Namen „Staatsanzeigen," worin vorzüglich die inneren Angelegenheiten der Staaten, ihre Verwaltung, Finanzen, Rechtspflege, so wie einzelne Vorfälle des öffentlichen Lebens, Bedrückungen und Mißbräuche, oft mit vieler Gründlichkeit, immer aber mit ungemeiner Kühnheit und Schärfe beleuchtet

und geprüft wurden. Schwerlich vermöchte man jetziger Zeit, da die Publicität durch Überfülle wie durch Seichtigkeit ihrer Mittheilungen sich selber großentheils abgeschwächt hat, ohne neue Durchsicht alles Verhandelten die volle Vorstellung dessen wieder hervorzurufen, was damals diese furchtbare Waffe, in aller Frische ihres Glanzes und ihrer Schärfe von starker Hand geschwungen, unter den Deutschen wirkte. Fürsten und Staatsmänner vom ersten Range beeiferten sich, die neueröffnete Rednerbühne zu benutzen, um ihre Landsleute zu belehren; Andre im Gegentheil wurden das Ziel von Angriffen und Beschuldigungen. Schlözer's Zeitschrift war eine fortlaufende parlamentarische Untersuchung des Zustandes der Nation. Auch über das Ausland wurden die wichtigsten und genauesten Nachrichten dort kund gegeben. Eine Reise über Straßburg nach Paris hatte ihm in dortigen Bekanntschaften reiche und damals einzige Quellen für die Kenntniß des inneren Frankreichs eröffnet. Vergebens erhoben sich die verletzten Regierungen, Körperschaften und Individuen gegen solche fast unerhörte Freiheit, sie wurde als eine rechtmäßige und heilsame nur desto mehr gepriesen. Die hannöversche Regierung gewährte Schlözer'n den vollkommensten Schutz, und antwortete dem Fürstbischof von Speier, der eine starke Beschwerde gegen ihn eingereicht hatte, in der Kürze Folgendes: „Wir wissen nicht, was in dem Schlözer'schen Briefwechsel als persönlich und respektswidrig angesehn werden dürfte. Wir sind im Gegentheil hinlänglich versichert, daß freimüthige Bemerkungen eines politischen Privatschriftstellers über eine Sache an sich, die sonst, nach ihrer Beschaffenheit, der Erörterung und Beurtheilung eines Privaten allenfalls nicht unfähig ist, weder zu unsern Ahndungen qualificirt, noch weniger zu einer Genugthuung erheblich gehalten werden möge." In einem Schreiben von Brandes an Schlözer heißt es von derselben Behörde: „Ich weiß weder einen Fall, noch einen Gedanken, die Preßfreiheit einzuschränken, und wenn man ja einmal auf Beleidigungsklagen ganzer auswärtiger Regierungen eine Nachfrage anstellen müssen, so ist dieses

bloß darum geschehn, um mit Grunde eine höfliche Antwort geben zu können, dabei aber allemal die göttinger Censur- und Druckfreiheit selbst in dieser Antwort behauptet worden." Die beiden größten der deutschen Staaten, Preußen unter Friedrich dem Großen, Österreich unter Maria Theresia und Joseph II., waren der Publicität günstig, auch wurden sie, wie Hannover selbst, mit kluger Rücksicht behandelt, allein diese Rücksicht war gegenseitig; Joseph las eifrig die Schlözer'schen Hefte, und Maria Theresia soll einen Beschluß ihres Staatsraths einst durch den Einwurf niedergeschlagen haben: „Nein, das geht nicht! was würde der Schlözer dazu sagen?" Das Ansehn des göttingenschen Professors stieg unter solchen Umständen zur Höhe der allgemeinsten Huldigung; er genoß diese in den schmeichelhaftesten Begegnissen auf seinen Reisen, die er bis nach Rom ausdehnte.

Ein schlimmer Handel für Schlözer war der des Pfarrers Waser in Zürich. Eine Mittheilung dieses Mannes in Schlözer's Briefwechsel hatte jenem von Seiten seiner Obrigkeit eine Untersuchung zugezogen, bei welcher man unvermuthet auf Entdeckungen kam, in deren Folge er als Staatsverräther zum Tode verurtheilt und wirklich enthauptet wurde. Schlözer war durchaus unschuldig in der ganzen Sache, er hatte Waser'n weder aufgefordert, noch sich in einer Art mit ihm eingelassen, die das Licht hätte scheuen müssen; allein die wunderlichen Lügen des tiefverworrenen Mannes ließen Verwickelungen, die für Schlözer nicht angenehm waren, entstehn, und der, wenn auch nur zufällige, Zusammenhang seiner Zeitschrift mit einem vollzogenen Todesurtheil blieb für ihn selbst, wie für das Publikum ein düstrer Eindruck. Indeß dauerte der gewohnte Gang fort, und weder Ernst noch Kühnheit nahmen ab. Schlözer's Denkart gerieth jedoch mit dem herrschenden Zuge der sogenannten öffentlichen Meinung leicht in Widerspruch, und seine Freimüthigkeit fröhnte der Menge keineswegs. Dies hatte sich schon bei dem Freiheitskriege Nordamerikas gegen England auffallend gezeigt, in welchem Schlözer, gegen die allgemein in Deutschland ver-

breitete Stimmung, heftig die englische Parthei hielt. Seine Vertheidigungsschrift für den Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, der in den holländischen Unruhen ungerecht behandelt worden war, reizte den Pöbel von Amsterdam auf; seine scharfsinnigen Erörterungen und Mittheilungen über die berühmte Halsbandgeschichte waren zu Gunsten der allgemein damals verlästerten Königin von Frankreich. Dem Gange der französischen Revolution zeigte sich Schlözer ebenfalls abgeneigt, und mit ihrem Fortschreiten in der Wirklichkeit und in der Meinung mußte er seine Zeitschrift immer mehr verdrängt sehn. Alles nahm eine andre Richtung, die Publicität war in neuen Organen und Maßen erwacht, und die Staatsanzeigen hatten schon ihre wesentliche Bedeutung verloren, als ein geringfügiger Umstand, der aber die hannöversche Regierung verletzte, den Schluß herbeiführte; ein Aufsatz über den Unfug eines hannöverschen Postmeisters bewirkte, was die wiederholten Klagen angesehener Reichsstände nicht vermocht hatten!

Seine Thätigkeit durch Vorlesungen und Schriften über geschichtliche und staatskundige Gegenstände setzte er bis ins hohe Alter fort. Mit neuer Kraft wandte er Fleiß und Scharfsinn auf seine früheste gelehrte Beschäftigung zurück und bearbeitete Nestor's russische Annalen. Im Besitz eines erworbenen beträchtlichen Vermögens, im Genuß höchst befriedigender Familienverhältnisse, berühmt und geehrt in weitem Bereich, erfuhr er noch eine neue Glückserhebung durch den Kaiser Alexander von Rußland, der ihm den St. Wladimirorden und zugleich den Adelstand verlieh. Er bekannte, daß ihm nicht leicht eine größere Freude widerfahren, und erklärte die russische Einrichtung in Betreff des Adels, im Gegensatze „des tüdesken, pedantischen, Menschenrechte kränkenden, deutschen Adels,“ für die einzige vernünftige in der Welt. Rüstig und stark bis in sein hohes Alter nahm er nur in seinen letzten Jahren merklich ab, nachdem litterarisch und politisch eine ganz neue Welt rings um ihn sich gebildet, welche ihm fremd und feindselig sein mußte. Der Tod über-

nahm ihn lebenssatt, einen nahen härteren Geschickesschlag, der seine geliebte Tochter traf, ihm ersparend. So schloß ein höchst merkwürdiger Lebensgang ab, dessen im Ganzen reichliche Glücksbegleitung hauptsächlich aus dem seltenen wesentlichen Zusammenstehn großer Gegensätze hervorging; denn wir finden in seinem Wesen äußerste Beweglichkeit neben größter Stätigkeit, mächtigen Reisetrieb und festgebannten eisernen Fleiß, Durcharbeiten großer urgeschichtlicher Massen und Aufmerksamkeit auf das kleine Nächste des Tages, dabei das späte Zurückkommen aus aller Weltgeschichte auf die russische, als die eigentliche Heimath und Mitte seiner Forschungen. Merkwürdig ist es, daß dieser vielseitige, geistesrege Mann aller sonstigen deutschen Geistesentwickelung, die in seine Zeit fiel, völlig fremd blieb. Die mächtige Regung, welche in Deutschland mit der Erscheinung Goethe's anhob und der Nation ein neues Leben und zuerst eine wahre Litteratur gab, ließ ihn unberührt; auch ein Kant, und alles, was von ihm ausging, war für ihn nicht vorhanden; ja sogar die Alterthumswissenschaft, welche in Heyne und Wolf und Voß eine niegesehene Verherrlichung erlebte und dem Gelehrten und Geschichtsforscher doch so nahe liegen mußte, wollte ihn, wie überhaupt die Griechen und Römer, gar wenig kümmern. Freilich blieb ihm mit diesen schätzbarsten Bestrebungen auch alles Falsche, Täuschende und Dünkelhafte fern, was sich als Verirrung der Zeit mit jenen verknüpfen mochte, und der begeisterungslose Verstand, die kunstlose Zweckdienlichkeit in seiner nackten Behandlungsweise thatsächlicher Wahrheit erhielten sich bis zum Ende von aller Beimischung frei.

Schlözer's Person und Karakter sind uns in vorliegendem Buche sehr ausführlich geschildert. Er war ziemlich groß, dabei sehr mager, und sah ungesund aus, obgleich er im Ganzen einer sehr festen Gesundheit genoß. „Seine hohe gewölbte Stirn," sagt der Verfasser, „deutete auf Tiefsinn; in den in die Höhe gezogenen Lippen, deßgleichen in der fast immer gerunzelten Stirn und den Falten über der Nase las

man einen eisernen Willen und finsteren Ernst. Seinen geschwächten Augen fehlte dagegen aller Ausdruck. Im Ganzen war sein Äußeres mehr zurückstoßend als vertrauengewinnend. Nicht bloß grauenerregend, sondern auch von widrigem Ausdrucke war sein Zorn, dem ein heftiges Athemholen und krampfhafte Zuckungen vorauszugehn pflegten. Doch bei aller seiner natürlichen Heftigkeit erlaubte er sich höchst selten körperliche Mißhandlungen gegen die von ihm abhängenden Personen. Er begnügte sich, durch Donnerworte zu schrecken und durch Stachelreden zu verwunden." — Die Züge tragen das Gepräge der Wahrheit, und dem Sohne verbot, in Schilderung eines solchen Vaters, selbst die Pietät unwahre Schonung. Er rühmt an ihm unbestechliche Redlichkeit und Gerechtigkeit, Offenheit, Dankbarkeit, löblichen Ehrgeiz, Betriebsamkeit, geregelte Sparsamkeit mit großer Uneigennützigkeit und sogar Wohlthätigkeit verbunden, unverbrüchliche Unterthanentreue, und herzliche Liebe zu den Menschen überhaupt und für die Seinigen insbesondere; aber diese letzteren gerade hatten mit ihm, trotz dieser Eigenschaften, qualvolle Noth. „Je näher ihm," sagt der Verfasser, „überhaupt jemand stand, desto mehr ward dieser das Spiel und Opfer seiner Launen. So hatte schon sein Bedienter viel von ihm zu leiden. Aber nun vollends seine Gattin, seine Kinder. Das unbedeutendste, argloseste Wort konnte von ihm übel gedeutet werden und reichte alsdann hin, ihn, den melancholisch=Mißtrauischen, zum heftigsten Zorn zu reizen. Oft vergaß er morgen, was er heute befohlen oder geäußert hatte; letzteres vorzüglich, wenn andre Umstände eingetreten waren. Unaufhörlich wollte er unterhalten sein, wenn seine üble Laune z. B. bei Tische nicht hervorbrechen sollte; eben so verlangte er unaufhörlich durch etwas, was seine Kinder betraf, angenehm aufgeregt zu werden, jenem Großen gleich, der jeden Tag eines neuen Prachtwerks, eines neuen Juwels, einer neuen Bronze bedurfte, um seinen Umgebungen nicht unerträglich zu werden. Begegnete Schlözer'n daher rücksichtlich eines seiner Kinder auch wirklich etwas

Angenehmes, so verminderte sich der anfangs allerdings starke Eindruck täglich, und vielleicht schon nach wenigen Wochen war jenes völlig vergessen, und die üble Laune brach aufs Neue hervor. Vor allen andern traf diese seine Gattin und demnächst seine älteste Tochter. Doch vermochte bei letzterer auch die größte Härte nicht ihren frohen, leichten, jugendlichen Sinn niederzudrücken."

Die Erzählung von den Lebensumständen ist lebhaft und anziehend, doch hin und wieder ein wenig zu weitläufig gerathen. Die Eigenheit Schlözer's, alle empfangenen Briefe und Zettel von seiner frühen Jugend an bis in sein Alter sorgfältig aufzubewahren, und von allen abgesandten Briefen stets eine Abschrift zurückzubehalten — wobei er sich eigner Schreibekürzungen bediente — gewährte die reichlichsten Urkunden und Hülfsmittel. Ein Theil derselben fand wörtliche Aufnahme in den Text; andre sind als Beilagen hinzugefügt; eine Auswahl von Briefen, worunter mehrere von den preußischen Ministern Hertzberg, Zedlitz, Carmer und Schulenburg, ferner von Lavater, Heyne, Johann von Müller, und besonders viele von dem Grafen Woldemar von Schmettow, gewährt vorzügliches Interesse, und wir dürften wünschen, diese Sammlung möchte noch reichlicher ausgefallen sein.

Der ältesten Tochter Schlözer's ist schon oben erwähnt worden; ihr gebührt aber auch hier noch ein besonderes Anerkenntniß. Sie ist in dem Leben des Vaters eine wahre Pracht- und Freudenerscheinung. Die Universitätstöchter sind ein eignes, begünstigtes Geschlecht, die Vortheile ihrer Lage inmitten so mannigfachen Unterrichts und so zahlreicher Jugend eröffnen ihnen gleicherweise den Weg zu geistiger Bildung und zu weltlichem Glück; vorzüglich hat Göttingen sich darin ausgezeichnet, und in talentvollen und vornehmen Frauen glänzen fortwährend viele seiner Namen; aber Dorothea Schlözer, nachmals Frau von Rodde, dürfte schwerlich durch ein anderes Beispiel übertroffen sein. Unter des Vaters harter Leitung, der durch sie gegen Basedow die Fähigkeit der Frauen zur Gelehrtenbildung beweisen wollte, zu den trocken-

sten Studien frühzeitig angestrengt, hatte sie das Glück, die seltenste Neigung und Kraft hiezu in sich zu finden, und dabei, neben allem Ernst und Fleiß, deren sie bedurfte, in jugendlichstem Frohsinn und heiterster Anmuth zur ausgezeichnetsten Schönheit zu erblühen. Sie war der Stolz des Vaters, und als er nach Italien reiste, nahm er sie, noch ein Kind, dahin mit. Bezeichnend für beide spricht seine Freude sich in einem Briefe aus, den er aus Rom an seine Frau nach Göttingen schrieb, und aus dem eine Stelle hier anzuführen wir uns nicht versagen. „Vor allen Dingen," meldet der lebhafte, für jeden Umstand schreibfertige Mann, „höre mein bestes Abenteuer auf der ganzen Reise mit Dortchen. In dem Brief an den Banquier Barazzi stand auch mein Name. Bei diesem horchte der Alte (ich weiß bis diese Stunde nicht, woher er mich kennt) und ließ mich zu Mittag invitiren. Dortchen insinuirte sich gleich bei dem Alten, weil sie Französisch, Englisch und Italiänisch plauderte, und bei seiner sehr galanten dreißigjährigen Frau, weil sie feuerrothe Backen hatte. Nach Tische brachten sie ihre Bitten an, das Mädchen sollte gleich da bleiben, und Vater und Mutter da finden. Ich war verblüfft, weil ich das Haus noch nicht kannte, und nahm einen Prätext, ich wollte sie erst übermorgen schicken. Indeß zog ich Kundschaft ein und schickte sie in Gottes Namen Dienstag abends durch alle meine Reisegefährten hin (ich selbst hatte just Besuch). Da lebt nun das glückliche Geschöpf wie eine Fürstin! Madame wäscht ihr selbst den Hals, wenn sie es nicht recht gemacht hat. Die Mägde bedienen sie wie die Kronprinzessin. Dem Alten muß sie eingelaufene deutsche Briefe übersetzen, dann frißt er sie mit Küssen auf. Er hebt ihr ihre Schopfhaare vor der Stirn und jauchzt, daß sie so ein schönes Mädchen sei; und lacht, daß sie auf der Stirn weiß, und im übrigen Gesicht braun sei; sie sagt Italiänisch, hier (um die Nase herum) sei Italien und oben Deutschland; nun wird der Alte noch mehr entzückt u. s. w. Gott! welches Glück, wenn das noch drei Wochen so dauert! — Das Beste ist, das

Geschöpf spricht schon flinker Italiänisch als Englisch; ich kann sie schon ordentlich wie Dolmetscherin brauchen.“ — Ihre Promotion zum Doktor der Philosophie bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität Göttingen war ein ruhmvolles Ereigniß der seltensten Art. Eben so ausgezeichnet war ihre Heirath mit dem Senator, nachherigen Bürgermeister von Rodde zu Lübeck, dessen Bildung und überaus großer Reichthum ihn zu einer der ersten Partieen von Deutschland machten. Schlözer erlebte den zwar unverschuldeten, aber darum nicht weniger harten Fall seines Schwiegersohnes nicht; die Stärke und Würde, mit welcher seine edle Tochter den Wechsel der Geschicke trug, hätte ihn sonst inmitten seiner Trauer noch freuen müssen. Der Herausgeber läßt uns noch mehrere Briefe dieser trefflichen Frau hoffen, wir möchten ihn bitten, diese Mittheilungen nicht zurückzuhalten.

Schlözer's meiste Schriften unterliegen zweifelhaftem Loose; ihr Ertrag an gelehrter Forschung wird von Nachfolgenden benutzt, aber auch einst übertroffen werden, ihre Form macht auf keinen selbstständigen Werth Anspruch; nur weniges darf in dieser Hinsicht durch eigenthümliche Kraft auf Dauer rechnen. Aber sein Leben und Wirken verdient in Wissenschaft und Staatswelt ein ehrenvolles, unvergängliches Gedächtniß. Seiner Lebensbeschreibung oder seinen Denkwürdigkeiten ist ein reicher Gehalt deutschen Nationallebens angehörig. Aber freilich sollten wiederholte Überarbeitungen Sorge tragen, ein solches Werk durch Abschneiden des Unwesentlichen und durch Hinzufügen solcher Ergänzungen, die das Einzelne mit dem Gesammtleben der Zeit näher verbinden, allgemeiner, verständlich und leichter genießbar zu machen. Der Verfasser hätte in dieser Hinsicht mehr thun können, wiewohl die Aufgabe — wir gestehn es — hier eine der schwierigsten bleibt. Ohne künstlerische Darstellung dürfte dabei nicht auszukommen sein. Durch längere Entfernung in Rußland scheint der Verfasser manchen deutschen Dingen ein zu spärliches Licht abgewonnen zu haben. Über die deutsche Union von Bahrdt sind längst im Druck nähere

Aufschlüsse mitgetheilt. Daß Heinze in Rom der Ardinghello-Heinse sei, war nicht zu bezweifeln, da dieser auch jene Namensschreibart hätte, und die Zeiten übereinstimmen. Der „geniale" Kotzebue und der „herrliche" van der Velde schmekken auch etwas nach der Fremde. Doch sollen diese und andre Bemerkungen, die wir etwa noch zu machen hätten, dem Verfasser unsern wärmsten Dank für sein reichhaltiges Buch nicht schmälern.

IX.

Mémoires du Duc de *Rovigo*, pour servir à l'histoire de l'Empereur Napoléon. Paris, 1828. Tome I — VI.

Der Verfasser kündigt sich ohne Hehl als Bonapartist an, und wir wissen Alle, daß er dieser Farbe bis zuletzt mit Eifer treu geblieben. Vor fünf Jahren, als er bei besonderem Anlasse mit solchem Bekenntniß hervortrat, knüpfte er daran die Behauptung, deßhalb um nichts weniger mit gleichem Eifer und Erfolg den Bourbon's dienen zu können: eine Behauptung, die sich, was den Fall im Allgemeinen betrifft, durch viele glänzende Beispiele genug unterstützt findet. Heute jedoch, indem er sich als Seide Napoleon's nochmals willig angiebt, verbindet er damit die bestimmte Erklärung, er habe keine Gränzen in den ihm durch solches Verhältniß auferlegten Pflichtleistungen erkannt, weil er begriffen habe, daß die Krämpfe, von welchen die Welt unter Napoleon's Einwirken erschüttert worden, nichts andres gewesen als das Ringen der Grundsätze der französischen Revolution gegen die alte europäische Aristokratie. Halten wir uns bei diesem ersten Worte der Vorrede einen Augenblick

auf. Die ausgesprochene Ansicht mag für sich gelten, was sie wolle, sie besteht bei Vielen und ist von einem genommenen Standpunkte aus jetzt leicht zu fassen. Aber sollte im Ernst ein mit und für Napoleon Thätiger, ein Seide Napoleon's, inmitten des Sturms und Dranges jener Siegesmacht ein solches Bewußtsein bei seinem Handeln als Grundtriebfeder gehegt haben können? Wir halten es nicht für möglich. Die Freunde der Revolution wurden allerdings theilweise Napoleon's Anhänger und Diener; aber dann fielen sie in demselben Maße von den Grundsätzen der Revolution ab und verläugneten sie; hingegen Alle, welche diesen Grundsätzen treu blieben, wurden in demselben Maße Napoleon's Feinde und vereinigten sich eher mit jener europäischen Aristokratie als mit ihm — sehr natürlich; denn er war für beide der nächste und dringendste Feind, und was er beiden etwa dennoch zu Gunsten gewirkt, das that er wahrlich nicht in solcher Absicht, sondern wider Willen. Die Jahre 1813 und 1814 sind thatsächliche Zeugen von dieser Stellung des Verhältnisses sowohl in Frankreich als im übrigen Europa. Wer hätte auch während des französischen Kaiserthums in Napoleon den Helden der Grundsätze von 1789 erkennen, ihm deßhalb anhängen und für ihn wirken können, da diese Grundsätze vielmehr vor ihm flüchteten, und er nie haßerfülltere Feinde gehabt, als wo der Geist von 1789 im kräftigsten Schwunge wieder aufgelebt war, in Cadix, unter den spanischen Cortes. Auch die Gegenprobe, welche das Jahr 1815 in Frankreich, und die folgenden Jahre zum Theil in anderen Ländern gegeben haben, wo die Stimmung für Napoleon in dem Maße stieg, als er den sogenannten freisinnigen Ideen zugewandt, oder wenigstens den Gegnern derselben ein Gegner zu sein schien, aber auch insofern gerade am wenigsten er selbst mehr war; diese Gegenprobe bestätigt unsere Ansicht von der Unvereinbarkeit des Eifers für Napoleon und der Freiheitsgesinnung von 1789. Was demnach die Behauptung des Verfassers betrifft, so können wir, ohne im geringsten seine Aufrichtigkeit in Zweifel zu setzen, nur an-

nehmen, daß ihm, wie so vielen Andren, die Täuschung widerfahren sei, welche der heutige Tag immer auf den gestrigen zurückspielt, und in welcher man, bei jeder neuen Wendung der Ereignisse, so gern glaubt und glauben macht, auch schon früher nur diese Richtung gewollt und befördert zu haben.

Wir wiederholen es ausdrücklich, der Verfasser hat gewiß die ehrenwerthe, redliche Absicht, das Wahre und Richtige, wie es sich ihm in dem Erlebten darstellt, nach eigenster Überzeugung offen herauszusagen. Dieses Wollen wird auch von Seiten der äußeren Verhältnisse unläugbar durch das ausgezeichnetste Können unterstützt; er war ein Günstling und Vertrauter des Kaisers, bei zahlreichen Vorgängen ein Hauptausführer; in den Thatsachen, die er mittheilt, ist gewiß nach seinem Sinne die reinste Wahrhaftigkeit, auch fordert er voll Zuversicht jeden Widerspruch heraus und nennt als einen wesentlichen Grund, der ihn bewogen, schon jetzt seine Denkschriften bekannt zu machen, den Wunsch und die Bereitschaft, ihren Inhalt gegen etwanige Angriffe noch selber zu vertreten. Wir müssen annehmen, daß wirklich sein Buch im Ganzen den Eindruck der Freimüthigkeit und Offenheit auf uns gemacht; es ist ein franker, ungekünstelter Vortrag, mehr aus dem Gedächtniß als aus gesammelten Papieren, und in allem, was auf unmittelbarer Anschauung beruht, vollkommen glaubhaft; diesen Eindruck geben hauptsächlich diejenigen Abschnitte, wo es nicht Dinge gilt, die noch jetzt irgend einen bedenklichen Bezug haben, und selbst bei diesen kann man den Verfasser kaum einer absichtlichen Entstellung oder Verhüllung zeihen, wenn man ihn nicht zugleich beschuldigen will, es sehr grob und ungeschickt gethan zu haben. Nein, er redet gewiß nach seiner wahren Meinung. Was aber die innere Befähigung des Verfassers, d. h. seine Geistesart überhaupt und besondere Geschichtsansicht anbelangt, so können wir freilich diese nicht auf gleiche Stufe mit seinem guten Vorhaben stellen; im Gegentheil, wir glauben, daß dieses von jener im Ganzen wie im Einzelnen den

ten Schaden leidet. Hier finden wir Befangenheit, Ver=
)ung, Einseitigkeit als vorherrschende Leiterinnen, und
: in ihrer Wirkung wie in ihrer Quelle ganz offen, so
wir, indem wir sie erkennen, keine Gefahr davon haben.
starkes persönliches Gefühl, wie das des Verfassers,
die Ereignisse unmöglich anders aufnehmen als in stätem
ig auf die eigene Stellung, da findet sich von selbst
Recht und alles Licht auf dieser Seite, auf der des
ners alles Unrecht und aller Schatten; hieraus folgt,
das Vortheilhafte auch in der Schilderung hervorgeho=
das Nachtheilige zurückgedrängt und untergeordnet wird;
Erzählte indeß ist immer noch Wahrheit, wenn auch
die ganze Wahrheit, und der Fehler, welcher dabei
tt findet, fällt nicht erst dem Niederschreiben zur Last,
g vielmehr schon in der Art des Erlebens und Aufneh=
i der Ereignisse selbst. Die Bewunderung für Napoleon
en wir gelten lassen; aber wir dürfen sie, um würdig
l daran zu nehmen, auf etwas freieren Sinn gegründet
schen, als hier zu erkennen ist. Unserem Verfasser im=
t Napoleon immerfort, seine Person, sein Glück, seine
htherrschaft; sie sind ihm so nothwendig geworden, daß
n Sturz, die Ohnmacht, das Verschwundensein seines
en nur als unbegreifliche und höchst verwerfliche Frevel
Geschichte zu fassen vermag und, so viel an ihm ist,
erneinen sucht. Immerfort ist er bemüht, Napoleon's
len und Thun zu rechtfertigen, seine Klugheitsfehler, die
t nicht läugnen kann, auf Andrer Verschulden zurück=
ren, sein Glück als ein Recht darzustellen, seine Wider=
r als Empörer gegen den richtigen Gang der Dinge;
mt keinen andern Standpunkt, nie vermag er sich in
des Gegners oder eines Unbetheiligten zu versetzen. Seine
lendung in dieser Hinsicht ist so groß, daß er mit völ=
Arglosigkeit, seinen Helden zu rechtfertigen meinend, die
endsten Anklagen gegen ihn begründet. Wir werden im
lge manches in solchem Betrachte hieher zu Beziehende
rken dürfen.

Der Verfasser beginnt seine Erzählung mit dem Anfange der Revolution, die auch ihn frühzeitig zu den Waffen rief. Der junge Savary diente zuerst in dem Heere am Oberrhein, wo Pichegru's, seines Obergenerals, Briefe an den Prinzen von Condé öfters durch seine Hände gingen, ohne daß er es ahnete. Doch den geringen, der Sache der Bourbon's damals unbewußt geleisteten Dienst hat er in der Folge nur zu reiche Gelegenheit gehabt wieder wett zu machen. Nach Pichegru's Ablösung durch Moreau machte er als Adjutant des Generals Desaix den Feldzug in Süddeutschland mit und begleitete dann seinen General nach Paris, wo dieser Bonaparte's Bekanntschaft machte und dessen Glücke zu folgen beschloß. Hiemit war auch Savary's ganze Laufbahn vorausbestimmt. Die Unternehmung nach Ägypten war im Werke, und Desaix und Savary nahmen an ihr Theil. Die Nachrichten des Verfassers über die Vorbereitung, die Ausführung und das fernere Geschick dieser Kriegsfahrt sind höchst anziehend; eine Menge von Umständen, die ganz den Karakter der Authenticität tragen, werden vorgeführt und helfen das schon so reichhaltige Bild dieser Sachen noch mehr beleben. Mancherlei Einzelnheiten, wie nur ein Augenzeuge sie mittheilen kann, werfen ein helles Licht auf den ganzen Zustand und sind so glücklich aufgefaßt, als leicht und sicher wiedergegeben. Die Kriegsereignisse werden nicht in ihrer militairischen Bedeutung, sondern nur in sofern sie dem Lebensbild überhaupt angehören, dargelegt. Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich, wohin auch Desaix und Savary glücklich gelangen, der achtzehnte Brumaire, die Schlacht von Marengo und die damit verknüpften Begebenheiten, alles geht rasch den Blicken vorüber, mit eigenthümlichen Zügen bereichert, doch ohne neue, große Aufschlüsse. Savary, nach Desaix's Tode alsbald Adjutant des ersten Konsuls, tritt nun in eine höhere Wirksamkeit, die sich aus militairischen, diplomatischen und polizeilichen Elementen zusammensetzt. Sendungen zur Vereitelung royalistischer Anschläge, zum Betreiben von Seerüstungen, zur Aufhebung

englischer Emissaire werden ihm übertragen, wobei er seinen Eifer und seine Schlauheit zeigen kann. Über viele innere Verhältnisse und Vorgänge sind willkommene Aufklärungen ertheilt. Die Begebenheiten und die Amtsthätigkeit Savary's treten immer bedeutender hervor; der **gendarmerie d'élite**, seiner Schöpfung und seines kräftig gehandhabten Werkzeugs, wird mit besonderer Vorliebe gedacht.

Der Prozeß gegen Moreau giebt schon Gelegenheit, den Verfasser näher in seiner unverholenen Partheilichkeit wahrzunehmen. Er sieht nur den bedrohten Napoleon, den zu allem berechtigten, den gütigen und nachsichtigen sogar, gegenüber unbefugten Widerstrebern; die Verhältnisse Frankreichs, die Rechte, Wünsche, Stimmungen der Nation werden ganz in die persönliche Stellung des neuen Oberhauptes untergesteckt. Warum sagt er nichts von der Unruhe der im Lager vor Boulogne versammelten Truppen, deren bedenkliche Gährung hauptsächlich den ersten Konsul bestimmte, gegen seinen Feind nicht härter zu verfahren? Ausführlicher als diese Angelegenheit wird die Katastrophe des Herzogs von Enghien behandelt, für welche der Verfasser ganz eigene Aufschlüsse hat; wir werden diese Sache später noch berühren und bemerken hier nur, daß es ihm, der so vieles zur Sprache bringt, gar nicht einfällt, von dem Friedensbruche, der Völkerrechtsverletzung ein Wort zu sagen, die durch den bewaffneten Einbruch in fremdes Gebiet, wo der Herzog räuberisch überfallen und fortgeschleppt wurde, begangen war. Für die Gründung des französischen Kaiserthums hat er hierauf ein eigenes Raisonnement. Man mußte die Anschläge auf das Leben des ersten Konsuls dadurch verhindern, daß man zeigte, die von ihm gestiftete Ordnung der Dinge würde über seinen Tod hinaus fortbestehen; das mag gelten; aber nun heißt es: „**On pensa d'abord à indiquer un successeur au premier consul, mais indépendamment de ce que la mesure était inconstitutionelle, peut-être eût-elle hâté la mort de celui que l'on voulait conserver; l'ambition est impatiente. Après avoir bien cherché et feuilleté**

dans les histoires de toutes les révolutions, on en revint à la forme du gouvernement monarchique, qui, fixant l'ordre de l'hérédité, assurait sans secousses la succession au pouvoir." Wer in aller Welt ist dieses on? Und war die Gründung eines Kaiserthums besser konstitutionell, oder die Nachfolge in der Oberherrschaft, da doch der erste Konsul durch den Kaisertitel noch keinen Sohn bekam, weniger durch Willkür festzusetzen? In der Nation, bekennt der Verfasser übrigens, war gegen diese Sache viel Abneigung und Widerspruch; aber der Antrieb ging von den Truppen aus, und dagegen war nichts auszurichten; „je crois bien", setzt er hinzu, „qu'on n'avait pas négligé de fomenter cet élan" — und so sagt er später, als Genua seine Einverleibung in das französische Reich begehrte, nochmals: „je crois bien qu'on avait un peu aidé à cette résolution." Solche Aufrichtigkeiten, die sehr häufig vorkommen, hat man als einen Ersatz so mancher Verschweigungen gewiß dankbar anzunehmen.

Bei dem besten Willen, seinen Herrn und Meister überall zu vertheidigen, läßt der Verfasser ihn gleichwohl nicht selten im Stich, oder giebt ihm gar noch neue Blößen. Erwähnt er, daß Napoleon durch seinen neuen Kaiserlichen Hofstaat alsogleich für seine alten Getreuen schwerer zugänglich geworden — „il fallut qu'ils s'accoutumassent à se voir défendre la porte par ceux qui, peu de tems auparavant, étaient les objets de leur surveillance particulière; alors on vit successivement arriver et admettre aux intimités du souverain tout ce que l'ancienne caste nobiliaire avait d'hommes marquans par leur naissance" etc. — so kann darin nur die Absicht einer Mißbilligung liegen. Häufiger aber geschieht es, daß er gegen Willen und Absicht diese Mißbilligung hervorruft, besonders wo er es unternimmt, Napoleon's Verfahren in auswärtigen Staatenverhältnissen unbedingt zu rechtfertigen, zu beschönigen. Zur Beurtheilung dieser Verhältnisse hat er nur Einen Gesichtspunkt, und dieser soll für alle Länder und Re-

gierungen der einzige sein, nämlich Napoleon's persönliches Interesse in allen seinen jedesmaligen Bedingnissen; seine voluntas soll den Andern immer als ratio genügen. Alles, was Napoleon zur Ausbreitung und Befestigung seiner Macht begehrt oder beabsichtigt, ist nothwendig, liegt in der Natur der Sache, ist gute Politik; findet es Gegner, so sind diese stumpfsinnig und bethört, von Ehrgeiz und Haß verblendet, allenfalls durch englisches Gold bestochen, verkennen oder verrathen ihr eigenes Beste und verdienen alles Unheil, das ihre schlechte Politik trifft. Demüthigende Friedensverträge, aus welchen der Übermuth der Waffengewalt gleich von Anfang jede Billigkeit verbannt hat, soll der Überwundene, was auch sich ereignen, wie auch Napoleon selbst alles ändern möge, nie aufheben dürfen, nie den Versuch der Waffen erneuern dürfen, ohne für treu- und rechtlos erklärt zu werden; Napoleon dagegen behält auch hier freie Hand, was ihm nicht mehr ansteht, für seine Zwecke nicht mehr taugt, ist verworfen, gebrochen ohne Scheu, und diese Gewalt selbst will nicht als Gewalt, sie will als Recht gelten. In diesem Sinne, der einst die Sprache der berühmten Bulletins beseelte und für das kaiserliche Kriegsvolk seinen guten Werth haben mochte, werden hier die Kriege Napoleon's gegen Österreich und Preußen durchgängig vorgestellt. Bleibt Österreich bei dem stäten Anwachsen der französischen Macht nicht gleichgültig, rüstet es sich zur eigenen Sicherheit, so ist sein Benehmen treulos, ehrgeizig, ja unbegreiflich; hat Preußen sich über gewaltsamen Durchmarsch französischer Truppen durch sein Gebiet, über zweizüngige Verhandlungen und höhnischen Trotz zu beklagen, so soll es einige „manques d'égards et autres bagatelles qui se seraient arrangées avec des tabatières“ leicht hingehn lassen, seine eigenen Forderungen aber sind ein „défi choquant“, das der Kaiser nicht dulden kann. Das Raisonnement, warum Napoleon beim Frieden von Tilsit die Türken völlig preisgiebt, ist ganz in dieser Art aufgebaut; übrigens möchte darin wohl einiges unwillkürlich aus der heutigen Weltlage in die Ansichten der

10 *

damaligen Zeit zurückversetzt worden sein. Wie offenherzig der Verfasser zu Werke geht, erkennt man staunend, wenn er berichtet, Napoleon habe bei Tilsit den Russen die Schweden und Türken überlassen, ihm der russische Kaiser dafür die Deutschen und Spanier, allein auf die Türken habe jener dennoch ein Auge behalten, späterhin sich ihrer kräftigst wieder anzunehmen beschlossen, „trouvant que la Russie avait déja trop acquis par la seule résistance que lui-même éprouvait en Espagne“, und darauf ein Bündniß mit Österreich erwählt, „pour reprendre contre la Russie tous les avantages qu'il avait à Friedland.“ Sind in der Politik solche Beweggründe und Rücksichten nothwendig, lassen sie unter gegebenen Umständen sich durchaus nicht abweisen: nun, so gebe man sie wenigstens für das, was sie sind, als Verfolgung des äußeren Vortheils durch alle zu Gebot stehenden Mittel, aber wolle uns dabei nicht Grundsätze des Rechts und redlichen Verfahrens vorspiegeln. Soll der Sieg, der ihm so lange treu blieb, den korsischen Feldherrn rechtfertigen: nun wohl, so mag auch das gelten, und gewiß liegt in dieser Ansicht ein wesentliches Geschichtsmoment; aber dann rechtfertigt der Sieg auch die Gegenseite, sobald er auf ihr erscheint, und dann bleibt Napoleon verurtheilt, weil er doch zuletzt unterliegt; den Bonapartisten jedoch dünkt es unmöglich, für sich selbst und für Andre ein und dasselbe Maß anzuwenden.

Von des Verfassers Aufenthalt in St. Petersburg, wohin er gleich nach dem tilsiter Frieden eine Sendung erhielt, erfahren wir manches Merkwürdige. Was er in freiem Sinne mittheilt, ohne daß ein unmittelbarer Bezug auf Napoleon störend einwirkt, ist so dankenswerth als anziehend und läßt erkennen, aus wie vielfachen und guten Quellen ein Mann in seinen Verhältnissen schöpfen konnte. Hier müssen wir eine Bemerkung anfügen. Auch in Ländern, wo die größte Preßfreiheit herrscht, giebt es einen gewissen Theil der Tagesgeschichte, der in die öffentlichen Schriften nicht übergeht, sondern nur mündlich überliefert wird; gerade diese

Überlieferung aber, weil sie ganz vertraulich ist und für keinerlei Erscheinung einer Hülle bedarf, ist in der Regel sicherer und zuverlässiger als irgend eine schriftliche Darstellung, die sich doch immer den Angemessenheiten gewisser Verhältnisse und Personen zu fügen hat und einen konventionellen Schein, den jedermann zugesteht, mit dem Thatsächlichen verbindet, worunter dasselbe in der Folge, wenn die Wissenden nach und nach aus dem Leben schwinden, leicht seinen eigenthümlichen Karakter einbüßt. Jene Tradition ist in Ländern, wo der öffentliche Schriftverkehr gering, und die Abfassung von Denkwürdigkeiten selten ist, nur um so lebhafter, reicher und nachhaltiger, so daß die gediegenere Geschichtskunde durch den Mangel an schriftlichen Quellen oft gar wenig verliert, wenn sie nur in den Kreis jener Mittheilungen zu gelangen weiß, deßen sie aber auch in London und Paris, bei aller Fülle dortiger Öffentlichkeit, nicht entbehren kann. Diese ungeschriebene Geschichte kommt allerdings nach und nach gleichfalls an den Tag; allein in manchen Fällen, wo die zurückhaltenden Bedingungen für gewisse Gegenstände etwa sehr lange dieselben bleiben, läuft sie Gefahr, von Späterlebenden doch nur unvollständig gefaßt und zum Theil vergessen zu werden.

Die Darstellung der Ereignisse in Spanien, durch welche die Bourbon's eine Zeit lang vom Throne verdrängt waren, ist schon deßhalb, weil der Verfasser einen äußerst mitthätigen Antheil daran hatte, von großem Interesse, in mancher Beziehung neu, wichtig, und, wenn man uns den Ausdruck erlauben will, gewiß auch wahrheitshaltig. Der genauere Forscher wird aus der Zusammenstellung dieser Angaben mit denen von Cevallos, Escoïquiz, Pradt und Andern ein neues Licht gewinnen. Schon vor dem Frieden von Tilsit hatte die Stunde Spaniens geschlagen; Napoleon sah es reif, ihm zur Beute zu werden; die Art und Weise war freilich anfangs anders gemeint, als sie sich nachher bestimmte. Französische Truppen durchzogen das Königreich nach allen Richtungen, Provinzen sollten abgetreten, der

Friedensfürst Godoy ein souverainer Herr werden; die ganze Monarchie war der eigennützigen Verabredung eines treulosen Günstlings mit einem arglistigen auswärtigen Herrscher preisgegeben. Der von der traurigen Günstlingsregierung theils wissentlich veranlaßte, theils in Verblendung nicht eingesehene, aber dem Volke in untrüglicher Klarheit offene Zustand des Landes war es, der die Auftritte von Aranjuez herbeiführte, in deren Folge Karl IV. der Krone entsagte, und Ferdinand VII. sie aufsetzte. Zwischen Vater und Sohn stand nun der französische Kaiser mit seinen Truppen und Bundesverhältnissen mächtig eingedrängt, nicht als Schiedsrichter, um zu begütigen und zu ordnen, sondern als Lauerer, um seinen Vortheil zu erspähen, und je nach seinen persönlichen Hoffnungen dem einen oder dem andern den Ausschlag seiner Zustimmung als ein doch nur treuloses Geschenk zu geben, unbekümmert um das Recht selbst, unbekümmert um die Stimme der Nation, vergessend, daß auch die absoluteste Monarchie nicht in dem Hof allein besteht, sondern auch Volk und Land begreift. Den Sinn einer solchen Vermittelung läßt der Verfasser den französischen Kaiser unumwunden aussprechen: „Si je ne puis m'arranger avec le fils ni avec le père, je ferai maison nette." Die löblichen Absichten, Spanien wieder zu heben, im Geiste der Zeit den Staat neu zu begründen, das Volk aufzuhellen u. s. w., lassen wir dahingestellt; aber dieser Zweck selbst, was wird er bei solchen Mitteln, in welchen er auftritt, bei der Betrachtungsweise, die ihn begleitet? Es heißt hier: „Si Charles IV. et son fils eussent convenu à ce grand projet, l'empereur les aurait gardés", freilich nur „pour s'aplanir les difficultés", aber auch dieser Schein konnte nicht beibehalten werden; denn „il ne pouvait rien faire avec eux." Ein Bruder Napoleon's mußte das auserwählte Werkzeug sein, anders war jener Zweck nicht zu erreichen; aber die Rechnung zeigte sich noch falscher, als sie sein sollte; denn auch sein Bruder mußte als König ein widerstrebendes Verhältniß gegen den Kaiser annehmen. Daß

nien nicht für sich selbst, sondern nur als ein Anhängsel
Frankreich zu ordnen war, davon ist der Verfasser so
drungen, daß er naiv genug sagt: „l'Espagne est
graphiquement la continuation du sol de la
nce"; hätte er von dem Jagdrecht der Ungarn gewußt,
sich so weit erstreckt, als der Himmel blau ist, er hätte,
der Boden ausgeht, auch über das Meer hinaus eine
etzung des französischen Himmels geltend machen kön-
Gewiß waren die spanischen Verhältnisse innerlich faul
zerfressen, Godoï's Verwaltung hatte den ganzen Staat
mit verzehrendem Gift erfüllt; diesem Manne sprach noch
er Zeit, da er in aller seiner Macht lebte, einer unserer
schen Schriftsteller, den wir schon früher einmal wegen
Freimüthigkeit anzurühmen hatten, das seitdem durch
Wort der Geschichte laut bestätigte Urtheil: „Sein Ruhm
seine Strafe bleiben ihm gewiß. Er hat Spanien in
letzten fünfzehn Jahren regiert. So lautet seine Ge-
te und sein Urtheil. Mit allem, was dieß sinkende
in jenem verderblichen Zeitraume an Unglück und an
nach, an Erschöpfung und an Erniedrigung, an öffent-
und an häuslichen Leiden erfuhr, unauflöslich und so-
sch verknüpft, steigt sein Name zur Nachwelt herab."
n Ausspruch giebt, schon zwei Jahre vor der eigentlichen
strophe Spaniens, das durch Scharfsinn, Beredsamkeit
so gründliche als lichtvolle Behandlung unter den
tsschriften einzig hervorragende Werk: „Authentische
lellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien,
Friedrich von Gentz" (St. Petersburg, 1806). Aber
alles Verdammenswürdigen, das sich auf dieser Seite
giebt, erscheint die Hinterlist und Gewaltthätigkeit,
e Napoleon in diesen Verhältnissen zeigt, doch noch
swerther. Welche frevelhafte, ja man darf sagen,
e plumpe und klugheitslose Willkür, die Rechtmäßigkeit
Königthums zwischen Vater und Sohn davon abhängig
klären, ob die Konvenienz eines fremden Herrschers mit
einen oder dem andern leichteres Spiel haben werde!

So zerstört war der Zusammenhang zwischen Thron und Volk in Spanien doch noch nicht, um diesem argen Spiele freien Raum zu lassen, und Napoleon's ganze Macht scheiterte an dem, was er verachtet hatte, an dem Gefühl der Nationalität, an der Unterthanentreue, an der Überzeugung von dem Recht. Wie leicht unser Verfasser die Sachen in die für Napoleon günstige Ansicht bringt, und wie ihm die ungünstige ganz verschwinden kann, mag man aus den Schlußworten über die spanische Veränderung ersehn. Mit Ferdinand, heißt es, war als mit einem Feinde Napoleon's, wofür man ihn erkannt hatte — denn alle Kouriere des Prinzlichen Gastes waren aufgefangen und ihrer Papiere beraubt worden, und man bereute nur, dies nicht gleich anfangs gethan zu haben — für Frankreich nichts anzufangen; der Vater wollte nicht nach Spanien zurück, am wenigsten ohne den Friedensfürsten, der aber blutige Rückwirkungen unvermeidlich gemacht haben würde; so blieb denn nichts übrig, als Vater und Sohn auf die Seite zu schieben: „On fut quelques momens indécis; puis enfin le roi Charles demanda un asile en France à l'empereur, et lui céda tous ses droits sur l'Espagne. Le même acte fut donné par les deux infans". Nun wahrhaftig, über eine doppelte Abdankung, von welchen die eine nur aus dem Gefühl der trostlosesten Schwäche und damit noch zuletzt verbundenem Anreiz der Schadenfreude hervorging, die andre von starkem Widerstreben und heftigen Auftritten begleitet war, kann man sanfter und angenehmer nicht dahinschweben! Alle Förmlichkeit und alles Gepränge, deren Mangel bei der Abdankung Karl's zu Gunsten Ferdinand's so gewaltig angerechnet wird, gelten nun, da es Napoleon's Vortheil betrifft, für ganz entbehrlich, und man sorgt nur, die entthronten Fürsten den Augen der herbeiströmenden Spanier eilig zu entrücken, und der auf solche Art geschehenen Erwerbung eines Königreichs in der Nation die Bestätigung und Haltung zu geben, die durch bloße Waffengewalt nicht zu erlangen ist. Der Verfasser beklagt, daß Napoleon bei diesen Ver-

wickelungen den Beistand Talleyrand's entbehrt habe, unter dessen Leitung alles klüger und erfolgreicher würde gegangen sein. Der bisher angenommenen Meinung entgegen wird hier behauptet, Talleyrand habe keineswegs den Eingriff in die spanischen Sachen widerrathen, vielmehr dazu nach Kräften angetrieben und deßhalb die Verhandlungen in Tilsit beschleunigt, auch sei er gar nicht um dieses Gegenstandes willen von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten abgetreten; als Beweis wird angeführt, daß er schon früh in diesem Betreff lebhafte Thätigkeit bewiesen und mancherlei Maßregeln getroffen habe. Hier wäre vielleicht einzuwenden, daß Napoleon's Minister nach dem Sinn und Befehl seines Herrn manches ordnen und leiten konnte, dem er in seinem persönlichen Urtheil nicht gerade beistimmte, und daß die spanischen Angelegenheiten beim Frieden von Tilsit noch ein ganz andres Gesicht hatten als nach den Auftritten in Aranjuez. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, dergleichen kleinere persönliche Beziehungen mögen für die Nahestehenden ihre große Wichtigkeit haben, uns Entfernteren erlöschen sie beinahe ganz in dem Anblicke Napoleon's, den wir in allen Verhältnissen, wo er selbst auftritt, zu überragend und vorherrschend erkennen, um nicht alles Wesentliche, was auf seiner Seite geschieht, als von ihm ausgehend und seinem Willen und Wirken entsprechend anzusehn; in dieser Hinsicht denken wir zu groß von ihm, um seine Rathgeber und Werkzeuge je neben ihn zu stellen; ohne Zweifel war er fremden Meinungen, Ansichten und Einflüssen nicht ganz unzugänglich, aber sie wurden in sein Urtheil und in seinen Willen völlig aufgelöst und wirkten nur als die seinigen.

Über die Kriegsbewegungen, welche hierauf in Spanien erfolgten, giebt der Verfasser vielfache und wichtige Aufschlüsse. Das Unglück des Generals Dupont wird ausführlich in seinen Ursachen entwickelt. Auffallend aber ist das Bestreben, jeden großen Nachtheil, den die französischen Waffen erfahren, auf irgend einen unglücklichen Zufall oder auf ein Nichtbefolgen gegebener Befehle zurückzuschieben; so

hier die Kapitulation Dupont's und die darauf erfolgte Räumung Madrids auf die gehäuften Fehler eines Ordonnanzoffiziers, der in seiner verhängnißvollen Erscheinung etwas an den unglücklichen Feuerwerker bei Leipzig erinnert, dessen voreiliges Sprengen der Elsterbrücke, dem Bulletin zufolge, fast allein daran Schuld war, daß die verlorene Schlacht eine schreckliche Niederlage wurde. Unser Verfasser selbst giebt indeß nebenher andre Ursachen der Unfälle von Baylen ausführlich genug an, die eigenen Befehle Napoleon's, die geschickten und entschlossenen Bewegungen der Spanier, und nicht als die letzte den kostbaren Raub, welchen die französischen Generale aus dem geplünderten Lande mitschleppten und lieber als ihre Truppen und ihre Ehre retten wollten. Einige Beschuldigungen, die auf ihn selbst aus den Angaben des Generals Foy zurückfallen, bestreitet er nachdrücklich und verneint besonders, was dieser hinsichtlich einer geheimen Polizei andeutet, die in dem Heere nachtheilig gewirkt habe; er stößt den Vorwurf von sich und versichert, daß genug Generale dergleichen Berichte dem Kaiser von freien Stücken als Zeichen ihres Eifers zuzusenden gewohnt gewesen, und nach dem, was ihm davon zu Gesicht gekommen, müsse er gestehn, daß diese Herren einem Andern in solchem Geschäft nichts mehr zu thun übrig gelassen hätten.

Von der Zusammenkunft der beiden Kaiser, Alexander und Napoleon, giebt der Verfasser wenig Thatsächliches; dafür stellt er mancherlei Vermuthungen auf. Zuletzt erzählt er von dem großen Jagdfeste, das der Herzog von Weimar den beiden Kaisern veranstaltet habe. Jemand, der das Buch vor uns gelesen, berichtete uns, der Verfasser sage, das Fest sei als eine völlige Nachahmung der Schlacht von Jena mit Absicht angeordnet gewesen; die Hasen hätten dabei die Besiegten vorgestellt; dem französischen Kaiser habe man auf so niedrige Art schmeicheln wollen. So arg und ausdrücklich fanden wir indeß im Buche selbst dies nicht angegeben: der Schauplatz, die Stellungen und der Gang der Jagd werden zwar als genau dieselben wie bei der Schlacht bezeichnet;

allein die Bemerkung: „c'était une seconde bataille d'Jéna contre des perdreaux", macht doch der Verfasser in seinem eigenen Namen, und wenn er sagt, es sei so gewesen, sagt er doch nicht, es sei vorsätzlich so veranstaltet worden; wir aber bezweifeln überhaupt, daß auch die zufällige Ähnlichkeit so weit gegangen, um den Gedanken einer Nachahmung begründen zu können; vielmehr müssen wir aus naher Kenntniß des edlen, immer deutschgesinnten und auch in jener Zeit herzlich für Preußen mitfühlenden Fürsten, dessen Verlust wir eben betrauern, lieber die Vermuthung gelten lassen, der Verfasser habe zu jenem Feste eine schon vorgefaßte Meinung mitgebracht und die dortige Gegend etwa nur so gelesen, wie sein Freund diese seine Blätter.

Daß der Krieg von 1809 als ein ungerechter, treuloser, übermüthiger Angriff Österreichs gegen Napoleon geschildert wird, versteht sich von selbst; aber dieser Krieg, in Kraftentwickelung und Geist das Vorbild der glücklicheren Unternehmungen späterer Jahre, war so gerecht als nothwendig, da Napoleon in seinen Gewaltschritten und Anmaßungen keinen Friedensstand respektirte, seine Macht immer weiter ausdehnte und immer härter ihren Druck fühlen ließ. Auch war dieser Krieg in Deutschland durchaus populair, selbst in den Rheinbundstaaten, wo das Volk allgemein den Österreichern alles Heil wünschte und von ihnen hoffte. Die eigentlichen Kriegsbegebenheiten werden von dem Verfasser billiger als von manchen seiner Landsleute erzählt; so läugnet er nicht das völlige Unterliegen Napoleon's bei Aspern — dem Erzherzog Karl bleibt der Ruhm, der Erste gewesen zu sein, der in offener Schlacht gegen ihn das Feld behauptet —, nicht die Zerstörung der Donaubrücke durch die Anstalten der Österreicher, nicht die schreckliche Lage der Franzosen auf der Lobau; aber andres Wesentliche verschweigt er wieder, z. B. daß der rechte Flügel Napoleon's am fünften Juli abends bei Wagram völlig zurückgeschlagen worden. Wenn der Verfasser behauptet, die Ungarn hätten durch eine Deputation dem französischen Kaiser den Wunsch eröffnet, unter seinem

Schütze unabhängig von dem österreichischen Kaiserhause zu werden, so wissen wir als bestimmtes Gegentheil, daß Napoleon's dahin zielende Anträge bei namhaften ungarischen Großen nur Unwillen und Zurückweisung gefunden haben. Was er ferner von der Stimmung der Deutschen sagt: „Tous les philosophes allemands nous offraient plus d'un moyen de troubler la société“, zeigt nur, wie auch ein Mann, der bald als Oberhaupt der Kaiserlichen Polizei auftreten sollte, über so offenbare und leicht greifliche Thatsachen in so grober Täuschung sein konnte; denn es ist bekannt genug, wie bei uns damals die Gelehrten, und insbesondere die namhaftesten, dachten und wirkten und in den Haß gegen Napoleon großentheils sogar die Vorliebe, welche sie den republikanischen Franzosen früher etwa gewidmet haben mochten, willig aufgehn ließen. Über die Verheirathung Napoleon's mit der Erzherzogin Marie Louise erfahren wir einige Histörchen von ersten Winken, durch welche die Sache zuerst im Stillen von untergeordneten Personen ohne Napoleon's Auftrag angeregt und ihm als ein österreichisches Anerbieten fertig zugebracht worden sein soll, wogegen wir manche starke Zweifel haben, welche hier zu entwickeln nicht der Ort ist. Das berühmte Schwarzenberg'sche Fest konnte ohne größere Umständlichkeit in genaueren Zügen geschildert werden; die Anstalten waren dieselben wie damals bei allen Festen solcher Art in Paris; auch folgte demselben kein andres.

Die Vereinigung von Holland mit Frankreich rechtfertigt der Verfasser durch die Nothwendigkeit der strengen Ausführung des Kontinentalsystems, dieses Systems, das er doch selbst, Laffitte's scharfsinniger Auseinandersetzung gemäß, verdammen muß, und das Napoleon durch Bewilligung von Lizenzen schon gebrochen hatte; weil ihm aber schon so viele Opfer gebracht worden, meint er, müssen ihm noch immer neue gebracht werden, und Holland soll das „sacrifice insupportable“, welches ihm auferlegt ist, als unvermeidliches Verderben tragen, „et encore ne pas le faire de

mauvaise grâce“. Wenn dabei nebenher immer noch die schmeichelhafte Vorstellung gehegt wird, das Kontinentalsystem hätte nur noch einige Zeit andauern sollen, um seinen glänzenden Erfolg darzuthun, so erinnert dies ein wenig an das Geschichtchen vom Pferde, welches hungern lernen soll und leider im besten Lernen, da es weit darin gekommen, stirbt!

Durch die ferneren Ereignisse, die Zwistigkeiten mit dem Papste, die Geburt des Königs von Rom, und andre Vorgänge hindurch gelangen wir mit dem Verfasser endlich zu dem Kriege gegen Rußland. Er schildert denselben wiederum als einen treulosen Friedensbruch von russischer Seite, als einen dem französischen Kaiser aufgedrungenen, von ihm auf keine Weise gewünschten Krieg. Möge er es uns verzeihen, aber wir erkennen, gewiß wider seine Absicht, aber darum nur desto beweisender, aus seiner eigenen Darstellung, daß Napoleon diesen Krieg muthwillig erzwungen und im Verdruß über den schlechten Fortgang der Dinge in Spanien, im Drange, sich anderwärts schadlos zu halten, und im Übermuthe seiner verfügbaren Kräfte thöricht übereilt hat. Die Art, wie der Verfasser selbst, und sehr zweckmäßig, die Kriegsereignisse von Spanien mit denen von Rußland abwechselnd berichtet, führt unwillkürlich die Überzeugung herbei, daß, wie groß auch Napoleon als Feldherr und Machthaber sein mochte, er doch den Umständen, in die er sich versetzt hatte, den Verhältnissen, die sich in seiner gesteigerten Aufgabe vereinigten, nicht gewachsen war, und daß die Welt, die er aufgeregt hatte, ihn schon mit fortriß. Von nun an wird ihm weder in der Ferne noch in der Nähe mehr recht gehorcht, oder, was eben so schlimm ist, nur gehorcht, ohne Liebe, ohne Gesinnung, ohne andern Trieb als den des persönlichen Vortheils. Auch das Feldherrntalent Napoleon's verstummt in diesen zu mächtigen Verhältnissen oft, der Verfasser ist genöthigt, ihm in Spanien wie in Rußland große Fehler und immer häufiger große Versäumnisse Schuld zu geben; er beklagt nur, daß niemand sich unterstanden, ihm zu rechter Zeit zu widersprechen, ihn zu warnen, aber führt

dabei selbst mehrmals an, wie die Freimüthigkeit keinen offenen Weg mehr gefunden. Wie Napoleon seine Marschälle in Spanien von Paris aus lenkt, ist er um nichts besser als jede andre verwaltende Kriegsbehörde, die für vorhergesehene Fälle, welche nicht eintreten, weise Lehren giebt, für die unerwartet eintretenden aber rathlos läßt und dennoch lieber alles schief gehn sieht, als sich der eigenen Eifersucht entschlagen und der Befehlsmacht die nöthige Einheit an Ort und Stelle gönnen mag.

Wie der Feldzug in Rußland, so sind auch die spätern Kriegsereignisse in Deutschland, die diplomatischen Verhandlungen, die gewaltsamen Maßregeln im Innern, der Abfall der Bundesgenossen und der Einbruch der Verbündeten in Frankreich stets mit derselben Einseitigkeit geschildert. Immer hat Napoleon das vollste Recht, immer stehn die Andern gegen ihn als Frevler da. Vor allem häufen sich die Beschuldigungen gegen Österreich, besonders während des Kongresses zu Prag, wo Napoleon geradezu das Opfer seines zu großen Vertrauens geworden sein soll. Aber gewiß war es dem österreichischen Kabinet zu jener Zeit mit der ausgesprochenen Absicht, den Frieden zu bewirken, der tiefste Ernst, man war zum Kriege nicht einmal vorbereitet, und nur weil sich unwidersprechlich ergab, daß jede Hoffnung, einen dauerhaften, auf gerechter Grundlage beruhenden Frieden von Napoleon zu erlangen, eitel sei, blieb für Österreich keine andre Wahl, als sich nun auch gegen ihn zu wenden; eine authentische Geschichte des genannten Kongresses würde den offenen, aber wachsamen und voraussichtigen Gang der österreichischen Politik, die hier eben so nothgedrungen als geschickt und glücklich verfuhr, in das hellste Licht setzen. Sogar bis zuletzt, als Napoleon seinem Verderben nicht mehr entgehn wollte und die Bedingungen von Chatillon verworfen hatte, blieb ihm Ursache genug, die schonende Friedensneigung, die ihm von dieser Seite bewiesen wurde, dankbar anzuerkennen. Aber aus diesen Memoiren selbst, aller Absicht des Verfassers zum Trotz, leuchtet es genug hervor,

daß mit Napoleon kein Heil war, daß seine Macht eine schwachgegründete, unhaltbare, nur durch die Übermacht augenblicklicher Kriegserfolge genährte war und daher eine alles verschlingende und dennoch nie gesättigte sein mußte. Auch harrt niemand bei ihm aus; schon sehr früh, unserem Verfasser zufolge, sind die nächsten Umgebungen ihm ungetreu, Murat trachtet ihn zu ersetzen, Soult will sich unabhängig machen, Fouché, Talleyrand, Bernadotte, seine Brüder sogar, sagen sich von ihm los, die Bundesgenossen verlassen ihn, seine Marschälle und Staatsbehörden fallen von ihm ab, und selbst die Truppen, erschöpft, aufgeopfert und mißhandelt, lassen zuletzt willig ihr Geschick von dem seinen trennen! Da der Verfasser zu allen diesen Erscheinungen nie den Grund in Napoleon sucht, sondern nur immer in der Schlechtigkeit der Andern, so findet er unaufhörlich Anlaß zu bitterem Tadel, zu harten Vorwürfen, und sein polemischer Eifer wendet sich nach so vielen Seiten, daß man, abgesehn von dem mehr oder wenigern Recht, das Einer oder der Andre hier haben konnte, nur erstaunen muß, wie viel Haß und Feindschaft und Verfolgung dieses napoleonische Reich in sich trug und verarbeitete!

Wiewohl der Verfasser in einen großen Theil dieser Begebenheiten handelnd mitverflochten ist, so giebt es doch einige Beziehungen, bei welchen ein persönliches Interesse ihn stärker anregt, und denen er daher eine besondere apologetische Sorgfalt widmet. Der für ihn wichtigste Gegenstand in dieser Hinsicht ist ohne Zweifel der Tod des Herzogs von Enghien. Er befehligte die Truppen bei diesem unglückseligen Vorgang; aber ihm war vorgeworfen worden, mehr als seine militairische Schuldigkeit gethan und sich eine persönliche Einwirkung angemaßt zu haben, die seiner amtlichen Erscheinung nicht zukam und dem Herzoge den letzten Rettungsweg abschnitt. Schon vor fünf Jahren trat er in einer Flugschrift auf, um diese Vorwürfe zu entkräften, wobei er zugleich die größten Beschuldigungen gegen einen Andern vortrug. Talleyrand sollte den Tod Enghien's dringend ange-

rathen und dem Willen Napoleon's vorgreifend beschleunigt haben. Bekanntlich entsprach jene Flugschrift ihrem Zwecke keineswegs; sie scheiterte auf allen Seiten, eine Antwort des erblindeten, am Ziele jeder Lebenshoffnung und am Rande des Grabes stehenden Generals Hulin ließ unsern Verfasser in der öffentlichen Meinung stärker belastet als zuvor, ihm wurde der Hof verboten, und die Gegner behaupteten das Feld. Jetzt erneuert er diesen Angriff mit verdoppelter Kraft und vermehrten Hülfsmitteln, bestreitet die Aussagen Hulin's und häuft die Beschuldigungen gegen Talleyrand, wie auch gegen den Herzog von Dalberg; unseres Bedünkens nicht glücklicher als damals; die bloße Behauptung reicht hier nicht hin, Beweise fehlen, und die Wahrscheinlichkeit ebenfalls. Die ganze politische Rolle Talleyrand's, seine Geistesart, seine Klugheit schon, welche noch niemand ihm abgesprochen hat, widerstreiten einem solchen gewaltsamen und blutdürstigen Rathschlag, einer so eigenmächtigen und gewagten Ausführung, als ihm hier Schuld gegeben sind. Zwar in seinen damaligen Verhältnissen hätte sein Rath, den Herzog von Enghien erschießen zu lassen, kein Gegenstand eines Vorwurfs von Seite Napoleon's sein können; desto mehr aber hätte es die hinterrücks desselben beschleunigte Hinrichtung sein müssen. Nun aber hat Napoleon, bei allem gegen Talleyrand späterhin offenbarten Haß und Grimm, dergleichen seinem Feinde in den nachmaligen Verhältnissen gewiß allerschädlichsten Vorwurf nie ausgesprochen, im Gegentheil, er hat die ganze Sache Enghien's beharrlich auf sich genommen, sie als die seinige nie verläugnet noch bereut. Hiemit stimmt auch der ganze Zusammenhang des Ereignisses vollkommen überein. Napoleon bedurfte da keines fremden Antriebs, wo er wohl fühlen mußte, daß es sein eigenes Bestehn galt; was ihn auszeichnet, ist gerade diese entschlossene, kühne, scharf auf ihr Ziel gehende Willenskraft, diese Selbstleitung seiner Angelegenheiten. Um einen bourbonischen Prinzen in Frankreich leben zu haben, dazu hatte er den Herzog wohl nicht aus fremdem Lande holen lassen; daß er

m holen ließ, war schon Todesurtheil; er glaubte die Bourbon's und ihre Anhänger durch einen entscheidenden Schlag ir immer abschrecken zu müssen; in dieser Beziehung konnte ie Sache von seiner Seite auch gewiß kein Fehler heißen. Napoleon war als Obergeneral in Italien mit dem Zusammenhange der bourbonischen Verbindungen und Anschläge bekannt geworden und hatte die Sache so behandelt, daß die Royalisten in ihm allenfalls einen Helfer hoffen durften, er aber in ihnen gelegentlich eine Stütze sicher hatte. In der Meinung, er werde in Frankreich die Rolle übernehmen, welche Monk in England gespielt, hatten die Royalisten in der That zu seiner Erhebung kräftig mitgewirkt, aber dafür waren sie nachher als Enttäuschte auch um so erbitterter, sie führten deßhalb ihre Angriffe gegen ihn mit einer Wuth und einem Grimme, wie früher gegen kein andres Haupt der Revolution gezeigt worden waren. Napoleon's höchstes Interesse war hier, die Gegner schleunig zu überbieten, und durch die That zu beweisen, daß er auch das Äußerste nicht scheue. Wie schwinden gegen so mächtige, aufgedrungene Beweggründe in den großen Verhältnissen Napoleon's die kleinen geringfügigen Triebfedern, welche in Andern hiebei angeblich gewirkt haben sollen.

Die Beschuldigung, welche häufig gegen den Verfasser gemacht worden, seine berückende Arglist hauptsächlich sei es gewesen, welche den König Ferdinand aus Spanien in sein Verderben nach Bayonne verlockt, wird in diesen Memoiren als völlig grundlos dargestellt. Der Verfasser hat lediglich die bestimmten Weisungen Napoleon's befolgt, die nur das enthielten, was die unentschiedene Lage, in welcher sich die Dinge damals befanden, erforderte. Sonderbar erscheint es freilich, daß der Verfasser, der sich als nur an den König Karl IV. gesandt, als nur bei diesem beglaubigt erklärt, dennoch in Madrid nur den König Ferdinand sieht, nur mit dessen Freunden und Rathgebern sich bespricht, ihn unbedenklich Majestät nennt, ihm günstigste Hoffnungen und dringenden Rath zum Antritte der Reise ertheilt und ihm sogleich

auch als Begleiter auf dieser Reise sich anschließt, ohne sich um den König Karl weiter noch zu bekümmern. Aber diesen, den König Karl, hielt unterdessen der Großherzog von Berg in guter Obhut und spielte bei ihm die nöthige Rolle mit gleicher Beflissenheit, so daß dort nichts mehr für einen Dritten zu thun war. Der Verfasser erzählt diese Umstände mit solcher unbefangenen Aufrichtigkeit, daß man anerkennen muß, er setze das größte Zutrauen in den Leser, dem er sogar nicht vorenthält, der Zweck seines Mitreisens mit Ferdinand sei hauptsächlich gewesen, bei dieser Gelegenheit zu Napoleon fahrend zurückzukehren, da er sonst, nach der in Spanien gewöhnlichen Weise, so wie her auch wieder zurück höchst unbequem hätte reiten müssen. Diese Begleitung indeß wurde für Ferdinand verhängnißvoll, denn ohne des Verfassers bei aller Zufälligkeit doch stark einwirkende Gegenwart, das geht aus seiner eigenen Erzählung hervor, wäre die Reise wohl nimmermehr bis nach Bayonne fortgesetzt worden.

Des Verfassers Verwaltung als Kaiserlicher Polizeiminister ist, mehr als eine andre vor oder nach ihm, der Gegenstand bitteren und nachhaltigen Hasses im Publikum gewesen. Schon als Adjutant Napoleon's galt er im Heere, am Hof, in der Staatsverwaltung für das Haupt einer geheimen Spähermacht. Er kennt sehr wohl die Mißurtheile, die in diesem Betreff über ihn ergangen sind, und bemüht sich desto eifriger, seine Amtsführung in ihrer wahren Gestalt darzulegen. Wir sind im voraus überzeugt, daß er verläumdet worden, und daß ihm mitunter Dinge zur Last gelegt sind, an die er nie gedacht haben mag. Aber seine Vertheidigung nimmt gleichwohl nicht für seine Sache ein. Indem er vor allem die Vortrefflichkeit der gendarmerie d'élite, die früher unter seinem Befehl gestanden und niemals unwürdige Dienste geleistet habe, die kluge Anordnung und durchgreifende Wirksamkeit seiner Polizeimaßregeln gehörig anpreist und doch zugleich deren Milde und Harmlosigkeit behaupten will, zeigt er unwillkürlich durch alle seine Mittheilungen

wie gehässig und abschreckend, und wie nutzlos und ver-
ch diese Anstalten waren. Die Formen der Kaiserlichen
zei bewiesen wahrlich keine Schonung und Milde; nach
dünken ließ der Minister jederman vorfordern, verhörte,
t, bedrohte, ließ verhaften und fortbringen, ohne daß
d eine richterliche Behörde sich einmischte; die Wohnun-
wurden durchsucht, Kouriere aufgehoben, alle Briefe er-
t, Kundschafter jeder Art in allen Kreisen der Gesell-
t unterhalten, ja nicht selten absichtlich Fallstricke gelegt,
Strafwürdiges hervorzulocken. Dabei sagt der Verfasser
:, Napoleon habe ihm immerfort anempfohlen, milde
nicht zu rasch zu verfahren, ja einmal ihm sogar ge-
iben, „qu'il y avait deux arbitraires de trop en
ace, le sien et le mien". Und dennoch, trotz dieser
elfältigten Aufsichten, Erspähungen und Leitungen aller
sehen wir unaufhörlich die Polizei im Fehle; sie verhin-
nicht die royalistischen Umtriebe in dem Faubourg St.
nain, die Widerstrebungen der Handelswelt, die durch
ganze Land organisirte Opposition der katholischen Prie-
den Verrath Michel's, die Flucht der Frau von Staël,
Reise des Ministers vom Stein nach Rußland, das Un-
hmen Mallet's u. s. w. So furchtbar auch die Kaiser-
Polizei wegen ihrer rücksichtslosen Gewalt im Einzelnen
einen mußte, so war sie im Ganzen durch ihre Unzu-
lichkeit doch oft nur lächerlich. Besonders über das Aus-
blieb sie stets im Finstern; die Agenten, welche die ge-
: Ausübung des Kontinentalsystems an den Seeküsten
achen sollten, nahmen selbst am Schleichhandel Theil;
Kundschafter, welche der Verfasser in die böhmischen Bä-
sandte, und denen er, mit wenigem Geschmack, zum Vor-
nachrühmt, sie hätten wohl gar von gutmüthigen Rei-
en sich mitnehmen und unterwegs freihalten lassen, oder
Weibern aufgepackt, so daß sie nach Paris zurückgekom-
wären, „sans avoir délié les cordons de leur
rse, ayant même gagné de l'argent, et d'étant fait
rir de ceux qu'ils avaient ruinés" — das heißt doch

wohl ausgehorcht und angegeben? — Diese Kundschafter wurden auch mitunter, das können wir ihm versichern, mit Hohn und Schimpf und anderer Behandlung, deren sie sich nicht gerühmt haben werden, und überdies als Mystificirte heimgeschickt, auf deren abenteuerliche Nachrichten irgend einen Werth gelegt zu haben, der Behörde von keinem sonderlichen Vortheil gewesen sein kann. Der Verfasser bekennt, daß er sein Amt als Oberhaupt der Polizei ganz unvorbereitet als Neuling angetreten habe, und erzählt offenherzig, wie er von seinem Vorgänger Fouché gleich im Beginn übel belistet worden, der ihm bloß das geringere Triebwerk übergeben, alle feineren Springfedern aber vorenthalten habe; in der That scheint der Verfasser das Geheimniß der höheren Verbindungen Fouché's nie erlangt zu haben, denn diejenigen, welche er dennoch alsbald durch List erlangt zu haben sich rühmt, möchten schwerlich schon die ganz ächten gewesen sein. Der Ausspruch über Fouché: „Ce ministre, auquel on prêtait tant de lumières et de finesse, était l'homme le plus mal informé de ce qui se passait, et l'homme qui connaissait le moins les convenances et l'usage du monde; c'était la conséquence naturelle de l'état dans lequel il était resté,“ diesen Ausspruch dürfte man nicht gerade am meisten auf den Mann passend finden, welchen bei solcher Mittelmäßigkeit dennoch zum zweitenmale und vorzugsweise vor dem Herzoge von Rovigo zum Minister zu wählen, Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba wohl schwerlich sich entschlossen hätte, und eben so Ludwig XVIII. nach seiner Rückkehr von Gent; vielleicht gewinnt des Herzogs von Otranto sittlicher Werth nichts dabei, so merkwürdige Brauchbarkeit bewährt zu haben, allein immer kann man ihm ausgezeichnete Klugheit, Haltung und Wirkungskraft nicht absprechen, ohne zugleich Napoleon als ganz urtheilberaubt darzustellen.

Eine der wunderbarsten Geschichten, die den Verfasser persönlich sehr nahe betrifft, ist die Verschwörung des Generals Mallet. Es gränzt an das Fabelhafte, daß ein ein-

zelner Staatsgefangener, ohne bedeutenden Namen und Anhang, ohne Mitwisser des einzig in seinem Kopf ausgebrüteten Plans, aus dem Gefängniß hervor sich an die Spitze der Truppen und die Verwaltung stellt, Befehle ertheilt, welche den politischen Zustand Frankreichs umzuändern drohen und schon in Ausführung übergehen, bis die Sache zuletzt an einigen Zufälligkeiten scheitert, welche der einzelne Führer, dessen Gegenwart auf allen wichtigen Punkten nöthig wäre und nur auf Einem möglich ist, nicht meistern kann. Der Verfasser, welcher sich bei dieser Geschichte als Polizeiminister plötzlich überfallen sieht und ins Gefängniß wandert, berichtet seinen lächerlichen Unfall, von dem er nicht läugnet, daß derselbe seinen zahlreichen Feinden gutes Spiel gegeben, mit großer Freimüthigkeit und schont sich selbst dabei fast weniger als Andre, die er entschuldigt und bedauert. Diese Erzählung, welcher hin und wieder allerdings noch manche Züge hinzuzusetzen sein möchten, ist eine der anziehendsten im ganzen Buche. Wir sehn übrigens dabei aufs Neue die innere Zwistigkeit und Eifersucht enthüllt, welche den Staat Napoleon's in seinen höchsten Beamten gefahrvoll zerrüttet; hier stehn der Polizeiminister und der Kriegsminister als zwei mächtige Große des Reichs einander in bitterster Feindschaft gegenüber, und der Verfasser spart keine Anklagen gegen den Herzog von Feltre, der ihn bei Napoleon wegen jener Auftritte arg verlästert haben soll. Der Kaiser kam zwar späterhin von den nachtheiligen Eindrücken, die er in dieser Beziehung empfangen, etwas zurück und ließ dem Eifer und der Anhänglichkeit seines Polizeiministers alle Gerechtigkeit widerfahren, aber doch müssen die mancherlei unangenehmen Vorgänge, welche sich unter dessen Verwaltung häuften, einiges Bedenken in ihm hinterlassen haben, da er in solch wichtigem Amte den ergebensten seiner Diener nicht wieder anstellte.

Aus dem Bisherigen leuchtet genugsam ein, wie reichhaltigen Stoff diese Memoiren enthalten; sie sind in der That ein schätzbarer Beitrag zur Zeitgeschichte, und dem Verfasser

gebührt aufrichtiger Dank, daß er sie geliefert. Die einzelnen Unrichtigkeiten, Anachronismen, Verwechselungen von Namen u. dgl., welche darin vorkommen, sind einem solchen Buche wohl zu verzeihen, doch wäre allerdings zu wünschen, daß sie bei neuer Durchsicht sämmtlich verbessert würden, welches aber bei französischen Büchern dieser Art, wenn sie auch wiederholt neue Auflagen erleben, selten geschieht. So gehen eine Menge falscher Angaben, deren Berichtigung uns Gleichzeitigen aus dem Erlebten noch leicht wird, auf eine Folgezeit über, welche diesen Schriften von Augenzeugen ein allgemeines Ansehn zugestehn muß und darin das Wahre von dem Falschen nur noch durch Vergleichung aussondern kann. Die Unrichtigkeiten sind am auffallendsten, wenn die Ereignisse in einem näheren Gesichtskreise vorfielen, der ein günstiges Vorurtheil für die richtige Auffassung erweckt. So z. B. sind in Betreff des von Napoleon nach der Schlacht von Arcis-sur-Aube an die Kaiserin abgefertigten Kouriers, an welchen doch so große Schicksalswendungen geknüpft waren, fast alle Umstände falsch. Nicht in Meaux durch Zufall, sondern bei Sommesous durch eine der in solcher Absicht vom General von Tettenborn ausgesandten Partheien wurde der Kourier aufgefangen. Der Brief Napoleon's enthielt die bestimmte Angabe, er nähere sich seinen Festungen, um die verbündeten Heere von Paris abzulenken, aber keineswegs die Worte: „cette manoeuvre me sauve ou me perd.“ Wir haben diesen Brief gleich zuerst und lange vor Augen gehabt, um aus den fast unlesbaren Schriftzügen den Inhalt zu entziffern.

Die Schreibart unsers Verfassers ist kräftig in kunstloser Natürlichkeit, seine Ausdrücke sind selten gewählt, aber oft bezeichnend; triviale Redensarten und Vergleichungen, zuweilen auch soldateske Scherze, nimmt er sich nicht übel; wo Haß ihn aufregt, wie gegen Frau von Staël, verschmäht sein Ausdruck die bösartigsten Farben nicht. Überhaupt ist in der Sprache des Verfassers etwas von dem, was wir die napoleonische Redeweise nennen möchten; sie vereint zwei ent-

gegengesetzte Bestandtheile, schnell und scharf auf Einen Punkt Treffendes, und unbestimmt ins Weite hinaus Abschweifendes; alle Reden Napoleon's zeigen diese Eigenart, und in der That für seinen Gebrauch nicht füglich besser zu erdenken, denn jenes hält die Kraft des eigenen Willens bündig vereint, dieses umfängt und entführt schwächend den fremden. Wo der Verfasser eigene Reden und Ausdrücke Napoleon's einflicht, dürfte man ihn vielleicht vorzugsweise authentisch glauben; nur von der Rede, mit welcher Napoleon die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers heimschickte, kann dies nicht gelten, sie ist ungemein gemildert, denn die bekannten stärkeren Lesarten haben die überwiegendsten Gründe für sich.

Für unseren Zweck, diese Memoiren im Allgemeinen nach Gehalt und Farbe zu karakterisiren, kann das, was wir aus den ersten sechs Theilen herausgehoben und in unserer Beleuchtung dem Leser dargelegt haben, genügend scheinen. Nur im nicht wahrscheinlichen Falle, daß die noch rückständigen Bände einen ganz neuen Karakter entfalteten und in Form oder Sache unerwartete und wichtige Besonderheiten lieferten, dürfte ein zweiter Artikel für dieses Werk hier nachzufolgen haben.

X.

Programm zur dritten Sekularfeier der bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs, am 29. September 1828, verfaßt von J. M. Lappenberg, Dr. und Archivar. Hamburg. Fol. mit Steindrücken.

Das Erinnerungsfest der für Hamburg hochwichtigen und folgereichen Begebenheit, welche vor dreihundert Jahren den

Grund seiner noch bestehenden Verfassung gelegt, ist daselbst, wie öffentliche Blätter verkündet haben, mit allgemeiner, lebhafter Theilnahme, ernst und schön begangen worden. Es war der Sache angemessen, ihr gleichsam von Amts wegen einen Wortführer zu geben, der den Rückblick aus der Gegenwart auf vergangene Zeit, mit sinnvoller Kunde beider, für das Allgemeine deutend leitete. Der geehrte Verfasser, mit gründlichen und umfassenden Geschichtskenntnissen ausgestattet, besonders mit den Quellen seiner vaterstädtischen Dinge vertraut, und durch anschließenden Aufenthalt und fruchtbare Erfahrung in ausheimischen Lebenskreisen zu freiem, vergleichendem Überblick erhöht, war vor Andern würdig, einen solchen Auftrag zu empfangen. In wenigen Grundzügen, sicher und getreu, zu leichtem Verständniß und klarer Einsicht, legt er den wesentlichen Inhalt der hamburgischen Verfassungsgeschichte dar. Seine schlichte Erzählung ist von Gedankenlicht und Herzenswärme durchdrungen. Gleich zu Anfange freuen wir uns der Anschaulichkeit, mit welcher er das Örtliche selbst als den ersten, unzerstörbaren Grund der fort und fort entwickelten Bedeutung erkennen läßt, indem er „die eigenthümliche Lage Hamburgs an den Flüssen Alster und Bille, so wie an demjenigen Punkte der Elbe, wo die Fluth aufhört Schiffe aus der See hinaufzutreiben", als „dasjenige Handelsprivilegium" nennt, „welches die Vorsehung dieser Stadt ertheilt hat, und weßhalb sie, wenn je es sich als wahr erwiesen, daß kein Handelsstaat lediglich durch künstliche Anlagen und Maßregeln sich erhalten kann, ein hochbegünstigtes Naturprodukt genannt werden darf." Die frühe Ausbreitung des Handels und der Gewerbe — schon ums Jahr 1150 ist Hamburg den Arabern bekannt —, die politischen Verbindungen und das einflußreiche Ansehn der Stadt werden jedoch nur in Kürze berührt; die Veränderungen im Innern, die Bildung des Gemeinwesens, die Stellung des Rathes, die Entwickelung der Bürgerkollegien und besonders der Oberalten, dieser trefflichen, dem gesammten Bürgerwesen eingepflanzten Maßhaltung, sind des Ver-

fassers näheres Augenmerk. Die Gründung der bürgerschaftlichen Ordnungen fällt in Hamburg mit den kirchlichen, welche die Reformation hervorrief, nicht nur der Zeit nach zusammen, sondern beide sind auch wechselseitig mit einander verflochten und durch einander bedingt. In welcher Weise die Reformation in Hamburg gesiegt und ihre Wirkungen auf das Gemeinwesen ausgeübt hat, stellt der Verfasser in den wesentlichen Thatsachen bündig vor Augen und verknüpft damit die beziehungsreiche, eingreifende Betrachtung: „Wohl mögen wir staunen, die wir Zeugen gewesen sind, wie in unseren Tagen Staatsumwälzungen nur mit dem größten und beklagenswerthesten Verluste von Blut und Kräften gemacht worden sind, wovon eine jede Stadt, ein jedes Dorf in einem großen Theile Europas in seinen Jahrbüchern zu berichten hat, und bemerkt haben, wie diese beklagenswerthen Begebenheiten häufig zu dem verkehrtesten Zwecke und zu keinem Erfolge veranlaßt sind; wenn wir ferner uns ähnlicher Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, mit Betrübniß erinnern und daran denken, wie selbst die Kirchenreformation andern Staaten und Städten so vielfache Opfer an Bürgern und Gute gekostet hat: wohl mögen wir staunen, wenn wir hier sehn, daß diese wichtigste Staats- und Kirchenveränderung, welche im Innern unseres Freistaates sich begeben hat, von unsern Altvordern mit so großer Weisheit, staatskluger Umsicht und heiliger Ehrfurcht vor bestehendem Rechte ausgeführt ist, daß in der nicht ganz kurzen Zeit, in welcher sie sich gestaltete, die Verweisung von fünf Geistlichen, unter einem ihnen von den Bürgern selbst gegebenen sicheren Geleite, der einzige Schritt ist, wodurch der Staat eine aus wohlbegründeten Befugnissen hervorgehende Selbsthülfe, auf welche der Vorwurf einer Gewaltthätigkeit kaum von den Gegnern geworfen worden ist, hat ausüben müssen." Nachdem weiterhin erwähnt worden, wie durch die weisen Institutionen in Staat, Kirchen und Schulen, von Gemeingeist und Frömmigkeit beseelt, mehr noch als selbst der äußere Wohlstand, das sittliche und geistige Leben

der Stadt gefördert worden, darf der Verfasser in wahrem, befriedigtem Gefühl so schließen: „Mit Stolz und Freude dürfen unsere Mitbürger sich erinnern, wie die unseligen Religionsfehden des sechszehnten Jahrhunderts und die heftigen Zwistigkeiten, welche dieselben im Innern der meisten Städte begleiteten, die hamburgische Verfassung nicht haben erschüttern können; wie hernach der unselige Krieg, welcher dreißig Jahre hindurch Deutschlands schönste Länder verheerte und auch in unserer Nähe verderblich hauste, weder religiöse noch politische Änderungen bei uns veranlaßte; wie weder die in Folge der Reformation gestiegene Kultur der unbegüterten Volksklasse noch die veränderten Handelszüge auf dem Weltmarkte beider Hemisphären und der dadurch veränderte Werth des Grundbesitzes und der edlen Metalle, bei uns nicht, wie in manchen andern europäischen Staaten, Verfassung und Verwaltung völlig umgewandelt haben; wie auch die Ausbildung des Begriffes der Landeshoheit und andrer staatsrechtlichen Lehren, welche die alten Formen der meisten Staaten umgestaltete, den Grundbegriff der freien Republik nicht verwirrt hat; wie endlich der ungeheure Kampf, in welchem die Welt vor vierzig Jahren zu entbrennen begann, in seinen konvulsivischen Zuckungen unser Hamburg nur auf sehr kurze Zeit erschütterte, und wie der gewaltige Strom der Zeiten, welcher alle jene Erscheinungen bei uns vorüberführte, nur einzelne Änderungen in der Verwaltung bei uns verfassungsmäßig eingeführt erblickt, aber keine der Grundfesten der Verfassung hat erschüttern können."

Wir fügen unsererseits von einem allgemeineren Standpunkte, als der Verfasser zu nehmen Anlaß hatte, hier einige Betrachtungen bei. Was die freien Reichsstädte einst für das deutsche Vaterland, wie überhaupt das Städtewesen einst für den größten Theil Europas, gewesen, darf als unbestritten und bekannt gelten. Allein schon lange vor ihrer Auflösung hatten diese Freistaaten in Deutschland ihr früheres Verhältniß eingebüßt. Freiheit, Bürgerbildung, Gewerbfleiß und Handel, sonst der Vorzug derselben, blühten längst

in Königlichen und Fürstlichen Ländern und waren in noch größerem Maße aus den meisten Reichsstädten entwichen, wo unleidliche Aristokratien in schreienden Mißbräuchen längst alles Gemeinwesen aufgezehrt, und die Herrschaft der Rohheit und des Vorurtheils auch allmählich den früheren Wohlstand vernichtet hatte. Wie waren Köln, Nürnberg und Augsburg gesunken, und wie sehr sogar Frankfurt am Main wenigstens in seiner Verfassung verderbt! Wie kräftig blühten dagegen bürgerliche Einrichtungen und Thätigkeiten in monarchischen Staaten auf, in Österreich, in Sachsen, in den braunschweigischen Staaten, in Preußen, welches doch damals das tiefgedachte und in seinen Wirkungen gewiß einst allgemein gesegnete Institut der Städteordnung nicht hatte. Die Reichsstädte waren offenbar gegen dergleichen neues Leben verblichen, in ihrem Beruf abgelöst, und die Geschichte ließ sie mit gleichem Rechte, mit welchem sie einst sie hervorgerufen hatte, verschwinden. Nur die herrlichen Hansestädte machten eine Ausnahme; sie blühten fort in altvererbter, doch jugendlicher Kraft, in Freiheit, in Staatsklugheit nach außen, in Gerechtigkeit nach innen, in glücklichen Verfassungen, in steigendem Wohlergehn. In ihnen lebt noch für unsere Zeit der Geist und die Bedeutung, welche ihre zahlreichen Schwestern nur für eine längst vergangene hatten; sie haben Schritt gehalten mit der allgemeinen Entwickelung und können ihren Beruf, mag nun ihre Lage oder ihre Bildung, oder beides vereint, sie so vorzugsweise begünstigen, noch immer in erster Reihe und durch die Thatsache darthun.

Wirklich sind diese Freistaaten — diese Handelsniederlassungen Deutschlands, welche statt auf jenseitigen Meeresküsten und Inseln, noch auf diesseitigen im eigenen Lande sich festgesetzt haben — für das deutsche Vaterland in seiner jetzigen Beschaffenheit von unschätzbarem Werthe. Als sichere, von außen her kaum angreifbare, zu neutralen Vermittelungen am längsten eröffnete, großartige Pflanzstätten des deutschen Verkehrs vertreten in der That hauptsächlich sie die

deutsche Nation bei den großen Weltgeschäften, hegen und tragen sie die Verhältnisse und Verbindungen, welche dem binnenländischen Lebensbedürfniß unentbehrlich sind, deutschen Fleiß und deutsches Streben mit allen Welttheilen in Zusammenhang erhalten und, mit Einem Worte, dafür sorgen, daß in unseren heimischen Schranken ein weltbürgerliches Element, ein Stück England und Holland, ein Zusatz Amerika, ja ein Antheil Ost- und Westindien, so viel Eingang habe, als unseren Verhältnissen wünschenswerth sein kann. Wie viele geistige Athemzüge würden nicht gleichzeitig mit jenen gröberen Pulsen des eigentlichen Handels stocken, wie viele Wunden würden bluten, wenn diese tief in das Leben des Ganzen verflochtenen Beziehungen sollten abgeschnitten werden! Wir haben die traurige Erfahrung nur zu sehr gemacht, als jene Städte dem französischen Reich eine Zeit lang einverleibt, und ihr Verkehr von tödtlichen Verordnungen getroffen war.

Lebhaft wurde bei der Herstellung Deutschlands der Werth und das Verdienst der Hansestädte gefühlt, die auch an tapfern Anstrengungen und großen Opfern für die neue deutsche Freiheit es nicht fehlen ließen. Ihre eigene Freiheit wurde als eine nicht selbstsüchtige, sondern allen Deutschen gemeinsame erkannt; in der bremischen Verfassung wird ausdrücklich allen deutschen Landsleuten der Gebrauch und die Aneignung dortiger Bürgerfreiheit vorbehalten. Wie Preußens Kriegsverfassung für ganz Deutschland schützend, wie jede blühende Universität für die Gesammtheit fruchtbar, so auch sind diese Handelsfreistaaten dem Ganzen angehörig und ersprießlich. Auch erneut sich in der That der wichtigste Theil der Bewohner immerfort aus den Binnenländern und bringt auf hundert Wegen Wohlstand, Kenntniß und Verbindungen dahin zurück. Dieses Verhältniß hat sich bisher auch allgemeiner Anerkennung erfreut; nur einmal hat eine zwar geistreiche und gewandte, aber durch ihre Zwecke befangene und auf schwierigen Wegen wandelnde Schrift — das Manuskript aus Süddeutschland — gegen die Hansestädte bitteren Un-

limpf ausgestoßen, allein gerade hierin auch wohl am we-
igsten Zustimmung erworben.

Das edle Hamburg ragt in allen gerühmten Eigen-
haften besonders empor. Ein rüstiger Volkskarakter mit
hätiger Frömmigkeit und uneigennützigem Gemeinsinn, kräf-
ge Bürgertugend jeder Art, Redlichkeit, Fleiß und Groß-
nuth bewegen sich dort in behaglicher Lebensfülle und eigen-
arteter Tüchtigkeit; daneben blüht die stattlichste Bildung,
nd, neben gründlicher Gelehrsamkeit, das umfassendste prak-
sche Wissen. Einzelne Häuser haben, nicht durch Reichthum
nd eitle Gönnerschaft, aber durch edle Geselligkeit und men-
henfreundliche Gastfreiheit, nicht nur eine deutsche, sondern
ne europäische Namhaftigkeit erworben. Viele der Männer,
velche Deutschland zu seinen größten Zierden rechnet, haben
n Hamburg Wohnstätte, erwünschte Lage, glückliche Ver-
ältnisse gefunden. Die bürgerschaftliche Verfassung aber,
nes der gelungensten Werke der Staatskunst, ist auch von
remden Nationen als ein bewunderswerthes Muster seiner
Art vielfältig beachtet und gepriesen worden.

Die vorliegende Schrift, zu der wir schließlich zurück-
ehren, ist ihres Gegenstandes in jedem Betracht würdig.
Der eigentlichen Abhandlung sind Urkunden und gelehrte
Anmerkungen beigefügt. Auch die äußere Ausstattung ist
obenswerth; Druck und Papier ausgezeichnet schön; das
Bildniß Bugenhagen's nach Lukas Cranach in Steindruck
ortrefflich ausgeführt; der Plan und die Ansicht des alten
Hamburgs, für den Kundigen sehr anziehend, gleichfalls in
uten Steindrücken. Möge der wackere Verfasser, der uns
iese Feierschrift geliefert, neben seiner sonstigen Thätigkeit
uch ferner solchen Antheil des Historikers dem frischblühen-
en, lebenskräftigen Vaterlande zu widmen keine Gelegenheit
ersäumen!

XI.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Erster Theil vom Jahre 1794 und 1795. Zweiter Theil vom Jahre 1796. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828. 2 Bde.

„Das Resultat eines solchen Buches muß immer die eigene freie, nur nicht willkürliche Produktion des Lesers sein; es muß eine Art von Belohnung bleiben, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem sie dem Unwürdigen sich entzieht." Indem wir diesen Spruch Schiller's über Wilhelm Meister's Lehrjahre, nebst der verwandten Äußerung Goethe's: „daß sich der Leser sehr produktiv verhalten muß, wenn er an irgend einer Produktion Theil nehmen will," aus diesem Briefwechsel heraus an die Spitze unsrer Anzeige stellen, geben wir dem Leser schon den ganzen Sinn dieser letztern. Darf jene Bemerkung bei einem kunstgebildeten Ganzen, einem abgerundeten Geisteswerke Statt finden und sich überhaupt jeder schriftlichen Überlieferung mehr oder minder anschließen, so muß sie nur um so stärker von solchen Mittheilungen gelten, die aus einer großen Fülle hin und her fluthender Lebenswogen gleichsam nur als einzelne Tropfen auf solchen Blättern bewahrt worden, während die übrige Fluth durch die Bewegung selbst in das Allgemeine des zusammenströmenden Lebens wirksam, aber ununterscheidbar, sich ergossen hat. Diese Blätter demnach sind schon von Anfang Bruchstücke, welche jedoch die Kraft haben, auf ein Ganzes, dem sie gehören, den Leser zurückzuführen, und ihm die Aufgabe, das Verdienst und die Belohnung stellen, die schöne, belebte Gestalt dieses Ganzen nach der Wahrheit aufzufassen. Hiezu behülflich zu sein, höhere Gesichtspunkte sogleich anzudeuten,

m Verständnisse nähere Wege zu bezeichnen, das ist es,
as die Kritik hier schicklich zu wählen hat, und wenn ihr
eschäft hiebei von einiger Anmaßung begleitet erscheint, so
mn sie in der Ausübung desselben um so bescheidener blei-
n, da sie ohnehin, wie für das Buch so auch für sich,
r auf würdige Leser rechnet; mit der blöden Menge, für
e es Noth wäre, daß man bei einer solchen Erscheinung
les rechtfertige, den Inhalt, die Abfassung, die Heraus-
be — denn offenbar wird hier der Lesewelt etwas gebo-
n, welches ihr ursprünglich nicht bestimmt war, und worauf
s Publikum, als das jedesmalige vom Tage, niemals
rbereitet ist — mit dieser Menge haben wir es hier nicht
thun; es mag zuweilen nöthig sein, ihr strafend entgegen-
treten, aber sie nur laufen zu lassen, ist in den meisten
ällen schon genug.

Diese Bruchstücke sind indeß nicht sowohl zu ergänzen,
s vielmehr selbst Ergänzungen. Sie sind es für die reichste
nd schönste Lebensgruppe unserer Geistesbildung, für die
rößten unserer in solcher Art nationalen Denkmale. Da
nn freilich den vollen Gewinn der Betrachtung nur der
undige, und besonders der Thätige haben, in desto höherem
rade, jemehr er schon das allgemeine Besitzthum sich an-
eignet hat und das Zusammengehörige überall zu ver-
üpfen weiß. Wer hier einen unmittelbaren Ertrag schwel-
rischer Gefühlserregung, dramatischer Spannung, anspruchs-
oller, eingerahmter Schilderungen erwartet, der muß sich
täuscht finden; allein er verbinde den dargebotenen Stoff
it dem in dieser Art schon vorräthigen, er stelle das Ein-
lne in seine rechten Beziehungen, und ihm wird es nicht
n freudiger Theilnahme, nicht an merkwürdigen Aufschlüssen,
och an reizenden Bildern fehlen. Bleibt auch dem antheil-
ollsten Leser vieles gleichwohl nur als Kleinigkeit, dem kun-
igsten nur als Räthsel übrig, so ist doch nicht zu verken-
en, daß in anscheinend Geringfügigem oft erst die rechte
ärbung für das Wichtigere gewonnen wird, und daß das
Räthselhafte, hier wie im Leben, stets anregt, und in den

meisten Fällen der gefundene Schlüssel — findbar ist er doch meist — immer Befriedigung gewährt, unabhängig von dem Inhalte, den er aufschließt.

Nothwendig ist in dieser Beziehung ferner, daß der Leser nie einen Augenblick vergesse, wer hier vor ihm spricht: Goethe und Schiller sind es, welche hinter diesen Blättern stehn und sie durch ihren Geisteshauch bewegen; die schönsten Namen unserer Nation, ihr bekannt und werth in voller Gebühr, mit welchen sich nicht leicht etwas verbinden kann, was demjenigen Empfänger gleichgültig bliebe, dem die Litteratur eine Sache nicht bloß der dürftigen Tagesunterhaltung ist, sondern des reichsten Lebensgewinnes längst geworden; Schiller und Goethe sind es, die hier auftreten, dem vollen Antheil des Lesers schon vertraut, von denen er gern jedes wissen mag; nicht unbekannte Neulinge, denen aus solchen Blättern erst ein Antheil erwachsen soll! Hier hat die Autorität, das Wohlerworbene und Aufgesammelte, durch den Namen am schnellsten bezeichnet und daher ihm vorzugsweise verknüpft, in ganzer Macht zu walten; hier ist ihre wahre Stätte, wo sie mit Recht herrschen darf, das engere Gebiet, auf welches man sie zurückführen muß aus so vielen andern weiten Räumen, wo ihre Verehrung unrechtmäßig betrieben wird. Wenn wir aber wollen, daß hier die Autorität gelten soll, meinen wir damit noch nicht, daß sie Mängel zu decken oder Lücken auszufüllen habe; keineswegs! sie soll nur von dem Kreise, wo das Edle waltet, dem aus Früherem schon gebührt, was ihm auch in Jetzigem nicht mangelt, das Gemeine zurückweisen, den Unverstand fernhalten, die stets bereit stehn, sich keck einzudrängen, wo solche Wache fehlt. Die Autorität, die wir ansprechen, rechtfertigt sich durch das uns Dargebotene vollkommen, dasselbe kann die gewährte nur bestätigen und würde die versagte auch aus eigner Macht erobern. Und wie könnte es anders sein, wie wäre hier ein Inhalt möglich, der nicht an und für sich schon den reinsten Werth verbürgte? Zwei der höchsten und begabtesten Naturen, welche, in reiferem Alter einander nah=

gestellt, zuerst nur abstoßend auf einander wirken, finden in edlem Bedürfniß ihrer Seelen dennoch die Mittel und Wege, sich so zu rücken und zu stellen, daß diejenigen Seiten ihres Wesens einander berühren, durch welche das innigste Zusammenwirken, die glücklichste Erhöhung der Kräfte, die höchste Geistesfreundschaft errungen wird. Diese Freundschaft, durchaus reif und männlich, ohne sentimentalen oder andern unreinen Beisatz, jeder Übertreibung fern, ist darin wieder auch jugendlich, daß sie dennoch auf gemeinsames Empfinden und Schauen der Welt, ja auf gemeinsames Dichten gegründet ist; sie schreitet so großartig und stark in ihrer wohlgemessenen Bahn, daß für diese beiden Männer die Störungen gar nicht vorhanden scheinen, welche sonst aus gemeiner Welt auch den höchsten Jugendfreundschaften drohen. Mit liebevollem, freien Sinne betrachten sie einander, unterscheiden wechselseitig ihr Wesen und ihre Kräfte, lassen das Verschiedenartige mit Anerkennung gelten, und indem sie einander weder meistern noch schmeicheln, gewinnen sie durch Wahrheit und Liebe nur um so mächtigeren Einfluß wechselseitig einer auf den andern. Dies ist der höhere Lebensvorgang, der sich durch diese Briefe hinzieht; eine solche Erscheinung kann sich nicht entwickeln, ohne den anziehendsten Reiz auf diejenigen Zuschauer auszuüben, welche den Faden derselben im Gewirre der Einzelheiten festzuhalten wissen, und wir gestehn, daß uns die Einsicht in dieses so würdige als eigenthümliche Verhältniß schon ein genugsamer Gewinn däucht, der diesem Buche zu verdanken ist.

Mit diesem unmittelbar auf die Personen bezogenen Interesse verbindet sich noch ein andres, auf ihre Werke sich verbreitendes, zunächst auf diejenigen, mit deren Entwurf, Ausarbeitung oder Herausgabe die beiden Freunde in dieser Zeit ihres regen Verkehrs vorzugsweise beschäftigt waren. Unsern Blicken enthüllt sich da die gewaltigste Thätigkeit; nur innerhalb der Zeit, welche die beiden ersten Theile dieses Briefwechsels umfassen, begegnen uns hier von Schiller die Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, Wallen-

stein, und eine Anzahl seiner bedeutendsten Gedichte, von Goethe die Lehrjahre Wilhelm Meister's, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, das Leben Cellini's, mancherlei Gedichte, und endlich Hermann und Dorothea; von Schiller blicken überdies die geschichtlichen Arbeiten, von Goethe die naturwissenschaftlichen Forschungen aus dem Hintergrunde bedeutend hervor. Die gegenseitige Theilnahme beider an ihren Werken, mit so neidloser Anerkennung und doch scharfer Prüfung, so hochstehendem Lobe und unverhohlenem Tadel, die Art, wie sie sich wahrhaft fördern, von dem innerlichsten Aufschlusse bis zu dem äußerlichsten Rath, alles dies bildet um die Erzeugnisse, deren objektiver Werth uns längst erfüllt hat, eine subjektive Atmosphäre von Besonderheiten, in welchen jener sich nur um so heller abspiegelt. So sind die ausführlichen Briefe Schiller's über Wilhelm Meister's Lehrjahre und Goethe's eigne Mittheilungen über das Entstehn und Fortrücken dieses inhaltschweren und heitergeformten Buches ein reichhaltiger Kommentar zu demselben und könnten für sich allein schon als eine kleine Schrift bestehn, zu dem Besten gehörig, was Schiller je geschrieben. Die Arbeiten und Werke der vereinten Thätigkeit werden zum Theil erst durch diese Briefe in ihrem wahren Grunde aufgehellt; so die Herausgabe der Horen, aus welchen der ganze Briefwechsel seinen Anfang nimmt, und deren Richtung und Anordnung auf vielen Seiten der vorliegenden beiden Bände verhandelt wird; so ganz besonders die Entstehung der Xenien, zu deren Muthwillen die beiden rüstigen, tapfern Männer wie zu einer muntern, aber auch ernsten und höchst nothwendigen Jagdlust sich vereinigt haben.

Über diese zuerst unerhört verschriene, darauf allmählich zu ehrenvoller Anerkennung aufgestiegene Erscheinung unserer litterarischen Geschichte finden wir die mannigfachsten Aufschlüsse. Die Xenien sind der wahre Anfang und das an Geist und Wirkung unübertroffene Vorbild all der späteren, mit ungleichem Talent und Glück, aber im Ganzen doch heilsam geführten, litterarischen Gewitterschläge, durch welche

Zeit zu Zeit die angehäufte Verderbniß aufgezehrt wer-
mußte, um für neue und bessere Pflanzungen den Bo-
zu reinigen. Der Rückblick auf jenes erste Beispiel
jetzt nur um so anziehender sein, als gerade gegen-
ein ähnlicher Zustand der Auflösung und Verwilderung
überreif wird, der einer solchen Reinigung durch einen
Wetterausbruch mehr und mehr bedürftig werden will.
in der Litteratur die Kleinen und Elenden aus ihrer
igkeit aufgeblasen hervortreten und sich den Hohen und
nicht nur gleichstellen, sondern rechtend und mäkelnd
gegen sie erdreisten, dann ist es ein jämmerlicher An-
erfrischend aber und erfreuend ist es zu sehn, wenn
wahrhaft Gewaltigen endlich, kraft ihres ursprünglichen
errechts, die Armseligkeiten der Mittelmäßigen und die
hereien der Stümper aus dem angemaßten Raume hin-
erfen, wo nur das Würdige verehrt werden soll; frei-
schreit dann gerade die Menge, welche es ganz richtig
wenn der Niedre sich an dem Hohen vergriff, über
ht und Gewalt; aber ihr Geschrei zeigt nur, wie nö-
es war, das Strafamt auszuüben! Es ist dies eigent-
ein litterarisches Ritterthum, dessen unser Zustand so
noch entbehren kann wie das Mittelalter des politi-
Ritterthums. Die tapfere, freie Kriegsgesinnung, welche
esen Briefen die Freunde, noch inniger vielleicht, als es
frieden allein könnte, vereinigt, ist freilich ohne Gefühl
ignen Kraft und Würde nicht zu denken; kleinliche Rück-
n fallen weg, falsche Bescheidenheit weicht dem kühnen
stlobe, schlechte Höflichkeit dem treffenden Wahrheits-
, großmüthiges Enthalten giebt der persönlichen Ver-
ng Raum; so mag Schiller unbedenklich sagen: „Es
et uns nichts, wenn man uns für unbändig oder un-
en hält," oder bei eifriger Verabredung günstiger Ur-
über die eignen Werke: „Wir wollen uns nicht für die
Weile loben;" oder Goethe sich in offener Partheiung
ßern: „Daß man nicht überall mit uns zufrieden sein
, war ja die Absicht, und daß man in Gotha unge-

halten ist, ist recht gut; man hat dort mit der größten Gemüthsruhe zugesehn, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das litterarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugniß, uns selbst Recht zu verschaffen, und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserem armen Moritz gleich nach dem Tode die Augen aushackte. Ich erwarte nur, daß mir jemand was merken läßt, da ich mich denn so lustig und artig als möglich expektoriren werde;" eben so bei ähnlicher Gelegenheit Schiller: „Auch über die Naturalität und ihre Rechte habe ich mich weitläuftig herausgelassen, bei welcher Gelegenheit Wieland einen kleinen Streifschuß bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man sich nie bedacht hat (auch Wieland nicht), die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken, im Gegentheil sie mich öfters derb genug hören ließ, so habe ich jetzt, da ich zufälligerweise das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verschwiegen." Andre Stellen zeigen, aus welch reiner, gesunder und starker Gesinnung das ganze Unternehmen der Xenien hervorgegangen, als deren Grundwesen, bei aller Bitterkeit und Schärfe, die sie haben, Schiller mit Recht den Geist und den Humor angiebt, im Gegensatze der bloßen Grobheit und Beleidigung, deren man sich gegen sie bedient. Gleichsam aus der hohen Stellung eines Fürsten eröffnet Goethe seine großartige, doch mehr der Einsicht als der Absicht angehörende litterarische Staatsklugheit dem verbündeten Mitstreiter; er sagt unumwunden: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei,

Rücken und Zurechtlegen einen leiblichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebärde. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen. Nicht eher, als bis sie wieder ganz ruhig und sicher zu sein glauben, müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern." Schön sagt er in demselben Sinne: „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteïsche Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln;" ein tüchtiger Wurf gegen diejenigen, welche, ohne wahren Friedensbesitz, auch der ächten Kriegsgesinnung weniger fähig sind, sondern in fortgesetzten, zwecklosen Streithändeln nur ein unedles Gelüst befriedigen! Und um diesen Gegenstand würdigst abzuschließen, stehe hier noch das herrliche Wort von Goethe: „Es ist lustig zu sehn, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehn, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist."

Es wird mancher Leser, der sich bisher mit einer befangenen Lieblingsvorstellung von Schiller und allerlei Vorurtheilen gegen Goethe herumgetragen, allerdings überrascht sein müssen, wenn er nach den unwiderlegbaren Zeugnissen dieser Briefe in der gemeinsamen Erscheinung häufig den einen so findet, wie er am liebsten den andern voraussetzen wollte. Unläugbar ist in dem ganzen Verhältnisse nicht der sentimentale Schiller, sondern der naturkräftige Goethe der Sanftere, Gelassnere, Gütigere; Schiller zeigt sich in aller

Beziehung schärfer, bittrer, betriebsamer, anhetzender, und übt in solcher Hinsicht einen überwiegenden Einfluß auf Goethe. Dies darf uns jedoch nur als eine Bestätigung des zwischen beiden bedingten Verhältnisses gelten und erklärt sich ganz aus dem ursprünglichen Übergewicht, in welchem Goethe zu Schiller ewig stehn muß. So steht jeder Höhere gegen den Untergeordneten, dieselben Erscheinungen finden sich in jedem solchen Falle wieder. Auch ist es unverkennbar Schiller, der bei diesem Wechselwirken am meisten gewinnt, er wird in seinem Innern auf ganz neue Bahnen gebracht, während Goethe nur auf seinen längstbetretenen Wegen gefördert wird. Wir wollen hiedurch dem edlen Schiller nicht zu nahe treten, im Gegentheil, wir nehmen diese Unterordnung nicht schlimmer, als er sie selbst ausdrückt, und rechnen ihm die redliche Einsicht und großartige Selbstverläugnung, womit er es thut, zur höchsten Ehre; er wird dadurch wirklich, wenn er es auch sonst nicht ist, Goethe'n ein Gleicher. In vielen Stellen seiner Briefe erklärt sich Schiller über den Unterschied, den er zwischen sich und Goethe'n findet, und man muß die Überlegenheit bewundern, mit welcher er auf sein eignes Wesen, seine Gaben und Werke niederschaut; ja man kann sich im herzlichsten Antheil an dieser hohen Natur nicht enthalten, in ihr eine Geistesmacht vorauszusetzen, die, bei günstigeren, durch Krankheitsleiden weniger gehemmten, und nicht durch frühen Tod abgeschnittenen Lebenswegen, zu ganz neuen, unberechenbaren Entwickelungen geführt hätte. Ein Dichter zu sein, erschien ihm das Höchste, er sah in ihm den einzigen wahren Menschen, und im besten Philosophen gegen ihn nur eine Karikatur; für den Dichter, den er meinte, hielt er sich nicht, aber desto eher für den Philosophen; indeß, nach diesem Spruche, wohl mit größerem Unrecht! Zwar wenn auch ein Philosoph ganz andern Schlages, der nicht einige glückliche Streifzüge nur, wie Schiller und Andre seines Verdienstes, im Gebiete des Denkens ausgeführt, sondern, wie jeder ächte Meister, das ganze Reich neu geordnet und ge-

stellt hat, wenn Hegel in einem Briefe an Goethe (S. dessen morphologische Hefte), bei Erwähnung des „zunächst austernhaften, grauen oder — wie man wolle — ganz schwarzen Absoluten", etwas Ähnliches merken läßt, so könnte man beinahe versucht sein, den Spruch für richtig zu halten, wenn nicht allzu geschwind einleuchtete, daß der wirkliche Philosoph hier gut scherzen hat, wo es dem andern bittrer Ernst sein muß.

Nächst Goethe'n und Schiller'n selbst und ihren eignen Erzeugnissen, betreten diesen Schauplatz nun auch eine nicht geringe Zahl andrer Personen, sei es allein, oder mit ihren Schriften; sie werden meist scharf und eigenthümlich beleuchtet, zuweilen kurz und treffend abgefertigt, immer aber, im Guten wie im Bösen, mit Geist und Freimüthigkeit behandelt. Hier wird, durch Vorausgesetztes oder Nebenherliegendes verursacht, das Lückenhafte mitunter etwas verdrießlich; aber die Natur solcher Mittheilungen bringt es nicht anders mit sich, und wir möchten diese auch so nicht missen, da auch bloße Andeutungen nicht unfruchtbar sind. So wird unter andern der Name Humboldt unaufhörlich genannt, meist nur genannt, als eines Mannes, der zu den Freunden gehört, ohne daß es immer deutlich wäre, welcher der beiden Brüder hier jedesmal gemeint ist; aus dem Munde Goethe's oder Schiller's möchte man doch nicht bloß den Namen, sondern auch etwas ihn näher Bezeichnendes hören, aber es ist nun einmal nicht da, wir müssen uns zufrieden geben, und zuletzt werden wir gewahr, daß auch der bloße Name hier seine Schuldigkeit thut, denn er weckt in uns jedenfalls die Vorstellung einer gedoppelten Sphäre von Geist und Wissen, welche zweien verschiedenartigen Lebensbahnen zur seltensten gemeinsamen Illustration geworden, und es ist genug, daß wir diese Persönlichkeiten hier in Verkehr, in Genossenschaft, in lebendiger Einwirkung denken dürfen. Werthvolles Andenken verbindet sich ebenfalls dem Namen Körner, der als Freund Schiller's den Verehrern des Dichters längst bekannt ist, hier auch aber nur häufig erwähnt, nicht näher geschildert

wird. So auch schimmern bis jetzt nur auf Augenblicke die beiden Schlegel in diesem Briefwechsel; ihre nachherige große Einwirkung auf die deutsche Litteratur lag damals noch im Keime, sie konnten von dieser Seite noch nicht gewürdigt werden; indeß zeigt sich schon in der Art, wie über sie gesprochen wird, daß sie durch alles überschwängliche Lob, welches sie Jahre lang gewaltsam und unverdrossen steigerten, hier eine ursprüngliche Abneigung schwerlich ganz besiegen würden; indeß nennt Schiller sie große Kritiker, freilich um desto besser hervorzuheben, was er scherzend mittheilt, daß sie den Roman Agnes von Lilien steif und fest als Goethe's Werk angenommen, ein Irrthum, der noch wohl zu entschuldigen ist. Woltmann, ein schönes Talent, das aber seinen Boden nicht fand, kommt auch ein paarmal vor, fast nur als Namen, und doch für den Kenner überzeugend, daß Schiller ihn ganz in seiner wahresten Mitte gefaßt hatte. Ein flüchtiges Streiflicht fällt auf die liebenswürdige und schwärmerische Sophie Mereau, von der eine Geschichte, die Schiller erzählen will, uns zwar entgeht, aber Goethe's hingeworfenes Wort: „Sagen Sie mir doch etwas von der Geschichte der kleinen Schönheit", eine ganze Schilderung ersetzen kann! Die hin und wieder ausgestreuten Urtheilsworte über Jacobi, Jean Paul Richter, Engel, Fernow, Baggesen und Andre sind in aller Kürze meist sehr merkwürdig und belehrend. Die großartige Erscheinung Fichte's leuchtet auch durch den Scherz noch hindurch, welchen sich Goethe und Schiller gegen „das große Ich von Oßmannstädt" etwas unheimlich erlauben. In ungetrübter Achtung und Anerkennung wird jedesmal Voß genannt.

Die ungemeine Schärfe Schiller's gegen Stolberg wird denjenigen sehr auffallen, welche jenen fast auf gleichem Wege wie diesen vermuthen wollten und geradezu meinten, bei längerem Leben würde Schiller ebenfalls katholisch geworden sein. Wir finden diese Meinung ganz unhaltbar; der poetische Vortheil, welchen Schiller von den Formen der katholischen Kirche hat ziehen wollen, begründet sie nicht. In der

Zeit dieser Briefe und der Xenien aber zeigt sich eine ganz entgegengesetzte Richtung, und die damals noch umherschwankende Frömmigkeit Stolberg's erweckte in dem Kantischen Denker nur Unwillen, den auch Goethe mehr theilt, als man nach einer so tiefen Aneignung christlicher Denkart, wie ihm eben in dem Meisterwerke, den Bekenntnissen einer schönen Seele, gelungen war, von ihm erwarten durfte. Übrigens hatte auch Stolberg's Vornehmheit, die später so hart von Voß angeklagt wurde, schon früh Andre verletzt und ihm in der Litteratur eine Mißstellung gegeben, deren Ungemach er nun auch selber zu tragen hatte; daher in den Xenien und hier der Angriff auch insonderheit auf den Grafen gerichtet wird. In der Ungunst, welche bei Schiller allgemein die sogenannten Frommen trifft, ist auch Schlosser mitbegriffen, durch die Freundschaft Goethe's keineswegs geschützt; gegen Lavater ist diese letztere sogar geradezu in feindliche Abkehr umgewandelt. Es erregt allerdings eine unbehagliche Empfindung, Goethe'n von einem ehemals geliebten Jugendfreunde, dessen Erscheinung und Wesen er selbst so geistigschön geschildert, jetzo, bei der fälschlichen Nachricht von dessen Eintreffen in Jena, sagen zu hören: „Ich werde mich seiner zu enthalten suchen und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden. Wenn die Konferenz zwischen ihm und Paulus zu Stande kommt, so zieht der letztere wahrscheinlich den kürzern und muß sich noch bedanken, daß er beleidigt worden ist. Es kostet den Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können." Daß dieses harte Urtheil jedoch in der Sache nicht unbegründet war, lassen andre Nachrichten uns nur zu sehr vermuthen. In Lavater war, wie die Xenien sagen, zum würdigen Mann und zu Schelmen der Stoff, Edel- und Schalksinn wunderbar gemischt. Ein vertrauter Freund und Genosse Lavater's hat uns mündlich die gleiche Schilderung von ihm gemacht; was Heinse im Jahre 1780 an Jacobi schrieb, sagt ganz dasselbe; und neuerlich ist über ihn

ein Brief Wilhelm's von Humboldt vom Jahre 1789 (in Forster's Briefwechsel) mitgetheilt worden, der ebenfalls, in zwar leiseren, aber vollkommen bezeichnenden Zügen, diesen Urtheilen sich zur Seite stellt.

Es ist ein thörichtes und unreines Verlangen, daß Bildnisse, auf deren Wahrheit und durchschauendem Erkennen unsere ganze Menschenkenntniß, ja zuletzt unser innigster Antheil an der Welt beruht, uns nur in einem falschen, verschönernden Schimmer, mit Auslassungen oder Zusätzen der Gunst, überliefert werden sollen. Das Recht der Todten ist, beurtheilt zu werden; das Recht der Lebenden, zu urtheilen. Und auch die Pietät der Freundschaft hat ihre Schranken hier. Es ist, in den meisten Fällen, nur würdig und rechtschaffen, mit sogenannten alten Freunden, die es einst sein konnten, aber längst aufgehört haben es im Geist und in der That zu sein, nicht noch lange sich, der tieferen Wahrheit zum Trotz, weichlich herumzuschleppen; es ehrt nur den Mann, die nicht probehaltigen abzuschaffen, ja nach Gelegenheit als Gegner unpartheiisch zu bekämpfen; hier ist das Auge, die Hand, die man als ärgerliche von sich trennen und fortwerfen soll! An solchem Schicksale hat denn auch Herder unausbleiblich zu leiden; der so vorzüglich begabte und in so vielfachem Betracht schätzenswerthe Mann sank in seiner letzten Lebenshälfte mehr und mehr und konnte sich nicht darein finden, Andre so mächtig steigen zu sehn; indeß bleibt Goethe für ihn stets in milder Haltung, während Schiller gegen ihn um so schärfer angeht.

Wenn mit abgekommenen Freunden hier nicht anders verfahren wird, so kann man sich denken, wie es den zudringlichen Scheinfreunden, die von Haus aus nichts anderes waren, den litterarischen Höflingen, ergeht. Am schlimmsten fährt hiebei Reichardt, welchem Goethe und Schiller, man weiß nicht welcher von beiden unbarmherziger, wiederholt gar übel mitspielen. Auch ein Ungenannter, aber nicht Unbekannter, ist von Goethe durch die wenigen Worte unvergleichbar abgethan: „Wenn Künstler und Kunstwerke sich nicht immer, wie die

Bleimännchen, wieder von selbst auf die Beine stellten, so müßten sie durch solche Freunde für ewig mit dem Kopf in den Quark gepflanzt werden; bei der Ohnmacht des Verfassers ist es auffallend, wie er sich durch gewisse Stiche selbst seinem eigenen Helden formidabel machen will."

Doch allem Einzelnen hier nachzugehn ist weder nöthig noch thunlich. Aus diesen Andeutungen, die wir mit Absicht alle in einer gewissen Richtung gewählt, ersieht man genug die reiche Mannigfaltigkeit geistigen und litterarisch-geselligen Lebens, das in diesem Briefwechsel sich vor uns entrollt. Der besondern Bemerkungen, gehaltreichen Aufschlüsse, eigenthümlichen Ansichten, merkwürdigen Sprüche und glücklichen Launen sind so viele durch das Ganze verstreut, daß sich eine üppige Blumenlese daraus sammeln ließe, in ihrer Art nicht minder ausgezeichnet als die Gallerie von Bildnissen, die uns dargeboten ist. Die Hauptsache bleibt indeß immer das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller selbst, dessen Entwickelung, Gestaltung und Fruchtbarkeit man um so bewundernder betrachtet, als man nicht leicht ein ähnliches Beispiel irgend woher zur Vergleichung rufen kann. Hievon ein mehreres zu sagen, dürfte erst nach Erscheinung der noch übrigen Theile dieser Sammlung die rechte Gelegenheit zu nehmen sein. Nur Eine Beziehung wollen wir jetzt hier zum Schlusse noch auffassen, da sie vollständig in dem Gegebenen schon daliegt; sie betrifft das Verhältniß des Lebens zur litterarischen Hervorbringung, und dieser hinwiederum zur Welt; wir wüßten nicht, daß dieses je schöner und großartiger in einer solchen Thätigkeit sich abgebildet hätte; die beiden Freunde sind Schriftsteller, aber sie verlieren sich nicht an diese Eigenschaft, ihr reger Antheil, ihr voller Trieb, ihre eifrige Beschäftigung in Litteratur und Kunst erhalten sich stets in einer freien Sphäre; sie sind edle Personen, die nicht dieses oder jenes durch ihre Schriften erst werden wollen, nicht einmal berühmt und geehrt, insofern dies nicht von selbst sich ergiebt; sie leben und genießen, sie warten die gute Stunde ab, sie bilden aus in-

nerer Lust. Selbst die Kränklichkeit Schiller's wird, durch die Unterbrechungen, welche sie seinen Arbeiten auferlegte, für diese heilsam, denn sie gehören nun ganz den Stunden der Frische und Kraft, sie sind, wie Goethe's Werke, die Werke eines Gentleman. Wie sehr der Mangel solcher Eigenschaft und Stellung die Gelehrten und die Litteratur herunterbringt, zeigt unser heutiger Zustand nur allzu sehr.

XII.

Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H. geb. H. Leipzig, bei Brockhaus. 1829. 2 Bde.

Der geistige Mensch, in das Gedräng Mitlebender gestellt, wird alsbald durch dieses selbst veranlaßt, über seine nächste Umgebung hinauszuschauen, um die Gegenwart als das Glied eines größeren Ganzen aufzufassen. Die besitzlose, strebende Jugend, wenig bekümmert um das Zurückliegende, wird vorwärts, in naher oder ferner Zukunft, das Ziel ihrer Wünsche, die Höhe ihres Umblickes suchen; aber den Mann, welcher selbst schon rüstig vorgeschritten, zieht fast mehr noch als das ungewisse Künftige die nächste Vergangenheit an, die seinen eignen Ursprung enthält, und die er als seine eigentliche Lebensmitgift erkennen muß. Der Reiz dieser Kenntniß wird noch vergrößert durch den Umstand, daß zwar die Geschichte entlegener Vorzeit uns oft in die kleinsten Züge hinein enthüllt und zugänglich ist, die der nächsten Vergangenheit aber meist tief verschlossen. Hierin kehren unsre mo-

dernen, in vielartigsten, künstlichen Formen und Gängen bewegten Zustände fast wieder zu der Entbehrung zurück, die in der Einfachheit der Homerischen Urzeiten Statt fand, wo es als eben so wunderbar gerühmt wird, die Vergangenheit zu wissen, als die Zukunft zu deuten. In der That gehört auch jetzt eine seltne Begünstigung dazu, um aus lebendiger Überlieferung dasjenige zu wissen, was in Schriften noch gar nicht, oder nur mit solchen Hüllen vorkommt, die alles noch nicht Abgestorbene sich zu erhalten weiß. Dies gilt nicht nur von den politischen Dingen, wo es sogleich auffällt, sondern auch jedesmal von den gesellschaftlichen und litterarischen Verhältnissen, in deren bestimmte Gestalt und wahren Zusammenhang ein nachrückendes Geschlecht nicht leicht frühe Einsicht erlangt. Freilich ist auch die Anziehung nicht bei allen Zeiten gleich groß. Merkwürdig ist es, wie sich in diesem Betreff gegen unser siebzehntes Jahrhundert in Deutschland das achtzehnte verhielt; als wäre jenes gar nicht vorhanden oder doch wenig werth gewesen, fing dieses wie ein strebender Jüngling seinen Weg für sich allein an, und sei es nun, daß ihm die Erbschaft im Ganzen zu gering sein durfte, um sie wegen einzelner, nicht einmal sehr hervorleuchtender Kleinode anzutreten, oder daß eine Ahnung reichsten neuen Gewinnes mächtiger vorwärts trieb, genug, der Blick war fast ausschließlich auf das Künftige gerichtet. Auch blieb wirklich der erstrebte Gewinn nicht aus; ein neues, eigenthümliches, großes Leben ist für die Deutschen in der That errungen worden. Ganz anders aber stehn wir nun eben deßhalb im neunzehnten Jahrhundert gegen das achtzehnte. Zwar eine allseitige Weltbewegung in und um uns treibt uns vorwärts in eine Entwickelung, die an Umfang, Theilnehmerzahl und Kraft ihres Gleichen nie gehabt; aber dennoch sind wir gezwungen, unsre Blicke eben so zurück als vorwärts zu wenden, sind wir an das Vermächtniß des vergangenen Jahrhunderts eben so wie an den Erwerb des jetzigen gewiesen und können von jenem, ohne unsrer besten Habe zu entsagen, uns nicht ablösen; so sehr leben

sein Inhalt und seine Bewegung noch in uns fort und sind unsere Bildung und unsere Kraft geworden!

Nicht überflüssig scheint es in unseren Tagen, an dieses Sachverhältniß zu erinnern, dessen Einsicht für jede praktische Bahn der Nutzanwendungen genug verspricht, und das vorliegende Buch giebt uns einen willkommenen Anlaß dazu. Durch solche Mittheilungen, die wir allerdings noch sehr vervielfacht wünschen, hellt sich allmählich das vergangene Jahrhundert unseren Blicken auf, und sein inneres Leben tritt nach und nach stärker hervor. Der Mann selbst, an dessen Bild hier so viele andre Bilder sich anreihen, ist einer der bedeutendsten und wirksamsten seiner Zeit. Mit seltnen Fähigkeiten und großen Kenntnissen ausgestattet, welchen die unzweideutigste Anerkennung der zünftigen Gelehrten huldigen mußte, gehört Forster doch nicht zu den einfachen Naturen, deren Virtuosität, auf ein bestimmtes, ganz gesondertes Fach beschränkt, sich in Einer Richtung nothwendig und leicht zur Spitze treibt und auf dieser weithin hochsichtbar wird, sondern zu den — soll man sagen glücklicher oder unglücklicher? — begabten, deren Lebenstrieb, vielfacher Gestaltungen fähig, ringsumher sich ausbreitet, eine große Gemeinschaft der Gegenstände und Strebungen umfaßt, alle Kenntnisse zum Geist, und allen Geist zum lebendigen Wirken verwendet, wo denn freilich der thätigste und verdienstlichste Beitrag oft am leichtesten in der Masse sich auflöst und verschwimmt. Dieses Geschick traf auch Forster'n; eine lange Reihe von Jahren hindurch schlummerte gleichsam sein Name unter uns, die Litteratur schleppte ihn nur an losem Bande noch so mit, die Wissenschaft fertigte ihn mit kurzer Erwähnung ab; es ist endlich an der Zeit, daß die Geschichte der Lebensbewegung selbst, die Geschichte der persönlichen Erscheinungen und Verhältnisse, ihn nach Verdienst aufnimmt und würdigt.

Anlagen, Neigungen und Schicksale zeigen sich in Forster's Lebensbahn merkwürdig übereinstimmend; ein so bewegtes und mannigfaches Gebild ist selten so durchaus von

mselben gleichen Gusse. Die Einheit seines Lebens steht
rin fest, daß er ein Deutscher sein mußte und in dieser
igenschaft alles Andre sein konnte; in diesen Karakter flos-
n die Elemente, welche als ungewöhnliche Bedingungen
n Anfang seinem Dasein beigegeben waren, am leichtesten
sammen, und in diesem Karakter konnten sie sich wieder
n selbstständigsten darstellen. Er mußte ein Deutscher sein,
gen wir, denn äußerlich genommen war er es in vielen
eziehungen wirklich nicht. Sein Geschlecht stammte aus
chottland, sein Geburtsland war zu Polen gehörig, und
sprach früher polnisch und lateinisch als deutsch; seine erste
ugend führte ihn nach Rußland, als Jüngling wurde er
ner englischen Weltumsegelung beigesellt, lebte darauf in
ngland, dann einige Jahre in Kassel, dann wieder in
Bilna, kehrte mit neuen Reiseplanen für Rußland und Spa-
ien erfüllt nach Deutschland zurück, fand in Mainz eine
nstellung, nahm Theil an den dortigen politischen Bewegun-
n und endete als eingebürgerter Franzose, doch auch da
och mit einer Reise nach Indien beschäftigt, inmitten der
evolutionsstürme zu Paris. Man muß gestehn, daß gerade
eses Alles ungemein deutsch ist! Doch um nicht Scherz
treiben, wollen wir auch nur gleich hinzufügen, daß Sinn,
eistesart, Bildung, Empfindungs- und Ausdrucksweise in
orster von Anfang entschieden deutsch waren, und er sich
lbst, unter allen gegebenen und angeeigneten Volksange-
rigkeiten, dem inneren Leben nach, doch nur als Deutscher
hlen und rechnen konnte.

Wir wollen die äußeren Umrisse seines Lebens etwas
nauer angeben. Johann Georg Forster wurde geboren im
ahre 1754 zu Nassenhuben, einem bei Danzig gelegenen
orfe, wo sein Vater Prediger war; allein dieser, durch
ine Fähigkeiten und Neigungen zu andrer Thätigkeit ge-
ieben, suchte in Rußland und darauf in England die Ge-
enstände regsameren Wirkens; sein Sohn begleitete ihn nach
nen Ländern schon als Kind, und dann als siebzehnjähriger
üngling auch auf der zweiten Entdeckungsreise Cook's von

1772 bis 1775. Naturforschung und Länder- und Völker-
kunde in ganzem Umfange wurden hier die Hauptrichtung
einer Wissensfülle, in welcher ein gründliches und glänzendes
Selbsterfahrenes und Neugesehenes den unschätzbarsten Kern
bildete. Nach der Rückkehr in England durch die Zwistig-
keiten des Vaters mit den dortigen Behörden genöthigt, auf
anderweitiges Unterkommen zu denken, versuchte Georg erst
in Paris, dann in Holland und in Preußen, für sich und
den Vater schickliche Verhältnisse zu finden. Für den Vater
gelang es erst im Jahre 1780 eine Professur in Halle zu
bewirken, an welchem gewonnenen Ruheplatze derselbe dann
bis an sein Lebensende ausharrte. Georg erhielt schon 1778
eine Lehrstelle an der Ritterakademie in Kassel, aber ihm
sollte noch mancher Wechsel bevorstehn. Im Jahre 1784
berief ihn der König von Polen an die neue Universität nach
Wilna, wohin er unter guten Aussichten abreiste, die sich
aber nicht erfüllten. Therese Heyne, Tochter des berühmten
Heyne zu Göttingen, wurde seine Frau und folgte ihm nach
Wilna; er bekam Kinder, aber auch als Familienvater wollte
er dem Neuen und Entfernten mit gleicher Rüstigkeit wie
vorher bereit stehn. Die Kaiserin Katharina berief ihn im
Jahre 1787 zur Theilnahme an einer russischen Weltum-
reisung, er löste seine Verhältnisse in Polen und begab sich
vorläufig nach Göttingen; ein höchst vortheilhafter Plan zu
einer spanischen Sendung nach den philippinischen Inseln
kam um eben die Zeit in Anregung; aber der letztere gerieth
wieder in Stocken, die russische Unternehmung wurde aufge-
schoben, Forster's Aussicht völlig zerstört, und bei der unge-
wissen Lage, in welche er sich nun in Deutschland versetzt
fand, nahm er im Jahre 1788 bei der Universität in Mainz
die Bibliothekarstelle an, zu der seine Freunde ihn dem Kur-
fürsten empfohlen hatten. Hier konnte sich sein Loos, für
den Ort selbst oder auch für entlegnere Ziele, mit der Zeit
günstig genug gestalten; allein Forster sollte nicht zur Ruhe
kommen; die Ereignisse, welche eine ganze Welt zu erschüt-
tern und durcheinander zu werfen bestimmt waren, zeigten

sich schon dem Blicke. Noch im Jahre 1790 machte er, in Begleitung seines Freundes Alexander von Humboldt, eine Reise nach den Niederlanden, nach England und Frankreich, deren Beschreibung eines seiner Hauptwerke bleibt, und in Frankreich konnte er an den dortigen Freiheitsbewegungen noch als ruhiger Zuschauer seine Freude und Theilnahme haben; aber schon im Jahre 1792 erreichte ihn der Sturm der französischen Revolution und riß ihn zu thätigem Antheil fort. Mainz wurde nach der Flucht des Kurfürsten den Franzosen übergeben, revolutionirt, in der Folge mit Frankreich vereinigt. Forster, als öffentlicher Beamter, Redner, Abgeordneter des neuen Freiheitswesens, sah sich bald in das trübe Schicksal dieser unreifen Gestaltung unselig verwickelt. Er befand sich im Auftrage seiner Mitbürger in Paris, um deren Wunsch zur Vereinigung mit Frankreich dem Nationalkonvent auszusprechen, als mit dessen Erfüllung fast gleichzeitig die Einschließung von Mainz durch die verbündeten Deutschen erfolgte, und Forster mußte nun in dem Mittelpunkte der Revolution ausharren, ein leidenschaftlicher Theilnehmer an ihrem allgemeinen Gange, ein verzweifelter Zeuge ihrer vielfachen Gräuel; seine großen Geistes- und Gemüthsgaben mochte er der zweideutigen Thätigkeit des Partheikampfes nicht hingeben, er blieb in untergeordneten, harmlosen Dienstaufträgen mehr verdunkelt als bemerkbar. Seine Frau, mit ihren Kindern frühzeitig aus Mainz geflüchtet und nach der Schweiz gezogen, hatte dort in seinem Freunde Huber, den sie später heirathete, eine Stütze, die ihm Sorgen und Unlust doch keineswegs ersparte. Das furchtbare Wogen der großen Ereignisse und der Drang der eignen verfehlten, beklommenen Lage, da er getäuscht, in Noth, seiner Papiere verlustig, von seiner Familie geschieden, und bald sehnsüchtig nach ihr zurück, bald in die entlegnen Fernen Indiens hinaus blickend, rath- und hoffnungslos nur von einem Tage zum andern noch lebte, rieben allmählich ihn auf, und er starb am 12. Januar 1794. Dies sind die Außenlinien

eines Lebens, dessen innere Erfüllung uns in gegenwärtigem Buche näher vorgelegt wird.

Der Briefwechsel ist, wie es nicht wohl anders sein konnte, lückenhaft. Viele Briefe mußten sich bei solchen Lebensumruhen verlieren, andre wurden zurückgefordert, oder doch dem Drucke vorenthalten. Die Herausgeberin ihrerseits scheint ohne Noth nichts unterdrückt zu haben, im Ganzen sind noch immer gegen fünfhundert Briefe mitgetheilt, die dem sechzehnjährigen Zeitraume von 1778 bis 1794 angehören. Damit diese reichen Materialien leichteres Verständniß und festeren Zusammenhang darbieten, hat die Herausgeberin einen Abriß von Forster's Leben vorangestellt, der uns in jedem Fall willkommen und dankenswerth sein muß. Eine ausreichende Kenntniß und eine geschickte Hand sind im Allgemeinen darin wohl anzuerkennen. Jedoch bleibt uns auch einiges dabei zu tadeln; nicht nur ist der Vortrag oft unnütz weitläufig und geschwätzig, sondern auch sehr mit einer Art eleganter Salbung behaftet, die alles nur immer recht verständig und begütigend einzurichten sucht, es aber dennoch auch recht gewußt haben will, daß solche gute Art hier beobachtet worden. Daraus entsteht ein leidiges Apologetisiren, welches den unbefangenen Leser, anstatt ihn zu gewinnen, nur stört und etwa gar mißtrauisch macht, wo er es von selbst nicht gewesen wäre. Ja es geschieht unvermerkt, daß die Verfasserin ihren Gegenstand und ihre Absicht fast zu vergessen scheint, und, anstatt Forster's Apologie zu machen, nur ihre eignen Verhältnisse und Zustände rechtfertigt und erklärt. Dies ist ihr schon ebenso widerfahren, als sie, wie jetzt Forster's, ihres ersten Gatten, früher die Biographie Huber's, ihres zweiten Gatten, ebenfalls mit Briefen herausgegeben. Manche Beziehungen, welche hinsichtlich Forster's und Huber's selbst mit ein paar Worten abgethan sein konnten, hatten freilich für die Gattin beider eine ganz andre Bedeutung und führten ihre Feder in Erörterungen, deren Ergebniß sich der Leser doch meist nicht vorschreiben läßt, sondern nach eignem Sinne zu nehmen pflegt. Die Ver-

gleichung beider Biographien, in welchen theilweise derselbe Stoff mit merklicher Verschiedenheit behandelt ist, macht die Sache nicht besser. Doch wir wollen uns hiebei nicht aufhalten, als insofern es Forster betrifft.

Solche Mittheilungen wie diese Briefe haben außer den trefflichen Einzelheiten, welche sich überall finden werden, wo Personen von Geist und Kenntniß sich aussprechen, noch einen viel höheren Werth durch die Einsicht, welche sie uns in das Innere ganz bestimmter Menschen und Verhältnisse geben. Je vertraulicher, je rückhaltloser solche Briefe geschrieben wurden, je entfernter sie von aller möglichen Öffentlichkeit scheinen durften, desto werthvoller müssen sie uns dünken. Was richtige Scheu, zuweilen auch freilich nur falsche Scham, aus den lauten und öffentlichen Darlegungen zurückhält, oft die eigenthümlichsten und wesentlichsten Aussprüche, die entscheidendsten Bezeichnungen und Bemerkungen, die Schlüssel zu den tiefsten Kammern der Menschenkenntniß, das findet sich in solchen unzubereiteten, unverhohlenen Eingebungen des Augenblicks. Gewöhnlich ist es die Schattenseite der Menschen, die hier hervortritt, die Schwächen, die Mängel, das Gehässige; sehr natürlich, denn für Lob und Beifall findet sich leider die Gelegenheit seltner und der Ort überall. Wir dürfen uns durch diesen Umstand nicht irren lassen. Wir wollen mit allem Recht auch die besten und größten Menschen nicht einzig in ihrer Tugend und Größe sehn, wir wollen sie nicht als Ideale, sondern als Menschen kennen, und also in ihren Schwächen und Blößen; das Schöne und Würdige wird dadurch nicht zerstört, sondern geprüft und erhöht. Ja es ist nützlich und billig, daß auch der hohe und ausgezeichnete Mensch seinen Tadel finde, denn es soll jeder wissen, daß ihm die Welt nicht weicher und zärtlicher ist als Andern, und an dem Schicksale der Vorgänger und Nachbarn möge jeder sich eine Warnung und Lehre nehmen; auch ist kein Vortheil dabei, daß der Tadel verschwiegen bleibt, denn man läßt ihm, wo er nicht sogleich erscheint, seinen Platz lieber zu groß als zu klein offen, und wer weiß

übrigens, ob nicht einmal in veränderter Ansicht gerade zum Lobe gerechnet wird, was als Tadel ausgesprochen war? Der Briefwechsel Forster's ist in dieser Hinsicht ungemein schätzbar; es herrscht darin eine große Freimüthigkeit, und die Herausgeberin hat sich die Schranken mit allem Rechte nicht zu nahe gestellt und von dem Vorhandenen, wie es scheint, wenig unterdrückt.

Wir nehmen an, daß dieses auch in einer besonders wichtigen Beziehung nicht geschehen ist, wenigstens wäre es unverantwortlich, den Menschen gerade in dieser nur verstümmelt erscheinen zu lassen. Nothwendig muß dem Leser auffallen, daß in allen diesen Briefen von Seiten Forster's nirgends eine Spur von eigentlicher Liebesneigung vorkommt; selbst die Briefe des jungen lebhaften Mannes an seine Braut sind wohl herzlich, vertraulich, freundschaftlich, wie es auch die spätesten an seine Frau noch sind, aber nichts weniger als Liebesbriefe. Auch in den übrigen Mittheilungen wird nirgends etwas der Art berührt. Daß dergleichen weggeschnitten sei, ist nicht wahrscheinlich, würde auch sehr schwierig gewesen sein. Wir glauben vielmehr einen entschiedenen Karakterzug darin zu erkennen, der manches erklärt und begreiflich macht. Wir sehn uns daraus zu dem Schlusse gedrungen, Forster hätte nie heirathen sollen; daß er eine geistreiche, verständige Frau heirathete, die seine Freundin sein konnte und wirklich war, machte die Sache nicht besser, nur schlimmer. Ein solcher auf die freieste Wanderschaft angewiesener Mann durfte sich keiner Ansiedlung unterwerfen und daher keine Verhältnisse eingehn, bei denen sie doch nothwendig wurde. Daß er diese Verhältnisse, nachdem er sie einmal eingegangen, stets als ein edler Mann behandelte, ohne sich doch für sie umändern zu können, minderte den Druck dieser Lage für beide Theile nicht. Daß die Ehe eine unglückliche war, bemerkt die Herausgeberin ausdrücklich. Huber sagt in einem Briefe noch bestimmter: „Eine entschiedene Übereinstimmung des ganzen Wesens des Mannes und der Frau hatte ihre Ehe von jeher unglücklich gemacht, und

beiden Menschen, die sich gegenseitig ehrten und Freunde
konnten, litten gegenseitig unter dem Unglücke, durch
e Bande (als die der Freundschaft) vereinigt zu sein.
er kannte die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwi-
seiner Frau und mir Statt fand, und hieß sie gut."
war es denn auch natürlich, daß Huber bei eintretender
hr und Trennung sich mehr als Forster selbst berufen
das Haupt dieser Familie zu sein, ohne daß jedoch der
schon in vielfachen Lebensbeziehungen festgewordene Zu-
nenhang zu lösen war. Da die Herausgeberin selbst
Brief Huber's in ihrem früheren Buche zum Druck
dert hat, so ist es wohl erlaubt, hier wieder Bezug
uf zu nehmen.
Als Freund erscheint Forster in ganz andrem Lichte.
olcher schreibt er an seine Frau, an Huber, an Jacobi,
eyne, an Lichtenberg mit warmer Zutraulichkeit, mit
Offenheit und mit stets wahrhafter, für alles Große
Schöne angeregter Geistes- und Gemüthsstimmung. In
vornehmen zugleich und kindlichen Erscheinung, seiner
auf würdige Gegenstände gerichteten, an kleinlicher Per-
keit wenig hangenden Beschäftigung, in seiner weichen
itigkeit der Ansichten und doch unerschütterlichen Stärke
lberzeugungen, muß er seinerseits auf die Freunde einen
och tieferen Eindruck gemacht haben, als sie auf ihn.
ihn einmal erkannt hatte, liebte ihn, liebte ihn trotz
Verschiedenheit der Meinungen und Wege, ja selbst bei
sen größter Unzufriedenheit. Die Briefe Jacobi's zei-
hn ganz eingenommen von Forster; Heyne's väterliche
chkeit bleibt auch dem doppelt Abtrünnigen bis über das
hinaus treu; Lichtenberg äußert sich so empfindungs-
als es von diesem kaustischen Karakter kaum zu erwar-
n kann; die innigste Freundschaft spricht Wilhelm von
oldt aus, — denn auch hier treffen wir beide Brüder,
Goethe's und Schiller's Briefwechsel, als antheilvolle
sen dieses Bildungskreises, obwohl von dem jüngeren
r hier keine Briefe, von dem älteren aber nur allzu-

wenige vorkommen, — und wir versagen uns nicht, ein so bedeutendes Zeugniß einzurücken: „Die vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte, — so heißt es in einem Briefe vom Jahre 1789 — waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute, und die Schonung für alles, was Andre für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt und so gern durch Liebe beglückt." Wir schließen hier eine Äußerung Lichtenberg's an, welche nach der litterarischen Seite hin mit gleicher Wärme die Zuneigung und Achtung für den Freund ausspricht: „Ich habe einmal in einem Feenmährchen — schreibt er im Jahre 1791 an Forster — eine sehr angenehme Vorstellung gelesen; der Held nämlich reist, und unter der Erde reist ihm beständig ein Schatz nach, wohin er auch geht. Bedarf er etwas, so pocht er nur leise an die Erde, so steht der Schatz still und öffnet sich ihm. Sie sind mir, bester Freund, auf Ihrer Tour hundertmal so vorgekommen wie jener Glückliche in der Feenwelt. Auch da, wo der Stab den Boden nicht anschlug, sah ich immer den Schatz Ihnen folgen. Wer Ihre Worte zu wägen weiß, kann es auch unmöglich übersehn. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man sogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht bloß sprechen, sondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftsteller in solchem

ade angetroffen.“ Späterhin erhärtet er die von ihm ge-
nicht leichtsinnig abgegebene Versicherung, daß er sich
keinem Schriftsteller so gern genannt lese als von For-
noch durch die launige Bekräftigung: „Bei mir hat das
ständniß auch der kleinsten Eitelkeit als Beleg gesprochen,
eskraft!“

Die Freundschaftsmilde, welche in Forster's Seele wal-
hatte jedoch nichts von der feigen Bestechlichkeit, in
cher schwache Naturen der klaren Einsicht und dem schar-
Urtheil entsagen, sobald ein scheinbarer Grund ihre gün-
Befangenheit in Anspruch nehmen will. Wir gedenken
eines Urtheils über Jacobi. Dieser treffliche Mann, den
gewiß hoch verehren, hatte für Freundesbenehmen und
undesurtheil eine reizbare Zartheit und unterließ nicht,
Freunden in vorkommenden Fällen seine Empfindlichkeit
rigoristische Norm sogar mit tugendstolzem Pochen auf-
ingen; allein er selbst war darum nicht blind im An-
ng seiner Freunde, auch nicht der geliebtesten und ver-
esten; seine Urtheile fielen oft sogar ganz schneidend aus,
das über die Fürstin Gallizin, über Buchholz und Andre,
in seinen Briefen mit Recht, weil sie sowohl ihn den
rtheiler als auch die Beurtheilten gut bezeichnen, aufbe-
rt sind. Ihm geschieht daher am wenigsten Unrecht,
n auch an ihm einmal die Schattenseite von Freunden
igt wird, und es gereicht Forster'n, der in frömmelnder,
maurerischer und rosenkreuzerischer Schwärmerei während
es Aufenthalts in Kassel lange verstrickt gewesen und
e Fessel glücklich abgeworfen, nur zur Ehre, daß er auch
h die fortdauernde Liebe und Verehrung für Jacobi sich
t befangen ließ, in Bezug auf diese Richtung frei so über
zu urtheilen: „Meines Bedünkens — schreibt er im
re 1786 an Lichtenberg — hat mein Freund, der düssel-
fer Jacobi, mit seiner Rückkehr unter die Fahnen des
ubens eine klägliche Rolle gespielt, indem kein Mensch
Schluß einzusehn vermag, der ihn zu dieser Rückkehr
itet hat. Seine Nothwendigkeit eines theologischen Glau-

bens, weil ein physischer Glaube nothwendig ist, scheint ein sehr schwacher, sophistischer Grund; denn anders ist doch, an dasjenige glauben, was alle Erscheinungen, zu allen Zeiten, für alle Menschenorgane gleich darstellen, und dagegen das, was keines Menschen Organ sich je darstellen kann, und was folglich nie einem Menschen Beweis oder Empfindung seines Daseins giebt. Aber freilich berufen sich Schwärmer auch auf Empfindung, die kein gesunder Mensch je hatte. Ich könnte indessen gar gern dem guten Jacobi sein Raisonnement, so wie sein Kopfunter, welches eigentlich ein metaphysischer Purzelbaum ist, ungeahndet hingehn lassen, wenn er nur nicht eine verhaßte Gewissens- und Moralitätssache daraus gemacht und mit so viel pastorischer Deklamation und so viel Salbung behauptet hätte, man müsse ein Schurke sein, wenn man nicht, wie er, die Augen zudrückte und dann überlaut schriee, man sehe ein helles Licht!" Seinen freien, richtigen Blick, die Unbefangenheit seiner ersten Auffassung, seinen Widerwillen gegen alles Halbe und Zweideutige zeigt auch sein Urtheil über Johann von Müller, von dem er schon im Jahre 1781 aus Kassel an Jacobi schrieb: „Herr Johannes Müller ist hier Professor auf sein eignes Ansuchen geworden, nicht, wie überall in Zeitungen steht, er sei hergerufen. Ich habe viermal mit ihm in Gesellschaft gespeist, er ist einmal vor acht oder neun Wochen bei mir gewesen; ich bleibe ihm die Gegenvisite schuldig. Er ist mir nichts und kann mir nichts werden, so wie ein jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit beiden Schultern trägt. Er schimpfte in meiner Gegenwart auf sein Vaterland und verspottete dessen Freiheit, und machte das Eloge des Despotismus, um dem Minister von Schlieffen zu schmeicheln. Er blasphemirte beim französischen Gesandten, und Mauvillon erzählt von ihm, daß man ihm die Sokratische Liebe Schuld giebt. Witz und Voltaire'sche Antithese und Scheinphilosophie kann man ihm nicht absprechen." Müller ist hier durchaus bezeichnet; so war er bis zu seiner letzten Zeit, bei vielen guten Eigenschaften und außerordentlichen

aben, unbedacht erhitzt und ohne innere Festigkeit. Zwar
wann Forster späterhin doch ein freundschaftliches Verhält-
ß zu ihm, aber innig konnte es nie werden, so leicht und
en auch Müller sonst mit jedem die Hand schüttelte. Wie
n und klar geschildert, wie ganz er selbst erscheint dagegen
oethe in Forster's Darstellung! Der hohe und allgemeine
ntheil, der sich allem verbindet, was uns den Dichter der
ation auch in seiner jüngeren Zeit persönlich vor Augen
llt, berechtigt uns, die Stellen hier einzurücken, welche
ner in dem Buche zuerst gedenken. „Vor vier Wochen —
reibt Forster im Oktober 1779 aus Kassel an Jacobi —
ar Goethe nebst dem Kammerherrn von Wedel und dem
berforstmeister von Wedel bei mir. Ich soupirte mit ihnen,
ne zu wissen, daß der letztgenannte der Herzog von Wei-
ar wäre. Zum Glück bewahrte mich mein guter Genius,
ß ich keine Sottise sagte, wiewohl ich von großen Herren
erhaupt mit großer Freimüthigkeit sprach. Ich wette, es
t Goethe'n Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über
eine Treuherzigkeit nicht loszuplatzen. Den Tag darauf
sahen sie den Garten zu Weißenstein; ich sollte die Partie
itmachen, allein ich war zu sehr beschäftigt. In der Zwi-
schenzeit erfuhr ich, daß der Herzog in der Gesellschaft sei.
en andern Morgen kam Goethe wieder zu mir, und der
ammerherr bald hernach, wir gingen zusammen nach dem
ndgräflichen Kabinet der Alterthümer und der Kunstkam-
er, wohin der Herzog sich nachher auch begab. Ich mußte
i ihnen bleiben und mit ihnen speisen, und gleich nach frühe
ngenommenem Mittagsmahl reisten sie davon. Da sich
oethe anfangs nicht genannt hatte, so kannte ich ihn nicht
nd — erkundigte mich nach ihm — bei ihm selbst. Sie
nnen ihn und wissen, was es für ein Gefühl sein kann,
n kaum eine Stunde lang zu sehn, nur ein paar Minuten
ng allein zu sprechen und als ein Meteor wieder zu ver-
eren. Sagen läßt sich das nicht. Von Ihnen haben wir
el gesprochen, er bat mich, Sie recht herzlich zu grüßen.
st mir recht, so haben Sie bei ihm eine Antwort zu gut.

Der Herzog hat mir gefallen. Er frug sehr viel, und doch keinmal albern; gewiß, das heißt alles mögliche prästiren." An seinen Vater schreibt Forster von demselben Besuche: „Goethe ist ein gescheuter, vernünftiger, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig; einfach in seinem Wesen. — Der Karakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben, er besteht in einigen wenigen Schattirungen, die man sehn und hören muß, aber nicht beschreiben kann. Der Herzog ist ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weiß, sehr einfach ist und gescheute Fragen thut. Für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der seit vier Jahren sein eigner Herr ist, fand ich viel mehr in ihm, als ich erwartete." Dieser Besuch in Kassel gewährt nicht nur an und für sich ein hübsches Bild, Goethe und der Herzog von Weimar mit Forster in demselben Rahmen: es verbindet sich damit noch ein andrer Bezug. Jacobi war in dieser Zeit mit Goethe'n, von dem er sich verletzt meinte, in herbem Groll und schrieb an Forster empfindlich und verwundert zurück, der dadurch zu einer gleichsam rechtfertigenden Auskunft genöthigt wurde, die er folgendermaßen giebt: „Ich habe Goethe'n gesehn, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Behrisch in Dessau hat mir seine ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier war er ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer nur gesehn haben. Hätte ich vermuthen können, ja nur geahndet, daß Goethe Ihnen, mein Bester, so lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und seine Worte besser Acht gegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen schrieb, wir hätten viel von Ihnen gesprochen, sollte ich eigentlich gesagt haben, ich habe viel von Ihnen gesprochen; ich sprach von der Art, wie wir bekannt wurden, wie sich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb,

und wie ungern ich Sie verließ. — Goethe hörte mir mit Theilnehmung und in Gedanken zu. Ich erzählte, daß Sie mir aus Woldemar vorgelesen hätten, und sagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakonisch gab er zuweilen ein „Ja“ drauf, welches meinem Urtheil seinen Beifall zu ertheilen schien. „Der erste Theil ist nunmehr gedruckt,“ sagte er. Auch sind, erwiderte ich, vom zweiten Theile Bruchstücke im Museum erschienen. „Daß er doch nicht hat warten können!“ rief er aus; „warum Bruchstücke? konnt' er's nicht ersparen, bis der zweite Theil ganz fertig gewesen wäre?“ Ich sagte etwas Gleichgültiges dazu, mich dünkt, daß doch manchem die Stücke schon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gasthof erreicht. „Er hatte nur noch Zeit, zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt und bald an Sie schreiben würde? Ich sollte Sie doch von ihm grüßen. Nun speisten wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittagessen verzehrt, so fuhren sie ab. Fast sein Letztes war, den Gruß an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz.“ Wie herrlich unbefangen erscheint Goethe in diesen Zügen, wie ungestört in seiner Theilnahme, und wie erhoben über die vorüberziehenden Gewölke, die der Tag bringt und entführt! Aber auch Forster, zum Partheinehmen gleichsam aufgerufen, zeigt sich in vortheilhafter Weise, indem er den begehrten Antheil dem wehklagenden Freunde treulich widmet, aber dasjenige, wovon er Zeuge war, mit aller Selbstständigkeit des natürlichen Eindrucks günstig festhält. Noch oft wird Goethe's in der Folge gedacht, freilich zuletzt unter den Einflüssen politischer Entgegenstellung mit großer Kälte. Merkwürdig ist es, wie der Partheigeist jener Zeit, wie fast im ganzen deutschen Publikum, so auch bei Forster, die ungünstige Aufnahme des Lustspiels der Groß-Cophtha bedingt hat; die geschickte Anlage und der sichre Gang, die gewandte Entwirrung und gerechte Schuldvertheilung, womit der räthselvolle Stoff der verrufenen Halsbandgeschichte hier geschichtlichtreu dargelegt worden, konnte das Gedicht nicht retten, in dessen Absicht die herrschende Sinnesart nur „die bloß

höfische Rettung der Königin" sehn, und in dessen meisterhafter, weltgewandter Sprache sie „den platten hochadeligen Alltagsdialog" auch nicht nachgeahmt mehr dulden wollte! Was über dieses Lustspiel gründlich Tadelhaftes gesagt werden kann, hat Goethe selbst unverhohlen ausgesprochen.

Zur Schilderung des Lebenszustandes mancher Orte in dem gegebenen Zeitabschnitte bieten sich in Forster's Briefen zahlreiche und anmerkliche Züge dar. Über Kassel, Göttingen, Wien, Wilna, Mainz, und zuletzt über Paris wirft er zuweilen Lichtblicke, welche der Geschichtsforscher dankbar aufzusammeln hat. Wir glauben im Interesse unserer Leser hier nicht sowohl das Wichtigere, als vielmehr das Pikantere dieser Art herausheben zu dürfen und theilen daher den Eindruck mit, den ihm während fünfwöchentlichen Aufenthalts zu Berlin im Anfange des Jahres 1779 diese Stadt gemacht hat. Er schreibt an Jacobi: „Ich hatte mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Äußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! — Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens — ausgeartet in Üppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit. Freie aufgeklärte Denkungsart — in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen wollen! — Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen wie andre; und was das Ärgste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, daß die Weisen mit sehenden Augen nicht sehn und mit offenen Ohren nicht hören? — Spalding hat mir noch am besten gefallen; Nicolai, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann

von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen; Engel, ein launisches, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder ganz still, wie alle Hypochondriker; Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigner Person; Sulzer, — noch vor seinem Tode sprach ich ihn, — heiter und theilnehmend noch, bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit, — weiter brauche ich nichts zu sagen. Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehn." — Freilich kommt ihm der üble Eindruck, wie er selbst gesteht, auch größentheils daher, daß er als merkwürdiger Fremder in funfzig bis sechszig verschiedenen Häusern hat Mittag- oder Abendbrot essen und jedesmal dieselbe Geschichte herableiern, dieselben Fragen hören und beantworten und tausend müßigen Leuten die Zeit vertreiben müssen, wozu er sich, weil er gern für seines Vaters Anstellung günstig wirken wollte, über die Gebühr hergegeben. Aber seine Mißlaune geht noch weiter, und sein Ärger bezeugt uns unter andern eine hübsche Thatsache, die durch keine andre Gewähr so verbürgt sein würde; er gesteht nämlich ohne Hehl: „Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß alles, bis auf die gescheidtesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst, was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß." Daß Friedrich der Große noch in seiner letzten Lebenszeit so zu den Seinigen gestanden, um den Fremden anstatt alles Tadels, der im heimischen Kreise frei genug laut wurde, nur Lobpreis und Begeisterung finden zu lassen, bezeugt wahrlich in beiden Theilen den edelsten Gehalt und Werth! Der Angriff gegen das schöne Geschlecht in Berlin ist zuletzt noch der bitterste; Forster mag an dasselbe gar nicht denken, findet die Frauen allgemein verderbt, die Eigenliebe, d. i. Koketterie, in Berlin zu Hause wie in Paris, den Ton der guten Gesellschaften auf eben solche fade, abgeschmackte Witzelei und Komplimente und auf das unaufhörliche Ersinnen der sogenannten **jolis riens** gestimmt, und

es werde daselbst, sagt er, gar nichts gedacht, und, außer der größten Wollust, gar nichts gefühlt! Mit dieser trostlosen Schilderung, in deren Übertreibungsfluth Polonius immerhin einige Wahrheitskarpfen fischen dürfte, gewährt das lobredende Gegenbild, welches Johannes Müller zwei Jahre später von der nämlichen Stadt und Gesellschaft gleichfalls nach kurzem Besuch entwirft, eine merkwürdige Vergleichung.

Von dem Augenblicke, da Forster's Lebenswoge in die Meerfluth der französischen Revolution einströmt, verschwindet in diesen Mittheilungen das litterarische Interesse mehr und mehr, und ein ganz neues erwacht in dem politischen Element. Forster's Erscheinung erreicht hell ihren Gipfel, aber alsbald auch getrübt findet sie den Untergang. Das große Weltereigniß, dessen mächtige Wirkungen wir im allgemeinen Schicksalsgestalten zu betrachten gewohnt sind, wird uns hier im Gemüth und in den Begegnissen einzelner Persönlichkeit anschaulich, die ungeheure Massenbewegung zeichnet sich im entschwindend mitwogenden Wellenschlage des Privatlebens. Was uns hier dargelegt wird, ist um so anziehender, als über das Verhalten und den Umfang deutscher Kräfte, welche in jene Bewegung herüberströmten und sie verstärkend von daher auf das Vaterland zurückwirkten, nur noch weniges öffentlich bekannt ist. Man hat versucht, den Antheil, welchen einzelne französische Provinzen, oder auch fremde Landschaften an der Revolution gehabt, abgesondert hinzustellen, und z. B. die Einwirkung der Genfer in auffallendem Umfange nachgewiesen; wir glauben, daß der Beitrag der Deutschen, wenn er auf solche Weise zusammengestellt würde, als einer der merkwürdigsten erscheinen müßte, schon um deßwillen, weil die Deutschen, während z. B. jene Genfer doch ganz als Franzosen sich zeigten und nahmen, meist in völlig beibehaltener, recht eigenthümlicher Deutschheit die Revolution mitmachten. Wenige ausgenommen, wie etwa ein Cloots oder Trenck, waren die Deutschen, welche das freiheitverkündende Frankreich anzog, Männer von Kenntnissen, von edler Bildung und hohem Sinn, von redlichem Gemüth und mach-

haltiger Begeisterung; wirken müssen solche Eigenschaften immer, ja sie wirken ganz unberechenbar, wenn auch für die Personen selbst nicht gerade günstig; denn allerdings auch hier sehn wir es den Meisten schlecht ergehn, sie fallen schrecklich als Opfer, oder sie scheiden betrogen, mißhandelt, ein falsches Glück verschmähend und von ihm verschmäht, aus dem Getümmel und bewähren in anderer, stillerer Bahn den Werth, der dort nicht gelten sollte. Außer Forster selbst, der uns natürlich hier als Erster vorschwebt, sind Adam Lux, Kerner, Bollmann, Schlabrendorf, Oelsner, Rebmann, in gehörigem Abstande wohl auch Leuchsenring, und noch viele Andre von mannigfachster Herkunft und Schicksalswendung, als solche Beispiele zu nennen. Die Zuerstgenannten begegnen uns in Forster's Briefen mehrmals, und wir bedauern nur, daß es nicht öfter geschieht; denn in Ermangelung besonderer Denkwürdigkeiten müssen die gesammelten Zeugnißstellen, welche hin und wieder doch endlich in mancherlei Schriften hervorbrechen, uns das Andenken dieser Männer aufbewahren, welche, wie Kerner, Bollmann und Schlabrendorf, in dem Leben ihrer Zeit unendlich bedeutender und wirksamer wandelten als manche Schriftsteller, deren Name sich nur leichter berühmt macht und erhält.

In dem Geiste der Männer, welche Tiefsinn, Wahrheitsliebe und Umsicht hochbegabt vereinigen, vergegenwärtigt sich in Ahndungen das Zukünftige. Welche bestimmte Gestalt die Ereignisse haben werden, mag niemand sagen können, aber daß und in welcher Richtung sie kommen, erkennt wohl früh ein reiner und kühner Sinn, dem eine große Masse von Welt und Leben zur Übersicht vorliegt. Wie richtig auf das Gemüth Forster's gewisse Lebensbezüge in ihrer Allgemeinheit wirkten, beweist manche seiner Briefstellen. Die Zeichen einer Revolution sah er schon in Deutschland zehn Jahre vor dem Ausbruche der französischen. Im Jahre 1779 schrieb er aus Kassel an Jacobi: „Wie wahr ist alles, was Sie vom deutschen litterarischen Partheigeist schreiben! Mir ist es ein nicht zweideutiges Vorzeichen einer wahren

gänzlichen Veränderung von Grund aus. Es kann so nicht bleiben. Alle Symptome sind da, und zwar nicht nur in der gelehrten, sondern auch in der theologischen und politischen Welt. So sehr meine Seele sonst Ruhe wünscht, so wünscht sie diese Krisis herbei, worauf sie eine große Hoffnung gebaut hat." Noch entschiedener spricht er dies im Jahre 1782 in einem Briefe an seinen Vater aus: „Europa ist auf dem Punkt einer schrecklichen Revolution. Wirklich, die Masse ist so verderbt, daß nur Blutlassen wirksam sein kann. Vom Throne bis zum Bauer sind alle zwischeninne liegenden Stände von dem, was sie sein sollten, herabgesunken, und keiner mehr als unsere vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wohl sagen, daß sie wolfsartiger in ihren Schafskleidern sind, als Pharisäer und Schriftgelehrten je waren; unwissender im Geiste der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts besser erkennend, ihren Fetisch anbeten. Es hilft Deutschland wenig, so viel von der Erziehung der Jugend zu sprechen; seine Geistlichkeit, bei der man nur die Kenntniß Gottes und seiner Werke suchen sollte, ist so verderbt, daß sie nichts von ihm, von seinen Wegen und seiner Schöpfung weiß, und es ist den Ungläubigen unserer Tage nicht zu verargen, wenn sie ihre Scheinheiligkeit und dogmatischen Abgeschmacktheiten nicht schätzen." Die besondere Hinwendung seines Blickes auf die religiöse Seite des allgemeinen Zustandes lag in seiner damaligen eigenen Richtung. Als in Frankreich die Revolution später wirklich ausbrach, war Forster's Theilnahme für diese Bewegungen nicht erregter als die der meisten seiner Landsleute. Die Höfe ausgenommen, und auch diese nicht völlig, begrüßte alles in Deutschland freudig die neue Erscheinung; am Rhein besonders fühlte man sich zu ihr, im Gegensatze der geistlichen Regierungen, lebhaft hingezogen. Was der Reiz der Sache nicht that, ersetzten bald die heftigen Gegner derselben, die französischen Ausgewanderten, welche die deutschen Gränzen und bald auch das Binnenland überschwemmten.

Von allen Seiten ist nur Eine Stimme über den Abscheu, den ihre Gesinnungen und besonders ihr Betragen aufregten; wer geneigt war, von dem neuen Freiheitswesen, das schon befleckt und entartet nur unter Gräueln sich fortbewegte, wieder abzufallen, den konnte der Anblick der Emigranten noch dabei festhalten. Der widrige Eindruck, welchen diese übermüthigen Schaaren machten, bestätigt sich auch in diesen Briefen durch manche Angabe. So schreibt Forster im Juli 1791 an Heyne: „Die aristokratischen Flüchtlinge gehn seit einigen Tagen mit einer wichtigen Angelegenheit schwanger, die sie ganz von allen andern Konsiderationen abzieht; nämlich mit dem Projekt — ihren Fürsten, dem Monsieur, dem Artois und dem Condé, andre Maitressen statt der jetzigen, mit denen man unzufrieden ist, zu geben!" — Im April 1792 berichtet er an denselben: „In Koblenz haben sich die Weiber, insbesondere die Maitresse des Monsieur, eine Madame Balbi, so ganz schamlos betragen, daß der Kurfürst von Trier sich endlich hat erklären müssen, er könne sie nicht länger bei Hof admittiren, und sähe es gerne, daß sie wegginge. Man hat hierauf Mainz sondirt, allein der Kurfürst hat sich ebenfalls den Besuch verbeten. Nun geht also Madame, nebst der Balbi, die ihre Hofdame ist, und überhaupt alle die Weiber, die in Koblenz Klein-Versailles spielten, nach Turin zurück. Das sind die Menschen, für die sich Europa interessiren soll." Ja selbst der gute Heyne, dem die Kriegsereignisse wenige Monate darauf den Anblick dieser Leute zuführten, stimmt ganz in solchen Ton ein und schreibt: „Daß die Emigrirten (an dem unglücklichen Ablauf des Einfalls in Frankreich) den größten Theil der Schuld tragen mögen, scheint so gut als erwiesen zu sein. Eben sie sind die unschuldigen Ursachen vom terreur panique in den entferntern Gegenden; sie zogen zu Dreißigen und mehreren durch die Dörfer und übten aus Mangel und Noth Gewaltthätigkeiten aus. Wo sie hingehn mögen, kann man nicht begreifen; ins Hannöverische kommen sehr wenig; um sie abzuhalten, soll an der Gränze gegen das Eichsfeld ein Kordon ge-

zogen werden. — Die Aristokraten werden hier so gut verabscheut als anderwärts; dem Volk der Franken wird seine Freiheit gegönnt, und ihm Glück gewünscht, aber deßwegen verblendet man sich nicht über alles übrige." Wie Forster, nach der Flucht des Kurfürstlichen Hofes und nach dem Einzuge der Franzosen in Mainz, allmählich in die dortige Revolution verflochten wird, anfangs noch die Billigung des Kurfürsten dabei möglich scheint, dann wenigstens leidliche Entschuldigung sich erhalten will, endlich aber der Entschluß völlig den Umständen beitritt und jede Rückkehr abschneidet, dies alles möge man in den Briefen selbst, deren Interesse hier immer höher steigt, ausführlich nachlesen.

Wäre Forster nur von revolutionärer Leidenschaft getrieben worden, oder von blindem Drange, sich nach dem Maße seiner Gaben und Kräfte thatwirkend zu entfalten, so hätte er sich jetzt ganz in seinem Element und glücklichst emporgetragen fühlen müssen; allein er war ein edler Geist und redliches Gemüth, und so sehn wir ihn von dieser Zeit an nur in den tiefsten Leiden ringen. Er sieht bald ein, daß die Leute über und neben ihm ganz anderes wollen als er; allein er muß sich bekennen, daß sie trotz diesem Gegensatze doch fortwährend noch dasselbe wirken. In diesen Zwiespalt geworfen, Geist und Ergebnisse der Revolution zu lieben, ihre Werkzeuge und Wege aber großentheils verabscheuen zu müssen, durchringt er auf dem heißen Schauplatze von Paris, wohin das Geschick ihn versetzt, als fast vergessener Zuschauer, doch in seinem Innern mitthätigst, alle Kämpfe jener verhängnißvollen Tage. Die Betrachtungen, durch welche er sich aufrecht erhält, sind höchst merkwürdig. So schreibt er im April 1793 an seine Gattin: „Es bleibt bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Ich bin so wenig vom Karakter der Franzosen erbaut als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch

das Gute, das sie haben, und sehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zusammen machen die Masse der ganzen Gattung aus, und die Franzosen sind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müssen; so ungefähr wie die Deutschen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden mußten, indem sie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten." Und einige Tage später, mit größerer Niedergeschlagenheit, aber schärfer politischer Würdigung der Kräfte und Bedürfnisse des Augenblicks: „Je mehr man in die Geheimnisse der hiesigen Intrigue eingeweiht, oder besser, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin sich hier alles windet und dreht, desto mehr kalte Philosophie bedarf man, um nicht an allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Überzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist. — So finster diese Bilder sind, so unbezweifelt scheint mir der Ausgang der Sache. — Bis jetzt habe ich noch immer Ursache, zu glauben, daß die Mitglieder des Nationalkonvents, die den sogenannten Berg ausmachen, ungeachtet sie nicht die zahlreichsten sind, gleichwohl ihre Pläne durchsetzen werden. Auch kann ich mich nicht entbrechen, zu glauben, daß ihre Gegner sich mehr als sie mit Intriguen und heimlichen Machinationen abgeben, ja sogar mit Dumouriez durchgesteckt haben. Ich bin weit entfernt, mein Urtheil für untrüglich zu halten, aber ich lege ihm einigen Werth bei, weil die meisten Bekannten, die ich noch hier habe, der entgegengesetzten Meinung sind, und ich mir folglich um so unpartheiischer vorkomme. Ich läugne nicht, daß die Männer vom Berge (les montagnards) sich oft von einer unvor-

theilhaften, unpolitischen Seite zeigen, aber bei dem allen scheinen sie mir unbefangener als die Andern, und unläugbar haben sie mehr Kraft und Entschlossenheit. Man kann die Krise hier ruhig abwarten, sie kann nur die Anhänger und Anführer der Partheien selbst treffen." Dieser klare, freibehaltene Blick über die Partheistellung ist Forster'n um so höher anzurechnen, als seine Empfindungsweise ihm eher entgegengesetzte Urtheile aufdrängen mußte. Überhaupt darf es uns einen Maßstab für Forster's Geist geben, daß manche der Schlaglichter, welche unseres Wissens zuerst öffentlich Bailleul über die französische Revolution hingeworfen, seitdem aber Hunderte, ohne ihn zu nennen, von ihm entlehnt haben, schon in diesen Briefen, gleichzeitig mit den Begebenheiten, deutlich hervorleuchten.

Mit Gewalt klammert er sich bis zuletzt an die höheren Vorstellungen fest, welche sein Geist als den der Revolution erkennt; mit Gewalt will er sich über das Niedrige, Gräuelhafte erheben, für das hingeopferte Schöne und Gute tröstlichen Ersatz finden. In einem seiner letzten Briefe schreibt er an Huber zweifelnd: „Können wir uns Stärke genug zutrauen, um jederzeit den kosmopolitischen Gesichtspunkt beizubehalten, und nie über die Wendung, die der incalculable Revolutionsstrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegschwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen, verehren müssen, aus den Augen zu lassen, sondern zu unserer Fassung und Beruhigung festzuhalten?" Er schmeichelt sich nicht, wie so Viele, mit nahen Hoffnungen: „Ich sehe," sagt er, „daß ein heftiger Krampf in der Staatsmaschine uns noch bevorsteht, daß Freiheit, so wie sie schon jetzt während der Revolutionsregierung nicht möglich ist, bei einem Protektorat wenigstens auf eine Zeit lang verschwinden, und nur in den Herzen der Menschen ihre Freistätte behalten könnte, vielleicht gar nicht zum Nachtheil der allgemeinen Ausbildung unseres Welttheils, aber doch zum Verdruß und Leiden der Jetztlebenden. Ferner kann so viel Willkür von

t werden, die Herrschaft der Leidenschaft kann auf einen
h nicht vorhergesehenen Punkt steigen, das Maß der Un-
echtigkeit und Grausamkeit überfließen! Auf alles das
issen wir gefaßt sein." Aber seine Selbstverläugnung will
h dem Anspruche dieser Aussichten gewachsen bleiben, deren
hes Licht ihm doch schon mächtig in die nächste Gegen-
rt strahlt. In demselben Briefe heißt es: „Die Größe
Zeit ist Riesengröße, wie Sie bemerken; aber eben darum
dert sie die ungewöhnlichsten Opfer. Ich glaube endlich,
ich alles opfern kann, was sie nur fordert, wenn meine
manität dabei gerettet wird. Meine Kartoffeln selbst schä-
und kochen? Was kann man nicht alles, wenn man
nur will? Nur zur Milderung dieser spartanischen rauhen
hale gehört die Labung des Geistes in den süßen Gefüh-
der Mittheilung. Sehen Sie nicht, daß die Ohnehosen-
ft wirklich herrschend im Geiste der Menschen werden
?? Die Verachtung des Geldes, des Reichthums, der
de ist nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei, der Reiche
st ist davon angesteckt, der Reichthum, den er nicht mehr
ießen kann, ist fast wie gar keiner, sein Werth ist hin.
us und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, sie ent-
en ihn! — In dieser Revolution im Denken liegt die
ft der Republik. — Alles Grelle dieser Erscheinung wird
ch den unversiegbaren Lichtstrom der Vernunft, der sich
rall mit herdurchdrängt, gemildert; überall wird für
gesorgt und für die Phantasie." Am Schlusse sucht er
Sturz der Gironde zu verschmerzen, von dem Sturme
ich gegen den Sturm fordernd; die Worte heißen:
ksner mag gut schreiben, aber er meint, die Republik
se nur mit Brissot und Vergniaud zu Grabe gegangen.
s ist sie nicht. Liebster Himmel! wenn sie nicht zehn
nerationen solcher Kerle wie die jetzigen aushielt, ehe sie
Grunde ginge, möchte der Teufel Republikaner sein.
r so viel wird sie nicht auszustehn haben, und ich hoffe,
bin ein guter Prophet. Oelsner's Gesichtspunkt ist ge-
e deswegen so eng, weil ihm die Menschen so viel sind.

Das gestattet nun einmal der jetzige Gang nicht, so traurig es für den Menschenfreund ist. Aber was ist zu thun? Die Hände über den Kopf zusammenschlagen und schreien: Es ist alles verloren! und dann doch, wie wenn die Frau gestorben ist, sich vom Schreck erholen und wieder auf die Brautwerberei ausgehn? Da ist es besser, gleich vom Anfang sich so zu stellen, daß eine Hand voll Mücken mehr oder weniger in dem Schwarm nicht einmal entbehrt oder wahrgenommen werde. Ich weiß wohl, meine und seine Art sind Beweise von der Verschiedenheit unsers Alters. Wenn wir jung sind, meinen wir immer, das oder nichts; und werden wir älter und kriegen das nicht, was wir so eigensinnig verlangten, so behelfen wir uns doch. Wenige sind so voll von ihrer Idee, daß sie, wie Lux, das Leben daran lassen. Wenige Monate nachher starb Forster, zwar nicht wie Lux auf dem Blutgerüst, aber doch kann man sagen, daß er für seine Idee das Leben gelassen; die Macht, der er huldigte, die ihn täuschte und preisgab und ihr in seinem Abscheu doch seine Treue behielt, die Revolution hat ihn getödtet.

Bei dem Rückblick auf Forster's durchlaufene Bahn wird uns die Betrachtung besonders schmerzlich, daß ein solcher Mann eigentlich stets in der Klemme gelebt, nie recht nach Bedürfniß und Recht seiner Natur sich entfalten noch bewegen gekonnt. Und hiebei trägt großentheils seine Zeit die Schuld. Die Enge und Kümmerlichkeit der meisten Verhältnisse in Deutschland, die Stockungen, Umwege und Schranken, welche jeder strebende Muth erfahren mußte, sind uns in zahlreichen Beispielen längst bekannt. In unserer vaterländischen Welt ist es seitdem freier und lustiger geworden; Räume sind befreit, Wege gebahnt, Einrichtungen getroffen, und Verhältnisse dargeboten, an welche vor dreißig Jahren nicht gedacht werden durfte. Auch selbst in der Litteratur ist Forster der Ungunst seines Looses nicht entgangen. Er gehört unstreitig zu unsern besten Schriftstellern, aber sein Name schwebt noch gleichsam ohne feste Stätte und wird un-

ter denen, in deren Reihe er gehört, doch nur selten und unsicher genannt. Geistvoll gewürdigt hat ihn Friedrich von Schlegel, aber dieses gediegene Wort ist selbst beinah vergessen. Unsere dem eigenen Verdienste holden und fruchtbaren Tage scheinen auch manche Härte der vergangenen allmählich auszugleichen den Beruf zu haben, und auch hinsichtlich Forster's endlich eine günstigere Gerechtigkeit zu beginnen. Wir haben es mit Erhebung angehört, wie ein freisinniger Geist, der mit Forster einst auf gleichen Wegen der Wissenschaft und des Erlebens als befreundeter Gefährte wandelte, dann aber auf eignen größeren Bahnen zu einsamer Höhe fortschritt, wie Alexander von Humboldt in seinen unvergeßlichen Vorträgen zu Berlin, vor der glänzendsten Versammlung, die jemals in dieser Hauptstadt zu solchem Zwecke vereint gewesen, mit edler Anerkennung Forster's Vorangehn und Verdienst würdigend in Erinnerung brachte. Jetzt erscheinen in diesem Briefwechsel reichhaltige Denkwürdigkeiten, welche den Werth des Mannes in helles Licht setzen, und es bleibt nur noch übrig, um ihn in der deutschen Litteratur zu seiner Gebühr dauernd zu erheben, daß auch seine Schriften endlich von verständiger Hand gesammelt und herausgegeben werden, wofür wir unsererseits Wunsch und Hoffnung lebhaft aussprechen!

XIII.

Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, Königlich preußischer General der Infanterie. Militärische Biographie. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Major der Kavallerie a. D. und Ritter. Berlin 1828. 2 Thle.

Gleich zuerst sei von diesem Buche gesagt, daß dasselbe zu der kleinen Zahl derer gehört, welche den Leser lebhaft anregen, fortdauernd unterhalten und dabei durch wirklichen Ertrag befriedigen. Von solchen Eigenschaften eines Buches wird man immer etwas überrascht, selbst wenn der Verfasser, wie hier der Fall, durch frühere Schriften längst schon der günstigen Leserwelt in ähnlichen Wirkungen bekannt ist. Aber namentlich auch gegen ein früheres Buch derselben Gattung von demselben Verfasser haben wir den Eindruck dieser Lektüre merklich auszuzeichnen; wenigstens in unserem Sinne steht, bei vielem sonstigen Schätzenswerthen, die Lebensbeschreibung des Generals von Fouqué, durch welche der Enkel dem Großvater ein edles Denkmal errichtet hat, hinter dieser Lebensbeschreibung Rüchel's um vieles zurück; die Anschaulichkeit der Personen und Ereignisse, die Sicherheit des Gehalts und der klare Fluß des milden Vortrags, welche hier sich dargeben, sind uns dort minder sichtbar gewesen; dagegen mehr kritisches Untersuchen und Abwägen, nicht bloß der Thatsachen, sondern auch ihrer sittlichen Währung, mehr Bemühen des Rechtfertigens und Ausgleichens, welches alles in geschichtlichen Darstellungen dem reinen Eindruck leicht störend wird. Es läßt sich übrigens sehr wohl erklären, daß auch bei gleichgeartetem Stoffe dasselbe darstellende Vermögen ein verschiedenartiges Gelingen erfährt, indem ein jedes Mehr oder Minder des einen oder des andern Bestandtheiles der

Mischung einen durchaus abweichenden Karakter des Erzeugnisses bedingt.

Bei Fouqué haben wir nämlich in seiner schriftstellerischen Entwickelung sehr bestimmt zwei ganz verschiedene, ihrer Anlage nach auseinandergerückte, in ihm aber eifrig zur Vereinigung strebende Elemente als zusammenthätig wahrzunehmen. Als er dichtend zuerst auftrat, gewann die liebliche Zartheit seiner Formen, die abgelöste, dem Wirklichen fremde, auf subjektiven Allgemeinheiten getragene und in ihnen zerfließende Dichtungswelt ihm in zahlreichen Gemüthern die verwandten Stimmungen. Auch in den strengeren Gebilden großer, widerhaltiger Stoffe, denen er sich glücklich bemächtigte, z. B. im Sigurd, blieb im Ganzen derselbe Karakter herrschend. Allein neben diesem ätherischen Element erhob sich innerhalb derselben Dichtungsgabe nicht weniger stark und wirksam ein anderes, ein so zu sagen terrestrisches; derselbe Dichter, welcher eine ideale Dichtungswelt hervorzubringen und in diese alles schon gedichtete Ritterthum und Zauberwesen, nur abgelöster und verklärter, aufzunehmen strebte, war zugleich nach dem vollesten Gegensatz einer solchen hingezogen, nach der strengen, starrgestalteten, tief im bestimmten Boden wurzelnden Wirklichkeit unseres heutigen Militärwesens! Die Weltereignisse, welche den Verfasser aus den stilleren Kreisen seiner Neigungen in das thätige Leben zurückriefen, setzten gleichzeitig jene beiden Elemente in heißere Bewegung, ihr Aufeinanderwirken, ihr Zusammenstreben trat stärker hervor. Mancherlei Versuche in Versen und in Prosa, wo bald die dichterische Überzeugung auf die wirklichen Zustände eingehn, bald diese sich in jene verflüchtigen sollten, gaben eine Reihe von Schriften, welchen ein ungleiches Loos werden mußte; denn nicht nur ist das Talent des Dichters auf solchem Boden weniger seines innern vollen Gelingens gewiß — wie denn auch Goethe solch bedenklichen rohen Stoff der politischen Welt nicht stets unbedingt obsiegend verarbeitet hat — sondern auch den äußeren Erfolg beherrscht größtentheils der Zufall, ob Dichter und Leser in ihren

Stimmungen mehr oder weniger sich begegnen. Diese Abstufungen an Fouqué's zahlreichen Schriften einzeln nachzuweisen, bleibt der dichterischen Würdigung derselben, die hier unsres Amtes nicht ist, vorbehalten. Uns steht im Allgemeinen fest, daß der Autor stets richtig in seiner Aufgabe, die aus seinem Innern heraus sich ihm so gestellt hatte, auf die Vereinigung beider Elemente ausging, er keinem derselben entsagen durfte, sondern jeden neuen Versuch auf eigne Gefahr nothwendig mit beiden bestehn mußte, dem Glücke dann getrost anheimstellend, was des Glückes ist.

Ohne auf andres nun zurückzublicken und uns einzulassen, dürfen wir von dem vorliegenden Buche aussagen, daß darin überaus glücklich beiderlei Bestandtheile zusammenwirken, um jenen gleich im Anfange gerühmten Erfolg hervorzubringen. Die streitenden Richtungen haben sich zu einem harmonischen Eindruck verbunden; diesmal ist es ganz gelungen; ob die Gunst des Stoffes oder die Stimmung des Dichters davon den größeren Antheil habe, oder ein seltnes Zusammentreffen beider, wollen wir nicht entscheiden: genug, der Erfolg ist da, und wir haben uns desselben zu erfreuen.

Wir empfangen hier kein kritisch gelehrtes Werk, kein prunkendes Musterstück aufgespreizten geschichtlichen Stils, keinen Versuch, fremde Tonarten geziert nachzureden, sondern eine schlichte, natürliche *Erzählung*, wie sie dem Erzähler aus seiner Kunde der Dinge und aus seiner Ansicht von ihnen sich von selbst ergiebt, mit aller Eigenheit des Redenden unbefangen ausgestattet, der sich nicht anders zeigen will, als er wirklich ist, seine Meinung überall offen bekennt, ja seine eignen Bezüge dem Gegenstande rückhaltlos anknüpft und überhaupt mit heitrer Gutmüthigkeit in das aufrichtigste persönliche Verhältniß zu dem Leser tritt. „C'est un livre de bonne foi," kann man mit Recht von diesem Buche sagen. Inzwischen würde diese Wohlmeinung und Redlichkeit für sich allein nicht hinreichen, den Leser für die Dauer dem Buche geneigt zu erhalten; es gehört dazu dennoch,

daß ein tüchtiger Stoff mit wirklichem Talent bearbeitet sei. Was nun den Stoff anbelangt, so ist dieser unläugbar wichtig und anziehend. Wer seine Erinnerung um ein Viertel-jahrhundert zurückführen kann, dem wird der Name Rüchel aus jener Ferne als eine der vielvermögenden Gewalten jener Zeit heller oder dunkler im Gedächtniß nachklingen. Aus Friedrich's des Großen Schule hervorgegangen, doch ohne dessen Kriege mitgemacht zu haben, unter Friedrich Wilhelm II. in den Feldzügen gegen die Franzosen sich vielfach auszeichnend, aber noch in wenig selbstständigen Verhältnissen, brachte Rüchel in die Regierungszeit seines dritten Königlichen Herrn schon den fertigen Karakter und Ruhm eines Helden und Feldherrn mit herüber, ohne daß sein Name in den ihm verknüpften Ereignissen die gehörigen Stufen zu solchem Gipfel gehabt zu haben schien. Als die großen Ereignisse dann wirklich der heldischen Persönlichkeit den größeren Schauplatz darboten, sollte dieser nur zum allgemeinen Untergang eröffnet sein, und Rüchel sah seine Laufbahn in die Katastrophe vom Jahre 1806 für immer hinabgeschlungen, seine Namhaftigkeit zwar in dieser Verdunkelung noch eben rettend, doch vom neuen Glanz der wiederkehrenden Siegeszeit ausgeschlossen. So erscheint denn Rüchel als ein Held, der es, fast unabhängig von der Gelegenheit der Ereignisse, durch seinen Karakter war, sein Glück und Unglück aus diesem empfangend, durch ihn emporgetragen unter minder günstigen Umständen, und gehemmt bei den verheißungsvollsten. Vergleicht man Rüchel's und Blücher's Schicksale, — denn bis zum Jahre 1806 stand der Werth dessen, was sie geleistet hatten und zu leisten versprachen, ungefähr in gleicher Höhe — so kann man sich eines schmerzlichen Antheils für Rüchel nicht erwehren, und darf doch nicht sagen, daß es anders hätte sein sollen, denn auch diese Persönlichkeit erfuhr in ihrem Loose nur ihr eignes Gesetz. Der Gegenstand dieser Darstellung ist demnach eigenthümlich und bedeutend genug, als einzelnes Karakterbild und als Theil einer geschichtlichen Gruppe gleich vortheilhaft auszuführen.

Die Behandlung aber, die ihm gewidmet ist, erweist sich nicht weniger ausgezeichnet. Der Verfasser hat den Helden selbst gekannt, die Wendungen der Zeitgeschichte, in welchen derselbe auftritt, selbst mit durchgelebt, die besten Quellen für das, was ihm sonst zu wissen nöthig war, reichlich zu Gebote gehabt und treulich benutzt; mit Ernst und Liebe schließt er sich der vor ihm stehenden Erscheinung an, jedem Thatsächlichen gönnt er sein volles Recht; was er von dem Seinigen etwa hinzuthut, bleibt als das Seinige sichtbar, ist daher unverfänglich und hemmt niemandem die eigne Ansicht. Das Gehässige, Streitvolle, Herausfordernde, Parteizündende, welches hier harrend lag, ist auf ihn nicht übergegangen, ihm hat sich alles in liebevoller Milde möglichst ausgesöhnt, und seine Stimmung ist keine leidenschaftliche, man müßte denn den edlen Eifer für Ehre, für Waffenruhm, für Preußens Könige, für preußisches Heer und Volk so nennen wollen. Die Weichheit und Gemüthlichkeit des Vortrags thut dem starrtrotzigen, wildheftigen Helden keinen Abbruch; im Gegentheil, Rüchel ist nur mehr Rüchel in dieser sanften Umhüllung, in welcher seine scharfen Spitzen unabgestoßen nur um so besser aufbewahrt sind. So auch tritt die Dichtergabe Fouqué's, welche seiner Erzählung bald mehr bald minder ihren Schmuck leiht, keineswegs störend, sondern eher wohlthätig ein und gewährt Erheiterungen, die auf dem rauhen und oft düsteren Gange des Geschichtlichen um so willkommener sind. Selbst wo man seine Meinung nicht theilt, oder einer ganz entgegengesetzten ist, hört man doch gern den arglosen und dichterisch gefälligen Erzähler, der noch für sich einnimmt, wo er es für die Sache nicht mehr zu thun vermag.

Die Bezeichnung dieser Biographie als einer militairischen ist durch den vorherrschenden Inhalt der gegebenen Verhältnisse, in welchen der Held sich bewegt, wohl gerechtfertigt; eine unrichtige Vorstellung aber würde sich damit verknüpfen, wenn man jenem Beiworte nach erwarten wollte, daß hier kriegswissenschaftliche Untersuchungen angestellt, Kriegspläne,

Feldzüge und Schlachten auseinandergelegt und beurtheilt wären; von solchem richterlichen Verfahren ist der Verfasser weit entfernt, auch bieten sich die Anlässe hiezu nicht gar dringend in dem Leben Rüchel's dar. Was indeß von militärischen Anordnungen und wirklichen Kriegsvorfällen nach Gelegenheit berichtet wird, ist immer in genauer Ausführlichkeit und mit derjenigen Vorliebe abgefaßt, welche der gründlichen, in eignen Erfahrungen, wie man leicht erkennt, bewährten Sachkenntniß so gern sich anschließt.

Nach diesem Überblicke der Gestalt und Art des Ganzen erübrigt noch, daß wir diese auch im Besonderen des dargebotenen Inhalts näher in Betracht nehmen.

Rüchel, im Jahre 1754 in Pommern geboren, war durch den Willen seines Vaters, der als Major im Heere gedient und drei Söhne im siebenjährigen Kriege verloren hatte, als noch einzig übriggebliebener Sohn anfangs zum Predigerstande bestimmt. Hierüber macht der Verfasser nachfolgende Bemerkungen: „Der Gedanke lag und liegt keinesweges so fern, als es wohl manchem heutigen Leser für den ersten Anblick scheinen mag. In katholischen Staaten — und die Erinnerung an das frühere Verhältniß war damals noch lebendig genug, wie auch durch das Fortbestehn der Domstifter aufrecht erhalten, — war und ist es ein ganz natürliches Auskunftsmittel des Adels, seine zahlreichen oder verarmten Abkömmlinge zum Theil in die kirchliche Laufbahn einweihen zu lassen, wobei es dann an billigem Erlaß zur Rückkehr in das weltliche Verhältniß nie fehlt, wenn ja das Fortbestehn der Familie dergleichen erfordert. Nehmen wir nun hierzu die evangelische Freiheit des Ehebundes für protestantische Geistliche in Betracht, so ist nicht abzusehn, warum der Major von Rüchel es hätte vorziehen sollen, seinen Stammerben lieber zum Assessor oder Rath zu erziehen, als zum geweihten und gewissenhaften Seelenhirten einer christlichen Gemeinde. In den früheren Zeiten der Reformation finden wir ähnliche Verhältnisse unbedenklich ausgeführt." Man sieht leicht, in welches Gedränge der gute Sinn, der

sich hier äußert, doch gerathen müßte, wenn man alle Voraussetzungen und Folgerungen, in deren Mitte er sich gestellt, herbeiziehen wollte. Daß es der Domstifter, der reichen Pfründen und hohen Würden bedürfe, um den Beruf zur kirchlichen Laufbahn bei dem Adel allgemeiner zu erhalten, scheint freilich, und besonders im katholischen Deutschland, durch die Erfahrung der neueren Zeiten bestätigt, allein der wahrhaft geistliche Beruf kommt dabei nur um so übler zu stehn. Das protestantische Deutschland hat hingegen von jeher, und nicht so selten, wie der Verfasser anzunehmen scheint, die schönsten Beispiele geliefert, daß Edelleute den geistlichen Beruf, dem kein weltlicher Vortheil zur Seite stand, aus reinsten Antrieben erwählt haben, und in dieser Beziehung kann es nur zum Segen sein, wenn die Lockungen der Üppigkeit und des Ehrgeizes auf dieser Bahn nicht gehäuft werden. — Der Verfasser wirft noch die Frage auf, was Rüchel als Prediger würde geleistet haben? doch ohne sie zu beantworten. Wir glauben, er würde nicht berühmt geworden sein, sofern er nicht über dieses Verhältniß, welches in jener Zeit wenig Spielraum bot, wieder hinausgeschritten wäre, denn er war mehr Karakter als Talent; der Karakter aber wirkt auf das Nächste, welches dies auch sei, und wird daher im Kleinen so leicht einheimisch wie im Großen, je nachdem der Zufall ihn stellt, dagegen das Talent erst in gewisser Ausdehnung es selber wird, und daher um jeden Preis die ihm entsprechende zu erringen sucht.

Die Neigung Rüchel's zum Kriegsdienste gewann indeß über den ihm aufgedrungenen Beruf die Oberhand; er wurde Kadet und dann Offizier; sein ausgezeichneter Eifer und seine bemerkbaren Fähigkeiten brachten ihn in die Nähe Friedrich's des Großen, der ihn zu seinem Adjutanten berief. Hier werden uns nun, und aus unverkennbar authentischer Überlieferung, die köstlichsten Züge der wunderbaren Eigenart des großen Königs mitgetheilt, welche der Verfasser überaus glücklich vorträgt und einleuchtend macht. Der König redete den neuen Adjutanten an: „Ich habe viel Gutes von Ihm

gehört. Ich werde Ihn brauchen. Aber Er muß sich ja nichts darauf einbilden!" Diese Stellung war eine stete Schule der Erziehung und Prüfung, und mit Absicht nahm der König zu solchem Zweck in seinem Betragen oft die seltsamsten Wendungen. Er gab Rüchel'n das Leben des großen Condé zu lesen und befahl ihm, die Feldzüge desselben zu kritisiren. Als der junge Mann, hochgeehrt durch diese große Aufgabe, seine darüber ausgearbeitete Denkschrift dem Könige überreichte, bezeigte dieser zwar seine Zufriedenheit, setzte aber alsbald, um den vielleicht allzuweiten Flug gleich wieder ins Enge zu ziehen, ohne sonst eben bestimmte äußere Veranlassung hinzu: „Weiß Er auch, was ein Verhack ist?" Rüchel, betroffen über diese Frage, die selbst für einen ersten Anfänger in der Kriegskunst noch zu gering scheinen konnte, bejahte sie durch eine stumme Verbeugung. „Doch schien der König, — erzählt der Verfasser weiter, — darauf nicht im mindesten Rücksicht zu nehmen. Vielmehr ließ er sich in die genauesten Unterscheidungen eines sogenannt gefällten oder geschleppten Verhaus ein, wobei er die Vortheile und Nachtheile jeder Art dieser Verschanzungsgattung entwickelte; ja gleichsam mit Bestimmtheit voraussehend, Rüchel habe ihn dessen ungeachtet noch immer nicht verstanden, ließ er sich dessen Schreibtafel geben und zeichnete ihm die erläuternden Figuren hinein. Wie ein Schulknabe mußte der noch eben erst belobte Kritiker des großen Condé vor seinem großen Meister stehn. Aber wie hätte er auch nur auf einen Augenblick dabei verkennen mögen: es war die Zucht der liebevollen Weisheit!" Gleich darauf sehn wir den zudringlichen Eifer Rüchel's von dem Könige in andrer Art abgewehrt: „Der König fragte ihn, — heißt es in unsrem Text, — ob er etwas über den siebenjährigen Krieg gelesen habe? Rüchel bejahte es. — „Nun, was hat Er denn gelesen?" — Rüchel nannte Tempelhof und einige andre damals bekannte Werke. Der König übernahm eine kurze Kritik der erwähnten Bücher, wobei er Tempelhofs Arbeit mit besonderer Vorliebe und Achtsamkeit behandelte. Nach einer Weile,

worin er etwas bei sich zu erwägen schien, setzte er hinzu: „Sieht Er wohl, — ich habe auch über den siebenjährigen Krieg geschrieben.“ Voll jugendlicher Begeisterung rief der etwas voreilige Schüler freudig aus: „Ew. Majestät, nun erlauben Sie mir, all meine Bücher wegzuwerfen, denn ein solches Werk macht sie überflüssig!“ Ernst und strenge sahe der König aus seinem Sessel mit den durchbohrenden Augen zu dem vor ihm Stehenden empor, und der überraschende Ausspruch: „Bah! — Ich bin Sein Diener!“ gab dem Bestürzten das Zeichen zum Aufbruch.“ Erst nach vierzehn Tagen ließ der König Rüchel'n wieder zu sich rufen und sagte dann am Schlusse eines gütigen Gesprächs unvermuthet: „A propos! will Er lesen, was ich über den siebenjährigen Krieg geschrieben habe?“ worauf denn das Werk, damals noch vorsichtig bewahrte Handschrift, dem glücklichen Leser anvertraut wurde.

Aus dieser strengen Schule ging in wechselnder Bändigung und Loslassung des aufgeregten Muthes eine schroffe Kräftigkeit hervor, welche der kriegerischen Persönlichkeit ganz eigen anzugehören schien, sich aber gegen die nachfolgende durch mancherlei Einflüsse rasch umgeänderte Welt bald in auffallenden Mißverhältnissen finden mußte. Schon einen kriegerischen Oberherrn, wie Friedrich der Große war, erforderte als den Träger des Ganzen diese Richtung nothwendig. Unter der Regierung seines Nachfolgers trat alles in andre Beziehungen, indem die früheren nur um so stärker nach außen fort bestanden, als sie nach innen ihren Halt verloren. Von Friedrich Wilhelm II. macht Fouqué folgende, in ihrer billigen Würdigung die Wahrheit nicht verläugnende noch verfehlende Schilderung: „Ein Fürst von edler Seele; einzelner Zornesaufwallungen unerachtet, gütig, sanft und mild; erfüllt mit dem kriegerischen Muth und der Feldherrngabe seines Stammes; — geistvoll und den Wissenschaften und Künsten hold, vorzüglich der Musik ergeben, die er selbst mit Virtuosität zu üben wußte; — dabei die höchste Angelegenheit des Menschengeschlechtes mit

den und Sehnsucht betrachtend. — Warum eine solche
ˌenröthe keinen beglückteren Regierungstag heraufgeführt
mag ein künftiger Biograph dieses Regenten entwickeln,
ine hochwichtige Aufgabe lösen wird, dafern er die Feh-
ind Mängel des liebenswürdigen Fürsten auf gerechte
billige Weise aus ihren Quellen herzuleiten und auch
ch alles mit in die Wagschale zu legen versteht, was
mmes die pressenden Verhältnisse der Jugend und die
erbaren Fügungen des Mannesalters diesem edlen Mo-
en auferlegt haben." Unter diesem Könige entwickelte
Rüchel's hauptsächlichste Kriegsthätigkeit. Zwar machte
n Zug gegen Holland nicht mit, aber desto wirksamer
r er an den Rheinfeldzügen gegen die Franzosen Theil.
Unternehmung mit den Hessen auf Frankfurt am Main,
nstalten und Gefechte bei der Belagerung von Mainz,
: der Antheil an den Kriegsereignissen jenseits des Rheins
r eine Reihefolge ausgezeichneter Waffenthaten. Der
sser hat nicht verabsäumt, neben dem kriegerischen In-
e auch das persönliche, und besonders die festlich roman-
Geselligkeit, welche seinen Helden während der kriege-
n Niederlassung auf der sogenannten Mainspitze um-
, mit heiterem Sinn aufzunehmen, und seiner Erzäh-
dadurch besonderen Reiz gegeben.

Nach dem Friedensschlusse von Basel, „dem ersten, bei
em die Krone Preußen Provinzen abtrat" (doch nur
Tausch für größeren, zugesicherten Ersatz), fand Rü-
militärische Gewaltsamkeit alsbald Gelegenheit zu auf-
der Äußerung. Wir lassen den Verfasser erzählen:
e zwischen Eigenmächtigkeit und Unbestimmtheit schwan-
Vernachlässigung der alten ehrwürdigen Formen be-
sich in der Armee zu offenbaren. Rüchel ergrimmte
nur über das Hemmende des Augenblicks. Die der-
zen furchtbaren Folgen mochten schon damals seinem
iden Geiste vorüberziehen! Er berichtete dem Feldmar-
Möllendorf, wie es gehe, und daß er ohne Verpflegung
ohne Marschquartiere nicht im Stande sei, das Korps

weiterzuführen. Fast wäre er mit dem alten Herrn gänzlich darüber zerfallen. Beim Einrücken in Westphalen erneute Noth! Es gab dort nur Ein Magazin, das zu Lippstadt, welches zwar an und für sich hinlänglich gefüllt war, jedoch aller Zwischendepots gänzlich ermangelte, so daß beim Hin- und Zurückmessen der abscheulichen Wege entweder das Fuhrwesen der Armee oder das des Landes zu Grunde gehn mußte, oder allenfalls auch beides. In Hamm gerieth Rüchel mit der dortigen Regierung darüber so hart zusammen, daß diese in corpore ihren Sitz verließ und nach Lippstadt zog, ihre Klagen beim Feldmarschall anzubringen. Diesmal aber hielt der alte Oberfeldherr seinem raschen Untergebenen rüstig die Stange, und die Regierung mußte den als billig und nothwendig anerkannten Forderungen Rüchel's genügen."

Bald nach der Thronbesteigung des jetztregierenden Königs gelangte Rüchel zu einer militärischen Stellung in Potsdam, welche ihn gleichsam zum Hochpunkt machte, auf welchen im ganzen Kriegsheere die Augen gerichtet waren. Die damaligen militärischen Partheien in Preußen, die stolze Kraftäußerung des militärischen Lebens überhaupt, und die besondere Gestaltung desselben in Potsdam schildert der Verfasser mit lebhaften Zügen, denen manchmal wohl noch etwas stärkere Farbe zu geben wäre. Rüchel war in allem diesem eine Hauptperson; sein Machtgebot, sein donnerndes Auffahren und Schelten, sein unbedingtes Unterordnen aller andern Verhältnisse und Rücksichten, sobald von dem Ansehn, der Ehre, dem Übergewicht des Militärs die Rede war, schaffte sich Bahn und fand Nachahmer. „Die potsdamer Soldaten unter Rüchel, — sagt Fouqué, — in jeder Waffengattung und jedem Waffenrange, gingen frisch und froh und stolz einher. Gegen jeden Offizier, auswärtige wie einheimische, zeigte sich ihr Betragen streng dienstmäßig, aber ohne Zwang, und von aller Schüchternheit so frei, daß es vielmehr war, als ständen auf jeder Stirn die Worte zu lesen: „Ich habe die Ehre, zur Rüchel'schen Inspektion zu gehören." Die Weise jedoch, wie Rüchel persönlich sein An-

sehn und seine Grundsätze geltend machte, fand schon im Militär manchen bedeutenden Widerspruch, stärker aber und fast einstimmig klagte man, und nicht nur in Potsdam, wo ihn die Bürgerschaft entschieden haßte, über die Art, wie in seinem Sinne das Militär überhaupt unter allen Umständen den entschiedenen Vortheil über das Civil haben oder nehmen sollte. Unser Verfasser erzählt, außer mancherlei andern Zügen, beispielsweise zwei Vorgänge, die zu ihrer Zeit großen Lärm gemacht haben. Ein Offizier im Garderegimente hatte ein am Arm ihres Vaters einhergehendes schönes Bürgermädchen auf offner Straße wider ihren Willen geküßt, und Rüchel erklärte gegen den Vater, der wegen des Frevels klagte, sich zwar bereit, die Klage anzunehmen, falls der Bürger darauf bestände, rieth ihm aber zur Sühne, hinzufügend, er sehe eben nicht das große Unglück für die Tochter ab, von einem so hübschen Mann geküßt worden zu sein. Der Verfasser bemerkt hiebei mit redlicher Wahrheitsliebe, er habe die Begebenheit erzählt, wie sie geschehen sei, mit ihrem Unrecht und ihrer Milderung, niemand aber möge nun ein weiteres und schlimmeres dahinter suchen, als er offen angegeben habe. Die zweite Geschichte ereignete sich bei einer Feuersbrunst, wo Rüchel einen Reisenden, der auf der Landstraße still hielt und aus dem Wagen stieg, um das Schauspiel anzusehn, persönlich aufforderte, mit zur Hülfleistung thätig zu sein, und als dieser sich wegen Eile entschuldigte und bei erneutem Andringen sogar als angesehener Staatsbeamter sich zu erkennen gab, ihn nunmehr nur um so ungestümer mit Gewalt an die nächste Spritze trieb und eine Zeit lang zum Pumpen nöthigte. Ein Vorgang wie dieser letztere konnte wohl auch manchen Beifall verdienen, immer jedoch blieb darin der Machttrotz des Militärs, welches gleichsam für sich selbst eine neue Gewalt im Staate zu werden schien, den übrigen Staatsbürgern anstößig. Wir erinnern uns noch sehr wohl, häufig die bedenklichsten Äußerungen der Besorgniß, wohin dieses Umsichgreifen doch zuletzt führen würde, in jener Zeit gehört zu haben, und Rüchel's Name

klang dabei fast immer voran. War diese Rücksichtslosigkeit nach unten und nebenaus schon mißlich genug, so erschien sie doch zumeist unstatthaft nach oben, wohin sie fast mit gleicher Unscheu sich erstreckte. Der Verfasser sagt von seinem Helden: „Gegen Vorgesetzte oder sonst Personen von hoher Bedeutung und Ansehn behauptete der General zwar in der Regel die Ehrerbietung, welche er ihnen und sich selber schuldig war. Doch wo es zu Streitigkeiten oder auch nur zu ernsteren Abweichungen der gegenseitigen Ansichten kam, loderte sein rasches Gemüth, der Flamme ähnlich, oft keck nach oben und ließ sich zum Angriff hinreißen, wo die seinem Thun und Sein allzuentfrembete Vertheidigung genügend und also auch ohne Zweifel schöner gewirkt hätte. Selbst seinem Monarchen gegenüber zügelte er nicht allemal mit schuldiger Bedachtsamkeit die an und für sich edelsprühende Gluth. Der König bewies ihm in solchen Fällen eine großmüthige Nachsicht, deren Rüchel durch die Treue seines Innern und seinen rühmlich bewährten Eifer für König und Vaterland würdig war, und welche er in ruhigeren Augenblicken mit dankbarer Rührung anerkannte."

Der Krieg gegen Napoleon zog wie ein schwarzes, unheilschwangeres Gewölk lange sichtbar am Himmel, bevor der Sturm noch ausbrach. Rüchel hatte im Jahre 1795 den Frieden mit Frankreich für nothwendig erachtet und heftig dafür gesprochen; im Jahre 1805 gehörte er zu denjenigen, welche den Krieg gegen Frankreich für unvermeidlich, für unerläßlich und unaufschiebbar hielten, und rieth dazu mit der ganzen Stärke seines Eifers und seines Ansehns. Als der gehoffte Ausbruch sich wieder verzog, und Rüchel seine schon kampfgewärtigen Truppen wieder zurückführen mußte, war sein Gehorchen, wie der Verfasser sagt, trüb und wehevoll, und ein Gespräch mit einem damals vielgeltenden Minister regte ihn dergestalt auf, daß er eines raschen Aderlasses bedurfte, um seine innere Zornes- und Schmerzensgluth zu lindern! Hier wäre noch ein andrer Zug, der stärkste vielleicht in solcher Art, anzuführen gewesen, wenn nicht Rück-

en es untersagt hätten. Im folgenden Jahre wurde ihm
Wunsch erfüllt, doch nach seiner eigenen Ahndung nun
t zum Heil, und wirklich unheilvoller noch, als er geahn=
hatte. Die Schlacht von Jena, so weit Rüchel dabei
dem Schauplatz erscheint, seine rüstigen und klugen An=
en, seine Entschlossenheit, seine Verwundung, das immer
ier sich entfaltende Unglück und sein fortwährendes Käm=
gegen dasselbe — alles dieses ist vortrefflich geschildert,
st lebendig und anschaulich, in den treuesten Zügen, mit
Sicherheit des Kriegskundigen und der Klarheit des Dich=
, der auch die wirkliche Begebenheit in ihrem bestimmten
n erschaut. Auf diesen verhängnißvollen Ereignissen des
res 1806 liegt ein tragisches Interesse, welches uns nicht
e werden läßt, sie zu betrachten. Diese Katastrophe,
sie nun als eine allgemeinere Schicksalswoge oder als
besonderes Strafgericht angesehn werden, erschien so über=
ig, so sehr als ein Äußerstes, daß es fast unmöglich
de, nicht schleunigst aus ihr wieder zu dem nahen Gegen=
aufzuringen, welchen sie in dem früheren Ruhm und
ıze Preußens schon hatte, und den sie in der Zukunft
so nothwendig schien finden zu müssen. So liegt für
Beobachter in jenem Sturze selbst schon eine neue Ver=
ıng, welche die Weiterlebenden sofort mit allen Kräften
dem Schutte hervorzuarbeiten anfingen, und alle Schmach,
Jammer und Hohn, und das böse Gezänk, welche
um in gehäufter Fülle anschwollen, tragen jetzt für uns
das große Interesse höchster Beziehungen, unter welchen
elbst verschwinden! Unser Verfasser verdient das Lob,
vaterländische Kalamität durch gegenwärtige Schrift wür=
besprochen und ihr einige ihrer großen Züge neu hinzu=
rieben oder glücklich aufbewahrt zu haben.

Rüchel's Benehmen während der Fortsetzung des Krie=
wird noch gegen mancherlei grundlose Vorwürfe mit Er=
vertheidigt, und dabei auch das Entgegenstehn zwischen
und dem Obersten von Massenbach mit Umsicht und
gkeit erörtert und aufgeklärt. Daß Rüchel's Laufbahn

endete und geendet blieb, als Blücher's, seines Freundes und Waffengleichen, noch fortdauerte und erst recht sich erhob, dieses tragische Geschick, bei welchem für Rüchel der Ruhm bleibt, daß niemand sagen kann, er würde nicht auch Großes und Größtes geleistet haben, findet ebenfalls seinen genügenden Aufschluß in der Eigenart, die seine Kraft war und nun seine Hemmung wurde. Sein Schmerz hierüber, der tröstende Zuspruch Blücher's an ihn sind beiden Helden gemäß. Im Jahre 1817 verließ Rüchel seine Abgeschiedenheit in Pommern und kam auf Blücher's Einladung noch einmal nach Berlin. Wir sahen hier bei günstigem Anlaß ihn nahe genug, um die Schilderung, welche Fouqué von seiner Persönlichkeit giebt, durchaus bestätigt zu finden; gebeugt und krank, hatte seine wohlgebildete Gestalt noch den Nachschimmer der beweglichen Kraft, welche früher aus ihr geleuchtet haben muß; ausgezeichnet seine Gesichtszüge drückten noch gebieterisches Wollen aus, in den Augen glühte noch Feuer, in den Worten gedrungener Sinn. Zurückgekehrt auf sein Landgut in Pommern, lebte er daselbst in ungestörter Ruhe, bis im Anfange des Jahres 1823 ihn ein sanfter Tod hinnahm.

Wir freuen uns, daß ihm eine so treue und anziehende Denkschrift gewidmet worden, wie dieses Buch von Fouqué sie uns darbringt. Eine Ode von Stägemann, im Jahre 1817 an ihn gerichtet, feiert gleichfalls sein Andenken, indem sie ihn den späteren Helden, in deren Reihe leiblich mitzukämpfen ihm versagt war, dem Geiste nach dennoch beirechnet.

XIV.

Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Berlin, bei G. Reimer. 1829. Bd. 1. 2. (Der dritte Band soll bald erscheinen.)

Kaum haben wir Goethe's und Schiller's Briefwechsel, Georg Forster's Lebensbeschreibung und Briefe angezeigt, als schon wieder neue Schätze dieser Art sich darbieten! Jean Paul Richter's und Christian Otto's Briefwechsel, vom Jahre 1790 anhebend, erstreckt sich, der Vorrede nach, bis zum Jahre 1800, und so liegt denn hier abermals ein bedeutender Zeitraum unsres fruchtbarsten Dichtens und Lebens vor uns, von einer neuen Seite mit oft gar wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet, wie sie bei dem Namen Jean Paul jeder Leser wohl billig erwarten mag. Für das Erzeugniß, welcher Art auch immer, eines Schriftstellers, der so ganz frisch im regsten, fast allgemeinen und kaum bestrittenen Antheil der deutschen Lesewelt steht als einer ihrer Lieblinge, bedarf es keiner nachdrücklichen Empfehlung; man wird diesen Briefwechsel mit aller Gunst, wenn auch nicht stets mit Zustimmung lesen, und wenigstens der Befriedigung sich erfreuen dürfen, einen alten Freund in seiner wohlbekannten Weise ganz wiederzufinden. Denn freilich hierauf wird sich die Anforderung hauptsächlich beschränken müssen, da Jean Paul in Briefen und Schriften überall derselbe ist und hier wie dort nur immer das Gleiche zu geben hat; was sonst wohl Briefen bedeutender Männer ein neues und besonderes, von dem ihrer eigentlichen Werke *verschiedenes* Interesse leiht, daß wir die wirkliche Person, die näheren Bezüge derselben zur Tageswelt, ihre bestimmteren Zustände und vertrauteren Meinungen kennen lernen, dies muß bei Jean Paul's Briefen in dem Grade wegfallen, als es schon bei allen seinen Werken großentheils vorhanden ist. Die Überraschungen, die

Aufschlüsse, die Vielfältigkeit nachdenklicher Belehrung und ergötzlichen Lebensreizes, welche Goethe und Schiller in ihren Briefen als ein Neues und Anderes neben und zu ihren Werken liefern, dürfen hier nicht gesucht werden, so wenig als die überwiegende Darstellung einer äußeren wirklichen Welt; alles ist und gilt hier zunächst in Bezug auf das Subjekt, dessen Sonderbares auch schon bisher in allen seinen Mittheilungen spielte und waltete. Diese Eigenheit der vorliegenden Briefe läßt sie allerdings eines großen Reizes entbehren; man sieht die liebenswürdige Persönlichkeit, aber man braucht sie nicht gerade hier zu sehn, man sieht sie auch hier und fühlt nur in dem schon gewohnten Umgang die bekannten Vorzüge und Entbehrungen.

Denn unstreitig ist Jean Paul's Eigenthümlichkeit, wie auf der einen Seite eine herrliche Begabung, so auf der andern ein verdrießlicher Mangel! Man sehnt sich in allen seinen Schriften oft nach anderm, als man findet, und wünscht auf diesem Meere von Geist und Laune und Tiefsinn und Gutmüthigkeit doch endlich einmal geradere und strengere Richtungen einzuhalten, bleibenderen Strömungen zu folgen, als bei den sich ewig durchkreuzenden, kurzen Wellenstößen möglich ist, deren Spiel eine Zeit lang unterhält, dann ermüdet und endlich zum höchsten Unbehagen führen kann. In der That finden sich Personen, und gerade von wohlgeordnetem, kraftvollen Geiste, welchen das fortgesetzte Lesen des ihnen sonst nicht unlieben Schriftstellers am Ende dieselbe Empfindung giebt, wie Andern das ungewohnte Befahren der aufgeregten See. Leichter sogar wird dieser Eindruck jetzt erregt, da die sämmtlichen Werke Jean Paul's nunmehr in einer Masse von mehr als sechzig Bändchen vereinigt stehn! Manchen Schriften nützt das Aufreihen, sie heben sich gegenseitig, verstärken und beleuchten einander vortheilhaft; den Jean Paul'schen wird es offenbar schädlich; sie waren bei ihrem ersten Erscheinen auch dadurch begünstigt, daß sie einzeln, allmählich, untermischt mit zahlreichen gehalt- und gestaltvollen Werken andrer Geister, in

e blühende zugleich und fruchtende Litteratur eintraten, nach
id nach ließ sich das trefflich annehmen, vertragen und wie-
:r begehren sogar. Allein die sechszig Bändchen und drüber
m als das Gesammtwerk unsres Schriftstellers hintereinan-
:r zu lesen, das wäre eine Aufgabe, die man zum bloßen
ergnügen niemandem zumuthen möchte. Wenn man dieses
ch wirklich große Talent in dem Ganzen seiner Leistungen,
o des Festen zu wenig und des Flüssigen so viel, prüfend
berschaut, so wird man auch bald dahin einstimmen müssen,
iß aus Jean Paul'schen Mischungen allein sich keine Litte-
ttur aufbauen, keine litterarische Bildung ansetzen ließe, wel-
es doch mit den weniger tiefen, aber gestaltreicheren Ge-
lden minderbegabter Schriftsteller schon eher thunlich wäre.

Die Seite des Interesses, welche Jean Paul in diesem
riefwechsel einigermaßen bloßgestellt läßt, ist sein Freund
)tto keineswegs im Stande gehörig zu vertreten. Was jener
lbst hier sagt: „Von Voltaire, Cardan, Herder u. s. w.
öcht' ich sogar die Hosen, das Schlafzimmer und das Kind-
hreibbuch sehn; aber vom sonst vortrefflichen Pütter, Er-
esti, Baumgarten, Rennebaum keinen Fetzen, — was geht
ich ihr Haushalten an?" dies dürften wir im Guten auf
m und im Schlimmen auf seinen Freund anwenden, der
ı der That nur als ein solches Umgebungsstück Jean Paul's
ir uns einigen Werth haben kann. Er ist ein guter, sonst
ber sehr beschränkter und schwacher Mann, der sich jenem
ı Liebe und Geistesthätigkeit nachbemüht, aber wenig Eignes
nd Neues bringt; einige kalte Späße, die bei Jean Paul
hon zuweilen kindisch und verzerrt ausfallen, einige weiche
mpfindsamkeit, worin er sich ergeht, bleiben weit entfernt
on dem leuchtenden Witz und der tiefen Gluth, welche jener
enn doch so häufig aussendet; wir sind gar nicht der Mei-
ung, daß ein großer Kritiker in ihm verloren gegangen sei,
enn seine weitschweifigen Erörterungen über seines Freundes
Schriften, — in diesen beiden Bänden hauptsächlich über
Hesperus und Siebenkäs, — haben bei manchem Verstän-
digen doch zu wenig Fruchtbares und Anziehendes, um den

großen Raum, den sie einnehmen, zu verdienen, und manche seiner Urtheile, z. B. daß in Wilhelm Meister's Lehrjahren eine atheistische Nüchternheit das Ich des Schriftstellers, welches der unsichtbare, aber überall geahndete und sich überall offenbarende Gott eines Werkes sei, verschwinden lasse, oder daß ihm die Luise von Voß lieber sei als Goethe's Hermann und Dorothea, zeigen doch nur seine ärmliche Fassungskraft, oder, wie das letztere, eine sinnberaubte Albernheit. Ein Brief, in welchem er voll Empfindlichkeit gegen Jean Paul seine Klagen, Vorwürfe, Entsagungen und Ansprüche umständlich verhandelt, zeigt eben so die geringe Haltung einer Freundschaft, welche durch Jean Paul's beginnende Berühmtheit und größeres Weltverhältniß aus aller Fassung kommt. Wir sagen dies geflissentlich mit Rückblick auf den schon erwähnten Briefwechsel Goethe's und Schiller's, wo auch ein Freundschaftsverhältniß, aber das großartigste, das je gesehn worden, sich darlegt, wo auch kritische Mittheilungen bis in die kleinsten Bezüge eingehn, aber stets das höchste, geistigste Interesse kund thun und aufwecken.

Der Anfang dieser Briefe zeigt noch ganz beschränkte Verhältnisse, und die persönlichen Zustände sind in einer Art idyllischen Still-Lebens befangen; bald aber, durch die Macht der geistigen Größe, die sich in ihm entfaltet und durch Schriften verkündigt, wird Jean Paul aus dieser Enge auf größeren Schauplatz emporgetragen und tritt als ein schon ganz ausgebildeter und feurig anerkannter Autor und Liebling in die wirksamen Lebenskreise von Leipzig, die strahlenden von Weimar, und später in die noch voller wogenden von Berlin. Mit größtem Wohlgefallen und Antheil begleiten wir seine Schritte zu den Erfolgen, von welchen er seinem Freunde höchst liebenswürdig einen zwar manchmal nur kurzen, aber stets redlichen Bericht ertheilt. Die Aufnahme und die Eindrücke, welche ihm in Weimar und Jena werden, ziehen uns besonders an und lassen uns abermals mit Dank und Bewunderung erkennen, welch ein großes und mannigfaches Licht des Geistes und der Bildung in diesem begin-

stigten kleinen Raume für das große deutsche Vaterland zusammengehalten und genährt wurde, und wie durchdringend die Strahlen aus dieser Mitte nach allen Seiten leuchteten! Jean Paul sagt von seinem ersten Aufenthalte daselbst: „Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn ist eine Bergstraße, die eine neue Welt in mir anfängt.“ Von seinem ersten Besuche bei Goethe'n erzählt er: „Ich kam mit Scheu zu Goethe. Die Kalb und jeder mahlte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die K. sagte, er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich, jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes, — bloß Kunstsachen wärmten noch seine Herznerven an, daher ich Knebel'n bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifiziren und zu inkrustiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. Die K. räth mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an. Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt, es ist das einzige Weimars im italiänischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst preßt die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: „Die Franzosen ziehen in Rom ein“ — „Hm!“ sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürete ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publikum u. s. w. sofort an, und — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharf-bestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht —) die Hand drückte. Sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es giebt nichts Ähnliches.“ Wir theilen diese Stelle ausführlich mit, als eine Probe des Besten, was in dieser Art vorkommt; würdig

und meisterhaft ist das Lebendige dieses Vorgangs aufgefaßt! Merkwürdig ist auch der kürzere Bericht über den Besuch bei Schiller: „Ich trat gestern" — schreibt Jean Paul —, „vor den felsichten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen; er erwartete mich aber, nach einem Brief von Goethe. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich, als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um." Man sieht in diesen Bezeichnungen, welche Jean Paul von Goethe'n und Schiller'n versucht, sehr leicht neben dem, was der Gegenstand aufnöthigte, auch das, was die Subjektivität hinzu that, welche denn doch vor Goethe's Gewalt sich nicht halten konnte und dem Gegenstande vollen Raum geben mußte, gegen Schiller aber etwas sich behauptete. Die weichen Herzensbewegungen des lieben ehrlichen Weltneulings konnten freilich nicht sogleich nach seinem Wunsch und Bedürfniß in jenen Heroen wiederklingen! Aber die Sache hat bei Jean Paul noch überhaupt eine eigne Bewandtniß. Wie es Menschen giebt, denen, bei ausgemachter Unzulänglichkeit ihrer selbst, das Beste in der Welt kaum gut genug dünkt, so gehört Jean Paul der entgegengesetzten Art an, welchen, bei ganz guter Berechtigung zum Theilhaben an dem Besten, dieses doch leicht allzu gut ist und ihnen eine Sehnsucht nach etwas Zweitem und Drittem läßt, das ihnen erst das rechte Element des Behagens wird. So kehrt unser Autor aus aller Höhe und Breite der Welt, zu denen er durchgedrungen, stets nur in seine beschränkteren idyllischen Zustände mit Vorliebe zurück. Wir wollen die gediegene Redlichkeit und die edle Einfalt, welche ihn hiebei leiten, nicht mißkennen; dieser Zug in ihm, sofern das Leben selbst dabei in Betracht kommt, ist höchst ehrenwerth, das Gemüth kann sich dabei erheben, der Karakter stählen; aber auf litterarische Urtheile und Neigungen wirkt er herabziehend und verengend. So schließt Jean Paul unter den Großen

ner gern an die Nichtgrößten sich an, unter den Philo-
hen sind nicht Kant oder Fichte, sondern Jacobi und Her-
seine Männer, unter den Dichtern sind ihm Goethe und
hiller offenbar unbequem, ihm ist mit Wieland viel trau-
ler zu Muth, besonders drückt ihn Goethe's Person und
ist, die er anerkennt in ihrer Größe, denen er zu huldigen
i genug mit bestem Willen sich beeifert, — aber behaglich
d ihm in dieser Nähe nicht, wie überhaupt in dem glän-
den, ihn sonst mit Lob und Gunst und Ehre berauschen-
Kreise von Weimar nicht, so daß er endlich sogar in
lberstadt und beim alten Gleim ausrufen kann: „Wie hebt
sen biedern Borussianer, der vor lauter Feuerflammen nie
rechte Gesichtsfarbe anderer Menschen haben kann, mein
rz über die ästhetischen Gaukler in Weimar und Jena und
rlin, die für keine Seele eine haben, vor denen alle Ka-
tere nur beschaut, nicht ergriffen, wie die Karaktere, die
fünf bis acht Uhr auf der Bühne dauern, vorübergehn!"
s scheint denn doch selbst in dieser Stelle, weil Jean Paul
ser mahlt als wählt, der Gelobte schlimmer gezeichnet als
Getadelten!

Wegen dieses feinen Sinnes, mit welchem er auffaßt,
d wegen der Aufrichtigkeit, die ihn alles Gefaßte sagen
t, ist Jean Paul als Personenzeichner, sobald man nur
Auge behält, daß er es ist, der den Griffel führt, gar
ht zu verschmähen. Seine Schilderungen und Urtheile sind
ist bedeutend an Gehalt, oft eindringend, und immer schon
die seinigen merkwürdig, selbst wo er sich irrt oder nicht
sreicht. Über die beiden Schlegel, über Lafontaine, Rei-
rdt, Böttiger, Kotzebue und viele Andre, die in der Litte-
ur damals etwas galten oder trieben, kommen gute Stel-
vor. So heißt es von Kotzebue: „Wider meine Er-
rtung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen wie
Auge; auf der andern Seite scheint er weniger boshaft
sein als fürchterlich-schwach: das Gewissen findet in sei-
n Breiherzen keinen massiven Punkt, um einzuhacken."
d bald nachher: „Er verlohnt es gar nicht, daß man mit

oder von ihm spricht: nicht ein einziges eignes Urtheil ist in seiner Seele.“ Über Reichardt sagt, nach vielem Lobe seiner Gefälligkeit und sonstiger weltlichen Eigenschaften, Jean Paul ohne Hehl: „Ich und Reichardt sind Weltpole weit auseinander, mir kann nur sein Erzählen, und ihm von mir nur mein Zuhören gefallen; über Kunst und Menschen und Empfindungen sind wir ewig getrennt.“ Über Frauenzimmer ist Jean Paul's Urtheilswort fast immer glücklich; er besitzt für sie, bei starkem Glauben und Anbeten, einen überaus zarten und eindringenden Unterscheidungssinn. So finden wir Frau von Kalb, deren Namen in Goethe's und Schiller's Briefwechsel mehrmals nur genannt wird, hier in ihrer vollen geistigen Bedeutenheit mit wahren Meisterstrichen bezeichnet, und wir lernen hier ermessen, was wir uns dabei vorzustellen haben, wenn dieser außerordentlichen Frau als einer Freundin und Umgangsnahen in jenem Briefwechsel Erwähnung geschieht. Überhaupt müssen solche vertrauliche Mittheilungen der Zeitgenossen einander wechselsweise ergänzen und beleuchten, damit auch der Fremde und Spätlebende nach und nach in einer solchen wirklichen und durch geistige Überlieferung zugleich idealen Gesellschaftswelt endlich ganz einheimisch werde und mitlebe. Über Emilie von Berlepsch, über die erste Frau August Wilhelm's von Schlegel, Frau von Wolzogen, von Crayen, Heinsius, Amalie von Imhof und Andre kommen ebenso nach Gelegenheit bald längere, bald kürzere Worte vor, in welchen die Anmuth und die Wahrheit mit einander wetteifern, und ein etwaniges Übergewicht der einen oder der andern nicht gerade viel verderben kann! —

Wir dürfen uns freuen, durch solche Gaben wie diese Briefe unsre Litteratur sich immer glücklicher beleben, ausründen und geschichtlich darstellen zu sehn. Nicht nur die entschiedenen Freunde Jean Paul's, indem sie ihn selbst ganz wiederfinden, können eines auserlesenen Genusses hier versichert sein, sondern auch andre Leser, und selbst solche, denen, wie hier einmal gesagt wird, seine heftigen Sprünge und gewaltsamen Verbindungen fast Gehirnkrämpfe machen, haben

vermittelst des verarbeiteten Stoffes große Befriedigung zu gewärtigen.

Zu wünschen bleibt nebenher, um auch dies nicht unberührt zu lassen, daß bei Herausgabe solcher Bücher mit kundiger Umsicht und strenger Genauigkeit verfahren werde, und weder offenbare Sprachschnitzer sich einschleichen, wie hier einigemal geschehn, noch allbekannte Namen und Bezeichnungen falsch vorkommen, und z. B. weder Ellypse, noch anastomasiren geschrieben, noch solche Namen wie Reichardt, Sieyes, Körte u. s. w. in Reichard (um so schlimmer, da es einen solchen ebenfalls gab), Sieges und Görte entstellt werden! Aufgefallen ist uns auch, daß nicht Jean Paul allein, sondern auch sein Freund Otto schon in frühster Zeit hier als Befolger der späteren und gar nicht gerechtfertigten Sprachweise auftreten, wonach Jean Paul das verbindende S bei zusammengesetzten deutschen Hauptwörtern gänzlich vertilgt wissen wollte und seinestheils in der That zu vertilgen anhob. In solchen Fällen wird die Wunderlichkeit besser auf das Gewöhnliche zurückgeführt, als dieses in jene übertragen. —

XV.

Histoire de l'assemblée constituante. Par M. *Alex. Lameth*, lieutenant-général, membre de la chambre des députés. Paris, 1828. 1829. 2 Vols.

Dieses Buch ist bei seinem Erscheinen allgemein in Frankreich mit Lob aufgenommen und auch bei uns, in fast unwiderstehlicher Fortwirkung solcher Stimmen, meist rühmlich

erwähnt worden, als sei uns darin ein wichtiger Beitrag zur französischen Revolutionsgeschichte und eine gründliche Entwickelung — wohl gar zum erstenmale — der Arbeiten einer Rathsversammlung gegeben, die unläugbar zu dem bedeutendsten gehört, was uns in dieser Art die Geschichte darbietet, denn allerdings hat nie ein Parlament, ein Reichstag oder eine Volksberathung neuer und alter Zeit einen so großen Inhalt und eine so durchgreifende Wirkung gehabt wie die berühmte Constituante. Alexander Lameth war ein namhaftes Mitglied dieser Versammlung, hat den ferneren Verlauf der Revolution mit durchgemacht und sich immer als ein Mann von Verstand, von Bildung und von ernstem Willen gezeigt. Hierauf ließe sich allerdings eine nicht üble Vormeinung für den Schriftsteller gründen; doch entspringt aus diesen Bezügen wohl nicht das Lob, das er empfangen. Aber bei Erscheinung seines Buches lebte er noch, gehörte dem höheren Gesellschaftsleben an und folgte als Deputirter mit dem Eifer und Ansehn eines Altgedienten dem Gange der linken Seite. Aus diesen Verhältnissen ergab sich für sein Werk der Beifall, der unter solchen Umständen fast als ein unerläßlicher Pflichttribut betrachtet wird; niemand wagt, einen Autor von so augenscheinlichem Nutzen durch offnen Tadel zu schwächen; höchstens mischt sich ein schweres Seufzen ein, wenn sein persönliches Meinen durch mißbeliebige Abweichung von feststehenden Annahmen allzu auffallend wird. Wir unsrerseits haben solche Rücksichten nicht und können desto unverhohlener unser Urtheil sagen, daß wir dieses Buch für ein schwaches und schlechtes halten, für eines von denen, welche, bei dem Anschein, die Geschichte zu erhellen und zu berichtigen, — wozu ihnen auch alles Nöthige wirklich verliehen sein könnte, — sie doch nur verdüstern und verfälschen. Es hilft dem Verfasser wenig, daß er ein Augenzeuge und Mitthätiger war, seine sonstigen Eigenschaften setzen diesen Vortheil wieder stark herab. In der That hat Alexander Lameth unter den vielen Ausgezeichneten der Revolution nie in erster Linie gestanden, aber in der zweiten

stets Gaben und Eifer genug bewiesen, um fortwährend im vordringenden Bemühen bleiben zu können, sich irgendwie an die Spitze zu stellen. Ein Ehrgeiz dieser Art, mehr auf den Verhältnissen als auf der eignen Persönlichkeit fußend, muß am Ende nur störend werden, für den, der ihm folgt, wie für die, denen er entgegentritt; unfähig, die Führerschaft der Sachen auf sich zu nehmen, gewinnt er wenigstens die Leitung einiger Personen, verursacht Spaltungen und Reibungen und verliert, auch bei sonstigem guten Willen, wegen oft geringer Einzelheiten, das gemeinsame Ziel aus den Augen. So erging es den beiden Lameth und ihren Freunden, sie wollten im Grunde nichts andres, als was die damalige Hauptrichtung war, aber sie regten sich auf ihrer Mittelstufe allzu unruhig und wurden auf ihrer eignen Seite unnütze Widersprecher, weßhalb Mirabeau sie zuletzt mit Wahrheit als des factieux bezeichnen konnte. Dieser Trieb, das Große, dessen Maß zu erreichen nicht gelingt, nun zu dem Maße der eignen Person gleichsam herabzuziehen, ist auch in Lameth's Geschichtschreibung vorherrschend und verdirbt dieselbe völlig, wie redlich auch sonst sein Wille es meinen mochte. Nie ist diese große Nationalversammlung, die er sich zum Gegenstand gewählt, in schwächerem Bilde gezeigt, nie dürftiger und farbloser behandelt worden als in diesem Buche, das ihr ausschließlich gewidmet ist!

Die Geschichte einer Ständeversammlung kann als solche unter zwiefachem Gesichtspunkt aufgefaßt werden. Entweder wird eine Übersicht, Entwickelung und Prüfung des von ihr Geleisteten nach sachlichem Zusammenhange geliefert; oder es wird ein Gemählde der Lebensbewegung beabsichtigt, eine Schilderung der Umstände und Vorgänge, der Karaktere und Talente, aus deren Gegeneinanderwirken die Ergebnisse hervorgehn. Eigentlich ist beides nöthig, um ein vollständiges Bild solcher Gestaltungen zu geben; aber wir dürften es schon dankenswerth genug finden, wenn auch zur Zeit nur eines von beiden geschehn wäre. Hier aber fehlt das eine wie das andre. Von demjenigen, was innerhalb der Ver-

sammlung sich begab, wie von dem, was außer ihr vorfiel, sind nur schwache Umrisse gegeben, ohne die Kraft der Zeichnung, ohne die Lichter und Schatten, die wir schon anderweitig vorfinden, wo nicht einmal ein so bestimmter Vorsatz ausschließlich diesem Gegenstande gewidmet war. Die geistige Durchdringung des Stoffes mangelt ganz; die geordnete Darlegung der Sachen, die Zurückführung derselben auf Grundsätze, und andres Doktrinelle suchen wir umsonst; einige Rückblicke auf spätere Vorgänge und neueste Bedürfnisse können unmöglich diese Lücke ausfüllen. Eben so wenig befriedigt die andre Seite; die lebendige Fülle des großen Schauspiels tritt nicht hervor, man sieht nicht die außerordentlichen Scenen, nicht die einzelnen Menschen in ihrer vollen Beleuchtung, man erfährt nur äußerlich den Gang der Debatten, lernt die gehaltenen Reden nur durch eingeschaltete Bruchstücke kennen, die kein Feuer der Darstellung verschmelzt, und die keine geistige Analyse wieder als Ganzes verstehn läßt. Niemals erführe man aus diesem Buche, wer Necker, Mirabeau, Sieyes, Maury, Cazalès, La Fayette, Adrien Duport und andre solche Männer waren, ohne deren deutliche Gestalt diese Begebenheiten in manchen ihrer Theile doch stets dunkel bleiben. Man sehe nur, wie schwach und ärmlich die Königliche Sitzung vom 23. Juni 1789 geschildert ist, wo Mirabeau's kühnes Wort eigentlich der neuen Ordnung der Dinge ihren Entscheidungszug gab, ferner die Auftritte am 5. und 6. Oktober, wie farblos die heftigen Verhandlungen, in welchen der Kampf der Partheien sich täglich erneuerte, und alle sonstigen Verhältnisse, welche auf den Fortgang der Dinge einwirkten!

Schon französische Kritiker haben es, bei aller Gunst, nicht ungerügt lassen können, daß der Verfasser, nicht sowohl sich selbst, aber doch seinen Freund Barnave zu sehr zur Hauptsache macht. Aus allen Kräften schiebt er diesen vor, ihn am meisten führt er redend ein, und seine Schuld ist es nicht, wenn in der Versammlung, die einen Mirabeau und hundert große Talente zählte, uns nicht Barnave als

das Licht und die Kraft des Ganzen gilt! Dieses Hervorziehen des Geringeren und Verdunkeln des Größeren, wobei nicht die einzelne Absicht des Verfassers, sondern vielmehr seine oben angedeutete Natur die verderbliche Quelle ist, macht das ganze Werk zu einem der fälschlichsten Geschichtsbilder. Diese Art von Irrthum und Unwahrheit hätte der Verfasser, als er die Fehler andrer Schriftsteller über die Revolution, in seiner Vorrede, der Reihe nach, und größtentheils mit richtigem Blick und gutem Grund, bemerklich machte, wohl nicht als Vorwurf geahndet, der ihm selbst gemacht werden sollte! Und doch können wir ihm, bei all seiner guten Meinung, denselben nicht zurücknehmen. Was hilft es, daß die Thatsachen, ihrer rohen unbeseelten Äußerlichkeit nach, in seinen Angaben nicht gerade entstellt sind, daß er manches, und sogar wohl den Moniteur, aus seinem besseren Wissen berichtigt und hin und wieder durch interessante Einzelheiten, — z. B. über die Katastrophe von Favras, über den Einfluß einiger vornehmen Damen, über Äußerungen Mirabeau's — die Geschichtskunde jener Zeit wirklich erweitert? Das Werk wird dadurch nicht besser, man wird jene wenigen Beiträge heraussondern zu andrem Vorrath und das Andre fallen lassen.

Daß dem Verfasser die Gegenwart bei Ausarbeitung seines Buches lebhaft vorgeschwebt, giebt er selbst überall zu erkennen; manches in seiner Darstellung scheint hauptsächlich auf die Tageswirkung berechnet. Von den überschwänglichen Vorurtheilen und Eitelkeiten seiner Landsleute hat auch er sein Theil; Frankreich ist das erste Land Europas, das mächtigste Volk; Frankreich hat immer Recht, in seinem Thun, in seinen Forderungen. Wir wollen auch sogar dem Geschichtschreiber diese unschädliche Selbstgefälligkeit gestatten, sie ist wenigstens insofern unschädlich, als sie niemanden täuscht; wenn aber von dem Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, gesagt wird, er sei der größte Feldherr, der jetzt in Europa lebt, und dabei doch jederman sogleich an den Herzog von Wellington denken muß, der sich mit jenem sieg-

reich gemessen hat, so wird es augenscheinlich, daß dergleichen Ruhmredigkeit auch ihr Mißgeschick haben kann, wie jedes zu weit getriebene Wagniß. —

Seit dem Erscheinen des zweiten Theils dieser Geschichte ist Alexander Lameth gestorben; wir wissen nicht, wiefern eine Fortsetzung seines Buches durch ihn vorbereitet worden und im Druck zu erwarten steht. Indeß wird man über die Geschichte der Constituante, auch wenn man nicht in ihre weitläuftigen Quellen sich versenken mag, aus schon vorhandenen Geschichten der Revolution, namentlich aus dem fleißigen und frischen Buche von Thiers, genugsame Belehrung schöpfen können, um einer solchen Spezialgeschichte nicht erst zu bedürfen. —

XVI.

Mémoires de M. *de Bourrienne*, ministre d'état, sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Paris, 1829. 10 vols.

Fauvelet von Bourrienne, Jugendgenosse Napoleon's auf der Kriegsschule zu Brienne, in den ersten Ruhmesjahren desselben sein Geheimschreiber, dann in Ungnade, doch ferner gebraucht in öffentlichen Geschäften, und der, so vielen Dingen und Personen einmal vertraut, auch der weiteren Vorgänge leicht kundig wurde, darauf in der Restauration sehr thätig, die ihn zur Ehrenwürde eines Staatsministers erhob, — dieser Mann erzählt uns sein Erlebtes! Wir haben es hier weder mit einem Lascases zu thun, der in schwär-

merischer Befangenheit für seinen doch nur spät erst gefundenen Herrn und Meister während der höchsten Spannung der letzten Lebensgeschicke desselben schrieb; noch mit einem Rovigo, der den Taumel der verschwundenen Herrlichkeit, mit den jetzt machtlosen Hülfsmitteln dreister Behauptungen und Verschweigungen künstlich für heutigen Zweck zugerichtet, im Andenken erneuern möchte; von diesen, zwar in ihrer Art stets wichtigen, aber durch ihre Zeugnisse mehr Kritik als Vertrauen erweckenden Verkündern Napoleon's ist unser Autor sehr verschieden; seine Botschaft kommt unter ganz andern Umständen und lautet ganz anders. Als aufrichtig und unpartheiisch kündet er sich an, und wirklich läßt seine Redlichkeit im Mittheilen sich kaum in Zweifel ziehen. Er will die unverstellte Wahrheit sagen, nicht die herausspekulirte, kritische, geistige einer die gewöhnliche Fassungskraft übersteigenden mächtigen Erscheinung, sondern die augenfällige, schlichte, gemeine des Einzelnen, was er gesehn und vernommen hat. Keine Rücksicht hält ihn zurück; er selbst ist alt und hofft nichts mehr; sein einstiger Freund und Meister ist seit einer Reihe von Jahren todt, eine große Menge andrer betheiligter Personen ebenfalls, dagegen können auch viele noch überlebende die Aussagen kontrolliren; der ganze Weltzustand, von dem er redet, ist vergangen, die Rechtfertigungen oder Anklagen sind schon größtentheils geschichtlichen Interesses, und das des Tages wird nur in wenigen Fällen noch berührt. So erfahren wir denn ohne Rückhalt Gutes und Schlimmes, Schuld und Schwäche wie Treffliches und Großes, bisher beides oft in gleichem Maße verheimlicht oder verfälscht, jetzt aber in seiner wahren Gestalt — denn dafür soll sie doch gelten — ans Licht gezogen. Daß Pietät gegen Napoleon hier hätte hemmen sollen, können wir nicht einsehn. Es ist noch die Frage, ob er im Einzelnen nicht bei dieser Aufrechnung sogar gewinnt, denn die unmäßigen wahrheitwidrigen Apologieen haben das allgemeine Urtheil nicht bestochen, das hier bestätigte Schlimme war den Zeitgenossen meist bekannt und geglaubt, und manches Gute dagegen ist

neu. Aber auch ohnedies kann weder Bourrienne's Verhältniß, noch Napoleon's Eigenart hier eine Pietät so nothwendig fordern lassen. Schonung und Scheu war das, was Napoleon selbst sein ganzes Leben hindurch am wenigsten geübt und geachtet, auf die Lebenden und Todten warf er rücksichtslos Beleidigung und Schmach, verstieß und mißhandelte seine Nächsten, und sein Geheimschreiber selbst ist in dem Falle, sich über gehäufte Unwürdigkeiten zu beklagen. Wo läge hier die Verpflichtung, auf Kosten des eignen Namens und so vieler andern den einen zu schonen? In der Selbstverläugnung giebt unser Autor überdies ein starkes Beispiel; er schont sich nicht, wo es gilt die Wahrheit zu sagen, und Bekenntnisse, die der Eitelkeit höchst empfindlich sein mußten, z. B., daß er von selbst frühzeitig dem Duzen entsagt, während Napoleon es fortgesetzt, daß dieser eine Klingel für ihn habe anlegen wollen, daß er ihn geschimpft, zum Zimmer hinausgescholten und dergleichen, — was die späteren, mit dem Antrage des Herzogstitel und des Großkreuzes der Ehrenlegion begleiteten, und doch vergeblichen, Bitten um Übernahme einer wichtigen Sendung doch nie genugsam überkleiden können —, legt er mit treuherziger Beflissenheit getrost ab.

Von dieser Seite also wäre das Unternehmen ganz gut und vielversprechend. Aber die sonstige Beschaffenheit des Mannes, wie sie aus seiner Arbeit hervorleuchtet, muß unsre Erwartungen gleich wieder gewaltig herabstimmen. Die neuere französische Litteratur hat gewiß wenige Schriftsteller, die sich so ganz arm an Geist zeigen, wie Bourrienne. Er hat dessen von keiner Sorte, weder den der Geselligkeit und Bildung im Allgemeinen, der in seiner Nation doch so häufig zu finden ist, noch den des Staatsmannes, und am wenigsten des Geschichtschreibers. Seine Weltansicht ist fast immer gemein, seine Gesinnung unsicher und schwach, sein Urtheil eng und seicht. Breite, Weitläuftigkeit, Unbildung im Ausdruck, Mangel an Ordnung und Gruppirung des Stoffes wären nicht so auffallend in seiner Schreibart, wenn sie

nicht so tief in ihm selbst lägen. Die seit den Begebenheiten, deren er gedenkt, bis hieher verflossene Zeit hat in dieser Beziehung auch nichts gebessert, er selbst zeigt sich uns als herumwühlend in seinen alten vergraben gewesenen Papieren, bringt bald das eine vor, bald das andre nach, entschuldigt seine Unordnung und bekennt, daß seine Erinnerungen nicht immer klar sind. Da können wir uns denn schon gefaßt machen, auch in den gemeinen, äußeren Einzelheiten, die man oft ganz allein für Thatsachen ausgeben möchte, auf Irrthümer und Mißgriffe genug zu stoßen! Umständlichkeit ist in der Geschichte nicht selten ein so großer Fehler als Genauigkeit eine Tugend, doch scheint der Autor diese meistens nur in jener zu suchen. Schon die weitschweifigen Auseinandersetzungen seiner eignen Lagen, Verhältnisse, Gespräche und Gedanken, wovon oft mit kurzen bündigen Worten sich hinlängliche Rechenschaft geben ließe, sind fast immer unnütz und machen seine Mittheilungen, anstatt sie zu beleben, matt und farblos. Ungeachtet des reichlichen Stoffes, den eine Begleitung Napoleon's von seiner Jugend bis an sein Lebensende darbieten muß, hätten die zehn Bände dieser Memoiren, durch Ausscheidung des Unwesentlichen und durch Schärfung des Stils ganz füglich auf ein Drittheil herabgebracht werden können, und dieses Drittheil wäre dann möglicherweise eine anziehende, unterhaltende Lektüre geworden, anstatt daß die zehn Bände jetzt nur ausnahmsweise dieses, im Ganzen aber verdrießlich und langweilig sind.

Über die Familienverhältnisse und die Jugendjahre Napoleon's können wir Bourrienne's Nachrichten als ziemlich genau und zuverlässig ansehn. Manches ist neu, oder war doch nicht nach allen Umständen so bekannt. Aus den Feldzügen und Verhandlungen in Italien erfahren wir ebenfalls in persönlichem Betreff manches Bemerkenswerthe. Am reichhaltigsten dünken uns die Nachrichten von dem Leben und Treiben Napoleon's in Ägypten, und dieser Theil des Buches dürfte leicht der beste des Ganzen sein. Auch über die Rückkehr nach Frankreich und das erste Wiederauftreten in

Paris werden Aufschlüsse ertheilt, welche bisher fehlten, und deren Glaubwürdigkeit nicht eben zu bezweifeln scheint; der 18. Brumaire wird sehr ausführlich behandelt, und von diesem Vorgange so wie von den nächstfolgenden Entwickelungen können wir den einen Faden, der davon durch Bourrienne's Hand lief, und an den sich freilich vieles anreiht, wohl mit Zutrauen annehmen. Wenn jedoch schon in diesen Mittheilungen, und bei Gegenständen, von denen er unmittelbare Kenntniß haben will, Bourrienne für sich allein keine volle Autorität zu sein vermag, welche man abweichenden Berichten geradezu entgegenhalten könnte, so wird er bald nachher, so wie er in Ungnade gefallen, und ihm der unmittelbare tägliche Zufluß abgeschnitten ist, mit jedem Schritt unzuverlässiger und trüber, vermag selbst seine nächste Umgebung nicht mehr gründlich zu durchschauen noch richtig aufzufassen, und artet zuletzt, da er aus seinem Seitwärtsstehen dennoch die nach allen Richtungen in die Weltgeschichte eindringende Bahn Napoleon's verfolgen und erörtern will, in einen traurigen, nichtssagenden Schwätzer aus, der ohne höheren Gesichtspunkt für die großen und ohne sicheres Maß für die kleinen Dinge ist. Es ist unglaublich, welche Unfähigkeit dieser Mann offenbart, sei es, daß er Ansichten aufstellen oder einzelne Thatsachen mittheilen will. Ein Mann, der in Deutschland studirt hat, sich unaufhörlich als der deutschen Sprache ganz mächtig angiebt, dann jahrelang in Hamburg in diplomatischem Amte steht, das ihn mit ganz Norddeutschland in genaueste Beziehung setzt, giebt der in Aller Munde lebenden, wie er selbst sagt angebeteten, durch Tugend, Schönheit und Napoleon's Feindschaft verherrlichten Königin von Preußen immerfort gutes Muthes den Namen Wilhelmine, macht Stralsund zu einer mecklenburgischen Stadt, — zum Ersatz liegt Wien im Jahre 1805 auf dem linken Ufer der Donau, durch den Strom gegen das andringende französische Heer vertheidigt, — und läßt sich im Jahre 1806 von Blücher'n sagen. — man bedenke im Jahre 1806, von Blücher'n —, wie dieser General nach seinem und

allen andern Unfällen des preußischen Heeres nun seinen Hoffnungstrost auf die deutschen Universitäten setze! Wie unkundig, unkritisch, seicht und verworren, ja sogar unverantwortlich, ganze Folgereihen von Bourrienne's Angaben und Verknüpfungen in den späteren Theilen sind, dafür lassen sich fast in jedem Kapitel Belege aufweisen, und zwar in französischen Angelegenheiten wie in den ausländischen. Der Abfertigung, welche der Freiherr vom Stein ihm hat widerfahren lassen, ließen sich viele von gleichem Recht und Nachdruck beigesellen.

Wir wollen damit nicht abläugnen, daß er oft auch Erhebliches vorbringt, doch meist aus der früheren, ihm noch günstigeren Zeit. Auch wollen wir ihn, wo er seine Vorgänger Lascases, Rovigo, den wirren Fauche-Borel, die untergeschobenen Memoiren Fouché's und andre solche Bücher bestreitet, keineswegs ungehört lassen; ihm gebührt unter den Zeugen, die über Napoleon und seine Zeit zu vernehmen sind, allerdings eine Stelle; nur zum alleinigen Gewährsmann möchten wir ihn für keine Angabe so leicht genügend halten, mit Ausnahme der von ihm bestimmt als unmittelbar aus Napoleon's Munde gehört wiedergegebenen kurzen Sprüche, Antworten und Ausrufungen, für die wir ihn als einen durch Willen und Fähigkeit allenfalls genügenden Bürgen ansehen dürfen, während wir bei den längeren Reden und Auseinandersetzungen gleich wieder allen Grund haben, mißtrauisch zu sein, ob nicht Verwechslung der Zeiten, Mißverstand der Absichten und selbst der Worte dabei sich eingeschlichen habe. In Betreff der Wichtigkeit der Gegenstände ist auch eine andre Täuschung den Verfassern solcher Denkschriften leicht gefährlich. Vieles früher Geheime, nur einem kleinen Kreise Bekannte hatte seinen ganzen Werth und Reiz einzig von dem Lebensmomente damaliger Gegenwart, von der Gunst oder Gefahr, welche der Tag mächtig damit verband; diese Bedeutung verflüchtigt sich weiterhin allmählich mit dem Geheimnisse zugleich; wer nun aber von den frühesten Mitwissern sein Geheimniß gerade recht gut und

lange bewahrt hat und mit der endlichen Offenbarung noch spät besondre Wirkung zu machen erwartet, der wird dann freilich erfahren müssen, daß man auch zu lange geschwiegen haben kann. Bourrienne scheint nicht selten in diesem Falle zu sein und vielerlei Unbedeutendes noch mit dem Eifer einer Wichtigkeit zu behandeln, die schon längst von der Sache gewichen ist.

Seinen Helden läßt er als solchen auf dem öffentlichen Schauplatze wohl gelten und ist für ihn voll Bewunderung und Staunen, auch findet er in der Geschichte ihm als Feldherrn, Volkshaupt, Machtherrscher keinen andern gleich; ihn als solchen darzustellen, ist er aber nicht berufen, wiewohl er auch darauf es gern anlegen möchte. Ganz im Gegentheil, das Große und Gewaltige Napoleon's muß er zwar in dessen weitausgeströmten Wirkungen mit tiefster Beugung anerkennen, in ihm selbst aber sieht er es am wenigsten, oder findet das nicht wieder, was diese Wirkungen hervorbringt; diese Thaten, die er bewundern muß und mit nichts vergleichen kann, vermag er mit dem Manne, den er von Jugend auf so gut kennt und täglich so nahe sieht und hört, nicht zusammenzureimen, und ihm ist zu Muthe wie einem Überraschten, der nicht weiß, ob er sich ärgern soll oder freuen, im Grunde sich aber doch ärgert. Wir rechnen hieher nicht, daß er in vielen Hauptsachen, die wenigstens als solche in Napoleon's Leben gelten und oft besprochen sind, fast immer den Glanz mäßigt, oder geradezu das Nachtheilige behauptet und zu erweisen bemüht ist, zum Beispiel, daß Napoleon die Pestkranken keineswegs angerührt, wohl aber ihren Tod durch Gift befördern ließ, daß derselbe in seinen Berichten die Staatsbehörden und das Publikum schamlos getäuscht, Genossen und Feinde empörend verläumdet habe, daß er in den Entscheidungen des Brumaire so gut wie bei Marengo nur durch fremdes, nachher geflissentlich unterdrücktes Verdienst gerettet worden sei, daß eine Landung in England ihm nie recht Ernst gewesen, daß er allein des Herzogs von Enghien Hinrichtung zu verantworten habe, daß Moreau

aus Haß und Eifersucht verfolgt, und Pichegru wirklich im Gefängniß erdrosselt worden sei; diese und andre Sachen ähnlichen Belanges waren zum Theil längst bekannt, und das Wahre für den Unterrichteten festgestellt. Dasselbe gilt von der näheren Bezeichnung des persönlichen Karakters, von seiner frühen und fortgesetzten Verstellung, seinem eifersüchtigen Hasse, seiner kein Verhältniß, keinen sittlichen und geistigen Zweck anders als für den eigennützigen Bedarf abschätzenden, jedes Höhere zum Mittel mißbrauchenden Menschenverachtung, auch hievon wußte man, was nöthig war, und als ein vorzugsweise italiänischer Karakter ist Napoleon längst erkannt worden, nur daß man hier jetzt durch hundert aus allen Richtungen zusammengefaßte Züge sein Bild in höchst gesteigertem Ausdruck erblickt und das Werden und Hervortreten des Einzelnen nach genaueren Zeitangaben ordnen kann. Was wir Bourrienne vorwerfen, ist nicht dies, wozu seine Aufgabe, wenn er überhaupt eine sich stellen wollte, ihn nöthigen mußte. Der Tadel liegt darin, daß er nichts hat als das angehäufte Einzelne, dessen Auffassung nirgends ein vereinigender Sinn leitet, daß er nur zuweilen die Person, aber die Persönlichkeit Napoleon's niemals sieht, daß er für die Größe des ganzen Menschen, in welchem doch die des Feldherrn und Herrschers nothwendig wurzelt, und von dem die ungeheuren leuchtenden Strahlen neben schwarzen Schattenstellen doch wirklich ausströmen, gar keinen Sinn hat und in Summa nicht großartig mit seinem Helden, sondern kleinlich mit sich selber beschäftigt ist, wobei er seine eignen Unzulänglichkeiten und Eitelkeiten — denn hier ist er in seiner Sphäre — mit besserem Gelingen, als er wünschen kann, zur Schau trägt. Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden, ist ein alter Ausspruch, den man irrig gegen den Helden anzuwenden meint, da er doch gerade und nur den Kammerdiener trifft. — Wir sehn an Bourrienne's traurigem Beispiel wieder recht deutlich, wie der Werth der Autopsie zwar an sich unschätzbar, aber dies doch weniger um der Fülle des Einzelnen willen, das doch im Verhältniß zum

Ganzen immer nur wenig sein kann, als wegen des lebendigen Maßes ist, welches damit für alles auch Nichtgesehene gegeben wird. Ein glückliches Aperçu, ein gründliches Gewahrwerden mit Augen des Geistes, wie Goethe den Ausdruck nimmt, überflügelt siegreich alle Massen der gemeinen Erfahrung. Mit Napoleon lange und vertraut gelebt hat Bourrienne, das ist gewiß; wiefern er ihn gekannt, bleibt wenigstens zweifelhaft.

Dem Geschichtsforscher bringt das ganze Werk wenig neues Licht; indeß hat es durch seinen sich weitausbreitenden Inhalt einer Menge noch fortwogender und empfindlicher Interessen zum Anreize gedient, besonders in Frankreich, und anstatt eines festen, bleibenden Ertrags doch immer einen Erfolg des Augenblicks gehabt, den der Verfasser sich kann genügen lassen.

XVII.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Dritter Theil vom Jahre 1797. Vierter Theil vom Jahre 1798. Fünfter Theil vom Jahre 1799 und 1800. Sechster Theil vom Jahre 1801 bis 1805. Stuttgart und Tübingen, 1829.

Daß bei diesem Briefwechsel auf ein größeres Ganze zurückzugehn sei, auf ein Ganzes der Litteratur und des Lebens, woraus die köstlichsten Bruchstücke dargereicht werden, durften wir gleich beim Anfang der dankenswerthen Mittheilung äußern. Jetzt, nachdem die Sammlung vollständig vorliegt, haben wir jene Ansicht zwar ausdrücklich zu bestätigen, können

)en deßhalb aber für unsre gegenwärtige Betrachtung auch
er verlassen, um dagegen einen andern Gesichtspunkt aus=
ihlen, der sich im Zuge des Weiterlesens nicht minder
tet und den früheren nicht aufhebt, wiewohl im Gegen=
mit ihm diesen Briefwechsel hiewieder als ein Ganzes,
n sich selbst Abgeschlossenes und Gerundetes, erscheinen
. Dieser Gesichtspunkt ist der eines mächtigen Einblicks
ie wunderbaren Werkstätten der dichterischen Hervorbrin=
, in die Antriebe, Gänge, Kräfte und Leitungen des
gehörigen Schriftstellens. In der That ist hier das In=
der Verwaltung der größten litterarischen Güter, welche
Deutschen in neuerer Zeit aufweisen können, ohne Rück=
offen dargelegt, als eine Art — wenn der Ausdruck er=
t ist — von Musterwirthschaft, deren Umsicht, Klarheit,
rdigkeit, Gemeinwirkung und Eigenerfolg als ein höchstes
piel vor Augen stehn. Vom ersten Keimen und Wahr=
nen, Emporwachsen und Entwerfen, Erblühen und Aus=
n, bis zum Reifen und Vollenden — denn allerdings
sen hier, wie diese Bezeichnungen thun, Naturgabe und
stbildung als zusammenwirkend vereint werden — und
, vom wohlbedachten Hinaustreten in die Öffentlichkeit,
der Sorge für die leibhafte Ausstattung in Druck und
ier und Umschlägen, bis wieder zu den allgemeinen und
ndern Verhältnissen der Autoren und Leser, den Rücksich=
Wagnissen und Sicherheiten der groß= und kleinen Fahr=
den offnen und heimlichen Fehden, Bündnissen, Reibun=
, Vermittelungen — ist aller Betrieb und Zubehör, in=
r und äußerer, wesentlicher und zufälliger, die Mysterien
die Ausübungsformen des litterarischen Ritter= und Ge=
bthums, in einem großartigen, aufrichtigen und in seiner
geradezu einzigen Bilde, für Freund und Feind enthüllt
ausgebreitet. Kein andres Buch bringt in solcher Hin=
dem Weihegenossen und dem Weihesuchenden, dem jün=
n Schriftsteller überhaupt und dem aufstrebenden Dichter
esondre, eine so reiche, tiefgehende, erhebende und an=
hige Unterweisung und Beispielkräftigung. Denn wenn

Johannes Müller seinen Freund Bonstetten in jugendlichen Briefen, die noch jeden Leser begeistert haben, zum Vertrauten seiner Geschichtsstudien macht, so ist diese Mittheilung doch nur beschränkt und einseitig, es fehlt die Fülle des Dichters und die Reife des schon bewährten Meisters, und es fehlt die Erwiederung, da das Trachten des Jünglings auch neben dem Freunde nur einsam bleibt. Hier aber bildet sich vor unsern Augen ein schon im Beginn gewichtvolles Freundschaftsverhältniß aus, entfaltet in rascher Wechselwirkung die gewaltigsten Kräfte und giebt sich der Welt in Thaten kund, welche für die deutsche Litteratur entscheidend sind, und denen, bei aller Verschiedenheit der Eigenschaften, eine treue Gemeinschaft des Sinnes und der Absicht zum Grunde liegt. In solches eigenthümliche Reich produktivster Freundschaft führen uns diese reichlichen Briefe und Zettel — ihrer sind in allem 971 an der Zahl, davon wir keinen missen möchten, — so vertraulich als geistvoll ein.

Im Fortgange der Briefe mehren sich nur stets die Zeugnisse der seltensten Achtung, des Vertrauens, der Innigkeit, der zärtlichen Fürsorge, die gleichwohl immer in einer fast schüchternen Ernsthaftigkeit und Würde bleiben, denn alles Gefühl und alle Neigung, aufbrausender Jugend entwachsen, läutert sich zu klarer Schönheit und freier Sicherheit des Umgangs. Auch findet man, von dem gleich ersten Eindruck so reiner Stimmung schon befangen, es nur ganz einfach und richtig, in dem neunjährigen lebhaftesten, alles Empfindlichste und Reizbarste des Gemüths und Geistes berührenden Verkehr nirgends auf eine Spur von Störung, von Mißverständniß zu treffen, und keine Veränderung in dem schönen Verhältnisse wahrzunehmen als seine gleichmäßige, ununterbrochne Steigerung. Auch andre Freunde fanden Raum, hinzuzutreten und mehr oder minder sich anzuschließen; die Verbindung Wilhelm's von Humboldt mit Goethe'n und Schiller, Wolf's und vor Allen Meyer's, ist in demselben Karakter; aber so wie die beiden Dichter zu einander standen, was sie einander in glücklicher Nähe und Wechselwir-

kung leisten und sein konnten, das vermochte keiner von ihnen nach andrer Seite zu wiederholen, und ihre Freundschaft bleibt schlechthin einzig. Nicht ohne Bewegung liest man, mit welcher Geistesfreudigkeit der treffliche Schiller die Überlegenheit des Freundes anschaut und preist, indem er von ihm an Meyer schreibt: „Unser Freund hat sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen. Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehn, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist. Ich hab' es entstehen sehen und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einärntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt selbst, und können sich von allem dem mit eignen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehn, kurz daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wenn es einmal Einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn, wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Und eben so klar und unschuldig spricht er aus, was für Frucht ihm selbst von daher geworden: „Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit

einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Gränzen so weit auseinanderzurücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. Doch es schickte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren." Dagegen drückt Goethe seinerseits nicht minderes aus: „Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte." Bis zum dichterischen Ausdruck steigert sich in Schiller das anschauende Wohlgefallen: „Wie beneide ich Sie — ruft er aus — um Ihre jetzige nächste Thätigkeit! Sie stehen auf dem reinsten und höchsten poetischen Boden, in der schönsten Welt bestimmter Gestalten, wo alles gemacht ist, und alles wieder zu machen ist. Sie wohnen gleichsam im Hause der Poesie, wo Sie von Göttern bedient werden." Der ganze Briefwechsel ist erfüllt von solchen Stellen der höchsten Würdigung, der freiesten, dankbarsten Anerkennung. Wenn man alles zusammennimmt, was Goethe und Schiller während ihrer großen Laufbahn weit und breit überschwänglich an Lob und Ehren und Bewunderung geärntet, und den Sinn und Werth der Aussprüche vergleicht, so dürfte man unter so vielem Schönen und Großen doch kaum anstehn diesen gegenseitigen Bekenntnissen auch an geistigem Werthe den ersten Platz anzuweisen. Das Beste, was jeder an solchen Preisen gewann, kam aus dem Schoße stiller Freundschaft.

nd lag als verschwiegenes Kleinod aufbewahrt, um erst nach
reißig Jahren in ungeschwächtem Glanze vor der Welt zu
uchten! Man hat sich oft wundern wollen und es als
ne stolze Unempfindlichkeit getadelt, daß Goethe auf die
eiferten, alles überfliegenden Huldigungen, mit welchen ihn
e sonst tadelkühnsten Kritiker jahrelang umdrängten, stets
schwiegen und nicht einmal etwas wie eine Empfangsbe-
heinigung darüber ausgestellt hat, für welche Art von Ver-
smähung man sich auch nachher durch mühsame Einziehung
s verschwendeten Lobes und durch allerlei übelwollenden
adel öffentlich und heimlich zu rächen gesucht; allein wir
hen jetzt, welch andres, höheres, von jeder Nebenabsicht
eies, wohlthuenderes Lob in derselben Zeit er aus edelster
and empfing, und wie er bei solchen Schätzen im Pulte
m jenen gröberen Gaben, deren er auch sonst nicht be-
urfte, nicht sehr bewegt werden konnte.

Die beiden Freunde finden und hegen einander zunächst
r Dichten; schon vorgeschritten auf ihren Wegen, lassen sie
ese fernerhin bald zusammenfließen, bald nahe nebeneinan-
er laufen, jeder auch in der gemeinsamen Bahn das Eigne
ldend, aber zugleich den Freund nach Kräften fördernd.
n diesem vereinten Streben empfinden sie das dringendste
edürfniß, für ihre Arbeiten den Vortheil theoretischer Ein-
cht zu gewinnen, welche, im Fall sie sich bewährt, das
ärkste Band ihres dann gleichgeleiteten Wirkens werden
uß. Das Bemühen, da, wo sie der Ausübung längst
Meister sind, auch noch eine ausreichende Theorie zu ergrün-
en, steigt bis zur leidenschaftlichen Anstrengung; jeder sucht
uf seine Art der Sache beizukommen, Schiller durch schluß-
lgernde Erörterung, Goethe nach seiner glücklichern Weise
urch ordnendes Anschauen. Der Unterschied des Drama-
schen und Epischen, von jeher ein Kreuz der Kritiker, wird
it beharrlichem Fleiß erforscht, Gegenstände und Bedingun-
en der verschiedenen Dichtungsarten möglichst abgesondert,
uletzt soll der poetische Stoff als solcher überhaupt ermittelt
erden, und fast scherzhaft wird das gewaltsame Ausbeuten-

wollen desselben auf einer Reise draußen in der Welt, die doch nichts zu bieten vermag, was nicht auch daheim die stille Nähe, recht angesprochen, längst gewährt hat und immer wieder gewährt. Indem einerseits Aristoteles vorgenommen, andrerseits bestimmte Aufgaben der Kritik, zum Beispiel die berühmte Frage über die Einheit der Homerischen Gesänge, hin und her betrachtet werden, auch bei rückhaltloser Prüfung ihrer eignen Werke und Vorhaben die Freunde stets nach Grundsätzen ausblicken, kommt aus so eifrigem und geistreichen Bemühen ihnen und uns ein großer und mannigfacher Gewinn zu gut, fruchtbare Gedanken, wichtige Fingerzeige, treffende Bemerkungen: doch bleibt die angestrebte Theorie zur Leitung im Hervorbringen ganz unzulänglich, und Goethe, der schon zu der Äußerung veranlaßt war: „Leider wissen wir aus der Erfahrung, daß dem Dichter niemand seine Gegenstände suchen kann, ja daß er sich selbst manchmal vergreift," muß über den Hauptpunkt, die Schwierigkeit im Praktischen etwas vom Theoretischen zu nutzen, sich dahin bekennen: „Ich glaube wirklich, daß zwischen beiden, sobald man sie getrennt ansieht, kein Verbindungsmittel Statt finde, und daß sie nur in sofern verbunden sind, als sie von Haus aus verbunden wirken, welches bei dem Genie von jeder Art Statt findet." Und mit diesem Troste kann denn auch alle Welt vollauf zufrieden sein.

Bewußtheit und Einsicht, welche sich in abstrakter Allgemeinheit dem Dichten als Prinzipien und Regeln nicht recht beigeben wollen, finden wir dagegen zu ergiebigstem Nutzen wirksam, sobald unmittelbare Hervorbringung eigner bestimmter Dichtungen in Frage steht. Hier treffen alle Strahlen des Geistes, anstatt im gegenstandlosen Weiten fruchtlos hinzustreifen, alsogleich auf belebten Boden, den sie erwärmen, dessen erhöhte Bildungskraft sie hervorrufen. Die beiden Dichter zu solchen Überlegungen, welche sie für ihre Werke, bei oder nach ihren Arbeiten, vertraulich austauschen, zu begleiten, ihre Meinung zu vernehmen und ihr Verfahren kennen zu lernen, wird uns zu desto größerem Reiz und Ge-

winn, je mehr die Werke selbst in unsren Lebensinhalt übergegangen sind, und wir unsre eignen Denkwürdigkeiten hier gleichsam mit durchblättern. Der Zeitraum der vom dritten Theile bis zum Schlusse gewechselten Briefe begreift nicht minder zahlreiche und mannigfache Hervorbringungen als der frühere der beiden ersten Theile. Gemeinsam finden wir die Freunde noch mit den Horen, mit dem Musenalmanach und den Propyläen beschäftigt. Einem glücklich angeregten und fortgesetzten Wetteifer entspringen die schönsten Romanzen und Balladen. An dramatischen Arbeiten liefert Schiller den Wallenstein, die Maria Stuart, die Bearbeitungen des Macbeth und der Turandot, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, die Übersetzung der Phädra, endlich den Tell; auch Stoffe, an deren Ausbildung ihn sein früher Tod verhindert hat, Cook, die Malteser, Demetrius, schimmern hervor. Von Goethe sehen wir die Weiterführung des Faust, die großen und mühsamen Arbeiten zur Farbenlehre, die Übersetzung des Mahomet und Tancred, die natürliche Tochter, Was wir bringen, die Herausgabe des Rameau, das Buch über Winckelmann, viele erst späterhin bekannt gewordene Dichtungen, die Achilleïs, die herrliche Löwen- und Tigernovelle, Helena, die neue Melusina, den Aufsatz über Polygnot, manches jetzt dem weſtöstlichen Divan Eingeflochtene, und auch hier einen, jedoch frühzeitig aufgegebenen, Tell. Ein Übergewicht der eigentlich dichterischen Fruchtbarkeit ist in diesen Jahren, man sieht es, fast auf Schiller's Seite, wie in den vorhergegangenen entschieden auf Goethe's.

Das produktive Verfahren zeigt sich aber bei unsern beiden Dichtern je länger je mehr in fast aller Hinsicht auffallend verschieden. Schiller ist von Krankheitsleiden und Schwächen oft unterbrochen, gestört fast immer, aber dabei starken Gemüths und freien muthigen Geistes, so daß er dennoch Unglaubliches leistet, und ein Meisterwerk nach dem andern aus ihm reif hervorgeht. Auch von außen ist er zur Arbeit gedrängt, und er fügt sich diesem Zwange, doch ohne ihm zu huldigen, und ist darum fleißiger, doch nicht flüchtiger,

und am wenigsten übereilt; ja er scheint in die reinere Sphäre des Schönen und Großen um so thätiger hinaufzusteigen, als ihn die niedere mit ihren Gewalten härter drängen will. Dieser kranke, sich verzehrende, ringende, und dabei nur um so freudiger dichtende, um so reiner strebende und jede minder schlechte Stunde gewissenhaft benutzende Schiller ist in der That ein außerordentlicher Anblick, der schmerzliche und bewundernde Verehrung weckt; diese Stärke im Leiden, im Handeln, und insbesondere im Handeln unter Leiden, diese höchste Forderung an sich selbst, und dieser strenge Ernst des scharfen Urtheils in eignen und fremden Sachen, bei so heller Güte, so fühlender Theilnahme und so zarter Freundschaft, stellen uns ein Bild wahrer Vortrefflichkeit vor Augen, in welcher der deutsche Karakter tief eingeprägt ist. Sehn wir dagegen Goethe'n in meist rüstiger Gesundheit und kräftigem Lebensgenuß, in freien sorglosen Verhältnissen und in gedrängter Fülle des Daseins das Leben, Studiren und Dichten als ein Ineinanderfließendes mit gleichem Ernst und mit gleicher Heiterkeit behandeln, aus innerem Drange so fleißig, wie kein äußerer es bewirken könnte, in der Naturanschauung und in der Gesellschaftswelt, in Wissenschaften und Geschäften und mannigfachen Künsten daheim, und aus allem den tiefsten Gehalt zur höchsten Schönheit der Form erhebend, so übersteigt diese Vollendung und Ganzheit fast den Kreis dessen, was wir bei uns zu sehn gewohnt sind, oder vielmehr dieser Kreis des Vaterländischen erweitert sich durch sie. Solcher Verschiedenheit lassen sich immer weitere Gegensätze und zwar nicht selten unvermuthete ableiten, da man auf der einen Seite findet, was man gerade auf der andern voraussetzen wollte. Bei größerem Kampfe, mühevollerer Strenge und eingeschränkterer Bahn ist Schiller dennoch fertiger und ordnet selbst die Stimmungen seinem Willen unter; bei größerer Leichtigkeit, glücklicherem Gelingen und freiester Stoffesfülle bedarf hingegen Goethe längeren Vorarbeitens, langsameren Reifens, eigenthümlicherer Gunst der Zeit. Schiller fängt sein Werk alsogleich mit der Ausarbeitung an, ohne

schon mit dem Plane des Ganzen im Reinen zu sein, es wird ihm unter den Händen, und er kann wenig nachbessern. Goethe trägt alles lange im Innern, ordnet das Ganze und die Theile, schematisirt ohne Unterlaß und macht alles im Kopfe fast bis zum letzten Niederschreiben oder Diktiren vollkommen fertig, nimmt das Ganze dann gleichwohl wieder auf den Ambos, schmiedet es in neue Gestalt und bessert auch daran noch lange fort, bis in das Einzelne der Sprache, bevor sein Werk ihm genügt.

Schiller legt Strecken zurück, Goethe erfüllt Kreise, und deren viele vereinigt derselbe Mittelpunkt. In Betreff ihrer Hülfsmittel ist ein merkwürdiges Beispiel, daß Schiller, als er das Lied von der Glocke dichtet, Belehrung in Krünitz's Encyklopädie über das ihm dabei zu wissen nöthige Technische sucht; Goethe aber aus seiner naturvertrauten Kunde dem Freunde willkommene Fingerzeige wegen der Einführung der Kraniche zum Gewinn der Ballade desselben vom Ibykus ertheilt. So möchte Schiller Voß's Zeitmessung der deutschen Sprache als Register zum Nachschlagen in einzelnen Zweifelfällen benutzen können; Goethe wünscht auch hier durch Einsicht und Übung die Sache im Ganzen sich anzueignen. Allerdings bleibt der Wechselverkehr auch in solchen Beziehungen auf Beide nicht ohne Einfluß; Schiller fertigt für den ganzen Wallenstein im voraus ein umständliches Scenarium an, und Goethe, der jetzt dem Freunde ausnahmsweise unter der Arbeit von ihr sprechen und sie stückweise mittheilen kann, gesteht auch zu, so wohl es gethan sei, seinen Plan im Ganzen gehörig zu überlegen, so habe doch die Ausführung, wenn sie mit der Erfindung gleichzeitig sei, große Vortheile, die nicht zu versäumen seien.

Hauptsächlich aber ist es Goethe, welcher dichtend und schreibend in einer Größe und in einem Glanz erscheint, denen nirgends etwas Ähnliches nahe kommt. Seine Ansichten, Bekenntnisse, Rathschläge, Vorsätze, seine Grundlehren, Maximen und Handgriffe sogar, bei Ausübung seines Berufs, vereinigen sich zu der lebendigsten Schule litterarischer Bildung,

wo nun jeder seinen Kursus mit den höchsten Weihen abschließen kann! Einiges Bezeichnende dieser Art dürfe hier aufgereiht seine gebührende Stelle haben. Wiederholt wird ausgesprochen, daß alles auf wahrhafter Innerlichkeit beruhe: „Ein sonderlich Heil ist für uns nicht in der äußern Welt zu suchen, wo man überall nur gestückelt antrifft, was man schon ganz besitzt." Hier ist auch die sichre, ergiebige Stätte des produktiven Talents: „Mir hat sich die Überzeugung erneuert, daß wir andern nichts thun sollten, als in uns selbst zu verweilen, um irgend ein leidliches Werk nach dem andern hervorzubringen, das Übrige ist alles vom Übel." In andrer Beziehung heißt es in eben dem Sinne: „Jede Betrachtung bestätigt mich in jenem Entschluß: bloß auf Werke, sie seien von welcher Art sie wollen, und deren Hervorbringung meinen Geist zu richten und allen theoretischen Mittheilungen zu entsagen. Die neuesten Erfahrungen haben mich aufs Neue überzeugt: daß die Menschen, statt jeder Art von ächter theoretischer Einsicht, nur Redensarten haben wollen, wodurch das Wesen, das sie treiben, zu etwas werden kann. — Die Mauer, die ich schon um meine Existenz gezogen habe, soll nun noch ein paar Schuhe höher aufgeführt werden." Und auf solchem Boden darf man, in der Hauptsache gesichert, allen Zufällen getrost entgegenstehn: „Ich bin mehr als jemals überzeugt, daß man im Theoretischen und Praktischen, und besonders in unserm Falle im Wissenschaftlichen und Dichterischen, immer mehr mit sich selbst Eins zu werden und Eins zu bleiben suchen müsse. Übrigens mag alles gehen, wie es kann." Um die Mannigfaltigkeit bildend zu beherrschen, dieses schönste Thun zu genießen, ist Zusammengenommenheit erste Bedingung: „Lassen Sie es ja an Konzentration auf Ihre angefangene Arbeit nicht fehlen. Es ist doch im Grunde nichts wünschenswerther, als eine große Masse zu organisiren." Eine vorgängige feste Abgränzung darf nicht fehlen: „Lassen Sie uns immer strenger in Grundsätzen und sicherer und beharrlicher in der Ausführung werden! Das letzte kann nur geschehen, wenn wir

während der Arbeit unsere Blicke nur innerhalb des Rahmens fixiren." Aber hiezu ist Einsamkeit vonnöthen, unserm Dichter insbesondre: „Ich habe die Erfahrung wieder erneuert, daß ich nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten kann, und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen meine poetischen Quellen gänzlich ableitet. Ich würde jetzt in einer Art von Verzweiflung sein, weil auch jede Spur eines produktiven Interesse bei mir verschwunden ist, wenn ich nicht gewiß wäre, es in den ersten acht Tagen in Jena wiederzufinden." Der Nachtheil der Gesellschaft ist gerade die Zerstreuung: „Es ist für unser einen mit der Gesellschaft immer eine traurige Sache, man erfährt was, aber man lernt nichts, und was wir am meisten, ja einzig brauchen: Stimmung, wird nicht gegeben, vielmehr zerstört." Auf wahre, förderliche Theilnahme darf man nur bei wenigen Gleichgesinnten rechnen, welche sich mitabsondern: „Erst seit ich mir fest vorgenommen habe, außer Ihnen und Meyer'n mit niemanden mehr über die Sache zu konferiren, seit der Zeit habe ich erst Freude und Muth; denn die so oft vereitelte Hoffnung von Theilnahme und Mitarbeit Anderer setzt einen immer um einige Zeit zurück. Nun kann ich, wie es Zeit, Umstände und Neigung erlauben, immer sachte fortarbeiten." Aber auch selbst dieser Antheil, besonders wenn er als Kritik hervortritt, behält in manchen Fällen nur sehr zweifelhaften Werth: „Ich habe erst wieder recht deutlich gesehen, wie die schätzbarste Theilnahme uns nichts lehren, und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunstwerk nicht da ist, hat niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit; sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjektiv, und mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde; so daß der eigentlich negative Werth der Kritik, welcher immer der wichtigste sein mag, uns auch nicht einmal frommen kann." Die ganze Litteratur mag zu Zeiten mit Gewinn vergessen und beseitigt

sein, besonders aber das Tagesurtheil abgelehnt werden: „Ich suche so viel als möglich aufzuräumen, um mir ein paar ganz freie Wochen zu verdienen, und wo möglich die Stimmung vom Schluß meines Gedichts zu finden. Von der übrigen lieben deutschen Litteratur habe ich rein Abschied genommen. Fast bei allen Urtheilen waltet nur der gute oder der böse Wille gegen die Person, und die Fratze des Partheigeists ist mir mehr zuwider als irgend eine andre Karikatur." Selbst gegen eine gründliche Kritik will der Dichter eine unabhängige Stellung behaupten: „Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben."

Am wenigsten mag er sein Thun auf die Masse der Lesewelt, die man Publikum nennt, berechnen und beabsichtigen: „Wer nicht, wie jener unvernünftige Sämann im Evangelio, den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, der muß sich mit dem Publiko gar nicht abgeben." Die beste und einzige Rücksicht besteht in der Sorge für die Güte des Werkes selbst, das man ihm darbietet: „Man soll nur seine Arbeiten so gut und so mannigfaltig machen, als man kann, damit sich jeder etwas auslese und auf seine Weise daran Theil nehme." Besonders kann ein gegebenes Publikum, wie eine bestimmte Entwicklungsepoche es darstellt, keinen Anspruch machen, den Dichter zu bedingen: „Auf alle Fälle sind wir genöthigt, unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unserer Überzeugung arbeiten wollen: denn so eine Saalbaderei in Prinzipien, wie sie im Allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen." Am stärksten wird dies da gelten, wo das Publikum als Masse versammelt ist: „Niemand kann zwei Herren dienen, und unter allen Herren würde ich mir das Publikum, das im deutschen Theater sitzt, am wenigsten aussuchen." Der Vortheil, zu welchem das Publikum sich wohl mißbrauchen läßt, ist leicht genug, aber gering: „Wenn uns Dichtern, wie den Taschenspielern, daran gelegen sein müßte, daß niemand die Art, wie ein Kunst-

stückchen hervorgebracht wird, einsehen dürfte, so hätten wir freilich gewonnen Spiel; so wie jeder, der das Publikum zum besten haben mag, indem er mit dem Strome schwimmt, auf Glück rechnen kann." Gewissenhafte Behandlung seiner selbst wird am Ende die höchste Beachtung für die Andern: „Doch wenn ich nicht Zeit finde, das Publikum zu bedenken, so will ich wenigstens so redlich gegen mich selbst handeln, daß ich mich von dem überzeuge, was ich thun sollte, wenn ich es auch gerade nicht thun kann. Es giebt für die Zukunft leitende Fingerzeige." Der offne Kampf gegen die Wogen ist schwer und mühsam: „Den eigentlichen kindischen, barbarischen, abgeschmackten Tendenzen sollte nun der Künstler aus allen Kräften widerstehen; — aber wer kann sein Schiff von den Wellen sondern, auf denen es schwimmt? Gegen Strom und Wind legt man nur kleine Strecken zurück." Allein der Erfolg des guten Strebens bleibt nicht aus: „Übrigens fahren Sie nur ohne Sorge fort. Die innere Einheit, die der Wallenstein haben wird, muß gefühlt werden, und Sie haben große Privilegien auf dem Theater. Ein ideales Ganze imponirt den Menschen, wenn sie es auch nicht im Einzelnen zu dechiffriren, noch den Werth der einzelnen Theile zu schätzen wissen." Am Ende bildet sich ein besserer Sinn, der schon immer in Einzelnen wirkte: „Lassen Sie uns ja auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren. Es muß uns noch manches gelingen. Auch können wir der Theilnahme des Publikums gewiß sein: denn ob man gleich im Ganzen immer darauf schilt, so enthält es doch im Einzelnen sehr gebildete Menschen, welche die redlichen und ernsten Bemühungen eines Schriftstellers zu schätzen wissen." Und die Zuversicht auf solche Personen bewährt sich mehr und mehr: „Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß eine gewisse höhere Bildung in Deutschland sehr verbreitet ist, deren Inhaber sich alle nach und nach an uns heranziehen werden." Ja es eröffnet sich endlich sogar das Ergebniß, mit der früher feindlich störenden Kritik ein freundliches Vernehmen einzugehn: „Es ist kein geringer Vortheil für mich, daß ich we-

nigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerathe." So sehn wir aus anscheinender Trennung erwünschte Vereinigung hervorgehn, scheinbare Mißachtung des Publikums die höchste Achtung zum Kern haben!

Über sonstige Umstände des Hervorbringens und die Verhältnisse des Hervorgebrachten erfahren wir die bedeutendsten und feinsten Wahrnehmungen, die treffendsten, lehrreichsten Bemerkungen. Wiederholt erging zwar die Mahnung: „Bleiben Sie fest im Bunde des Ernstes und der Liebe, alles Übrige ist ein leeres und trauriges Wesen," allein dieser strenge Ernst macht auch wieder dem heitern Spiele Raum, als welches die Dichtkunst ursprünglich sich giebt: „Es ist mir recht wohl, wieder einmal etwas auf kurze Zeit zu haben, bei dem ich mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen kann. Die Poesie, wie wir sie seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung." Die innere Geschichte des Gestaltens und Hervorbildens wird in merkwürdigen Zügen beleuchtet: „Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr worden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im ersten Augenblicke wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert." Und so heißt es bei andrem Anlaß gleicherweise: „Es ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt, daß Eindrücke bei mir sehr lange im Stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen." Das Folgende läßt uns in einen merkwürdigen Zustand der Kraftfülle blicken: „Alle meine Wünsche sind jetzt auf die Vollendung des Gedichtes gerichtet, und ich muß meine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten, damit mir das Detail in Augenblicken nicht zu deutlich werde, wo ich es nicht ausführen kann." Einen Blick werkthätiger Schaffenszeit gewährt auch dieses Bild: „Die Arbeit rückt zu und fängt schon an Masse zu machen, worüber ich denn sehr erfreut bin und Ihnen, als einem treuen Freunde und Nachbar, die Freude sogleich mit-

theile. Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben, und ist er nur einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst." Und so steht neben dem üppigen inneren Naturwalten, wie ein glücklicher Ausdruck es versinnlicht, auch der Werth aufmerksamen äußern Hülfleistens treulich angemerkt: „Meinen Faust habe ich, in Absicht auf Schema und Übersicht, in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben. — Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk, zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. — Ich lasse jetzt das Gedruckte wieder abschreiben, und zwar in seine Theile getrennt, da denn das Neue desto besser mit dem Alten zusammenwachsen kann." Wichtig für jeden Jünger der Dichtkunst muß es sein, zu erfahren: „Diejenigen Vortheile, deren ich mich in meinem letzten Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt. Denn bei einem gleichzeitigen, sinnlich vor Augen stehenden Werke ist das Überflüssige weit auffallender als bei einem, das in der Succession vor den Augen des Geistes vorbeigeht." Dagegen mögen wie Dichter so auch Leser und Kritiker die mahnende Erfahrung wohl beherzigen: „Ich habe wieder die Bemerkung gemacht, wie sehr man mit einer Kunst in Verhältniß, Übung und Gewohnheit bleiben muß, wenn man ihre Produktionen einigermaßen genießen und etwa gar beurtheilen will." Welche gründliche Lebensregel wird im Folgenden ertheilt: „Kant's Zurechtweisung des Saalbaders ist recht artig. Es gefällt mir an dem alten Manne, daß er seine Grundsätze immer wiederholen und bei jeder Gelegenheit auf den alten Fleck schlagen mag. Der jüngere praktische Mensch thut wohl, von seinen Gegnern keine Notiz zu nehmen, der ältere theoretische muß niemanden ein ungeschicktes Wort passiren lassen. Wir wollen es künftig auch so halten." Und wie vielfacher Anwendung unterliegt ein schlagender Spruch wie dieser: „Das Gedicht hat eine ganz eigne Art von Nullität. Die jungen Herrn lernen Verse machen, so wie man Düten macht; wenn sie

uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten! — Das Publikum, besonders das weibliche, liebt solche hohle Gefäße, um sein bischen Herz und Geist darein spenden zu können." — Eine solche Anthologie tiefer Meistersprüche, geistscharfen und bildhellen Ausdrucks, reicher Aufschlüsse und bedeutender Winke könnte noch bogenlang fortgesetzt werden, und aus Schiller's Briefen mit nicht geringerer Ausbeute als die hier versuchte aus Goethe's. Aber fast dürften wir bereuen, schon diese Einzelheiten heraussondernd gesammelt zu haben, da sie gleichsam Lichter sind, welche hier zwar noch auf sich selbst den Blick anziehen, aber nicht mehr zugleich die mannigfachen Gegenstände, in deren Mitte sie gestellt waren, erfreulichst mitbeleuchten.

Aber besonders noch werden wir durch den Inhalt dieser Briefe zu einer wichtigen Betrachtung aufgefordert, wie anders nämlich des Dichters Beruf und Loos dem leichteren Blick erscheinen, der auf der heitern Oberfläche des glücklich Geleisteten nur genießend weilt, und dem nachforschenden, welcher nun diese aufgeschlossenen Kammern der vorbereitenden Anstalten und wirklichen Arbeiten durchschaut! Die Vorstellung, daß dem Genie alles von selbst erfolge, daß der Günstling der Musen ihre Gaben spielend anwende, wird von einer Seite zwar bestätigt, insofern der entscheidende Moment dichterischer Hervorbringung allerdings diesen Karakter zeigt; aber wie viele ganz anders gestaltete Momente müssen jenem vorangehn und ihm nachfolgen! Nicht von Gnaden nur ist man Dichter, — ja man dürfte sagen, nicht ungestraft! Zu geschweige dessen, was ihm in eigner Brust durchzuempfinden, was ihm in Wagnissen und Verirrungen zu durchleben auferlegt ist, wovon der Ausruf: „Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt," schon frühes Zeugniß giebt, abgesehn von diesen Schmerzen und Wunden, welche der höhere Mensch als eine Mitgift seiner Empfänglichkeit und Kühnheit nach Maßgabe derselben häufiger und härter auf sich nimmt, so tritt für den Dichter noch insbesondre die strengste Last von Obliegenheiten und Bedingungen hinzu,

die ganz eigentlich seinem Geschäft und seiner Arbeit angehören. Der Begabung, dem hohen Göttergeschenk, muß hier ein ethisches Element, eine willenskräftige Verwaltung sich gesellen. Wenn Schiller's Tugend in solcher Hinsicht als ein erhabenes Vorbild ehrlichen Strebens und Fleißes dasteht, so erscheint vollends Goethe rein und groß auch in diesem Betreff als der seltensten Menschen einer. Welch unermüdete Beschäftigung, welch gewissenhafter Zeitgebrauch, welch strenge Anforderung an sich selbst, welch unablässig erneutes, nach allen Seiten waches und thätiges Ringen und Forschen enthüllen uns diese Urkunden! Rüstig, muthvoll, unkundig weichlicher Ruhe, bei keinem Siegeserfolge schwelgerisch verweilend, nur durch den Wechsel der Arbeit sich erholend, schreitet dieser edle Geist unaufhaltsam fort von Ziel zu Ziel, von That zu That. Was er alles betrachtet, erwägt, unternimmt, fördert und ausführt, welche Massen von Bildern und Gestalten er ordnet und leitet, welche Gedankenreihen er verfolgt, ja nur welche Bücher und wie gedrängt und fruchtbar er sie liest, in dem allen zeigt sich ein hartes, angestrengtes Leben, dem großer Gewinn nicht ohne großen Einsatz erfolgt, und das unter dem Glanze der strahlenden Erscheinung nur einen arbeitvollen Dienst in schwerlastendem Amte treu versieht. Alle Kräfte des reichsten Lebens sind einzig der Dichtkunst hier geweiht, deren wundervolle, duft- und farbenschöne und heilkräftige Blüthe auch wohl erkennen läßt, was für Nahrung sie empfangen hat. Einen Dichter von dieser Seite her zu schauen, wie uns hier zum erstenmal gestattet wird, muß zur bedeutendsten Lehre, zur gründlichsten Warnung dienen für Alle, welche den Lockungen des reizenden Berufs gegenüber ihren Muth und ihre Kraft zu prüfen haben. Ist sein Beispiel niederschlagend für den Schwachen, so ist es dagegen um so tröstlicher und ermuthigender für den Fähigen, der auch hier, bei allem Fleiß und aller Begabung, die heilige Quelle auf kurze Zeit stocken, bald aber um so reicher wieder strömen und selbst den Zwischenzeiten einen Ertrag gesichert sieht, von dem es heißt:

„Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt, daß man so manches subsummiren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat," und wie zuletzt alles, auch das scheinbar Geringe, sich zum Ganzen aufreiht: „Es vergeht mir kein Tag ohne einen gewissen Vortheil, wenn er auch klein ist, und so kommt denn doch immer eins zum andern, und es giebt am Ende etwas aus, da man sich doch immer nur mit würdigen Dingen beschäftigt."

Die beiden Freunde, von innen her so tief verbunden, bilden auch nach außen ihre Beziehungen mehr und mehr zu würdiger Gemeinschaft, sie stellen sich im Ganzen und im Einzelnen als Bundesgenossen dar, mit welchen für Andre in Gunst und Ungunst fast nur dasselbe Verhältniß Statt finden kann. Widriggesinnte suchten zwar dies Bündniß auch dadurch aufzulösen, oder doch zu schwächen, daß sie zwischen beide die größten Lobeserhebungen und den schneidendsten Tadel warfen, jene damals strenggesondert alle für Goethe, diesen für Schiller, nachher in umgekehrtem Bemühen, dem verstorbenen Schiller unmäßig alles zuwendend, was Goethe'n, dem noch lebenden Gegenstande des Neides, eben so abgesprochen werden sollte; allein das Verhältniß hat diese Störung nicht aufgenommen und zeigt sich durch die Herausgabe dieses Briefwechsels eben jetzt wieder in dem schönsten Gleichmaße. In den Briefen selbst finden wir die äußere Welt, besonders die litterarische, im Allgemeinen mit seltnem Zusammenstimmen beurtheilt und behandelt, wobei für jedes Einzelne doch die selbstständige Freiheit bewahrt wird, und die wesentliche Verschiedenheit der Karaktere sich unverhohlen offenbart. In seinen Auffassungen und Urtheilen von Personen und Schriften ist Goethe fast immer von größerer Milde, in menschlicher Hinsicht besonders wohlwollend und gütig, von manchem Mißfälligen sieht er bloß weg, andres läßt er schweigend vorüber. Schiller zeigt meist unerbittliche Strenge, verwirft und verdammt mit Schärfe, oft mit Härte,

wenn auch in der Sache nicht mit Unrecht. Gegen Herder und Stolberg geht er heftig an, nicht minder gegen die beiden Schlegel, wo Goethe das Bild stets etwas milder zurückspiegelt. Besonders trifft Schiller's Grimm die Falschen und Heuchler, die Schwächlinge und Eitlen, deren tückischer Eifer wohl gar den Mantel der Liebe umhüllt, um nur ja die düstre Mittelmäßigkeit gegen lichte Geistesgröße hervorzuheben und jener die Ehren unverdient zuzuwenden, welche dieser gebühren. Die Ausdrücke gerechten Zorns gegen dergleichen Gezücht, die Schelt= und Strafworte, wo Personen und Bestrebungen ihm als schlecht erscheinen, wird man ihm nicht verargen dürfen, am wenigsten im vertrauten Briefwechsel, wo selbst Benennungen wie „Laffe", „Lump" und dergleichen, schon der Kürze wegen, als karakteristische oder summarische Bezeichnung, auch dem Sanftmüthigen oft sich aufdrängen mögen. Wenn Goethe solcherlei Herbes ausgehn läßt, ist meist eine besondre Laune oder treffende Bildlichkeit damit verbunden, indem auch hierin der plastische Künstler sich nicht verläugnen kann; wir wollen, statt aller andern Beispiele, nur die Art anführen, wie des Zeitungsschreibers Posselt Erwähnung geschieht. Bei dieser zwanglosen Art leuchtet denn auch im Gegensatze nur um so mehr das Lobenswerthe und Erfreuliche hervor, was in andern Fällen von Personen und Richtungen gesagt wird. In welch edlen Bildnissen hier Humboldt, Wolf, Meyer zu erkennen sind, ist schon gesagt worden. So auch zu einer lebenvollen Zeichnung von Tieck, Cotta, Hirt, Hegel, Ritter, Mounier, der Frau von Staël, Johannes Müller, und andern Personen, empfangen wir theils Umrisse, theils einzelne scharfe Striche, welche von einem Anschauen zeugen, das ungehindert das Wahre erkennen will, aber doch am liebsten das Günstige finden mag. Über Wieland und Garve kommen Äußerungen vor, welche den liebevollen Sinn reiner menschlichen Theilnahme lebendig darlegen. So auch werden Schmidt von Friedberg und Hölderlin mit der gütigsten Einsicht in ihr persönliches Sein und ihre dichterischen Bestrebungen aus-

führlich besprochen. Iffland wird bei aller Abneigung gegen ihn mit Unpartheilichkeit in seinen Vorzügen anerkannt; und selbst Freund Ubique, der doch sonst die Geißel oft empfinden muß, behält jedes gute Haar ungekränkt. Nicht unerwähnt bleiben darf die treue Sorgfalt, mit der die beiden Freunde, gleich ihren eignen Arbeiten, auch wohl die von Andern behandeln, wenn es der Fall erfordert; so bessern sie vereint an Schlegel's und Mahler Müller's Aufsätzen; so wird dem Gedicht „die Schwestern von Lesbos" eine anhaltende, mühevolle Theilnahme förderlichst gewidmet.

Der treffenden, inhaltreichen, witzigen, nachdenkenswerthen, merkwürdigen Urtheile und Bemerkungen über Schriftsteller und Schriftwerke sind unzählige in diesen Briefen ausgestreut. Solche einzelne Worte verlieren nothwendig, wenn man sie aus ihrem Zusammenhange reißt und von den Stimmungen sondert, welche sich nur im Ganzen der Mittheilungen wahrnehmen und daraus für das Besondre erklärend gebrauchen lassen.

Wir begnügen uns daher, nur allgemein anzudeuten, welch ein Schatz von geistreicher Auffassung, von scharf trennendem und kühn verbindendem Urtheil, von tiefer Andeutung und mächtigem Ausspruch in den oft nur flüchtigen, aber aus reifer Einsicht und durchdrungenem Gemüth hervorgegangenen Worten Schiller's und Goethe's niedergelegt ist, wenn sie z. B. über Corneille und Racine, über Lessing, den nürnbergischen Dichter Grübel, den frankreichshitzigen Campe, über die im Gegensatze zusammengestellten Gedichte von Milton und Parny, über Thomasius, Retif, den heiligen Bernhard, Calderon, Frau von Genlis, über die Lucinde, den Voß'schen Homer, und vieles andre dieser Art, ihre Meinung und Ansicht oft in aller Kürze vertraulich austauschen.

Auch andrer Inhalt erfüllt mannigfach diese Briefe mit hohem Interesse; bildende Kunst, das Theater mit seinen lebendigen Beziehungen, Naturwissenschaft, besonders in Betreff der Farbenlehre, der weimarische Hof, Reisen und Ausflüge, die Universität Jena, Fremdenbesuche, häusliches Ver-

hältniß und Leben, alles wechselt in bewegter Folge. Zuletzt, da auch Schiller in Weimar mit dem Freunde zusammen lebt, und das mündliche Gespräch an die Stelle des Briefwechsels tritt, erscheint dieser nur noch in kurzen, für äußerliche Benachrichtigungen geschriebenen Zetteln, belebt sich aber sogleich wieder zu neuer Fülle, sobald durch Goethe's Aufenthalt in Jena oder durch sonstigen Anlaß eine vorübergehende Trennung wiederkehrt. Auffallend ist es, wie wenig in diesem Zeitraume größter Weltereignisse, des im westlichen und südlichen Deutschland hin und her wogenden Revolutionskrieges, der Glanzerscheinung Bonaparte's in Italien, und, nach seiner Rückkehr aus Ägypten, der Machtgröße seines Konsulats und Kaiserthums, gleichwohl in diesen Briefen verhältnißmäßig so wenig Politisches berührt wird. Der Name Bonaparte wird wohl genannt, der Kriegszüge als äußerlicher Umstände und Benennungen erwähnt, die politische Äußerungsweise Posselt's, Gentz's und Wieland's von litterärischer Seite betrachtet, aber in den eigentlichen Geistesverkehr der beiden Freunde ist dieses Element nicht aufgenommen. Wir sehn in dieser Negative einen großartigen, preiswürdigen Karakterzug. In ihm ist eine edle Keuschheit der Poesie und Kunst bezeichnet, er giebt das Zeugniß der höchsten Bildung und Vornehmheit. Nicht daß der politische Beruf, welcher Art immer er sei, als Staatsmann, Krieger, Volksvertreter, Schriftsteller, dem Gebiete irgend einer Bildung je widerspräche, — im Gegentheil —, aber das beruf- und wirkungslose Schwatzen und Eifern, wo durch die ganze Lage der Dinge eine würdige Thätigkeit versagt ist, wird als ein müßiges Spiel erhitzter Unterhaltung auch in geistreichen Händen zuletzt nur thöricht und wäre in diesem Verkehr, ungeachtet des sonst in beiden Freunden mächtigen und bevorrechteten Interesses an ihrer Zeit und deren Vorgängen, doch nur am unrechten Ort gewesen.

Wir haben noch anzumerken, daß unsre Litteratur auch in Betreff der Schreibart und Sprache hier einen Gewinn

empfängt. Nicht neue Wortgebilde und Redensarten, nicht künstliche Versuche neuer Wendungen und Muster eines gewählten und ausgearbeiteten Ausdrucks, sondern, im Gegentheil, das seltne Beispiel einer ungezwungenen, bequemen, sorglosen und nachlässigen, zu keinerlei Zweck herausgeputzten Mittheilung. Wir haben in besseren und auch sonst werthvollen Schriften fast nichts dieser Art, was die Sprache des gewöhnlichen Lebens schriftlich wiedergäbe, und doch liegt darin ein guter Bestandtheil, den wir lange nicht genug benutzen und aufbewahren. Die Redensarten gewöhnlichen Schlages, die bequemen, fast nicht zu missenden Ausdrücke, an denen die Grammatiker größere oder kleinere Unrichtigkeit tadeln, die läßlichen Freiheiten, welche trotz aller Bannsprüche in ihrer Sphäre fortleben, dies alles findet sich öfters hier an guter Stelle, und wenn z. B. Schiller, und gerade Schiller, der im erhabenen und sprachgerechten Ausdruck unbestreitbar Meister ist, von einer schlecht schlafenden Nacht oder des Mannes seinem Raisonnement spricht, so sehen wir darin mit einer Art Genugthuung ein Sprachrecht ausgeübt, das uns kein einseitiger Richterspruch rauben darf.

Wir schließen mit dem unsrer gesammten Betrachtung entnommenen Ergebniß, daß, welch mannigfache Reichthümer unsre Litteratur auch schon besitzt, und welch andre noch ihr künftig beschieden sein mögen, doch dieser Briefwechsel immer als einzig dastehn, und der eigenthümliche Reiz gerade dieser Mittheilungen sich in keinen ähnlichen wiederholen wird, so wenig als Schiller und Goethe uns ein zweitesmal erscheinen können. Würdig war diese einzige Sammlung daher auch noch besonders, einem Könige, dessen lebendiger Antheil an deutscher Poesie und Geistesbildung die beiden Dichter und Freunde früh im Gemüth getragen und den allzu schnell dahingestorbenen wie den glücklich noch lebenden mit hohen Ehren bedacht hat, als ein vereinigtes Denkmal beider so zugeeignet zu werden, wie dies vor dem sechsten Bande durch Goethe's dankbares Wort an den König Ludwig von

Baiern für alle Zeiten zum unvergänglichen Denkmal so rühmlich geschehen ist.

XVIII.

Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, von Gustav Adolph Harald Stenzel, Professor der Geschichte an der Universität zu Breslau. Leipzig, 1827. 1828. 2 Bde.

Deutsche Redlichkeit und deutscher Fleiß haben eine der schönsten Stätten ihres sogar sprüchwörtlich gewordenen Ruhmes wohl ganz besonders in Bearbeitung deutscher Geschichte zu behaupten und hier vorzüglich ihre Macht und ihr Verdienst in vollem Glanze aufzuweisen. In der That fehlt es uns an großen und wichtigen Arbeiten dieser Art bis in die neuesten Zeiten keineswegs, und wenn gleichwohl, bei den unaufzählbaren, in unermüdlicher Vielartigkeit von allen Seiten und in allen verschiedensten Farben und Maßen wiederholten Versuchen, in die Hände der Nation ein wirklich nationales Buch ihrer Geschichten zu übergeben, diese Absicht bisher nie völlig gelungen ist, so tragen hievon wenigstens nicht der Wille und die Kraft unsrer Gelehrten die Schuld, sondern die Art und der Gang unsrer Geschichte selbst, die auf ihren verschlungenen Haupt- und Nebenwegen einen unendlichen Reichthum von innerer Eigenthümlichkeit und weithinströmendem Hinauswirken stets mit umziehen muß und noch nicht zu der Entwicklung sich hervorgearbeitet hat, wo sie dem ruhigen Überblicke des Historikers, wie dann eben so des Staatsmannes, sich klar und bequem darlegte. Bis dieses geschehn kann, müssen wir uns freilich genügen lassen, durch stets erneute Arbeit den Stoff zu mehren und zu läutern,

in immer neuen Fluß zu setzen und neuen Gestaltungen und Beleuchtungen, wie jede Zeit sie eigen hat, zu überliefern, damit er nicht in irgend einer erstarre, sondern vielmehr die große, noch nicht erfüllbare, aber darum durchaus nicht abzulehnende Aufgabe in frischer Anregung erhalten bleibe.

Ein solches tüchtiges Werk der Redlichkeit und des Fleißes ist vorliegende Geschichte der Deutschen unter dem fränkischen Kaiserhause. Der Verfasser hat diesen Abschnitt eines größeren Ganzen, welches die Geschichte von Karl dem Großen bis zu Rudolph von Habsburg enthalten soll, vorausbearbeitet und will zunächst die sächsischen Kaiser weiter zurückgehend damit verbinden. Die Geschichte der Hohenstaufen bleibt demnach auf die weiteste Zeit noch hinausgesetzt, nach billiger litterarischer Konvenienz, damit der mit diesem Gegenstande jetzt reichlich erfüllte Schauplatz für eine neue Erscheinung erst wieder Raum werden lasse. Für die Einbildungskraft ist allerdings die Zeit der Hohenstaufen reicher und glanzvoller als irgend einer der andern Abschnitte, jedoch dem der fränkischen Kaiser an vaterländischer Bedeutung und eigentlich deutschem Gehalt kaum überlegen.

Der Verfasser hat diesen Werth seines Gegenstandes ganz gefühlt und glücklich hervorgestellt, ohne jedoch den Kreis des gewählten Zeitabschnittes in künstlicher Steigerung des Inhalts zu überschreiten. Sein strenges Maß in dieser Hinsicht, der bestimmten Zeit nur das zu geben, was ihr wirklich gehört, jedes Hineindichten früherer oder späterer Zeiten auszuschließen, und die Geschichtsgestalt aus den ihr angehörigen, genau durchforschten und geprüften Quellen rein und fest so darzulegen, daß auch bei abweichender Ansicht und Deutung niemand das eigentlich Erzählte zu verwerfen braucht, dieses Maß und diese Gewissenhaftigkeit gereichen ihm hoch zur Ehre. Von seiner deßfallsigen genauen Sorgfalt können wir, neben dem allgemeinen Zeugnisse, welches das Buch durch seinen ganzen Karakter schon entschieden genug auch für den nicht prüfenden Leser ausspricht, noch ein besonderes ablegen, indem wir eine bedeutende Zahl seiner Anführungen

aus Lambert von Aschaffenburg und aus dem Chronicon Urspergense, die uns zu anderweitigem Zwecke zur Hand gewesen, mit dem Texte verglichen und diesen stets wohlbegründet gefunden haben. Wenn bei dieser Genauigkeit im steten Rückblick nicht nur auf die Gesammtheit der Quellen, sondern auch vorzugsweise auf ihre dem Einzelnen jedesmal geforderten einzelnen Beweisstellen, die Erzählung öfters farbloser ausgefallen ist, als dies in der sonst lebhaften und genugsam schilderungsfähigen Schreibart des Verfassers gegründet sein konnte, so ist hiermit freilich auch eine der nachtheiligen Bedingungen offenbar, welche selbst der Ausübung von Tugenden sich bisweilen gesellen dürfen. Aber diese mehrere Färbung, welche wir öfters vermissen, hätte unsres Erachtens mit aller Treue gegen die Quellen selbst vereint werden können, wenn diese öfters ausdrücklich, z. B. bezeichnende Stellen aus Lambert, oder die zusammengehörigen aus entgegengesetzten Schriften, mit dramatischem Interesse in den Text aufgenommen worden wären. Wir unsrestheils hätten uns auch nicht enthalten, bei Gelegenheit des Erzbischofs Anno von Köln den freilich späteren, aber darum nicht minder hieher bezüglichen altdeutschen Lobgesang auf denselben mit Anführung mancher Zeilen zu erwähnen; denn abgesehen von dem Schmucke, welchen der neueren Prosa dergleichen Unterbrechung durch alterthümliche Dichtersprache willkommen verleiht, so ist es ja auch in der That eine unverschweigbare Geschichtsangabe, daß einem von seinen Zeitgenossen ungleich beurtheilten Manne der Kirche und des Staats noch nachfolgende Jahrhunderte solche Verehrung gezollt haben.

Die wahre Mitte der Geschichte der fränkischen Kaiser ist in allem Betracht das Leben Kaiser Heinrich's IV. Es giebt in der Geschichte wenige Persönlichkeiten, mit welchen der Darsteller so leicht in Verlegenheit kommt; man fühlt wohl, daß man bei diesem merkwürdig gemischten Karakter mit bloßem Abwägen des Löblichen und Tadelnswerthen, welches ihm von den verschiedenartigsten Zeugen verschwenderisch beigelegt wird, und wovon weder das eine noch das

andre sich ganz wegläugnen läßt, zu keinem Ergebnisse gelangt; die Sittlichkeit oder auch nur die Staatsrichtigkeit manches bestimmten Handelns und Betragens läßt sich ohne genauere Kenntniß, als wir sie jetzt noch von den Triebfedern und Umständen des Augenblicks übrig haben, kaum beurtheilen. Den Kaiser als einen bloß lasterhaften Schwächling bezeichnen, wie neuerlich geschehn ist, heißt die bewährtesten Zeugnisse, der Autoren sowohl, als des Verlaufs der Geschichte selbst, willkürlich unbeachtet lassen. Eben so wenig kann die durchaus günstige Ansicht, welche der Eifer späterer Zeit von ihm als von einem Helden und Opfer früher protestantischer Gesinnung hat aufstellen wollen, mit Fug bestehn. Es scheint der wahre Schlüssel zu diesem Karakter noch nicht aufgefunden zu sein; vielleicht ist dies künftigen, mit menschenkundigerem Seherblick begabten Forschern aufbehalten, vielleicht öffnet sich ein solches Verhältniß auch von selbst aus einstiger Andersstellung der Geschichtsbestandtheile überhaupt, welche plötzlich einen hellen Durchblick auf das gestatten mögen, was bis dahin in tiefem Schatten lag! Unser Verfasser, ohne diese Hauptperson seines Buches gehörig aufschließen zu können, hat gleichwohl zu ihrer möglichst gerechten und billigen Würdigung redlichen Fleiß und scharfblickende Besonnenheit bestens walten lassen. Wir finden jedoch die Vorstellung, die er von Heinrich erweckt, und die Manchem schon viel zu günstig dünken mag, noch unter der Meinung, die wir von diesem Kaiser nach eignem Anschauen aus den Quellen ganz unvorgefaßt geschöpft haben; es steht jedem frei, uns dafür beliebig zu verketzern. Uns aber streitet mit dieser Meinung gar nicht, daß wir auch den Erzbischof Anno, den Gegner des Kaisers, bei unserm Verfasser noch nicht genug als den großen Staatsmann gewürdigt glauben, der er doch wirklich gewesen ist.

Nicht minder als die Personen sind auch die Sachenrichtungen in diesem Geschichtsraume von außerordentlicher Schwierigkeit. Dieselben Bezüge, Kämpfe und Entwickelungen, welche den Zeitraum der Hohenstaufen erfüllen, sind

auch unter den fränkischen Kaisern schon in vollem Leben, in gewaltigster Arbeit. Nun sind zwar in ihrer damaligen Gestalt jene Bewegungen längst überall erloschen; sie scheinen völlig dem ruhigen Forscher heimgefallen, ja sogar der spätere, anders geartete Kampf, da ein deutscher Mönch an die Stelle so vieler großen Kaiser mit besserem Erfolge trat, vermag in seiner ersten Gestalt nicht mehr die Mitte der Weltbühne einzunehmen, sondern weicht andern mehr und mehr zurück; allein die Gegensätze, welche jenen Kämpfen zum Grunde lagen, dauern noch heutiges Tages in aller Stärke und in weitester Ausdehnung fort, und bei erloschenen Erscheinungen einer fernen Welt lebt deren geistiges Kampf- und Partheiungsprinzip noch mitten in der unsrigen. Dieser Zwiespalt, daß zwar die Gestalten uns völlig unpartheiisch ansprechen können, die Richtungen ihres Wirkens aber in unsre heutige Tagesstellung eingreifen und jede tiefste Partheilichkeit unsrer neuesten Interessen, unsrer offenbaren oder geheimen Neigungen aufreizen, muß nothwendig jeden Darsteller jener alten vaterländischen Zeiten mannigfach befangen. Sich über jene Gegensätze wirklich hinauszustellen, ist darum nicht möglich, weil unsre Zeit noch mitten in ihnen steht, und ein Einzelner wohl über die Gegenwart hinaus träumen und dichten, aber nur in ihr schaffen und wirken kann, neue Stufen der Geschichtsentwicklung aber nur von ganzen Massen erschritten werden. Jetzt die Zeiten der fränkischen und schwäbischen Kaiser nach ihrem ganzen Inhalt und ihrer vollen Bedeutung durch ein Geschichtswerk abzuschließen und darzulegen, das erforderte mehr als gelehrte schriftstellerische Gaben; es wäre dies selbst ein bedeutendes Stück Geschichte, die Wirkung eine mehr als litterarische. Allein es hat damit gute Wege! Am schlimmsten dürften diejenigen fahren, welche in der guten Meinung, daß in der Mitte das Rechte liege, sich dem Gegensatze dadurch entziehen wollten, daß sie ihn in der Tiefe unberührt ließen und auf der Oberfläche verneinten, und dann recht auserlesen unpartheiisch zu sein wähnten, indem sie aus ihrer mittleren Unentschiedenheit bald

der einen Seite bald der andern beipflichteten und sonach allerdings den Inhalt der Partheiung möglichst beseitigt, aber auch den der Geschichte großentheils vernichtet hätten. Weit besser ist es in solchem Falle, wo von Interessen zu reden ist, welche nothwendig noch die Mitwelt theilen, daß der Schriftsteller entschieden und offen sich dem Gegensatze hingiebt und von dem einen Endpunkt aus nicht nur diesen, sondern auch den entgegengesetzten und die Mitte schildert; dabei kann doch ein kräftiges, lebenvolles Werk herauskommen, dessen Partheilichkeit, wenn nur sonst der Mann tüchtig und wahrhaft ist, wenig schaden wird. Wir haben unsern Verfasser in dieser Beziehung nur zu loben, daß er nicht nach jener Unpartheilichkeit gestrebt hat, die mit dem Namen sich brüstend nur ihre Nichtigkeit zur Schau trägt und vor allem nicht entdecken lassen möchte, ob sie die Waiblinger oder die Welfen, den Papst oder Luther'n, die Knechtschaft oder die Freiheit im Herzen trägt! Er zeigt sich als ein dem Licht, dem Menschenwohl und dem Vaterlande redlich zugewendeter Protestant, wie deren heutiges Tages auch unter den Katholischen viele gefunden werden, daher ist er gegen die Unternehmungen Gregor's VII., die er doch zu sehr im Zusammenhange eines vorausgedachten, geordneten Plans darlegt, da sie vielmehr aus Karakter und Stellung hervorgehende und sich durch sich selbst steigernde Ergebnisse waren, daher eifert er stark gegen die von Gregor erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen, ohne jedoch darum bei Erzählung der thatsächlichen Hergänge dem gewissenhaften Prüfen und genauen Darlegen des vorhandenen Überlieferten etwas zu vergeben.

Der letzte Abschnitt des Buches behandelt gedrängt und anschaulich den allgemeinen Zustand der Deutschen in den Verhältnissen des Staats, der Kirche und des Lebens überhaupt. Wir haben schon erwähnt, daß der Verfasser mit strenger Sorgfalt bemüht gewesen, seine Schilderungen nur auf solche Zeugnisse zu gründen, die wirklich den gegebenen Zeitraum eigends angehn; aber so wenig wir auch dem un-

gelehrten und leichtsinnigen Historiker zugestehn möchten, von dieser Linie abzuweichen, so gern dürften wir doch den gründlichen Historiker auffordern, für die Schilderung solch allgemeiner Zustände auch das Licht früherer und späterer Zeiträume anzusprechen, da die an einzelner Stelle oft allzu dünnen und dunklen Fäden der öffentlichen Verfassungen wie der besondern Lebensrichtungen in einem größeren Verlaufe sich deutlicher beleuchten lassen. In diesem Sinne können sogar Vergleichungen aus ganz verschiedenen Zeitaltern und Zuständen vortrefflich dienen und bisweilen das schwierigste Dunkel glücklich aufhellen, wie das in Niebuhr's römischer Geschichte mit größtem Erfolg oft geschehn ist. Herr Stenzel hat unstreitig längst das Recht erworben, den strengen Historikern beigezählt zu werden; eben deßhalb hätten wir von ihm mit größerer Freiheit eine reichlichere Erörterung besonders der politischen Verfassung gewünscht, ja selbst im Laufe der Erzählung schon eine häufigere Bezugnahme auf die Staatsgestaltung als den wesentlichsten Erfolg aller Entwicklung eines bestimmten Volkes. Der Verfasser wird uns seine Grundsätze schlichter Treue und strengen Stehenbleibens bei dem in seinen genaubegränzten Quellen Verzeichneten entgegenhalten, allein gerade er dürfte bei seiner bewährten Gründlichkeit sich immerhin freier bewegen, er würde schon nicht Gefahr laufen, sich in „historische Träumereien" zu verlieren und sie mit „philosophischen Brocken" aufzustutzen, gegen welche Abwege, so wie gegen den „der erhabenen Geister, deren Werke göttergleich aus dem Nichts entspringen, und die kaum mitleidsvoll auf die handwerksmäßigen Mosaikarbeiten der andern Historiker herabsehen," er in den Vorreden sich mit einer Bitterkeit äußert, die wir jedoch nicht eben zu seiner sonst so wohl dokumentirten Stärke rechnen können.

Der zweite Band enthält die Kritik der Quellen, historische Beilagen zur näheren Erläuterung manches Einzelnen, und ausführliche Zeittafeln. In der Kritik der Schriftsteller ist der Verfasser dem leuchtenden Beispiele Ranke's gefolgt, dessen Verdienst er gebührend anerkennt, und als dessen wür-

digen Genossen er sich durch sein eignes Verfahren darthut. Genauigkeit und Umsicht, scharfes Zerlegen und sichres Zusammenstellen, und ruhiges, freies Urtheil zeichnen diese Untersuchungen aus. In seine herbe Polemik gegen Raumer's Geschichte der Hohenstaufen, über die er Schlosser's blank- und baaren Ausspruch fast als den seinigen wiederholen möchte, können wir hier nicht eingehn. Anmerken wollen wir nur, daß er hiebei doch für Schlosser partheiisch erscheint, dem er ja gleichfalls ungründliche und mißgegriffene Citate genug nachweist, und dem wir noch andre nachweisen könnten, wo er sogar sittlichen Tadel und Verwerfung auf solche Stellen gründet, in denen er die Ausdrücke, die er als die schlagenden wörtlich anführt, doch nur geradezu erdichtet hat! Jemand, der überall sich rühmt und sich etwas damit weiß, ein strenger Pedant zu sein, sollte doch solchen Leichtsinn und Fahrigkeit von sich entfernt halten! Wir sagen dies der sonstigen großen Verdienste Schlosser's unbeschadet, nur möchten wir warnen gegen das allzu schnöde Absprechen und Richten im stolzen Selbstgenügen eines gelehrten Wissens, das zwar allzeit nothwendig zu fordern und an sich ganz respektabel, aber gar nicht vor dem Mißgeschicke bewahrt ist, mitten im schönsten Prunke bisweilen gar häßliche Blößen sehn zu lassen.

XIX.

An Herrn Schlosser in Heidelberg.

Sie nennen mich ein zweites- oder drittesmal vor dem Publikum, und zwar auf eine Weise, in der Sie es, wenn Sie Ihren Vortheil verständen, nicht thun sollten, denn Sie zwingen mich, die Nachsicht, welche ich bisher gegen Sie übte, aufzugeben, und unser eigentliches Verhältniß offen darzulegen.

Ich machte Ihre Bekanntschaft im Jahre 1816 auf der Stadtbibliothek in Frankfurt am Main, kurz vor meiner Abreise nach Karlsruhe. Sie schrieben mir dorthin, ersuchten mich um Betreibung Ihrer Anstellung in Heidelberg und sandten mir von Zeit zu Zeit mit den freundschaftlichsten Äußerungen Ihre herauskommenden Schriften zu. Als ich nach Verlauf mehrerer Jahre Anlaß fand, eine Auswahl der geistlichen Sprüche des Angelus Silesius in Druck zu geben, glaubte ich nicht versäumen zu dürfen, Ihnen ein Exemplar zu schicken, besonders da die wenigen Bogen nicht im Buchhandel waren. Dasselbe that ich mit dem ersten Theil meiner biographischen Denkmale, der im Jahre 1824 erschien. Sie antworteten darauf durch einen Reisenden schriftlich: „Ich habe dem Hrrn. M. v. K. aufgetragen, theurer Freund, Ihnen meinen Dank für das am 6. Febr. von Ihnen abgeschickte, am 30. März von mir empfangene Buch zu überbringen. Es wird von mir im Aprilstück der Heidelberger Jahrbücher, das am 1. Mai ausgegeben wird, angezeigt werden. Schlosser.“ Auch diese Recension waren Sie dann beeifert mir zuzusenden.

Sie nennen mich in der Recension Ihren Freund, sprechen theilweise in großen Lobsprüchen von meiner Arbeit, theilweise aber auch mit Tadel, der indeß weniger das Buch als vielmehr Ansichten und Verhältnisse des Lebens und überhaupt gelehrtes und schriftstellerisches Verfahren betraf. Dabei kamen freilich Züge vor, die man tückisch finden konnte, andre geradezu falsche und liederliche Beschuldigungen, noch andre, die man kindisch oder läppisch nennen durfte. Ich könnte diese Ausdrücke, wollte ich den Raum nicht sparen, hier auf das genaueste, und ganz überzeugend für jeden Mann von Verstand und Urtheil, belegen. Die Sache war seltsam genug; einen Freund solcher Art hatte ich bisher noch nicht gehabt; mehrere dieses Schlages dürfte man sich auch sehr verbitten, mit dem Einen jedoch war die Gefahr so groß nicht; ich suchte mir einzureden, Sie hätten es im Grunde nicht so übel gemeint, sondern nur ohne Bedacht im Hui

den Wisch so hingeschmiert, wie Sie selbst von Ihren Sachen sich wohl auszudrücken pflegten.

Ich erwiederte also damals nichts, sowohl um Sie nicht bloßzustellen, als auch um meiner selbst willen, weil ich litterarische Streitigkeiten nie gesucht habe, so günstig auch die Gelegenheit war, in allem Vortheil einer guten Sache und einer leichten Führung derselben aufzutreten.

Als ich Ihnen aber ein Jahr darauf den zweiten Theil meiner biographischen Denkmale zusandte, konnte ich nicht umhin, sie mit einem Schreiben zu begleiten, von dem ich eine Abschrift zu behalten räthlich fand, und das ich hier also nun buchstäblich mittheilen kann. Es lautete, wie folgt:

Berlin, den 7. Juni 1825.

„Sie empfangen hier, Verehrter, die Fortsetzung einer Arbeit, von deren Beginn Sie noch immer Gutes genug gesagt haben, um nun auch, wenn die Fortsetzung ein Irrthum und eine Schuld wäre, schon einen Theil von diesen mittragen zu müssen! — Bei dieser Gelegenheit muß ich denn freilich wohl auf das Vorangegangene zurückkommen, was ich vielleicht schon früher hätte thun sollen, vielleicht aber auch besser verschoben habe bis heute. Ihre Beurtheilung meines Buches hat mich in nicht geringe Verlegenheit setzen müssen; einerseits konnte ich Freundschaftliches, ja Schmeichelhaftes darin nicht verkennen, andrerseits mußte ich auch das Gegentheil darin wahrnehmen; die zwiespaltige Stimmung, über welche zunächst das persönliche Gefühl befremdet sein durfte, hat sich zugleich des ganzen Sachurtheils bemächtigt; auf welche Weise, wollen wir sehn. In der That, ich war in Betreff der geschichtlichen Darstellung auf vielen und großen Tadel gefaßt, auf Zurechtweisungen und Berichtigungen mancher Art; ich wußte am besten, was mir alles fehlen konnte, und von woher mir Belehrung kommen durfte. Jedoch in dieser Hinsicht haben Sie mir ungemeine Milde bezeigt. Dafür aber, daß Sie mich auf dieser Seite, die ich nicht für gedeckt hielt, so sehr geschont, haben Sie mich auf einer

andern desto heftiger angegriffen, wo ich ganz sicher zu sein glaubte und es, noch meiner heutigen Überzeugung nach, wirklich mit Recht sein durfte. Sie sehn, ich rede von der gewaltigen Invasion dessen, was Sie Moral nennen, in meine harmlosen Schilderungen, gleichsam als wären dieselben von der tiefsten Verderbniß befangen, zu deren Tilgung sogar der arme Neander herbeigerufen wird! Was in aller Welt konnte Sie zu diesem Ritterthum, dem noch etwas mehr fehlt als sein Gegenstand, in dieser Weise antreiben? Sie bemühen sich wahrlich ohne Grund; ich kann Ihnen denselben nirgends in Ihren Anklagen zugestehn. Seit wann wird der Moralität des Erzählers zugerechnet, was er Unmoralisches zu erzählen hat, falls er dasselbe nicht bestimmt gut heißt? Hat er eine andre Pflicht, als die Thatsache mitzutheilen, wie sie war, für das Urtheil jedes Lesers, dessen Spruch, nach Verschiedenheit des Gesetzbuches, noch immer sehr verschieden ausfallen kann? Muß man schimpfen und poltern, um das Schlechte erst recht als solches zu bezeichnen? Ich weiß nicht, was bei solchem Verfahren schlimmer wegkommt, die Geschichte oder die Sittlichkeit, diese, weil sie keine Scham behält, jene, weil sie die Würde verliert! Ich bekenne Ihnen aufrichtig, es mag politisch kühn, ja nach Umständen groß sein, von einem hochgestellten Zeitgenossen drucken zu lassen „der Schuft Talleyrand",*) aber der Geschichtschreibung würdig erscheint es mir nicht. Dem Richter geziemt nicht, auch selbst Henker zu sein. Dergleichen Bezeichnung unterlassen zu haben, darauf am Ende läuft aller Tadel hinaus, den Ihre Moral gegen meine Stellen, die Sie in diesem Betreff anführen, schleudern will. Und welche Moral nun erst! Ein gutes Stück davon sieht fast wie pharisäischer Dünkel aus, oder gar, unter dem Schein des Gegentheils, wie anbiedernde Augendienerei; gegen beiderlei Anschein habe ich wenigstens Sie vertheidigen müssen, woran

*) Schlosser's Geschichte des 18ten Jahrhund. Th. 2. S. 292.

Sie erkennen mögen, daß, wenn ich bei meiner Weise falschem Anschein bei Ihnen ausgesetzt war, Sie es bei Ihrer Weise nicht weniger bei Andern sind. Ich unterlasse, hier näher in Einzelnes einzugehn, die Sache führte zu sehr ins Weite und bliebe doch, im Grunde, zwischen Ihnen und mir, zwecklos. Auch muß ich Ihnen noch etwas ganz Anderes vorhalten. Sie haben sehr unbedacht Anklagen gegen mich ausgesprochen, deren Bedeutung in bestimmten Lebensverhältnissen — von welchen Sie überdies immerfort reden — und in der Stellung der Tagesangelegenheiten — deren Sie wohlkundig sind — Ihrer Einsicht nicht verborgen sein konnte. Der Freund mochte sich immerhin dabei verläugnen, wenn nur der Kritiker Recht behielt. Allein solche Anklagen durch falsche Beweisstücke begründen, durch falsche Citate belegen, das ist ein Verfahren, von dem ich nicht weiß, wie ich es benennen soll. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß Sie dies gethan haben. Bei Gelegenheit der beabsichtigten Aufhebung Karl's XII. und der das Völkerrecht verletzenden Verhaftung Patkul's machen Sie mir den Vorwurf, diese Sachen ganz in der Ordnung zu finden; zum Beweise führen Sie, in Betreff der ersteren Angelegenheit, folgendes als meine Worte an: „Es heißt hier S. 206. Die Sache war ganz in der Ordnung; allein der König konnte sich nicht entschließen, und er erschrack (über die That? nein —) über die Folgen, welche die Sache haben konnte, nicht erwägend, daß die Furchtbarkeit des Feindes mit dessen Gefangenschaft aufgehört hätte." Ordentlich so, mit Anführungshäkchen, als wären es meine Worte! Und dennoch sind gerade die Worte, welche hier allein die Anklage begründen, „Die Sache war ganz in der Ordnung", nicht von mir, sondern von Ihnen zugesetzt! Denn bei mir heißt es: „Die Sache war leicht und fast ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte selbst mit vier Offizieren" u. s. w. Hier, so wie auch in dem Nachsatze, ist offenbar die Beschaffenheit der Dinge, nicht ihre moralische Richtigkeit, ausgedrückt. Keineswegs besser steht es mit Ihrer Anführung

:r Stellen, wo Sie die Lehre von Zweck und Mittel anzu-
:ingen nöthig glaubten, oder gegen die Maitressen der Für-
:n zu sprechen; Sie zwingen meiner Rede daselbst einen
idern Sinn auf, wie dort andere Worte! — Sagen
die mir nun, wie ist es möglich, daß einem Mann Ihrer
rt dergleichen begegnen kann? Sie, dem bei den Tausenden
)n Citaten in Ihrer Weltgeschichte dergleichen vielleicht kein
nzigmal begegnet ist! Wirklich, wären solche Beispiele häu-
ger, so könnte die gerühmte Gründlichkeit der citirenden
id moralisirenden lehrenden Historiker gar bald in einen
:uf kommen, um welchen die Weltmänner und Dilettanten
: nicht beneiden dürften! Ich bekenne Ihnen, die Sache
it mich lange stutzen gemacht, und ich würde noch jetzt für
den Aufschluß danken, den Sie mir darüber ertheilen könn-
n. Denn die Gedankenreihe, in welche ich selbst gerathen
n, und die mir ein Ausweg aus dieser Verwirrung schien,
: doch zuletzt wohl nur ein Sackgäßchen? Ich dachte näm-
ch, mein gelehrter Freund (um in der Sprache des brit-
schen Parlaments zu reden) hat vielleicht absichtlich, durch
iese ganze Behandlung, nur gerade die Art geschichtlichen
iortrags, wie er hier von einem Dilettanten versucht wor-
:n, in Schutz nehmen und seinen gelehrten Mitbrüdern,
if die er es gemünzt zu haben scheint, eine Lehre geben
ollen, indem er ihnen zeigt, daß der Gelehrte vom Fach
id der Dilettant auch bisweilen die Rollen, und mit diesen
re Fehler und Tugenden, tauschen können. War das wirk-
ch die Absicht, so stimm' ich von ganzem Herzen ein, und
ann lachen wir Beide, Sie, daß Sie das alles so hübsch
ngestellt, ich, daß ich es so glücklich errathen; wir lachen
beide, doch immer ein wenig mit auf unser Beider Kosten,
enn meinen Schaden hab' ich weg von vornherein, und
interdrein kommt doch auch der Ihrige ziemlich an den
ag! — Doch mag es damit sein, wie es wolle. Zanken
ollt' und mußt' ich mich mit Ihnen, und das hab' ich ge-
jan; aber nicht grollen. Und zum Zeichen deß sende ich
hnen mein neues Buch. Nehmen Sie es freundlich auf. —

Die Arbeit selbst bedarf mancher Nachsicht; der Stoff, besonders in der zweiten Abtheilung, bot übergroße Schwierigkeiten, und meine Verwahrung in dem Vorworte wird nicht überall ausreichen. Daß ich zu dreist und grob geschrieben, werde ich unfehlbar hören müssen. Doch von Ihnen wird mir eher zu große Zurückhaltung und Milderung vorgeworfen werden. Wollen Sie nun Ihre erwünschte Strenge in dieser Hinsicht frei walten lassen, so werden Sie in andrer für Ihre Nachsicht desto beliebigeren Raum haben!" —

Ich hätte Ihnen noch viel mehr als das im Briefe Angemerkte vorhalten können, allein ich dachte, es sei mit diesem genug, um Ihnen Ihr Unrecht klar zu machen, und ich zweifelte nicht, Sie würden dasselbe öffentlich, wie es geschehn war, auch zurücknehmen, besonders nachdem Sie mir mündlich, bei meiner Durchreise durch Heidelberg, bekannt hatten, freilich sehr obenhin bekannt hatten, Sie fänden nach Durchlesung meines kurz vorher empfangenen Briefes allerdings, daß ich gegen Sie Recht hätte. In der That wäre es nur Ordnung und Redlichkeit eines wackern Mannes gewesen, so harte als falsche Anklagen der Entstellung, der Erdichtung, der Ungenauigkeit in historischen Sachen nicht auf dem Haupt eines angeblichen Freundes ruhen zu lassen, besonders wenn der Ankläger selbst, und gerade in dieser Anklage, alle jene Sünden begangen hat. Denn, hören Sie es nochmals, Sie sind der Entsteller, der Erdichter, der falsch und unbegründet Angebende, nicht ich, der ich in meinen Arbeiten mit einer Gewissenhaftigkeit verfahre, die ich Ihnen wünsche! Wenigstens ist mir nicht begegnet, daß ich in den Geschichten, die ich erzähle, einen Feldherrn die Schlacht gewinnen lasse, die er verlor, wie solches von einem der Generale des siebenjährigen Krieges in Ihrer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu lesen ist, oder durch gefälschte Citate, unter dem Anschein untrüglicher Genauigkeit, die Gesinnungen eines Autors zu verläumden, wie Sie das in Ihrer Recension gethan haben. —

Daß Sie in Ihrer Beschämung schwiegen, fand ich zwar

leicht genug zu erklären, wußte nun aber zugleich, was ich von Ihnen zu denken hatte, von dem Menschen wie von dem Historiker. Ich durfte mir nun auch das Recht zuerkennen, mir meine Genugthuung zu nehmen, sobald es mir gefiele. Allein ich ließ wieder die Gelegenheit fünf Jahre ungesucht, bis sie endlich bei einer Anzeige von Stenzel's fränkischen Kaisern sich mir gleichsam aufdrang, und zwar zur Vertheidigung eines Andern. Hier sagte ich: „In seine herbe Polemik gegen Raumer's Geschichte der Hohenstaufen, über die er Schlosser's blank- und baaren Ausspruch fast als den seinigen wiederholen möchte, können wir hier nicht eingehn. Anmerken wollen wir nur, daß er hiebei doch für Schlosser partheiisch erscheint, dem er ja gleichfalls ungründliche und mißgegriffene Citate genug nachweist, und dem wir noch andre nachweisen könnten, wo er sogar sittlichen Tadel und Verwerfung auf solche Stellen gründet, in denen er die Ausdrücke, die er als die schlagenden wörtlich anführt, doch nur geradezu erdichtet hat! Jemand, der überall sich rühmt und sich etwas damit weiß, ein strenger Pedant zu sein, sollte doch solchen Leichtsinn und Fahrigkeit von sich entfernt halten! Wir sagen dies der sonstigen großen Verdienste Schlosser's unbeschadet, nur möchten wir warnen gegen das allzu schnöde Absprechen und Richten im stolzen Selbstgenügen eines gelehrten Wissens, das zwar allzeit nothwendig zu fordern und an sich ganz respektabel, aber gar nicht vor dem Mißgeschicke bewahrt ist, mitten im schönsten Prunke bisweilen gar häßliche Blößen sehn zu lassen."

Das hätten Sie ganz still hinnehmen sollen, als eine verdiente Mahnung an Ihre noch nicht gebüßte Schuld gegen mich. Statt dessen haben Sie die Stirn, gegen mich in Ihrem Archiv für Geschichte nochmals aufzutreten, mengen nach Ihrer Art den Angelus Silesius und den General von Tettenborn in die Sache, nennen mich Ihren Bekannten und thun, als ob Sie mich schonten, und fragen spöttisch, wie doch Saul unter die Propheten komme? Meinen Sie, daß ich kein Professor der Geschichte bin, so haben Sie recht;

ich verlange es auch gar nicht zu sein, am wenigsten einer, der ohne geistige Ansicht und Richtung nur immer in den rohen Stoffen der Geschichte mit zuweilen sehr unreinen Händen umherwühlt und eine noch zu prüfende Kunde von massenweis aufgehäuften Materialien für tiefe Geschichtseinsicht hält. Die Verdienste, welche man nicht allein um die Anordnung, sondern auch, ich gestehe es, um die bloße Durchrüttelung der Geschichtsmaterialien haben kann, bin ich jederzeit anzuerkennen willig, aber ich werde dagegen den thörichten Dünkel nur belächeln, der mit der halben oder viertels Arbeit schon die ganze geleistet zu haben wähnt. Sie sehn aus diesem Bekenntniß, daß, wenn ich auch Saul wäre, Sie mir noch für keinen Propheten gelten und selbst als ein rückwärts gekehrter, wie Friedrich Schlegel einst den Historiker bezeichnete, noch kein vollständiger sein würden!

Diese Abfertigung haben Sie sich endlich zugezogen. Mich hat schon immer gewundert, daß man Ihre anmaßlichen litterarischen Urtheile, denen es nur allzu oft an jeder Begründung fehlt, bisher so glimpflich durchgelassen; und ich dachte nicht, daß ich vor so vielen Bessern dazu berufen sein würde, Ihnen was Ihnen gebührt zu sagen. Doch auch dies geschieht noch mit Schonung, denn das Maß, womit Sie messen, habe ich noch nicht in ganzem Umfange gebraucht, auch habe ich keine Lust dazu, sondern überlasse das Andern, wie dem Publikum das Urtheil.

Sie begreifen, daß nach dieser Herzenserleichterung, zu der Sie mich genöthigt haben, ein weiteres Schriftwechseln zwischen uns nicht mehr Statt finden kann, wenigstens werde ich Ihr ferneres Gerede in dieser Sache nur verachten und keiner Antwort mehr würdigen, sie müßte denn auf einem andern als dem litterarischen Felde zu geben sein. —

Berlin, den 18. Juni 1831.

K. A. Varnhagen von Ense.

XX.

Mein Antheil an der Politik. III. Der Bundestag. Stuttgart und Tübingen, 1830.

Wie Herr von Gagern politische und historische Sachen bespricht, wie es ihm von sich selber zu reden beliebt, diese Art und Weise des Herrn von Gagern ist hinlänglich bekannt, und sie zu bezeichnen haben auch schon früherhin unsre Blätter versucht. Durch seinen „Antheil an der Politik", wie Herr von Gagern nicht eben glücklich seine Denkwürdigkeiten genannt hat und zu nennen fortfährt, ist ihm unstreitig gelungen, seine Landsleute, indem er sie hin und wieder belehrt, gewiß auch reichlich zu unterhalten, letzteres freilich nicht selten mit einer fast zu großen Hingebung seiner selbst, insofern er es nicht verschmäht, gelegentlich sein eigner Grazioso zu sein, und das Pathos eines gewichtigen Ganges unerwartet durch gar muntre Aus- und Einsprünge zu unterbrechen. In dieser Weise hatte Herr von Gagern uns bisher durch seine politische Laufbahn geleitet, die aus den wirkungsvollen Verhältnissen der Oberherrschaft Napoleon's sich zu dem freieren Spielraume des wiener Kongresses aufrang und endlich am deutschen Bundestage ihren Hochpunkt erreichte, denn hier konnte Herr von Gagern in einer großentheils ihm selbst überlassenen Rolle vor ganz Deutschland bedeutend hintreten. Noch nicht vergessen kann es im Gedächtnisse der theilnehmenden Zeitgenossen sein, mit welch ungewohntem Eindruck Herr von Gagern seine Wirksamkeit am Bundestag anhob, und welchen Zusatz eigenthümlicher Färbung diese hohe Behörde gleich in ihrem Beginn unwillkürlich von daher mitempfing. Wer sich dieser Zeiten und Vorgänge erinnert, wird nothwendig erwarten, daß in deren Darstellung Herr von Gagern am meisten er selbst sein, daß seine Eigenart hier auf dem Gipfel sich zeigen werde.

Um so auffallender ist es, daß von dem ganzen Antheil des Herrn von Gagern an der Politik gerade dieses Stück, womit der vorliegende Band sich beschäftigt, merklich schwächer, unergiebiger und farbloser behandelt erscheint, als die früheren Theile, welche doch mit Gegenständen zu thun hatten, in welchen Herr von Gagern nicht in so augenscheinlichem Glanz öffentlich hervortrat. Schon der zweite Theil stand in dieser Hinsicht, wie wir schon damals angemerkt, dem ersten nach, jetzt aber noch mehr der dritte jenem zweiten. Glaubte Herr von Gagern bei den früheren Theilen die Originalität und Energie seines Geistes, je weniger sie noch an den Weltstoffen selbst als eingreifendes Handeln sich zu bewähren vermochten, desto mehr in das Erzählen legen zu müssen, und hielt er hingegen jetzt, wo der mitzutheilende Stoff an sich schon genug in jener Eigenthümlichkeit getränkt ist, diese weniger dem Erzählen nöthig? Wie dem auch sei, nüchterner und schmuckloser, eingezogener und stiller, als wir es gewohnt sind und erwarten konnten, ist diesmal die Berichterstattung unläugbar ausgefallen.

Daß man aber nur nicht nach dieser Bemerkung etwa glaube, Herr von Gagern verläugne sich ganz und gar! Dies geschieht keineswegs. Zwar spiegelt Herr von Gagern sich nicht mehr in der angenehm hingestellten Möglichkeit, daß er an Napoleon die Forderung richten könnte, derselbe solle sich auch in Deutschland zum Oberhaupt wählen und krönen lassen und ihm, dem Herrn von Gagern, „jährlich zwei Millionen vertrauen, um damit in Ritterschaft und drittem Stand Anhänger für den neuen Kaiser zu gewinnen;“ er nimmt bei seiner diplomatischen Ausrüstung keine besondre Köchin mehr „zum inhaltschweren Geschäft der Dampfnudeln“ an, er ißt kein „nassauisches Brot“ mehr, und vieles andre dieser Art bleibt ohne Gegenstück. Dagegen bekennt Herr von Gagern unschwierig von seinem Antritt als niederländischer Bundestagsgesandter: „Ich durfte erwarten, daß Deutschlands Aufmerksamkeit unter andern auf mich gerichtet sein würde,“ läßt „die Jungen zwitschern, wie die Alten sungen,“

und zeigt in einem ausführlichen, traulich anbindenden Schreiben an den Fürsten von Metternich, welches den Inbegriff der deutschen Staats- und Volkssachen leichthin, bequem, mit gemüthlichem „Abandon“ verhandelt, daß er sich jetzt, wie früher, gern an der Spitze denkt und allenfalls noch immer sich dazu hergeben will, irgend eine politische Hauptleitung zu handhaben. Wir sehn aus allen Blättern dieses Buches Herrn von Gagern stets noch als denselben hervorgehn, im eifrigen Vorantreten und Aufregen, im vielfachen Berücksichtigen und Einlenken, in dem kecken Muthe alles mit unumwundnen Worten zu betasten, denen freilich meist kein weiteres Thun folgt, in der ungemeinen Fertigkeit, bei dem Einen und Hundertsten das Andre und Tausendste heranzuziehen, in dem unwiderstehlichen Drange, sein Ich jedem großen Geschäft, jeder außerordentlichen Handlung und jedem hohen Amte wenigstens im Bilde anzuprobiren.

In Betreff des verarbeiteten Stoffes haben wir zu bemerken, daß nicht leicht ein historisch-politischer Gegenstand für eine Memoirendarstellung ungünstiger ist als der deutsche Bundestag. Ohne eigentlich diplomatisches Geheimniß und hinwieder ohne die Öffentlichkeit parlamentarischer Verhandlungen, in bedächtigem stillen Gange, der auch die rascheren Anlässe unfehlbar zu seinem gemessenen Schritte regelt, bei beschränkter Angehörigkeit der Stoffe die aufgenommenen durch umständliches Getriebe verarbeitend, aber sie gleichwohl oft nur wenig verändert entlassend oder zur Ruhe stellend, das Individuelle selbst unter weitausgelegten Formen einhüllend, und gerade in allem diesen einen gewünschten Stand der Dinge inmitten mancher befürchteten Abwege bezeichnend und festhaltend, — in solcher Beschaffenheit können diese Verhältnisse eigentlich wohl nur als wirkliches Geschäft oder als strenges Studium interessiren, und es werden der Personen, denen sie als das eine oder das andre obliegen, immer nur wenige sein. War auch im Beginn des Bundestages diese Stellung noch nicht so völlig entschieden, hatten die Verhandlungen eine öffentlichere, mehr persönlich und dramatisch

hervortretende Gestalt, schlossen sich allgemeine, fast mitthätige Erwartungen dem neuen Entwicklungsgange der deutschen Sachen an, so blieb auch dieser konstituirende Betrieb doch nicht lange vorherrschend und fand schnell seine nahen Schranken. Allein selbst den Vortheil, welchen der bewegtere Anfang darbot, hat Herr von Gagern, wiewohl seine Rolle ganz dieser kurzen Periode angehört und noch vor deren Abschluß endigt, als Schriftsteller nicht benutzen wollen; das Persönliche, worauf gerade im Beginn so vieles ankam, das Gesellschaftliche und Unamtliche, was den Geschäften zur Seite und zuvor schritt, und womit sich manche lebhafte, anziehende Schilderung verknüpfen ließ, hat Herr von Gagern fast ganz verabsäumt und sich größtentheils darauf beschränkt, aus den Bundesprotokollen, vor denen wir — wie richtig und doch vergebens! — ihn gewarnt, seine eignen Vorträge, und Bruchstücke fremder, als Urkunden seines bei den Dingen gehabten Antheils, wieder abdrucken zu lassen, ohne daß dieser Auszug etwas auch in andrem Betracht Vollständiges oder Brauchbares geworden wäre.

Herr von Gagern kam an den Bundestag erfüllt einerseits mit den alten Vorstellungen eines Systems von politischem Gleichgewicht, mit seiner Gewöhnung und Anhänglichkeit an das alte Reichswesen, mit seiner staatsgeschichtlichen Belesenheit, andrerseits aber mit den modernen Eindrücken der widersprechendsten Erlebnisse und der gangbaren Tagesstimmungen. Beiderlei Bestandtheile seiner Politik treten abwechselnd hervor; mit dieser Ausrüstung war es ihm leicht, auf den verschiedensten Seiten bald hier bald dort voran zu sein, bald dem Alten, bald dem Neuen, der Monarchie, der Aristokratie, und selbst der Demokratie, mit seinen Kenntnissen und seinem Eifer beizustehn, jeder Richtung nach Gelegenheit das Wort zu reden, hinwieder auch jede nach Zeit und Umständen zu tadeln, zu verwerfen. Indem Herr von Gagern sich gegen die beiden großen Abwege erklärt, welche bei der Frage des Wiederaufbaus von Deutschland bemerkbar wurden, gegen den Abweg einer allgemeinen Verschmel-

zung zu wenigen großen monarchischen Einheiten, und gegen den einer allgemeinen demokratischen Auflösung, indem er einerseits mit den „Klugen und Unterrichteten" nicht zufrieden ist, welche das deutsche Gemeinwesen nicht eifriger emporhoben, und sich andrerseits den „Absurden und Unberufenen" gegenüberstellt, welche dem Bundestage neben dem schon vorhandenen Senat von Regierungsgesandten auch eine Kammer ständischer Volksboten zugetheilt wünschten, bezielt sein Vaterlandseifer einen wohl eben so bedenklichen dritten Abweg, der eine höchste Gewalt, auf Kosten der bestehenden Regierungsmacht sowohl als der gewünschten Freiheit, in der Bundesbehörde selbst aufstellen sollte; eine Aristokratie, welche, den Fürsten wie dem Volke gleich furchtbar, wohl eine der verderblichsten Mißgeburten geworden wäre, falls sie ins Leben hätte treten dürfen!

Die theils auf Erinnerungen vom abgeschafften deutschen Reichswesen, theils auf neuste Volksmeinung und Zeitansprüche gestützte Rolle, welche Herr von Gagern durch sein ganzes Buch uns als die seinige am Bundestage zu erkennen giebt, mußte seiner Betriebsamkeit, bei allem Wunsche, mit der Obmacht zu harmoniren und an ihr Theil zu haben, nothwendig sehr bald die Farbe der Opposition geben. Hievon genoß er eine Zeit lang den Ruhm und das Ansehen, doch ohne einen festen Boden und stätige Theilnehmer und Genossen sich aneignen zu können, wie denn auch seine Entfernung später sehr leicht bewirkt wurde, und kein Einfluß von ihm zurückblieb. Ohne über die drängenden Umstände und redlichen Gesinnungen, welche im Einzelnen vorwalten mochten, hier absprechen zu wollen, ohne die Vortheile sogar, welche sich für das Allgemeine damit verknüpften, im geringsten zu verkennen, dürfen wir doch wohl sagen, daß überhaupt die am Bundestage hervorgetretenen Oppositionen, mochten sie nun treibend oder hemmend erscheinen, gar sehr auf den Abweg hinneigten, im Namen der mittlern und kleinen Staaten eine unverhältnißmäßige Herrschaft anzustreben, welche zwar allerdings noch keine Gefahr für die großen

Staaten brachte, aber unfehlbar dem Ganzen eine falsche Richtung, einen unnatürlichen, unleidlichen Gang drohte. Die Unterscheidung, welche hiebei übersehn zu werden pflegte, läßt sich leicht darlegen; es wäre offenbar zu viel, aus der Gleichheit der Rechte in Betreff der Selbstständigkeit und Sicherheit auch die Gleichheit des politischen Einflusses herleiten zu wollen, da dieser der Natur der Sache nach in letztem Grunde stets auf den standhaften Verhältnissen wirklicher Macht und machtgültigen Ansehns beruhen muß. Als ein gründlicher Irrthum erweist sich auch bei näherem Hinsehn die scheinsame Meinung, welche früherhin wohl in befangenem und verstimmtem Augenblick einen sonst hellen Sinn ansprechen konnte, von Herrn von Gagern aber hier noch als gute Maxime wiederholt wird, daß ein deutscher Bund auch mit Ausschließung von Österreich und Preußen allenfalls bestehn möchte und in mancher Hinsicht am besten so bestünde; was würde dieser deutsche Bund, möchte man Herrn von Gagern wohl fragen, der sonst so hohe Ansichten von der europäischen Stellung Deutschlands und von dessen heilsamer Einwirkung auf die übrigen Länder an den Tag legt, was würde dieser deutsche Bund alsdann noch leisten, was gegen Westen noch bedeuten, wenn er ohne jene Mächte gedacht werden müßte, was gegen Osten noch sein können, wenn diese nicht nur außer ihm, sondern sogar nach Umständen wider ihn zu denken wären?

Die Entwicklung des Bundestags ist nicht in der Art und dem Maß erfolgt, wie sie früher von vielen Deutschen, und unter ihnen auch von hochgestellten Staatsmännern und ganzen Regierungen, gemeint und gehofft war, am wenigsten wie Herr von Gagern sie gewollt hat; die Sachen nahmen eine andre Wendung, und viele der früher lebhaft angefangenen Richtungen sind eingezogen oder bedeutend herabgestimmt. Die föderativen Triebe im deutschen Leben kommen deßhalb nicht zu kurz, sie suchen sich andre Bahnen und finden sie, außerhalb und neben den Bundesformen, doch diesen unbeschadet. Wir wollen hierüber nicht klagen,

sondern auch diesem andern Gange der Geschichte mit aufmerksamem Sinne folgen und jeden erwünschten Ertrag auch aus dieser Wendung mit Einsicht und Dank hinnehmen. Inzwischen hat auch der Bundestag, wie entfernt immer von dem Bilde, das ehemalige Erwartungen sich von ihm machten, in neuerer Zeit, sowohl durch die wiener Schlußakte, als auch durch den Fortgang der eignen Verhandlungen, eine weit bestimmtere, festere Haltung und ersprießlichere Wirksamkeit erlangt, als er in jenen Anfängen, die Herr von Gagern bespricht, gehabt hat und in all der Ausbildung, die ihm von dieser Seite zugedacht war, hätte haben können.

Wir würden indeß gegen Herrn von Gagern ungerecht sein, wenn wir um seiner Irrthümer und Seltsamkeiten willen nicht sehn und anerkennen wollten, wie ihm trotz aller Anfechtungen, denen er sich hingiebt, im Allgemeinen eine löbliche, gemäßigte Denkart, eine freimüthige, menschenfreundliche Gesinnung inwohnt, wie sein Urtheil im einzelnen Fall oft richtig und brauchbar, seine hinter großen Worten auftretende eigentliche Forderung meist noch billig ist, und wie selbst die auffallende Wunderlichkeit der Rolle, in der er sich so beharrlich gefällt, nicht selten für die Sachen wahren Nutzen gebracht haben mag, der vielleicht nur in solcher Rolle und überhaupt nur durch einen Mann dieser Art zu erlangen war. Leider jedoch wird Herr von Gagern die Anerkennung seines wirklichen Verdienstes, das wir unsres Orts gern nach voller Gebühr gelten lassen, durch den schlimmen Eindruck einer abentheuerlichen Manier sich vorzutragen, für die es außer ihm selbst gewiß keinen Liebhaber und schwerlich einen Vertheidiger giebt, bei seinen Lesern immer wieder schwächen und erschweren. Dem Autor zu Gunsten beurtheilt man ein solches Buch am besten aus einiger Ferne der Erinnerung, unmittelbar nach frischem Lesen ist es unmöglich. Man wird wohl merken, daß das Buch schon eine Weile nicht mehr aufgeschlagen vor uns liegt. —

Ob Herr von Gagern uns noch einen vierten Theil seines Antheils an der Politik, wohin er doch seine Rolle in

der hessendarmstädtischen Ständeversammlung gewiß rechnen darf, zu geben im Sinne hat, oder ob es mit diesem dritten sein Bewenden haben soll, darüber finden wir keine Andeutung. —

XXI.

Histoire du Congrès de Vienne. Par l'auteur de l'histoire de la diplomatie française. Paris, 1829. 3 vols.

Herr von Flassan, Verfasser der Geschichte der französischen Diplomatik, konnte wohl vor Vielen berufen scheinen, eine Geschichte des wiener Kongresses zu liefern; denn jenes mit Recht geschätzte Buch zeigt einen sorgsamen Forscher, der seine Sache geschickt und lehrreich darzulegen und ein billiges Urtheil damit zu verknüpfen weiß. Unangenehm überraschen muß es daher, wenn sein neues Werk die Erwartungen, zu denen man sich berechtigt glaubte, fast nur als getäuschte übrig läßt. Die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes enthüllt sich bei näherem Einsehn vollständig in der Beziehung, welche der Verfasser zu seinem Stoffe hat. Hr. v. Flassan ist ein Franzose, und in der Geschichte der französischen Diplomatik ganz auf seinem Boden, französische Angelegenheiten hat er zu bearbeiten, französische Quellen als Hülfsmittel, und auch seine französischen Gesichtspunkte sind dabei ganz am Platz, wenigstens darf man ihm zugestehn und muß sich darein finden, daß er diese, und nur diese habe. Nun ist aber bekannt, wie kundig und geschickt die Franzosen, und auch die mindern unter ihnen, ihre eignen Sachen handhaben und ausbeuten. Dort hatte demnach der Verfasser allen Ge-

nuß und Ertrag seiner Nationalvortheile, und auch bei fremden Angelegenheiten blieb es immer das französische Verhältniß, was dabei vorzüglich in Betracht kam. Durchaus anders aber stellte sich die Sache bei dem jetzigen Gegenstande, wo die Verhältnisse auch andrer Nationen selbstständig in ihren eigenthümlichen Bezügen und mit gründlicher Sachkenntniß aus ihrer eignen Mitte und ihren besondern Quellen zu bearbeiten waren, und die französischen so wenig ausschließlich voranstehn können, daß sie vielmehr als zurückgedrängte nur eben noch mitgehn. Hier wird dem Verfasser alles, was ihm früher Vortheil war, nun eben so zum Nachtheil, er giebt nach allen Seiten seine nicht zu verhehlenden nationalen Schwächen, seine persönliche Unzulänglichkeit bloß.

Schon gleich zu Anfange zeigt er die Beschränktheit, daß ihm nichts bekannt oder gültig ist, als was innerhalb der französischen Sphäre sich finden läßt, und daß er deren Besonderheiten zu allgemeinen Behauptungen erhebt. „Le congrès de Vienne,“ — sagt er —, „qui, par la gravité et l'étendue de ses opérations, est sans égal dans les fastes diplomatiques, n'a pas encore été apprécié, parce qu'il est encore peu connu.“

Dies mag wahr sein für die Bureaux und Salons, in denen der Verfasser sich umgesehn, für die übrige Welt aber nicht eben so. Wir kennen in Deutschland den wiener Kongreß genau genug und haben ihn auch genug erwogen und gewürdigt; die von Klüber herausgegebenen Akten des wiener Kongresses stehn in unsern Bibliotheken jederman offen, und desselben Staatsgelehrten schon im Jahre 1816 erschienene Übersicht der diplomatischen Verhandlungen des wiener Kongresses (drei Abtheilungen) ist ein Werk, welches, einige Lücken abgerechnet, deren Ausfüllung erst seitdem im Verlaufe der Zeit möglich geworden, viel genauer und einsichtiger die Sachen kennen lehrt, als dies das vorliegende neueste Buch zu thun vermag, ungeachtet dasselbe dreizehn Jahre später herausgekommen ist. Wenn unsre deutschen Arbeiten zu kennen dem ungelehrten französischen Leser auch nicht zu-

gemuthet wird, so durfte man hingegen von dem Schriftsteller, der sich zum Geschichtschreiber eines fremden oder allgemeinen Gegenstandes aufwirft, doch wohl billig fordern, daß er, anstatt gleich in den Tag hinein zu reden, erst ein wenig umherblickte, was und wie vor ihm schon von Andern darüber gearbeitet worden.

Die Erzählung diplomatischer Verhandlungen hat neben den sonstigen Schwierigkeiten, mit welchen überhaupt der Geschichtschreiber kämpfen muß, noch den besondern Übelstand der außerordentlichen Trockenheit des Stoffes. Die eigentliche Geschichte, das Lebendige, liegt immer außerhalb dieser Bahn, liegt hüben und drüben, in allgemeinen Begebenheiten wie in persönlichen Wirkungen, in dem Zusammenflusse des Außerordentlichen und des Gewöhnlichen, welches alles gewissermaßen den Schrifttext der Geschichte bildet, wozu die Diplomatik dann gleichsam das Punktum und den Streusand liefert. Jene außerhalb liegenden Wirksamkeiten und Lebenszüge in den Erzählungsgang des Diplomatischen mit hineinzuziehen, und dieses dadurch gehörig zu beleben, ist Sache des Talents. So hat schon Woltmann es vermocht, eine lesbare, wohlgelungene Geschichte des westphälischen Friedens zu schreiben, und so hat in früherer Zeit der große Sarpi, durchdrungen von dem geistigen Gehalte des Gegenstandes, das unschätzbare Werk über die tridentinische Kirchenversammlung geliefert, welches nur einiger Abkürzung bedürfte, um auch den Anforderungen eines heutigen Interesses noch zu genügen. Selbst wo öffentlicher Vortrag und verhandelnde Beredsamkeit waltet, in Parlamenten und Konzilien, und der Stoff also schon um so viel lebendiger ist als bei bloß diplomatischen Verhandlungen, muß Talent und Geist des Darstellers noch immer das Beste thun; denn die wichtigsten und entscheidendsten Vorträge der größten Redner zeigen sich selten geeignet, in ihrer ursprünglichen Gestalt einem höheren Geschichtswerke geradezu einverleibt zu werden; ihre eigne Länge ist nicht allein hinderlich, sondern es müßten auch die Reden der Gegner daneben stehn, damit überhaupt das ganze

dramatische Interesse in seiner Tagesentwicklung klar würde; da es unmöglich ist, dem Einzelnen, und noch dazu in seiner Folge von Wiederholungen, einen solchen Umfang zu bewilligen, so bedürfen die gehaltenen Reden, jemehr durch Zeitferne das dem Augenblick allein gehörige Interesse einschwindet, um so mehr einer abkürzenden, im dichterischen Geiste des Geschichtschreibers neu sie erzeugenden Behandlung. In dieser Art sind die Reden der Feldherren, Gesandten und sonstigen Staatsmänner bei den alten Geschichtschreibern nach dem Maße wahr und richtig, als der Geist dieser über den Stoff herrschend und bildend zu walten vermochte, ohne daß die ursprünglichen Worte wiedergegeben wären oder nur sein konnten. Wiefern dies bei neuerer Geschichtschreibung anwendbar, wiefern der Versuch zu wagen wäre und glükken möchte, die Sprache nicht nur der Parlamente und ständischen Kammern, sondern sogar der diplomatischen Konferenzen und Noten in eine gedrängte, von untergeordneter Wahrheit des Wortes zu höherer des Geistes aufsteigende Beredsamkeit überzutragen, und in dieser die betheiligten Personen nach ihrem Karakter auftreten zu lassen, das wollen wir gern einem andern Orte zu untersuchen vorbehalten und mit solcher freilich unerhörten und wunderlichen Zumuthung, wenn sie auch sonst bei dem Geschichtschreiber im hohen Stil gewiß Statt findet, nicht gerade zuerst einen Scherz gegen Hrn. von Flassan ausüben. Wenn derselbe jedoch die heutige diplomatische Sprache, welche ja nicht bloß die französische im Allgemeinen, sondern in dieser wieder zum Theil ein eignes Wälsch ist, das ganz dem Fach angehört, wenn er diese so musterhaft und heilig findet, daß er von dieser Wirklichkeit abzugehn ein Bedenken trägt, sondern sich ordentlich damit behelfen will und zur Entschuldigung seiner Sprache und Darstellung sagt: „Il n'est pas permis d'être plus élégant que les hommes d'état et de génie dont on rapporte les opinions écrites, ou débattues dans des conférences." — so möchte man doch mit einigem Seufzen sich nach einem etwas besseren Schicksal umsehn, als zu wel-

chem man nach dieser Ankündigung sich für das Weiterlesen verurtheilt findet.

Unser Verfasser, der doch nicht die Akten, sondern eine Geschichte des wiener Kongresses giebt, ist geradezu grausam, daß er bei dieser Trockenheit und Verschmähung der Eleganz mit Vorliebe feststehn und den trocknen Stoff auch absichtlich nur trocken und baar auflegen will, „sans viser à des effets dramatiques peu compatibles avec l'austérité du sujet;" denn allerdings war in Wien im Übermaße alles vorhanden, was zu dramatischen Wirkungen dienen konnte, wie überhaupt zu den mannigfachsten, bedeutendsten, anmuthigsten und beißendsten Schilderungen des bewegten Lebens und der hervorragenden Persönlichkeiten. Daß er dies alles geflissentlich bei Seite läßt, nimmt für uns auch dem Umstand fast alle Bedeutung, der schon durch die Inschrift des Buches: „quaeque ipse clarissima vidi" — übel genug aus Virgil's: „quaeque ipse miserrima vidi" parodirt — sich bemerklich machen will und nachher noch besonders erwähnt wird, daß nämlich der Verfasser in Wien zur Zeit des Kongresses persönlich zugegen war, als geschäftloser Beobachter zwar nur, aber doch mit den amtlich Beschäftigten hin und wieder bekannt; er berichtet jetzt nur aus den trocknen Akten, deren Einsicht und Beurtheilung ihm fern und spät noch sichrer und vollständiger, als dort und gleich, gewährt sein mußte. Ungeachtet er aber jede Mittheilung obiger Art und auch alle eigentlichen Anekdoten, so karakteristisch auch manche den Gang der Sachen oder deren Farbe bezeichnen konnte, ausdrücklich verneint, so unterläßt er doch nicht, sich selbst widersprechend, dennoch solcher mehrere seinem Text einzuflechten. Aber auch hier sehn wir leider nur, daß wir durch seinen Vorsatz, auf diese Mittheilungen nicht eigentlich einzugehn, nichts verloren haben, denn wo er, seinem Vorsatz entgegen, gleichwohl ein Gelüste dieser Art befriedigt und einige Anekdoten beibringt, da sind es die schaalsten und stumpfsten, oder verschobensten, die weder seinem Geschmacke noch seiner Kritik Ehre machen, wie z. B. das

angebliche Geschichtchen von Ludwig XVIII., der, als Blücher die Brücke von Jena zu Paris sprengen wollte, geschrieben haben soll, man möchte ihn die Stunde wissen lassen, damit er sich dann drauf stellen könnte! Im Gegentheil, ein französischer Minister, der für die Erhaltung der Brücke durch sein Ansehn bei Blücher etwas auszurichten dachte, erhielt von diesem die Weisung zurück, die Brücke solle gesprengt werden, und ihm würde es noch besonders lieb sein, wenn jener sich obenaufsetzte!

Überhaupt aber hält der Verfasser wenig Folge zwischen dem, was er verheißt, und dem, was er wirklich leistet. Von der Größe, der Gravität der Sachen, von der Austerität des Stoffes, von der strengen, dem Gegenstand angemessenen, auf unkundige, gehässige Mäkeleien keine Rücksicht nehmenden Behandlung weiß er zwar viel zu sagen, und man erwartet demnach eine baare Darlegung der Thatsachen nach den Urkunden und sonstigen Zeugnißschriften; allein bei solcher würdigen Enthaltsamkeit vermag er in der Erzählung keineswegs auszudauern, unaufhörlich mischt er die trivialsten Räsonnements ein, untersucht und rechtfertigt die Motive, preist im Zeitungslobstil die Resultate und übt dabei immerfort eine zwar namenverschweigende, aber unverkennbar hauptsächlich gegen den Abbé von Pradt und dessen längst veraltetes Buch vom wiener Kongresse gerichtete, in ihren Gründen schwache und in ihrer Anwendung schon ganz unnütze, langweilige Polemik.

Der Kongreßgeschichte voraus geht eine Einleitung von 126 Seiten, welche die Begebenheiten von 1789 bis zum Sturze Napoleon's in gedrängter Übersicht geben will. Diese Art Vorbereitung des Lesers ist heut zu Tage sehr beliebt, wenigstens bei den Autoren; mit dem Leben Napoleon's pflegt man die ganze Revolutionsgeschichte als Vorgabe zu bekommen. Uns gefällt die Kürze der Einleitung bei Tacitus: Urbem Romam a principio reges habuere etc. besser als diese Breite, bei der gewöhnlich doch nicht viel gesagt wird, und die hier zumal ein sehr schwaches Stück

Arbeit zeigt. Der Haß gegen die Revolution, die Schmähung und Herabsetzung Napoleon's, die sich bei jeder Gelegenheit aussprechen, können diese Schwäche nicht in Kraft umwandeln.

Den ganzen dritten Band füllt die Kongreßurkunde nebst den späteren ergänzenden Aktenstücken von Paris, Aachen und Frankfurt am Main. Die Kongreßurkunde ist aber sehr mangelhaft und unrichtig nach dem entstellten französischen Text, den auch Schöll's pièces officielles haben, abgedruckt. Das Nähere dieser Sache kann man in Klüber's eben erschienenen sehr gründlichen Abhandlungen nachlesen. Gewiß aber bleibt es bei einer Geschichte des wiener Kongresses und bei einem Diplomatiker vom Fach ein unverantwortlicher Fehler, die Urkunde, welche der Schlußstein des Ganzen ist, so ungenau und mangelhaft gegeben zu haben. Durch diese Unzuverlässigkeit in einer so wichtigen und klaren Sache wie die Revision eines Urkundentextes wird das ganze Werk auch in andern seiner Anführungen verdächtig, und wenigstens dieses Drittheil seines Umfangs ganz unbrauchbar.

Zwischen der schwachen Einleitung und der unrichtigen Schlußurkunde liegt die eigentliche Erzählung der Kongreßgeschichte selbst in nicht zwei vollen Bänden abgethan. Hier verfolgt nun der Verfasser die Arbeiten und Beschlüsse des Kongresses zwar Schritt vor Schritt, indem er auf alle Besonderheiten eingeht, aber durch das Einzelne gewinnt er gleichwohl nirgend das Eigenthümliche, sondern läßt alles in dieselbe Farbe getaucht hervorgehn; diese Farbe besteht darin, daß er alles in Wien Geschehene und Gemachte durchaus vortrefflich, weise, gerecht, oder, wenn nicht letzteres, doch zweckmäßig, wohlthätig, unerlaßlich findet. Er ist ein festentschlossener Lober der Sachen wie der Personen, aller insgesammt, und läßt sich dadurch nicht irren, daß diese wie jene oft in den Hauptsachen im unvereinbarsten Widerstreite standen. Der ganzen Versammlung und jeder einzelnen Mitgliedschaft derselben macht er seine Verbeugungen, ohne Ansehn der Personen, kann man sagen, und ganz geblendet von

dem Glanze der Amtsbekleidung, in der sie vor ihm stehn. Die Entscheidungen des Kongresses sind ihm in allen Fällen das untrügliche Maß dessen, was geschehn konnte und durfte; wo das urkundliche Recht ihn im Stich läßt, hilft ihm die Ersprießlichkeit; Europa muß mit ihnen sein goldnes Zeitalter anheben; eine im Jahre 1829 für die bis dahin schon vergangene Zeit nachträglich ausgesprochene Prophezeihung, die es doch leicht hatte, sich mit der Geschichte in bessere Abrede zu stellen! Unstreitig sind die Kongreßbeschlüsse, wie sie einmal dastehn, in voller Kraft und Verbindlichkeit, ihr Ansehn und ihre Wirksamkeit sind befestigt und verbürgt, sie bilden die Grundlage des neuen europäischen und insbesondre des deutschen Staatsrechts; aber die Geschichte hat noch andre Beziehungen aufzufassen und einen andern Standpunkt des Urtheils zu nehmen. Daß nicht alle Theilnehmer mit allen Beschlüssen gleicherweise befriedigt waren, daß auch von ansehnlichen Regierungen noch lange Zeit mancher Tadel rege blieb, ist Thatsache; daß nachfolgende Kongresse immer noch neue Bestimmungen hinzuzusetzen fanden, manche ältere Bestimmungen dagegen noch heutiges Tages gar nicht oder nur theilweise zur Ausführung gelangt sind, ist unläugbar; daß die Bewegungen und Stürme in Europa seitdem nicht schwächer, und die heftigsten Widerstreite nicht gelöst werden, zeigt die Tageslage sattsam. Wer darf jedoch deßhalb den wiener Kongreß beschuldigen, daß er einiges nicht bewerkstelligen, andres nicht zurückhalten gekonnt, in Summa die Geschichte nicht nach seinem alleinigen Gutdünken fortzusetzen oder gar stillzustellen vermocht habe? Das ungeschickte Lob, das Hr. von Flassan dem Kongreß ertheilen will, ist in solcher Ausdehnung zugleich ein falsches und nachtheiliges, das ihn ohne allen Fug gerade den verfänglichsten Bezugnahmen und den ungerechtesten Urtheilen aussetzen muß.

Noch schlimmer macht es der Verfasser, wenn er die Verhandlungen des Kongresses durch sogenannte Prinzipien geleitet annimmt, die Ergebnisse als nach vorgefaßten geistigen Entwürfen und mit konsequentem Bewußtsein derselben

hervorgebracht darstellt. Durch seine eigne Erzählung wird es schon klar genug, daß ein solches Verfahren nicht Statt fand und nicht Statt finden konnte, daß die neue Gestaltung, welche durch den Kongreß den europäischen Staatenverhältnissen werden sollte, zunächst, und mit gutem Grunde, von den materiellen Interessen ausging, von der Vertheilung und Anordnung des Wiedereroberten, in Gemäßheit von Ansprüchen, welche sich auf den bewiesenen Antheil an dem Wiedererobern selbst hauptsächlich stützten. Die eigentlichen Lebensfragen, gleich im Beginn des Kongresses, waren die zu treffenden Bestimmungen über Polen und Sachsen, so wie, beinah zwei Jahrhunderte früher, auf dem Friedenskongresse zu Münster und Osnabrück die eigentliche Schwere des ganzen Geschäfts in der allem andern vorgängigen Zufriedenstellung Schwedens und Frankreichs lag. Aber gleich in jenen Lebensfragen, an denen ja der Kongreß schon zu scheitern Gefahr lief und in eine sogar kriegdrohende Spaltung verfiel, — daß der in dieser Beziehung geschlossene Bundesvertrag zwischen Österreich, England und Frankreich in Wien dem Gegentheil ein völliges Geheimniß und dem Kaiser Alexander erst in den hundert Tagen bekannt geworden sei, ist ein Wahn des Verfassers, die Sache war alsbald bekannt genug, — entschied mehr die Schwerkraft der Dinge und die Einwirkung der Tagesumstände als eine nach Prinzipien ausgedachte Richtigkeit oder für die Zukunft berechnete Angemessenheit. So ging es auch größtentheils mit den übrigen Gegenständen. Die Massen lagerten sich nach ihrer Schwere, übten ihre Anziehungskraft auf das Nächstliegende, das Einzelne machte sich nach seiner Energie geltend, sie mochte nun in altem Ansehn, oder in neuem Eifer, oder auch in beidem bestehn, kräftiges Vordringen und schwaches Zurückbleiben erfuhren ihren Lohn und ihre Strafe, auch der Zufall mischte seinen Bestandtheil zu den mannigfachen Schicksalsgestalten, und das eigentlich Drastische, das die angeschwollenen Hindernisse rasch Beseitigende, dem Ganzen zu Ziel und Schluß Verhelfende war — Napoleon's

Wiederkehr von Elba. Dies mag der natürliche und richtige Hergang der Dinge sein, der unter den gegebenen Umständen einzig mögliche sogar, und im geringsten nicht als ein Vorwurf dem Kongresse zur Last fallen; nur soll man uns einen solchen Verlauf nicht albernerweise, wie der Verfasser thut, für eine Ordnung nach Prinzipien, nicht für eine Leitung nach tiefen politischen Ideen ausgeben! Damit ist keineswegs gesagt, daß nicht Grundsätze und Ideen in den Verhandlungen selbst vielfach aufgetreten und thätig gewesen wären, daß nicht die höchsten und reinsten Absichten in den Gemüthern gewaltet hätten. Eine lebendige Schilderung der Fürsten und Staatsmänner, die auf dem Kongresse versammelt waren, eine Darstellung so vieler gemeinbesten Betreibungen, die zum Theil von geringen, zum Theil auch von den höchsten Orten ausgingen und unterstützt wurden, hätte die reichsten Belege dafür liefern können, wäre der Verfasser nicht allzu beschränkt bei dem stehn geblieben, was in Gestalt diplomatischer Verhandlung und Schlußbestimmung festgehalten worden. Und auch in dieser Gestalt, besonders bei Berathung der deutschen Angelegenheiten, welche, nach jenen Fragen über Polen und Sachsen, die wichtigste Aufgabe des Kongresses blieben und ihrer Wesenheit zufolge eine tiefere Verwickelung geistiger und materieller Verhältnisse darboten, rang eine höhere politische Geistigkeit sich hervor, die besonders in dem preußischen Antheil an diesen Verhandlungen, vermittelst der bedeutenden Persönlichkeiten und Talente, welche von dieser Seite dabei auftraten, glänzend bemerkbar wurde, jedoch in den Resultaten, bei dem heftigen Drange der Begebenheiten und den späteren ungünstigen Entwicklungen, größtentheils nicht wieder zu finden war. Diese geistigen Richtungen und Kräfte, welche wirklich vorhanden waren, fahren aber bei dem Verfasser schlecht und fallen aus seiner Geschichte so gut wie aus, indem er sie an ihrer gehörigen Stelle, im Einzelnen und Beweglichen, nicht würdigt noch beruhen läßt; sie selbst in dem Ganzen aber, wohin er sie

versetzen möchte, in dem feststehenden Allgemeinen des Anfangs und des Schlusses, die ihnen angewiesene Stelle nicht behaupten können.

Nachdem Hr. von Flassan die Entscheidungen über Polen und Sachsen glücklich herbeigeführt und diese in jeder Art vortrefflich gefunden hat, geht er eben so die Lösung der Angelegenheiten Italiens, der Schweiz, die Errichtung des Königreichs der Niederlande, die Verwicklungen Spaniens und Portugals, die Verhältnisse des Papstes, des Malteserordens und andre theils allgemeine, theils besondre Gegenstände durch, welche zu Wien mehr oder minder zur Sprache gebracht worden. Sein politischer Blick ist bei keiner dieser verschiedenartigen Angelegenheiten sonderlich zu rühmen. Er lobt und unterstützt jedes Beschlossene nur mit gemeinen, obenaufliegenden, bis zum Überdruß wiederholten, oft ganz leeren Gründen so schlecht, daß man sieht, solche Gründe und Loberei könnten sich ihm gleich bereitwillig für all und jedes, selbst auch für das Gegentheil des Geschehenen, darbieten, und daß jederman leicht für sich allein bessere zu finden weiß. Die Bearbeitung ist sehr ungleich, je nachdem der Zufall ihn reichlich oder kärglich, mit guten oder mangelhaften Hülfsmitteln versah, denn aus den Quellen hat er, wenn überhaupt, doch wenigstens nicht immer geschöpft. Unrichtigkeiten und Mißgriffe fehlen nicht.

Auf dem Gipfel aber ist die Ungenauigkeit und Verwirrung, wenn der Verfasser die deutschen Angelegenheiten abhandelt. Unaufhörlich verwechselt er die Verhältnisse, die Personen, die Namen. Oft bleibt Geschehenes unerwähnt; Erdichtetes, Falschverstandenes wird als geschehn aufgeführt; das Frühere wird später gesetzt, das Spätere vorangestellt. Man sehe z. B., wie die Entstehung der verschiedenen Ständeverfassungen in Deutschland angegeben wird; man sollte glauben, Weimar, Baden, Nassau und Baiern hätten ihre Verfassungen in dieser Reihefolge und schon während des Kongresses erhalten, vielleicht gar noch vor Würtemberg, bei welchem dies letztere allerdings der Fall war. Was ferner

von dem preußischen Verfassungswerk ausgesagt wird, ist eben so schief und ungenau, wie so vieles andre.

Nach den deutschen Angelegenheiten ist nichts schlechter behandelt als das Zwischenereigniß der Rückkehr Napoleon's von Elba. Zwar legt der Verfasser das Ereigniß an sich umständlich genug dar und will dasselbe völkerrechtlich und staatsrechtlich genau erörtern; aber die Bedeutung der Sache in Bezug auf den Kongreß, die unmittelbare, schlagende und fortdauernde Einwirkung auf diesen sind gar nicht gebührend ins Licht gesetzt, und nach dieser Probe wäre man fast versucht, zu zweifeln, ob der Verfasser in Wien als Augenzeuge dem Geschehenen wirklich beigewohnt habe. Seine bittre Feindschaft gegen Napoleon, von dem er mit wohlfeil geringer Redensart ziemlich abgeschmackt sagt: „**Si le génie du mal n'était pas une allégorie philosophique, on l'aurait trouvé personnifié dans ce perturbateur universel,**“ wäre im Jahre 1829 bei einem ernsten diplomatischen Werke billig zu mehrerer Würde anzuhalten gewesen. Daß er den außerordentlichen Mann, den auch wir nicht lieben, aber sehr oft bewundern müssen, nur nach den gemeinsten Vorstellungen beurtheilt, ihm nur die abgedroschensten Dinge nachzusagen weiß, kann man dem Schriftsteller, der sich über das Geschäft, in Kanzleien zu handlangen und deren Akten zu registriren, nicht erhebt, allenfalls nachsehn, wenn aber der Mann sogar den Feldherrn zu beurtheilen wagt und verkleinern will und ihm endlich die zwei platten Verse:

> „**Bonaparte ci-gît: téméraire soldat,**
> **Qui, dans dix ans, perdit la couronne et l'état.**“

als Grabschrift setzt, so ist das nur zum Achselzucken und Wegwenden.

Es ist sehr natürlich, daß der Verfasser, außer seiner allgemeinen Rolle der unbedingten Anpreisung des Ganzen, sich noch besonders die Rechtfertigung und Verherrlichung der französischen Diplomatik angelegen sein läßt. Über das anfängliche Beiseitestehn der zu den Verhandlungen erst nach und nach zugelassenen französischen Gesandten geht er leicht

hinweg; die spätere Bodenlosigkeit ihres nach Napoleon's Wiederkehr auf bloßes Scheinansehn herabgesunkenen Einflusses möchte er ganz läugnen. Dieser wesentlich französische Gesichtspunkt für die Schilderung eines Kongresses, wo Frankreich der That nach, den Einen Moment der Ächtung Napoleon's abgerechnet, wirklich nur in untergeordneter Rolle blieb, reicht für sich allein schon hin, der ganzen Darstellung einen schiefen Zug einzudrücken. Doch geht dem Verfasser das französische Interesse keineswegs, wie bei seinen Landsleuten, auch den entschieden Königlichen, sonst gewöhnlich ist, zu der ungemessenen Ausdehnung, daß er für das Gebiet, das Ansehn und den Ruhm seiner Nation keine Gränze sähe; wir müssen ihm vielmehr die seltne Billigkeit oder Mäßigung anrechnen, daß er Belgien nicht mit Frankreich vereinigt wissen will, daß er sich der Niederlagen freut, welche seine Landsleute als Republikaner oder Kaiserliche erleiden, und daß er überhaupt Frankreich nur mit den Bourbon's und nach den Friedensschlüssen von Paris und den Kongreßergebnissen von Wien und Aachen gelten läßt.

Wir können, im letzten Überblick, das Buch nur für ein äußerst schwaches, uns Deutschen besonders, die wir in jedem Betracht Besseres haben, ganz unbrauchbares erklären und glauben dies um so bestimmter thun zu müssen, als der Name des Verfassers und der Ruf seines früheren Werkes eine günstige Vermuthung auch für das jetzige begründen konnten, die Kritik aber solchem Schein und solcher Täuschung entgegenzuwirken für eine Aufgabe ihres Berufes halten muß. —

XXII.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. München, 1830. 2 Thle.

Ein geheimnißvolles Dunkel, welches diese Mittheilungen, wie es scheint, mit Absicht umgiebt, dürfte zuvörderst reizen, die verschleierten Bezüge zu enthüllen, welche des Verfassers Namen und Persönlichkeit, wären sie bestimmter anzugeben, seinen Schilderungen ohne Zweifel noch besonders bedeutsam verknüpfen müßten; allein dieses Geschäft, nicht ohne Schwierigkeit und vielleicht in seinem Erfolge noch bedenklich, ist in keinem Falle nothwendig unsres Amtes, welchem die Beurtheilung der Sachen mehr als die Erspähung der Personen obliegt; wir überlassen daher diesen Reiz des Geheimnisses, des Errathens und Beziehens demjenigen Scharfsinn, der in solchen Aufgaben des gesellschaftlichen Tagverkehres schon geübt ist, und halten uns begnügt an den Gewinn der Thatsache, welche, neben allem Geheimniß, offenbar und hell wie der Tag dasteht: Wer immer diese Mittheilungen geschrieben habe, ein bereits Verstorbener, oder ein noch Lebender, welches deutschen Landes und Namens er sein möge, unwidersprechlich bezeugen sie, daß hier ein seltner Geist und ein edler, reicher Sinn, mit allen Mitteln und Vortheilen der vornehmen Welt ausgestattet, die Natur und Gesellschaft aus seinem begünstigten Standpunkte herab gründlich zu beschauen und meisterhaft darzustellen Lust und Kraft gehabt.

Daß der Verfasser dieser Briefe einem vornehmen Lebenskreise angehöre und dabei im vorzüglichen Sinn ein Deutscher sei, giebt sich nicht nur durch seine Sprache und sonstige äußere Zeichen zu erkennen, sondern eben so durch

das ganze Wesen seiner Schreib- und Denkart. Er ist eine der seltnen Erscheinungen, wo das Vornehme in seiner schönsten Ausbildung, nicht anstatt des Geistes, oder gar ihm zum Trotze, sondern nur als dessen gefälliges Element gelten will. Die europäische Allgemeinheit und Leerheit der großen Welt hat seine Eigenthümlichkeiten, welche doch guten Theils in denen seiner Nation wurzeln, nicht aufzulösen, sondern nur zu klären und zu heben gewußt. Wir rechnen dahin vor allem die unschätzbaren Gaben eines theilnehmenden frischen Gemüths, eines nach allen Seiten empfänglichen Sinnes, einer billigen, vorurtheilslosen Einsicht, und eines geraden, maßvollen Urtheils. Diese Eigenschaften, welche sich neben einer doch auch vorhandenen weltmännischen Schärfe und satyrisch beißenden Laune nur um so schöner darthun, sind, wenn auch andern Nationen im Einzelnen keineswegs abzusprechen, in ihrem Verein wohl vorzugsweise deutsch zu nennen und beweisen auch hier wieder, daß auf einem solchen festen Boden jederlei Blüthe gedeihen kann, denn selbst das Interessante und Unterhaltende, worauf es der Verfasser zunächst anzulegen scheint, ersprießt unfehlbar und reichlich daraus, daß er selbst für alles Interesse hat und dieses menschenfreundlich und wohlwollend an den Tag legt.

Deutsch auch müssen wir das eigne Verhältniß nennen, welches aus diesen Briefen als das des Verfassers zu der Empfängerin, zwar unvollständig, aber entschieden groß und schön zur Erscheinung kommt. Sie sind an eine Dame gerichtet, deren inniggefühlter Werth und hohe Vorzüge nicht nur durch bestimmte Stellen wiederholt angedeutet sind, sondern noch stärker und schöner dadurch ausgedrückt werden, daß überhaupt Briefe solcher Art ihr gewidmet wurden, aus dem reinen Bedürfniß eines edlen Herzens, allen Inhalt des freiesten Lebens einem stillen Vertrauen darzubringen, wo das tiefste Verständniß der Seele zur reinsten mitgenießenden Theilnahme und zur anspruchslosesten Zustimmung wird. Jeder vorhandene Name eines bestimmten Verhältnisses erscheint hier unzureichend, wir müssen erkennen, daß hier das höhere

Gebiet deutscher Gemüths- und Geisteseigenheit erschlossen ist, wo alles sich individualisirt und idealisirt, und kein vorhandener Maßstab für die selbstständigen Lebensgebilde dient, welche vielleicht kein früheres Beispiel noch spätere Nachfolge haben. In dieser Sphäre der Wahrheit und Innigkeit ist jede Gestaltung schön und richtig, wenn auch nicht jedem gewöhnlichen Sinne sofort verständlich. Vielleicht schlösse ein einziger Brief der Empfängerin das hier noch Räthselhafte herrlich auf, allein leider entbehren wir dieses Schlüssels, von ihr findet sich keine Zeile vor.

Wir können es dem Herausgeber aufs Wort glauben, daß diese Briefe zu ihrer Zeit wirklich so geschrieben worden, wie man sie hier findet, und eben so, daß bei ihrer Abfassung kein Gedanke an eine Möglichkeit einstiger Bekanntmachung war. Mit solcher nichtberechnenden Offenheit und Freimüthigkeit schreibt man nicht, wenn man auch nur entfernterweise an das Publikum denkt, solche Unbefangenheit des Sinnes bewahrt man nicht, solcher Zufälligkeit der Gegenstände und der Stimmungen folgt man nicht, außer im sichern Erguß einsamen Vertrauens, und mit solcher Hingebung an das Augenblickliche kann nur der Augenblick selber sprechen.

Diesen ungezwungenen Lauf der Feder, der in seiner behaglichen Lässigkeit Eile und Fülle vereinigt, in geistreicher Unterhaltungssprache bequem das Gewöhnliche mitnimmt, dichterisch groß hinwieder das Auserlesene und Vollkommene mit Leichtigkeit und Klarheit, mit Reiz und Tiefe vor Augen stellt, dann es zu mühsam findet, den kleinen vermeidbaren Schwierigkeiten der Sprache und des Vortrags aus dem Wege zu gehn, — dieses aus dem Stegreif schreiben erdichtet man nicht, und wie dasselbe nicht mit Absicht und Mühe könnte hervorgebracht sein, so würde ihm auch durch Feile und Nachbesserung nur wenig Gewinn erwachsen können. Die Sache selbst macht hier jeden Zweifel schwinden, und wir dürfen uns wohlgemuth der Überzeugung hingeben, daß uns ein in jedem Betracht ächtes und ursprüngliches Buch vorliegt.

Ein störendes Geschick hat dennoch die Erscheinung eines so aufrichtigen und freigehenden Buches bei der Herausgabe mit einiger Tücke heimzusuchen gewußt. Wir bekommen nämlich die Briefe zwar ächt, aber in einer Folge, welche die späteren Theile voranschickt und die früheren erst künftig erwarten läßt. Der Herausgeber versichert, besondre Umstände hätten hiezu genöthigt, und er sieht darin das Gestirn des Verfassers fortwalten, der während seines Lebens das Unglück gehabt habe, alles anders anzufangen als andre Leute, weßhalb ihm auch wenig gelungen sei, und ihn viele seiner Bekannten für ein künstliches Original gehalten hätten, da doch niemand aufrichtiger in seinen Sonderbarkeiten, niemand natürlicher in seinen Absichten gewesen sei. Wir vertrauen, daß uns diese Sonderbarkeit, die der Herausgeber auf sich nimmt, nicht um die noch fehlenden Theile bringen soll, und hoffen, die Verzögerung könne ihnen darin sogar vortheilhaft werden, daß sie weniger als die vorliegenden an Druck- oder Abschreibfehlern leidend ans Licht treten, die in der That hier so überhand genommen haben, daß wir den Leser darauf im voraus aufmerksam machen müssen, damit er nicht so manche schadhafte oder unklare Stelle dem Verfasser zurechne, der sie unmöglich verschuldet haben kann.

Die gegenwärtige Lieferung hebt mit der Abreise von London an, dessen gesellschaftliche Welt und großartiges Lebensgedränge in den früheren Briefen, die wir später zu erhalten vertröstet sind, ausführlich geschildert sein muß. Der Verfasser findet in der glänzenden, üppigen Welt, die er nach seiner begünstigten Stellung, auf die er keineswegs verzichten möchte, allen Beruf hat zu genießen und auch zu schätzen, doch keine Befriedigung. Wie Alfieri, wie Byron, denen er, bei mancher Ähnlichkeit, glücklicherweise dadurch weniger gleicht, daß er als Deutscher offner und vielseitiger an Sinn und Richtungen ist, und Gemüth und Einbildungskraft in ihm zu beruhigterem Verhältniß ausgeglichen sind, sucht er Einsamkeit, Gefahr und Beschwerden auf, um seine mächtigen Stimmungen würdig zu nähren, oder sie durch

noch größere zu bewältigen. Er wendet sich den wilden Naturschönheiten von Wales und darauf denen von Irland zu, wo er sich in Wagnissen und Kühnheiten mancher Art ergeht; er will, wo nicht mit sich selbst ganz allein, doch entschieden auf sich allein angewiesen sein, und hiezu ist er allerdings trefflich ausgerüstet. Inmitten grausenhafter Lagen und verzweifelten Ungemachs trägt ihn wie geistige Unerschrockenheit so auch erprobte körperliche Gewandtheit und Kraft; wo er Menschen und Gesellschaft aufsucht, die fern der Hauptstadt gegen deren Gewirr auch fast nur als Einsamkeit wirken, da zieht er vor, möglichst unbefangen und abgetrennt von andern Beziehungen nur durch seine Person dazustehn und zu gelten, obgleich ihm nach Umständen auch Rang und Name dienen mag, deren eigenthümliche Währung durch Mißverstand noch abentheuerlich gesteigert wird. In seinem Innern ist es jedoch inmitten aller Abgeschiedenheit fortwährend gesellig, denn das lebendige Andenken einer liebevollen Freundschaft erfüllt ihn, wendet seine Stimmungen immer wieder in heitre Mittheilung um und läßt ihn nie zu feindseliger Schwermuth übergehn.

Wir wollen hier, um das Gesagte gleich anschaulich zu machen, den Verfasser einiges selbst reden lassen, wobei wir von den vielen Stellen, die sich darbieten, nur die kürzern auswählen. Zwischen mühsam erkletterten Felsen in Wales, viertausend Fuß hoch über der Meeresfläche, hat er bei schäumendem Labetrunke, den er eigends dazu mitgenommen, der entfernten Freundin Heil zugerufen, und berichtet dies und fährt dann fort: „Nach vollendeter Libation aber betete ich von Herzen. Es waren nicht Worte —, aber innige Gefühle, unter denen der Wunsch lebhaft hervortrat, daß es doch Gottes Wille sein möge, es dir auf Erden gut ergehen zu lassen, und dann auch mir — if possible — und siehe! ein zierliches Lamm kam durch die Wolkenschleier heran geklettert, und die Nebel theilten sich, und vor uns lag, in zuckenden Sonnenblitzen, einen Moment lang die vergoldete Erde: doch nur zu bald schloß sich der Vorhang wieder —

ein Bild meines Schicksals! Das Schöne und Wünschenswerthe, die vergoldete Erde erscheint nur zuweilen, gleich Irrlichtern vor mir; — sobald ich sie ergreifen will, verschwindet alles wie ein Traum." Einsamer verloren in tiefem Naturgefühl erscheint diese Stimmung: „Bei des Mondes Silberschein fuhren wir langsam zurück, während des Bugleman's Horn Echo nach Echo aus dem Schlafe rief. Es war eine entzückende Nacht, und von Gedanken zu Gedanken gerieth ich in eine Stimmung, wo ich auch hätte Geister sehen können! Die Menschen neben mir kamen mir bloß wie Puppen vor; nur die Natur, die Milde und Pracht, die mich umgab, erschien mir als wirklich. — Woher, dachte ich, kömmt es, daß deinem liebenden Herzen doch die Geselligkeit fehlt, daß die Menschen im Allgemeinen dir nur so wenig gelten! Ist deine Seele noch zu klein für die Verhältnisse der geistigen Welt, noch zu nah mit Pflanzen und Thieren verwandt, oder hast du die hiesigen Formen schon in früherem Dasein ausgewachsen und fühlst dich unbehaglich in dem zu engen Gewande? Wenn dann auf dem stillen See der melancholische Klang des Bugleman-Hornes wieder in leisen Tönen über den Wellen zitterte und meinen Phantasieen, wie durch unsichtbare Geisterstimme, die Worte einer fremden Sprache gab —, da war mir's oft wie Goethe's Fischer zu Muthe, und als sollte ich jetzt sanft hinabgleiten, um O'Donnohue in seinen Korallengrotten aufzusuchen." Dagegen zeigt sich wieder um so heller der Trost des auch in der Trennung festen, verstehenden und verstandenen Zusammenlebens in solcher Äußerung: „Warum schreibe ich dir so gern? Gewiß weil ich denke, daß es dir Freude macht, aus der Ferne von mir zu hören, — aber auch, weil du nur immer mich verstandest, und niemand sonst! Dies allein wäre hinreichend, mich auf immer an dich zu fesseln, denn ich lebe, mitten in der Welt, doch nur mit dir, — so einsam als auf einer wüsten Insel. Tausende von andern Geschöpfen wimmeln zwar um mich her, — sprechen aber kann ich nur mit dir. Versuche ich es mit Andern, so kömmt

mir schon die Gewohnheit und Neigung, immer wahr zu sein, oft theuer zu stehen! oder ich stoße durch etwas anderes an, — denn Lebensklugkeit wurde meiner Natur eben so bestimmt und unerreichbar versagt, als es dem Schwane im Winter auf dem See vor deinem Fenster unmöglich ist, mit den vorbeigleitenden Schlittschuhfahrern Wette zu laufen, aber — seine Zeit kömmt auch, wenn er mit stolz gekrümmtem Halse die Fluthen zertheilt, oder im blauen Äther allein und majestätisch durch die Lüfte schwebt. Dann erst ist er er selbst."

Aus dem wirklichen Sehn und reinen Betrachten, welches auch bei offnen Augen und gepriesener Bildung so selten ist, hier aber den Gegenständen nach ihrem eignen Maß und Werth mit — man möchte sagen englischer — Nettigkeit gewidmet wird, aus der geübten, schnell auf das Wesentliche und Bemerkenswerthe gerichteten Auffassung, wo neben einer vergleichungsreichen Erfahrung alle Unbefangenheit eines ersten Anblicks besteht, aus dem feinen Sinn und sichern Takte, für die Einbildungskraft die wahrhaft bezeichnenden Züge hervorzuwählen, aus allem diesen, welches sich hier so glücklich vereint, entsteht eine Meisterhaftigkeit der Schilderungen, die in solchem größeren Verfolg und bei so mannigfachen Gegenständen so durchgehend und gleichmäßig nur höchst selten wiedergefunden wird. In dem Buche mag einiges minder Bedeutende vorkommen, manches Ähnliche sich wiederholen, und insofern einige Ungleichheit zwischen seinen Theilen zu bemerken sein; allein diese Eigenschaft bleibt ihm von Anfang bis zu Ende treu: es ist nichts gesucht in ihm, nichts gemacht, kein Gegenstand künstlich gehoben, keiner über sein natürliches Maß hinausgeführt, noch allzu flüchtig unter demselben behandelt; keine Absicht macht sich bemerkbar, Erstaunen oder Antheil zu wecken, auch die nicht, geistreich und eigenthümlich zu sein; alles ist im frischen und klaren Eindrucke der Gegenwart die Sache selbst, wie sie wirklich war und sich geben konnte. Diese bei höchster Bildung bewahrte Unschuld des Sinnes, mit solcher Anmuth und Bündigkeit des Darstellens vereinigt, gewährt einen ganz eignen Reiz,

der im einzelnen Beispiele doch nicht so hervorragend, als vielmehr in seiner durchgängigen Verbreitung über ein so ausgedehntes Ganze hin empfunden und genossen sein will.

Die Schilderungen sind gleich vortrefflich in den verschiedenartigsten Gebieten, für welche sonst auch wohl anerkannte Dichter nicht immer gleiche Fähigkeit aufzeigen. Wilde Naturansichten und heitre Landschaftsblicke, Gebäude und Kunstwerke, Begegnisse mancher Art, Einzelpersönliches, Gesellschaftliches und ganz allgemeine Zustände und Verhältnisse, alles ist mit gleicher Virtuosität, mit jenem reinen Sinn und schmuckloser Grazie aufgefaßt und behandelt. Die Beschreibung bewegt sich glücklich fast immer in epischem Fortschritt, das Ruhende durch Erzählen aufreihend, und das Lebendige des wirklichen Augenblicks festhaltend. Wir versagen uns nicht, folgendes an der Gränze von Wales aufgenommene Naturgemählde hier anzuführen: „Ich fuhr die Nacht durch, nachdem ich am Abend noch ein seltsames Spiel am Himmel erlebt hatte. Auf der Höhe eines Berges glaubte ich vor mir ein riesenmäßiges schwarzes Gebirge, und am Fuß desselben einen unermeßlichen See zu erblicken. Es dauerte lange, ehe ich mich überzeugen konnte, daß ich nur eine optische Täuschung, durch Nebel und verschiedene Wolkenschichten gebildet, vor mir hatte. Der obere Himmel war nämlich lichtgrau und ohne Schattirung, gegen ihn aber lag eine ganz schwarze Wolkenmasse in Form des wildesten Gebirges, deren obere Linie, kühn gezeichnet, vielfach auf und nieder stieg, während die untere durch eine Nebelschicht völlig horizontal abgeschnitten war. Dieser Nebel nun schien ein auf beiden Seiten unabsehbares silberweißes Wasserbecken zu bilden, und da an ihm, unmittelbar zu meinen Füßen, sich der grüne Vorgrund, ein bewaldetes, sonniges Wiesenland, anschloß, so erreichte die Täuschung wirklich einen seltnen Grad. Nur nach und nach, wie ich den Berg hinabfuhr, verschwand das zauberartige Bild in der Luft. Die schönste Wirklichkeit erwartete mich dagegen heute früh in Wales. Der Traum der Wolken schien mir im voraus die Herrlichkeit

des Thales von Llangollen haben verkünden zu wollen, eine Gegend, die nach meinem Geschmack alle Schönheiten der Rheinländer weit übertrifft und dabei eine ganz besondre Originalität in den ungewöhnlich geformten Spitzen und jähen Abhängen der Berge ausspricht. Ein reißender Fluß, die Dee, windet sich in tausend fantastischen Krümmungen, die dichtes Laubholz überschattet, durch den Wiesengrund, woraus schroff auf beiden Seiten hohe Berge emporsteigen, die bald mit uralten Ruinen, bald mit modernen Landhäusern, zuweilen auch mit Fabrikstädtchen, deren thurmhohe Feueressen dicken Rauch emporwirbeln, oder auch mit grotesken, einsam stehenden Felsengruppen gekrönt sind. Die Vegetation ist durchgängig reich, und Berg und Thal voll hoher Bäume, deren mannigfache Farbenschattirungen so unendlich viel zur Anmuth und dem Mahlerischen einer Landschaft beitragen. In dieser üppigen Natur erhebt sich, mit um so grandioserem Effekt, eine einzige, lange, schwarze, kahle Bergwand, nur mit dichtem, dunklen Haidekraut bedeckt, die sich geraume Zeit längst der Straße hinzieht. Diese prächtige Straße, von London bis Holy Head (200 englische Meilen) so eben wie ein Parquet, führt hier an der Seite der linken Bergkette entlang, ungefähr in der Mitte ihrer Höhe, und allen ihren Krümmungen folgend, so daß, während man im scharfen Trabe und Gallop dahin fährt, fast jede Minute sich die Aussicht völlig umwandelt, und man, ohne seinen Sitz zu verändern, abwechselnd das Thal bald vor sich, bald seitwärts, bald rückwärts übersieht." Er fährt sodann fort: „Das Bergstädtchen Llangollen gewährt nach einigen Stunden ein köstliches Ruheplätzchen und ist mit Recht seiner lieblichen Gegend wegen so häufig besucht. Die schönste Aussicht hat man vom Kirchhofe, neben dem Gasthaus, wo ich vor einer halben Stunde, auf ein Grabmonument geklettert, stand und mich mit herzlicher Frömmigkeit glückselig des schönen Anblicks freute. Unter mir blühte ein terrassenförmiges Gärtchen mit Wein, Jelängerjelieber, Rosen und hundert bunten Blumen, die wie zum Bade bis an den Rand des

schäumenden Flusses hinabstiegen; rechts verfolgte mein Blick die emsig murmelnden gekräuselten Wellen zwischen dicht herabhängendem Gebüsch; vor mir erhob sich eine doppelte Waldregion, durch Wiesenflächen mit weidenden Kühen abgetheilt, und über alles hoch oben die kahle konische Spitze eines vielleicht ehemaligen Vulkans, den jetzt die düstern Ruinen der uralten wälschen Burg Castel Dinas Bran, zu deutsch die Krähenveste, wie eine Mauerkrone decken; links zerstreuen sich die steinernen Häuser des Städtchens im Thal, und neben einer mahlerischen Brücke bildet der Fluß hier einen ansehnlichen Wasserfall; dicht hinter diesen angelehnt aber stellen sich, gleich Riesenwächtern, drei große Bergkolosse majestätisch vor und verschließen dem Auge alle ferneren Geheimnisse der wunderbaren Gegend."

Und was kann belebter und anziehender sein als folgende Schilderung geschäftigen Menschentreibens inmitten wilder Felsenklüfte: „Ein sehr romantischer Weg brachte mich, erst durch den Park, dann am Saum eines schön bewaldeten Bergstroms hin, in einer Stunde nach dem Schieferbruch, der sechs Meilen vom Schloß im Gebirge liegt. — Fünf bis sechs hohe Terrassen von großem Umfang steigen an den Bergen empor, und auf ihnen wimmelt alles von Menschen, Maschinen, Prozessionen von hundert an einander gehängten, schnell auf Eisenbahnen hinrollenden Wagen, Lasten herauf ziehenden Krahnen, Wasserleitungen und so weiter. Ich brauchte ziemlich lange, um das Ganze nur flüchtig zu besehen. Um zu einem entfernteren Theile des Werks zu gelangen, wo man eben die Felsen mit Pulver sprengte, was ich zu sehen wünschte, mußte ich mich auf einem der kleinen Eisenwagen, die zum Transport des Schiefers dienen, durch eine pechschwarze, nur vier Fuß hohe und vierhundert Schritt lange, durch den Felsen gehauene Gallerie auf dem Leibe liegend fahren lassen. Dies geschah vermittelst einer Winde. Es ist eine höchst fatale Empfindung, sich durch diese schmale Schlucht mit tausend unregelmäßigen Zacken, welche man, am Eingange wenigstens, deutlich sieht, bei ägyptischer Fin-

sterniß mit großer Schnelle durchreißen zu lassen, welches Fremde auch gewöhnlich ablehnen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn man, ungeachtet der beruhigenden Versicherung des Führers, der zuerst vorausfährt, nun dennoch an irgend eine dieser Zacken anstieße, man auch unfehlbar ohne Kopf auf der andern Seite ankäme. Nach Passirung dieser Gallerie mußte ich noch auf einem nur zwei Fuß breiten Wege ohne Geländer, am Abgrunde hinwandern, bis ich durch die zweite niedrige Höhle endlich zu dem gewünschten, in der That schaudervoll prächtigen Ort gelangte. Hier schien man sich schon in der Unterwelt zu befinden! Die mehrere hundert Fuß hohen, spiegelglatten, abgesprengten Schieferwände ließen vom blauen Himmel kaum so viel noch sehen, um Tag von Dämmerung unterscheiden zu können. Der Boden, auf dem wir standen, war gleichfalls abgesprengter Felsen, und in der Mitte bereits ein tiefer Spalt, von ungefähr sechs bis acht Fuß Breite, schon weiter hinunter gearbeitet. Über diese Schlucht amüsirten sich einige Kinder der Steinarbeiter halsbrechende Sätze zu machen, um ein paar Pence dafür zu verdienen; an den Felsenwänden aber hingen überall Bergleute, gleich schwarzen Vögeln mit ihren langen Eisen pickend, und Schieferblöcke mit Geprassel herunterwerfend. Doch jetzt schien das ganze Gebirge zu wanken, lauter Warnungsruf erschallte von mehreren Seiten, die Pulvermine sprang. Ein großer Felsen löste sich nun von hoch oben langsam und majestätisch ab, stürzte gewaltig in die Tiefe, und während Staub und abspringende Steinstückchen die Luft gleich dickem Rauch verfinsterten, hallte der Donner im wilden Echo rings um uns wieder. Diese, fast täglich an verschiedenen Orten des Steinbruchs nothwendigen, Operationen sind so gefährlich, daß, nach der eignen Versicherung des Direktors, man bei dem ganzen Werk im Durchschnitt jährlich auf 150 Verwundete und 7 bis 8 Todte rechnet! Ein zu diesem Behuf eigens bestimmtes Hospital nimmt die Blessirten auf, und ich selbst begeg-

nete beim Herreiten, ohne es zu wissen, der Leiche eines vorgestern Gebliebenen, car c'est comme une bataille. Die Leute waren so aufgeputzt und mit Bergblumen geschmückt, daß ich die Prozession im Anfang für eine Hochzeit hielt und fast erschrack, als auf meine Frage, wo der Bräutigam sei, einer der Begleiter schweigend auf den nachfolgenden Sarg wies. Nach der Äußerung des Direktors ist jedoch die Hälfte der Unglücksfälle der Apathie der Arbeiter selbst zuzuschreiben, die, obgleich jedesmal gewarnt, dennoch in der Regel zu sorglos sind, um sich bei der Explosion zur rechten Zeit und weit genug zu entfernen, und da der Schiefer sich oft in platten, messerscharfen Stücken ablöst, so ist ein unbedeutendes, in weite Ferne geschleudertes Stück der Art hinlänglich, dem Manne, den es trifft, die Hand, ein Bein, oder gar den Kopf, rein abzuschneiden, welcher letztere Fall, wie ich hörte, einmal wirklich vorkam. Da wir selbst von dem foyer nicht zu weit entfernt standen, so benutzte ich den Wink und machte wieder linksum, durch die höllische Gallerie, um mir die friedlichern Arbeiten zu besehen." — Die Schilderung des Badeorts Bangor und der über das Meer gespannten Kettenbrücke, und die ganze romantisch-gefährliche Wanderung in Irland zu O'Connell's Schlosse, und noch vieles andre, was selbst nur namhaft zu machen uns zu weit führte, sind unvergleichlich.

Mit dem allgemeinen Sinn für Naturschönheit jeder Art zeigt sich noch eine besondre Neigung und ein ausgebildeter Geschmack für eigentliche Landschaften und Parkanlagen verbunden. In diesem Betreff kommen bedeutende Urtheile und die feinsten Bemerkungen vor. Überhaupt aber bewährt sich des Verfassers edler und kenntnißreicher Geschmack fast nach jeder Kunstseite hin. Mit den Dichtern ist er wohlvertraut, und fast ohne es zu wollen gehört er schon ihren Reihen an. Von der Musik war in England vielleicht kaum Gelegenheit etwas Rechtes auszusagen. Von Gemählden aber spricht der Verfasser als ein sinniger, kundiger Beschauer. Über bildende Kunst, und besonders über Architektur, läßt er sich als ein

Mann von großer Einsicht vernehmen. Für die sogenannte gothische Baukunst mit Begeisterung eingenommen, enthält er sich doch nicht über ihre Wiedererweckung für unsre Zeit folgende merkwürdige Äußerung zu machen: „Mir ist sie immer als die ächt romantische, das ist ächt deutsche Bauart vorgekommen, aus unserm eigensten Gemüth entsprossen. Doch, glaube ich, sind wir ihr jetzt entfremdet, da eine mehr schwärmerische Zeit dazu gehört. Wir können sie wohl noch einzeln bewundern und lieben, aber nichts mehr der Art schaffen, was nicht den nüchternsten Stempel der Nachahmung trüge. Dampfmaschinen und Konstitutionen gerathen dagegen jetzt besser als überhaupt alle Kunst. Jedem Zeitalter das Seine.“ —

Eben so gelingt es dem Verfasser, von merkwürdigen Personen ein karakteristisches und geistreiches Bild so rasch und mühelos als vollständig und zuverlässig hinzuwerfen. Wie wenig dabei eine künstliche Wirkung und gesuchte Ausschmückung Statt findet, läßt sich aus einem Beispiel erkennen, welches einem minder natürlichen Sinn wohl Stoff und Anreiz bieten konnte, sich in Witz und Laune anzustrengen. Ein Besuch bei den berühmten alten Jungfern in Wales, die unter andern auch in den Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis vorkommen, wird hier in anmuthiger Einfachheit erzählt, und es bleibt der Sache selbst überlassen, sich geltend zu machen. Sehr anziehend und völlig unbefangen wird auch die Bekanntschaft mit Lady Morgan nach dem jedesmaligen Eindrucke des wiederholten Zusammenseins geschildert, und ohne daß im Gedränge zwischen wahrer Achtung und spöttischem Belächeln, wozu die Anlässe gleich stark vorhanden, das Urtheil partheilich zu sehr auf die eine oder die andre Seite schwankte. Eine besondre Erwähnung verdient noch der merkwürdige Besuch bei O'Connell und die Berührungen mit dem Treiben und den Verbündeten dieses bedeutenden Demagogen, dessen damals noch problematische Anschläge seitdem zu so großem Erfolge gediehen sind.

Die Eigenheiten englischer Sitten und Zustände treten

ohne gesuchte Grellheit zu klarer Einsicht hervor; man erhält schon hier, und wohl noch mannigfacher auch nach andrer Seite belegt in den zu erwartenden Theilen, einen anschaulichen Begriff von diesem wundervollen Zusammenhang und den üppigen Auswüchsen eines auf unermeßlichen Reichthümern und auf freier Verfassung gegründeten, in einförmiger Allgemeinheit und in vielgestaltiger Absonderung, gesetzlich und willkürlich, sich bewegenden, starkthätigen und müßigen, genußbequemen und langweiligen, beneideten und verspotteten Insellebens. Gleich andern unbefangenen Reisenden der neuern Zeit ist der Verfasser von dem englischen Wesen nicht allzu sehr eingenommen, die aufrichtig dargebrachte Bewunderung läßt neben sich oft dem herbsten Tadel Raum; der mit löblichem Antheil hervorgehobenen Wohlhabenheit Englands giebt er ihr Gegenbild in dem jammervollen Elende der Irländer; dem eine Zeit lang hinwieder in Irland entbehrten comfort widerfährt die vollste Anerkennung; was unter gentleman zu verstehn sei, wird vollständig dargelegt; der Begriff von temper empfängt eine den Wunsch nach dieser schönen Eigenschaft anregende Entwicklung. Nichts ist heitrer und pikanter als die Anekdoten, welche die Macht des Modelebens bezeichnen, besonders die trefflich erzählte Geschichte des übermüthigen dandy, welcher die Kammeradschaft mit dem Prinz-Regenten so weit trieb, daß er diesen einst die Bedientenglocke ziehen hieß und darauf, wegen solcher Unart weggeschickt, die Unverschämtheit hatte, gegen den Prinzen vornehm zu thun und ihn nicht zu kennen, und wirklich die Macht hatte, durch eine besondre Knotenstellung der Halsbinde, worin es ihm niemand gleichzuthun vermochte, den ganzen hohen und höchsten Kreis in Verzweiflung zu bringen, bis er endlich, armgeworden und auswandernd, sein Geheimniß den Freunden in den schriftlich hinterlassenen Worten: „My friends! starch is the thing,“ großmüthig offenbarte. Man muß diese ganze Erzählung von den Sprüchen und Thaten, die auch auf diesem Gebiet eine Art Helden möglich zeigen, in dem Buche selbst

nachlesen. An einem andern Orte, wo der Verfasser von dem würdigen Provinzleben achtbarer Familien spricht, äußert er scharf, aber mit Verstand und Wahrheit, hierüber folgendes: „Diese wohlhabenden (bei uns würde man sie sehr reich nennen) und angesehenen Gutsbesitzer, die sich nicht in London zu ängstlich zur **fashion** drängen, aber die Liebe ihrer Nachbarn und Untergebenen zu erwerben suchen; deren Gastfreundschaft nicht bloße Ostentation, und deren Sitten weder **exclusive** noch ausländisch sind, sondern die in einer civilisirten und durch Reichthum verschönten Häuslichkeit ihren Genuß, in strenger Rechtlichkeit ihre Würde finden — bilden die wahrhaft respektabelste Klasse der Engländer. In der großen Welt Londos spielen sie zwar nur eine unbedeutende, in der Menschheit aber gewiß eine ehrwürdige Rolle. Leider ist jedoch in England die Übermacht und Arroganz der Aristokratie, und über dieser noch die der Mode, so herrschend und gewaltig, daß selbst solche Familien wie die hier geschilderten, wenn sie mein Lob läsen, sich wahrscheinlich weniger dadurch geschmeichelt finden würden, als wenn ich sie unter denen, die den Ton angeben, aufführen könnte. Wie weit hierin die Schwäche bei den würdigsten Leuten in England geht, kann man kaum glauben, ohne es zu erfahren, und alle Klassen der Gesellschaft davon auf die lächerlichste Weise angesteckt gesehen zu haben."

Auch das Verhältniß des Engländers zu seiner Religion und Kirche weiß der Verfasser aus diesem Gesichtspunkt durch wenige Striche mit bittrer Wahrheit anzudeuten. Er erzählt, wie er mit einem jungen Geistlichen von guter Familie gespeist habe, der bei sonst sehr leichtfertigen Reden in Religionssachen ganz orthodox gewesen, und fährt dann fort: „Aber so ist die Frömmigkeit der Engländer beschaffen, es ist eine *Partheisache* für sie und zugleich eine Schicklichkeitssitte, — und so wie sie im Politischen stets ihrer Parthei, durch dick und dünn, verständig und unverständig, immer gleich unverrückt folgen, weil es *ihre* Parthei ist, oder einer Gewohnheit immerfort sklavisch sich unterwerfen, weil

es so bei ihnen üblich ist, betrachten sie auch die Religion, ohne alle Poesie, ganz aus demselben Gesichtspunkt, gehen Sonntags eben so unfehlbar in die Kirche, als sie täglich eine frische Toilette machen, um sich zu Tisch zu setzen, und schätzen den, welcher die Kirche vernachlässigt, fast eben so gering als jemanden, der Fisch mit dem Messer ißt." Zu diesem letztern Ausdruck wird erläuternd noch die Anmerkung gemacht: „Gemeine Engländer führen das breite Messer gleich einer Gabel zum Munde. Die Gebildeteren dagegen halten solches für eine wahre Sünde gegen den heiligen Geist und kreuzen sich innerlich, wenn sie z. B. einen deutschen Gesandten so essen sehen. Es ist hinlänglich, ihnen die ganze Nation zu verleiden." Auf diesen Gegenstand kommt er nochmals zurück und ruft, nachdem er die drückende und gehässige Herrschaft der englischen Kirche in Irland und die Leiden der dortigen Katholiken geschildert hat, mit lebhaftem Unwillen aus: „Quelle excellente chose qu'une religion d'état! So lange dergleichen noch existirt, und nicht, wie in den Vereinigten-Staaten, jedem erlaubt ist, Gott auf die ihm beliebige Art zu verehren, ohne deßhalb sich im bürgerlichen Leben zurückgesetzt zu sehen, — so lange hat auch das Zeitalter der Barbarei noch nicht aufgehört. Einst muß im Staat das Gesetz allein regieren, wie in der Natur. Religion wird Trost im Unglück, und noch höhere Steigerung des Glücks, nach wie vor, gewähren, aber herrschen und regieren darf sie nicht. Nur das Gesetz übe unabänderlichen Zwang, überall sonst aber walte unbeschränkte Freiheit. Dies kann der gebildete Theil der Menschheit auf der Stufe fordern, auf welcher er angelangt ist, und die er durch so viel Blut und Jammer erkauft hat. Welcher Wahnsinn, den Menschen vorschreiben zu wollen, was selbst nach ihrem Tode aus ihnen werden, oder was sie darüber glauben sollen? Schlimm genug, daß hier auf Erden die besten Institutionen, selbst die weisesten Gesetze, noch mangelhaft bleiben müssen, man lasse wenigstens die unsichtbare Zukunft jeden nach seinem eignen Ermessen sich ausbilden."

Auch in ihren andern Fehlern und Schwächen ist er die Engländer zu schonen keineswegs gemeint, und hierin gerade sind die Größten und Besten unter ihnen — was wieder zum Ruhme der Gesammtheit gereichen muß — fast einstimmig auf seiner Seite. Man höre seine freien und schönen Äußerungen in Betreff Lord Byron's: „Eben betrachte ich seine beiden Portraits, zwei mir geschenkte Handzeichnungen, die ich dem Giaour und dem Don Juan beigeheftet habe. Gleich Napoleon, erscheint er mager, wild und leidend, wo er noch strebte; fett geworden und leidend, als er erreicht hatte. Aber in beiden so verschiedenen Gesichtern zeigt sich doch schon der tief vom Schicksal aufgewühlte, tiefer noch empfindende, und doch dabei höhnende, verachtende, vornehme Geist, der diese Züge belebte. Lachen muß ich immer über die Engländer, die diesen ihren zweiten Dichter (denn nach Shakspeare gebührt gewiß ihm die Palme) so jämmerlich spießbürgerlich beurtheilen, weil er ihre Pedanterie verspottete, sich ihren Krähwinkelsitten nicht fügen, ihren kalten Aberglauben nicht theilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er sich über ihren Hochmuth und ihre Heuchelei beklagte. Viele machen schon ein Kreuz, wenn sie nur von ihm sprechen, und selbst die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthusiasmus glühen, wenn sie ihn lesen, nehmen öffentlich heftig Parthei gegen den heimlichen Liebling, oft zu Gunsten der gemeinen Seele eines Weibes, die nie würdig war, Lord Byron's Schuhriemen aufzulösen, und deren kleinlicher Rache es dennoch leicht wurde, ihn in der englischen Gesellschaft zu Grunde zu richten. Es war der anerkennenden Deutschen, es war unsers Patriarchen würdig, durch ein gewichtiges und tiefes Wort diesem Heroen, der Europa angehört, der englischen Schandsäule gegenüber eine dauernde deutsche Ehrenpforte zu errichten."

Der Reisende unterläßt nicht, aus der Ferne und Zerstreuung seines Wanderns bisweilen auch Rückblicke auf die vaterländische Heimath zu werfen, die ihm im Allgemeinen werth und theuer ist, für die er auch redlich mitgekämpft und

auch sonst gewirkt zu haben scheint, mit der aber ganz zufrieden zu sein ihm weder seine Geistesansprüche, noch sein Geschmack und Lebensdrang verstatten wollen. Einen Kreis gesellschaftlicher Zustände voll frömmelnden, geistlosen und dabei plump hochfährtigen Treibens stellt er mit guter Laune und scharfem Witz in ganzer Blöße hin; dringende Anspielungen auf bestimmte Verhältnisse und Personen scheinen nur leicht verhüllt und für die Kundigen leicht zu errathen; wir aber, unwissend, ob mehr dem Süden oder dem Norden von Deutschland diese Bilder angehören sollen, oder ob sie nicht dennoch nur ein bodenloses Gespinnst dichtender Willkür sind, haben an ihren schalkhaften Umrissen und bunten Farben unser vorübergehendes Ergötzen, ohne uns mit ihrer Deutung aufzuhalten. Ernsthafter und nachdenklicher sind einige Blicke auf staatsbürgerliche Zustände, deren nächstbezüglichen Boden in den vielen deutschen Landen wir ebensowenig auskundschaften mögen; Mängel werden gerügt, Verbesserungen empfohlen, Fortschritte angerathen. Erfreulich ist das treue Gedenken des Reisenden an deutsche Litteratur; er scheint mit deren Bestem und Neuesten vertraut, und sein Urtheil nach eigner Weise gebildet zu haben. Häufig erwähnt er Goethe'n und citirt dessen zur Gelegenheit passendes Wort. Wir nehmen innig Antheil daran, daß er Werther's Leiden in abgelegenster Gegend von Irland in einer alten englischen Übersetzung liest, und wir verzeihen ihm, daß er, der sogar das köstliche Buch dort und in solcher Gestalt zum erstenmale durchliest, bei aller sonstigen Anerkennung ihm doch für die jetzige Zeit nicht mehr eine solche Bedeutung abgewinnen kann, wie er sie überschwänglich für jetzt und künftig im Faust desselben Dichters enthalten findet. Anziehend ist auch eine andre Erwähnung, welche dem Deutschen immer zu Ehren gereicht, bei Gelegenheit der Büste Agrippa's im Königlichen Museum zu Paris, die in Stirn und oberem Theil der Augen eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Manne habe, „der auch, obwohl in ganz anderem Wirkungskreise, zu den großen gehört — mit Alexander

von Humboldt." Wir machen auch noch besonders aufmerksam auf eine karakteristische Vergleichung, welche der Verfasser zwischen den Irländern und den Wenden anstellt. Er sagt: „Die Melodieen der Lieder, welche man sang, hatten eine auffallende Ähnlichkeit mit denen der Wenden, wie ich überhaupt zwischen beiden Völkern viel gleiche Beziehungen finde. Beide fabriciren und lieben ausschließlich reinen Kornbranntwein (Whiskey) und leben fast allein von Kartoffeln; beider Nationalmusik kennt nur den Dudelsack, sie lieben leidenschaftlich Gesang und Tanz, und doch sind ihre Melodieen stets melancholisch; beide sind unterdrückt durch eine fremde Nation und sprechen eine immer mehr sich verlierende Sprache, die reich und poetisch ist, ohne daß sie doch eine Litteratur in derselben besitzen; beide verehren unter sich noch immer die Abkömmlinge ihrer alten Fürsten und haben den Grundsatz, daß, was nicht aufgegeben ist, auch noch nicht ganz verloren sei; beide sind abergläubisch, schlau und in ihren Erzählungen zur Übertreibung geneigt, revolutionär wo sie können, aber etwas kriechend gegen dezidirte Macht; beide gehen gern zerlumpt, wenn sie sich auch besser kleiden könnten, und endlich sind beide bei elendem Leben doch großer Anstrengung fähig, obgleich sie am liebsten faullenzen, und dabei auch beide gleich fruchtbarer Natur, welches ein wendisches Sprüchwort den Braten der armen Leute nennt. Die bessern Eigenschaften besitzen die Irländer allein."

Bisweilen flechten sich dem Reisetagebuch auch novellenartige Episoden ein, kleine Geschichten aus der Wirklichkeit oder aus romantischer Sage. Sie sind mit Anmuth und Geist, doch nicht sowohl in eigentlich dichterischer Fassung, als vielmehr im Sinn und Vortrag eines geschmackvollen Weltmanns erzählt.

Ein so gebildeter Geist war aber mit Betrachtung der Gestalten nicht begnügt, sondern hat auch im Allgemeinen sich Welt und Leben und Menschheit begreiflich zu machen gestrebt, und diese Briefe geben von einer solchen Richtung mannigfache Proben. Der Verfasser versucht sich in philo-

sophischen Erörterungen, die zwar von wissenschaftlicher Spekulation (gegen die er sich daher auch von Kant bis Hegel nur ablehnend erklärt) in weiter Ferne bleiben, aber von einem scharfen Verstande zeugen, der sich mit Gewöhnlichem nicht befriedigen kann und seine eignen, nicht erborgte, Ergebnisse haben will. In diesen Gedanken wie in den nach seiner Art frommen Empfindungen und Betrachtungen, die er auszudrücken Anlaß nimmt, kann er sich als einen Sohn des achtzehnten Jahrhunderts nicht verläugnen, das noch gewaltig in das neunzehnte herüberströmt und sich lebhaft für Freisinn, Bildung und Milde, so wie scharf gegen Aberglauben, Frömmelei und Unterdrückung ausspricht. Des Verfassers Ansicht und Bekenntniß läßt sich in diesem Betreff ganz dem gemäß, was man gemeinhin als Zeitgeist rühmt oder schilt, und was auch in der That als Durchschnittsgesinnung unsre Zeit noch am allgemeinsten zu beherrschen scheint, freimüthig also vernehmen: „Unser Verstand und unsere Vernunft ist, mit der Erkenntniß der äußern Natur, und daraus abstrahirten Erfahrung, eben die einzige wahre und ächte Offenbarung Gottes, deren wir theilhaftig geworden sind, und die niemand bezweifeln kann. Der Mensch ist allerdings seiner Natur nach dazu bestimmt, sich mit diesen Mitteln durch sich selbst immer weiter fortzubilden, und so war das Christenthum auch eine Folge dieser fortschreitenden Civilisation, wie früher (um bei diesem Zweige der Ausbildung stehen zu bleiben) das Mosaische Gesetz, später die Reformation, und ihr zweiter Akt die französische Revolution; endlich die hieraus allgemeiner erwachsende Denk- und Preßfreiheit, und alles was sich jetzt, ruhiger, aber desto sicherer, durch diese letztere bereitet. — Wir finden also überall nur die Resultate derselben allmählichen Civilisation, von der niemand wissen kann, wo sie stehen bleiben wird; — aber welchen Grad sie auch erreiche, immer kann und soll sie hier nur menschlich sein und durch menschliche Mittel befördert werden."

Aus allem Bemerkten und Mitgetheilten ergiebt sich

wohl zur Genüge, welche Anregung und Befriedigung, welcher Genuß und Gewinn aus diesem Buche zu schöpfen sind, wobei nur der Verfasser und seine Leser in sehr ungleichem Vortheil erscheinen, denn indem auch die geringsten von diesen an ihm sich bereichern können, wird er selbst nur von den seltnen geistverwandten nach wahrer Gebühr und im vollen Umfange seiner Gaben gewürdigt und anerkannt werden. Damit jedoch überhaupt der Gesichtspunkt weniger fehle, aus welchem unsres Erachtens das Buch sein günstiges litterarisches Verhältniß erst recht gewinnt, sei uns im Allgemeinen ein Rückblick auf die Sphäre verstattet, der es durch Ursprung und Karakter wesentlich angehört.

Die neuere vornehme Welt ist ein großes, allgemeines Gebild, welches auf bestimmten Grundlagen unter ähnlichbedingten Umständen überall fast als dasselbe emporsteigt und den oft rohen Ursprung und harten Kern seines Wesens mit einer üppigen Hülle gefälliger Ausschmückung umkleidet, die von andrem Boden her nur selten ihres Gleichen finden zu können scheint. Wie das untere Volk seine besondern Sinnes- und Ausdrucksweisen hat, so im Gegensatz auch die vornehme Welt, zu welcher freilich nicht jeder behagliche Landjunker noch jeder knappgestellte Höfling gehört, auch der Reichgewordene nicht sogleich, noch der Gebildete schon deßhalb, sondern nur die wahrhaft Begünstigten, welchen ihre ganze Lebensstellung längst und in jeder Beziehung das Beste der äußern Welt zu Genuß und Vortheil darbot, die Mühen des Tages zu Leichtigkeit und Anmuth umwandelte, welchen Selbstständigkeit und Freiheit, durch Ansehn und Besitz getragen, ohne Anstrengung zu Theil wurde, jede Bahn offen, jedes Voranstehn natürlich, und somit auch für Edelsinn und Bildung ein unermeßlicher Vorsprung gewonnen war. Von solchem Verein höchst wirksamer Einflüsse gedeihen in der That auch für Gemüth und Geist ganz eigenthümliche Blüthen und Früchte, eine freie und kühne Grazie, eine nachlässige Sicherheit, ein feiner und scharfer Reiz, ein erwünschter Geschmack, wie andrerseits dem Volksartigen eine ur-

kräftige Fülle, eine dunkle Tiefe des Gefühls und eine liebliche Naivetät eigen sind. Allerdings liegt zwischen den beiden Äußersten der Volkslitteratur und der vornehmen ein höheres drittes Gebiet, das des Genius, dessen Macht ohne Schranke waltet, auf gleiche Weise das wahrhaft Vornehme und das wahrhaft Nationale in sich zusammenfaßt und den Gegensatz aufhebt. Allein andern Ortes wird gleichwohl der Unterschied fortbestehn, und wir werden nicht umhin können, weil er besteht, ihn auch auszubilden, wie auf der Volksseite bisher auch genug geschehn ist, aber nicht auf der vornehmen, und wer dürfte läugnen, daß auch von dieser Seite in der Litteratur, wenn nicht die höchsten und großartigsten, doch gewiß die erfreulichsten und förderlichsten Erscheinungen hevorgehn könnten?

Bei uns Deutschen war die vornehme Welt geraume Zeit von der übrigen Nation wie abgeschnitten, sie wandte sich von dieser hinweg und suchte ihr Lebenselement in fremder Bildung. Wenn auch seitdem dieses Verhältniß in seinem Grunde sich gänzlich verändert findet, so ist doch in der Litteratur bis jetzt fast nur der alte Zustand sichtbar, und das, was wir im Gegensatze der Volkslitteratur, an der wir so überaus reich sind, die vornehme nennen könnten, mangelt völlig, oder steht auffallend zurück. Haben viele unsrer Vornehmen, sogar regierende Fürsten und deren Angehörige, sich mit Auszeichnung im Gebiete der Wissenschaft und der schönen Kunst beschäftigt, so thaten sie dies doch nur auf dieselbe Weise wie andre Gelehrte und Künstler, ohne die Eigenthümlichkeit ihrer besondern Lebensstellung dabei mitauszudrücken; auch was einige Schriftsteller für die vornehme Welt, ohne ihr anders als durch dieses Bemühen anzugehören, und mit Talent geschrieben haben, kann hier nicht in Rechnung kommen. Unser Mangel erscheint ganz offenbar, wenn wir den französischen nur eiligst aus alter und neuer Zeit herausgegriffenen Namen Sevigné, Ligne, Boufflers, Chateaubriand u. s. w. einige einheimische an die Seite setzen wollten. Goethe steht höher, als daß wir ihn hier nennen

dürften; einiges von Sturz und von Woltmann ist allzu einzeln und fällt wieder aus.

Und dennoch sind auch wir vielleicht in diesem Betreff dem wahren Verhalte nach schon nicht ganz so arm mehr, als wir es noch scheinen. Das Eigne der Geisteserzeugnisse auf diesem Boden ist, die Öffentlichkeit weniger zu suchen und höchstens gesellschaftliche, nicht litterarische Zwecke zu haben. Wie manche Schätze von Briefen, Tagebüchern, Reisebemerkungen und sonstigen Ausarbeitungen mögen im Kreis unsrer höheren Stände vorhanden sein und des Zufalls vergebens harren, der sie bekannt machen soll!

Auch die vorliegenden Briefe, von ihrem Verfasser gewiß nicht für das Publikum geschrieben, vielleicht gegen seinen Willen, wenngleich in bester Absicht bekannt gemacht, hätten uns noch lange entzogen bleiben können, und wir würden nicht geahndet haben, was wir entbehrten. Glücklicherweise besitzen wir sie, und in ihnen eine der schönsten Grundlagen zugleich und Zierden der bezeichneten Litteratur, denn wir müssen in ihnen den schönsten Verein aller der Eigenschaften anerkennen, welche wir als die Vorzüge der vornehmen Lebensregion gerühmt haben, verbunden mit den höheren eines vornehmen Geistes, von welchem jene freilich ihren rechten Glanz erst empfangen. —

XXIII.

Histoire de France, depuis le 18. brumaire jusqu'à la paix de Tilsit. Par M. *Bignon*. Paris, 1829. 1830. Tome 1—6.

Wir können fast kein französisches Buch über die Geschichte der neusten Zeit anzeigen, ohne sogleich in eine polemische

Stellung gegen den Inhalt zu gerathen, und dies wahrlich ungern und mit Verdruß, denn sicher fehlt sonst uns die Neigung nicht, die schätzbaren Eigenschaften anzuerkennen, welche jenen Büchern meist rücksichtlich der Anordnung und des Vortrages zukommen und für unsre heimischen noch gar oft zu wünschen bleiben. Wir sind aber genöthigt, bei solchen Werken eine Art fortlaufender Protestation einzulegen wider die unaufhörlichen Unrichtigkeiten, Entstellungen und Mißverständnisse, welche, sowohl in Betreff der Thatsachen, als in der ganzen Art der Auffassung und Behandlung, gerade diejenigen Denkmale unsrer Zeitgeschichte verfälschen und unsicher machen, denen, als von Augenzeugen und Theilhabern der Begebenheiten in der verbreitetsten europäischen Sprache mit Geist und Geschicklichkeit verfaßt, für Nachlebende wie schon jetzt für Mitlebende, die nicht besser unterrichtet oder gewarnt sind, der Anschein größter Zuverlässigkeit und die Macht allgemeinsten Eingangs mitgegeben ist. Unsre Verwahrung ist um so nöthiger, als wir Deutsche dabei noch besonders in einem nachtheiligen Verhältnisse stehn. Wenn Franzosen ihre Geschichtschreibung etwa gegen Engländer einseitig betreiben, so mag der Übelstand sich allenfalls dadurch ausgleichen, daß auch diese dagegen ebenso einseitig auftreten, und der Kritiker durch solche grellen Widersprüche mit Gewalt auf einen höheren Standpunkt zwischen beiden hinaufgedrängt wird; allein wir Deutschen pflegen den Übertreibungen und Einseitigkeiten der Fremden nicht ebensolche unsrige entgegenzusetzen, sondern befleißigen uns einer allgemeinen, sorgfältigen Auffassung, verabsäumen die Gunst der Nächsten und den Reiz für die Entfernten und bleiben demnach in Gefahr, wenn wir nicht wenigstens Einspruch am rechten Orte thun, mit unsern ungeschmückten Thaten und Wirkungen gegen jene herausgeschmückten gar sehr im Schatten zu stehn.

Von dieser Aufgabe spricht auch das vorliegende Buch uns nicht los, so sehr dasselbe sonst in vielem Betracht vor andern sich auszeichnet. Wir sind weit entfernt, Hrn. Bignon

mit einem Bourrienne oder andern solchen Schriftstellern zu verwechseln, die nur stets ihre Unwissenheit zur Schau tragen, oder gar Untergeschobenes mit ihrem Namen decken; er ist unläugbar ein kundiger Staatsmann, ein gewandter Darsteller, überhaupt ein Mann von großem Verstand und vieler Einsicht und Sachkenntniß. Er hat sichtlich aus den ersten Quellen geschöpft, die Verhältnisse selbst waren ihm theils unmittelbar bekannt, theils wurden sie es ihm durch späteres Einsehn und Benutzen der wichtigsten Staatsschriften, deren Zugang ihm nicht verschlossen sein konnte. Unrichtigkeiten grober Art, wie sie bei Andern auf jeder Seite wimmeln, kommen bei ihm nicht vor, schiefe Voraussetzung oder leeres Vorurtheil wird seinen faktischen Angaben selten schädlich, seine Übertreibungen geben wenigstens zu, daß man sie dafür halten könne. Allein dennoch ist nicht leicht ein Buch dieser Art erschienen, bei welchem man größere Vorsicht anzuwenden und Schritt vor Schritt mehr auf seiner Hut zu sein hätte. Der Verfasser begleitet nämlich die Erzählung des Geschehenen mit einer fortlaufenden Erörterung, untersucht die Beweggründe und Antriebe, das Recht und Unrecht, die Zweckmäßigkeit und Nothgedrungenheit der Handlungen. In diesem Theile seiner Geschichtschreibung nun wird er zum wahren Sachwalter, zum einseitigen Vertreter seiner Parthei, deren Gunst und Vortheil das höchste Ziel seines Bemühens ist. Die Sache aber, für die er streitet, und die er durch die eröffnete Verhandlung glücklich durchbringen möchte, ist die des Napoleonischen Frankreichs, hervorgehend aus dem republikanischen, übergehend in das monarchische, und indem er seinen Helden möglichst auf den Gipfel der Größe und des Ruhmes zu stellen strebt, hütet er sich doch wohl, ihn mit den Gestaltungen, die ihm vorangingen und nachfolgten, in allzu scharfem Gegensatz erscheinen zu lassen, er sucht ihn vielmehr mit dem Wesentlichen in beiden zu versöhnen, und ihm aus den Gegnern, die ihm weichen mußten, wie aus denen, die ihn ablösten, noch Anhänger und Bewunderer zu werben. Hiebei verfährt

er mit Gewandtheit und scheinbarer Mäßigung, schmeichelt seine Ansichten dem Leser ein, wiederholt sie mit Vertrauen, und wenn er weniger darauf rechnen kann, im einzelnen Falle jedesmal den aufmerksamen Sinn zu überzeugen, so darf er doch hoffen, durch die ganze Masse einer ausgedehnten, gleichmäßig verarbeiteten, anziehenden Darstellung den unprüfenden, nachgiebigen überredend zu bewältigen.

Außer dem Berufe, welchen der Verfasser durch seine Denkart, Lebenserfahrung und Geistesfähigkeit zu einem solchen Werke schon von selbst hatte, empfing er noch einen ganz besondern, mächtig bestimmenden, durch die Aufforderung, welche Napoleon's Testament für ihn enthielt: „Je l'engage à écrire l'histoire de la diplomatie française de 1792 à 1815“, und diese Worte, dem Unternehmen von solcher Seite her das größte Ansehn und die mächtigste Empfehlung verleihend, sind mit gutem Fug als Titelaufschrift jedes Bandes treulich wiederholt. Indem Hr. Bignon aber gleichsam verpflichtet ist, im Sinne und zu Gunsten Napoleon's zu schreiben, so weiß er doch sehr wohl zu unterscheiden, was der persönliche Mensch im bestimmten Lebensaugenblicke einseitig oder ungebührlich verlangen möchte, und was der Geist eines Helden im Zusammenhange seiner Erscheinungen ansprechen kann. Er hat seine Aufgabe durchaus im letztern Sinne gefaßt; seinen Helden stellt er mit Neigung dar, er zeigt ihn im besten Lichte, aber er ist deßhalb kein Schmeichler desselben, er tadelt ihn, wo es nöthig scheint, und indem er manche Schwächen und Fehler preisgiebt, behält er um so sicherer die Größe festgestellt. Hiernach dürfen wir freilich glauben, daß Napoleon selbst mit dieser Arbeit, wenn er sie erlebt hätte, wenig zufrieden sein würde, denn niemand hat jemals das Lob so unbedingt gefordert, den leisesten Tadel so unwillig zurückgestoßen. Herr Bignon hat ferner als ein Mann von Verstand und Einsicht mit allem Rechte sich nicht zu genau an den Buchstaben des Vermächtnisses gehalten, sondern die Aufgabe zweckmäßig erweitert. Er fand den Zeitraum von 1792 bis 1815 keine

organischen Abschnitt, sondern beschloß, vom Jahre 1785 anzuheben; ebenso hielt er die völlige Sonderung der diplomatischen Geschichte von der allgemeinen politischen unstatthaft und erstreckt seine Darstellung, indem er allerdings die auswärtigen Verhältnisse und Verhandlungen zur Hauptsache behält, auch auf den Krieg, die innere Verwaltung und die allgemeinen Zustände Frankreichs. Fürerst nun, da die Vollendung des ganzen Werkes viel Jahre erfordern und bei dem Alter des Verfassers, wie er selbst meint, zweifelhaft sein darf, hat er denjenigen Zeitraum ausgearbeitet, der ihm selbst der lebendigste und für seinen Helden der glänzendste ist, den Zeitraum von Napoleon's erstem Aufschwunge zur Oberherrschaft bis zum Frieden von Tilsit, und die vorliegenden sechs Bände sind für diese acht Jahre ungeheuren Inhalts nicht zu viel, wenn auch das ganze Werk, nach diesem Maßstabe auf mehr als zwanzig solcher Bände gerechnet, uns übergroß dünken möchte.

In der Vorrede führt der Verfasser ein ordentliches Gespräch mit dem Leser, um sein Vorhaben und die Art der Ausführung zu rechtfertigen; wir sollen vor allen Dingen an seine Unpartheilichkeit glauben, was hier aber nur heißt, uns auf seinen Standpunkt hinstellen und mit ihm partheiisch sein! Das Buch selbst kann für seinen Sinn manchen Leser vielleicht unvermerkt gewinnen, dieses Gespräch so geradezu gewiß niemanden; überhaupt giebt es keine sonderliche Probe von dialogischer Kraft. Was der Verfasser von der Ungunst und Schwierigkeit bemerkt, welche der neueren Geschichtschreibung durch die stehenden Gesandtschaften entstanden sind, indem diese die politischen Betreibungen und Nachrichten in geheimnißvollen Nebel einhüllen, in den es schwer ist einzudringen, und in dessen Mitte auch allzu oft nur eine bloße, leblose Gestalt des Geschehenen zu finden ist, darf im Allgemeinen wohl zugestanden werden, aber man wolle die Folgen davon nicht allzu bedeutend glauben! Denn, aufrichtig gesagt, die Geheimnisse der Kabinette, sofern sie wesentliche Dinge betreffen, bleiben es selten lange, und oft ist schon im

Augenblicke der Gegenwart dasjenige Publikum, welches Sinn und Interesse für die Sache hat, schnell und genügend von allem unterrichtet, was die Behörden gleichwohl als Geheimniß zu behandeln fortfahren; ferner auch, was wir den kritischen Geschichtsforschern besonders zu bedenken geben, sind viele Geheimnisse, und zumeist solche, in welchen das Eigenthümliche, lebendig Bewegende der Vorgänge sich versteckt, oft von der Art, daß sie in den diplomatischen Akten gar nicht vorkommen; andres hinwieder ist gerade hier am meisten in Gefahr, nur höchst einseitig, unkundig oder durchaus falsch erzählt zu werden. Die Mittheilung der Aktenstücke, wie sie im englischen Parlamente gewöhnlich ist, und wie sie der Verfasser künftig auch bei andern Nationen durch die parlamentarische Rednerbühne hervorgerufen zu sehn hofft, hat allerdings eine große politische Wichtigkeit und muß, wenn diese Gewohnheit sich vermehrt, den folgenreichsten Einfluß auf die ganze Diplomatik haben; allein dem Geschichtschreiber ist damit noch kein unbedingter Halt gegeben, sondern oft nur ein neuer Anlaß, dem Scheine zu mißtrauen und aus dem Vorgelegten auf Zurückgehaltenes zu schließen.

Wir können dem Verfasser in das Besondre seines Stoffes hier nicht folgen, es bedürfte einiger Bände, um sich mit ihm Punkt für Punkt gehörig ins Klare durchzustreiten. Aber dem Zwecke gemäß heben wir beispielsweise Verschiedenes hervor, dem wir unsre Bemerkungen anknüpfen.

Nach Bonaparte's Gelangung zum Konsulat wird seine Stellung in dem neuen Verhältnisse betrachtet, zuerst im Innern, sodann gegen das Ausland. Die Schwierigkeiten und Vortheile sind mit geschickter Hand ins Licht gesetzt, und wir können nicht umhin, lebhaft Theil an der Lage des Helden zu nehmen, dem so große Aufgaben vorliegen, und der noch so vieles hoffen läßt. Aber nur einen Augenblick besteht dieses Interesse, denn das nächste Handeln enthält schon bedenkliche Richtungen, zerstört die Hoffnungen und nöthigt uns, dem Helden, den wir begleiten wollten, nicht mehr zur Seite, sondern gegenüber zu stehn. Ebenso geht es mit

mit seinem Geschichtschreiber. Gleich beim Eintritt in sein Geschäft entfaltet er das reiche sophistische Gepränge, das so gleißnerische als dreiste Vorgeben und das sowohl verschweigende als erdichtende Entstellen, welches fortan bis zum Schlusse den Inhalt der Napoleon'schen Politik, sofern sie mit Sprechen sich befaßt, ausmacht. Harte Beschuldigungen gegen England und Österreich, als welche der neuen französischen Regierung nicht huldigen, sondern ihr mißtrauen und sie befehden, werden vorgebracht, und besonders erfährt England bittre Vorwürfe wegen seiner gewaltsamen Ausübung anmaßlicher Seerechte. Anstatt das Gegebene in diesen Verhältnissen, die Umstände und die Rücksichten, welche dabei obwalten, mit Billigkeit zu beachten, nimmt er diese Sachen ganz allgemein und mißt sie gegen einen Zustand vollkommener Richtigkeit ab, der nirgends bestanden hat, am wenigsten auf derjenigen Seite, die hier im Gegensatze der bösen und ungerechten als die edle und gute erscheinen soll. Auf diese Weise geht es durch die sechs Bände fort, England und Österreich haben immer unrecht, handeln immer gehässig, ja sogar in blinder Verkennung ihres eignen Vortheils; bei Preußen und Rußland ist dies größtentheils der Fall, mit wenigen Zwischenräumen bessern Geistes, wo sie es mit Frankreich zu halten scheinen. Denn Frankreich und Napoleon haben unausgesetzt die gute Sache, bei ihnen ist das Recht, die Treue, die Mäßigung und Billigkeit, oder, sollten diese nicht vollgültig vorhanden scheinen, doch immer, bei unvermeidlicher Nöthigung zu entgegengesetztem Handeln, die reinste Absicht, die vortrefflichste Meinung. So spricht Hr. Bignon stets mit Unwillen von Verletzungen des Völkerrechts, von Treulosigkeit und Ränken, die gegen Frankreich ausgeübt werden, aber wo man nun diesen Unwillen, bei offenbaren Thatsachen, auch einmal gegen Frankreich gewendet zu sehn erwartet, da bleibt der Verfasser ganz sanftmüthig, findet Entschuldigung, Beschönigung für alles, und damit dann Rechtfertigung genug. Er ist hierin das entsprechendste Gegenbild zu Walter Scott, dem kein Faden

im Gewebe der Geschichte ächt und recht ist als der englische. Aber dieser französische Faden ist doch noch auffallender durchgeführt.

Die Sache macht sich ganz einfach nach diesem Schema: „Unser Recht muß den Andern heilig sein, und wenn sie darüber zu Grunde gingen; wo unser Recht aber in sonst keiner Gestalt sich darbietet, da ist unser Vortheil unser Recht!“ Oder auch so zu fassen: „Thun uns die Andern weh, so fühlen wir den Schmerz und müssen entgegenwirken, thun wir aber ihnen weh, nun da fühlen wir nichts und finden es abscheulich, daß man es nicht leiden will!“ Nach diesem Grundsatze wird die ganze Darstellung geleitet. So wenn England vortheilhafte Anerbietungen Bonaparte's zu einem Einzelfrieden nicht annehmen, sondern nur in Gemeinschaft seiner Bundesgenossen unterhandeln will, so soll das für ganz abscheulich gelten und den Beweis liefern, daß England nicht ernstlich den Frieden, sondern nur den Krieg ohne Grund fortsetzen will, ohne Grund, denn man bietet ihm ja den reichsten Gewinn für sich! Daß Bonaparte sich über England bitter ärgerte, weil es nicht durch Vorspiegelungen sich berücken ließ, ist sehr natürlich; aber darf der Geschichtschreiber eine solche Stimmung zu der seinigen machen? Umgekehrt, wenn Bonaparte verlangt, einen mit Österreich zu schließenden Waffenstillstand zu Lande auch auf einen zur See mit England ausgedehnt zu sehn, um hier die Vortheile wiedereinzubringen, die er dort angeblich aufopfert, so wird dies nur als gerecht und nothwendig dargestellt, und England ist wiederum abscheulich, falsch und arglistig, weil es dergleichen Zunöthigungen abweist! England will Malta nicht herausgeben, läßt dadurch einen ausdrücklichen Artikel des geschlossenen Friedensvertrages unerfüllt, England nimmt vor geschehener Kriegserklärung spanische Fregatten weg, mitten im Frieden die ganze dänische Flotte, — man kann sich denken, mit welchem Unwillen dies erzählt, beleuchtet, erörtert wird. Aber Napoleon seinerseits schaltet und waltet in Italien und Deutschland offenbar

egen Recht und Verträge, verwirft oder ändert die geschlos-
enen nach seinem augenblicklichen Vortheil, und diesen letz-
eren nachweisen und sein Recht erweisen soll zu seinen Gun-
en für gleichbedeutend gelten! Sich von Verbündeten tren-
en, sie aufgeben und im Stich lassen, wird als ein harter
Vorwurf hingestellt, so oft er Andre betreffen soll, mögen
ie Umstände auch noch so nöthigend, das Unglück entschie-
en, die Verhältnisse schwierig und unhaltbar gewesen sein;
ber wenn Napoleon, als Sieger und auf dem Gipfel der
Macht, ohne irgend einen Zwang, bei dem Frieden von
Tilsit zum Beispiel, seinen treuen, von ihm aufgereizten
Bundesgenossen, die Türkei, verrätherisch aufgiebt, ja ihre
evorstehende Theilung verabredet, so ist dies ganz gerecht-
rtigt, mit den wunderbarsten Gründen, denen sich ganz
chtig sogar die Aushülfe anschließt, er habe ja nicht im
Sinne gehabt, alles auszuführen, was er versprochen, und
aher: „ses torts, s'il en eût, ne furent que tempo-
aires et forcés.“

Dies doppelte, ungleiche Maß kommt auf allen Seiten
es Buches vor. Manche Anwendung desselben ist geradezu
aßhaft. Zum Beispiel, wenn bei Gelegenheit der willkür-
chen und eigenmächtigen Einverleibung Genuas mit Frank-
ich zu bedenken gegeben wird, daß durch die Besorgnisse
lbst und durch die Voraussetzungen, die von Seiten der
Gegner voreilig Statt gehabt, Napoleon großentheils erst auf
ergleichen Umgriffe hingeführt, ja dazu gezwungen worden,
nn was man ihm einmal argwöhnisch zugetraut, habe er,
enn er es sonst auch vielleicht gern unterlassen hätte, nun
füllen müssen, bei Strafe, sich schwach zu bekennen! Wenn
an vom Jahre 1807 liest: „On n'a nul égard aux
aités précédens, nul souci des transactions les plus
lennelles; on n'admet aucune question pour résolue
; on entend remanier l'Europe à neuf, comme si tous
s états étaient sans limites, toutes les existences
ns garantie,“ so fühlt man seinen Vorstellungen die ver-
nkendste Gewalt angethan, dieses „on“ nicht auf Napo-

leon, sondern auf dessen Gegner beziehen zu sollen. Auch das Kleinste wird nicht vernachlässigt, um Tadel oder Vertheidigung daran zu knüpfen. So wird dem General Moreau als Flecken angerechnet, daß er Pichegru's Angeber geworden, und dann doch auch wieder, daß er es so spät geworden, wogegen Bonaparte, der in ähnlichem Falle einen französischen Emigranten durchschlüpfen läßt, darüber keinen Vorwurf erleidet. Seltsam klingt auch im Munde eines französischen Diplomaten der höhnische Vorwurf gegen den preußischen Gesandten Lucchesini, daß er nicht einmal gewußt, der Neugier der französischen Regierung seine Depeschen zu entziehen! Naiv ist es, daß der Verfasser, um keines Vortheils verlustig zu gehn, auch sogar die Wahrhaftigkeit der berühmten Bulletins in Schutz nimmt und sich auf sie als auf gültige Belege gar wohl berufen zu können meint: „**Les bulletins même de la grande armée,**“ sagt er, „**tant accusés de mensonge, et qui cependant, soumis à un exact parallèle, seraient, relativement, beaucoup plus véridiques que les relations correspondantes des gouvernemens étrangers;**“ doch mit Bedacht sagt er „**relativement**“, denn eine gewisse Entstellung oder Zurechtstellung der Thatsachen giebt er zu, findet sie aber auch erlaubt und richtig und läßt sich in einer Anwandlung von unerhörter Billigkeit sogar gefallen, daß ihrerseits auch die Engländer einen kleinen Sieg, den sie zu Lande in Kalabrien gegen die Franzosen erfochten, mit Ruhmredigkeit und Übertreibung den Ihrigen vortragen! Ernsthafter zu nehmen ist die Behauptung, die feindlichen Feldherrn hätten oftmals zu ihrem Vortheil Lüge und Betrug angewandt, dergleichen sei mehrmals geschehn, von Österreichern, Preußen, Russen, hingegen „**par la France envers l'ennemi, jamais!**“ und in einem späteren Bande wird ebenso wiederholt: „**les généraux français, jamais!**“ Ohne uns hier auf die angeführten Vorfälle einzulassen, wiefern dabei wirklich Grund zur Anklage Statt findet, noch die allgemeine Untersuchung anzuheben, was als Kriegslist erlaubt sein darf, und was

nicht, so wollen wir, um das wohlgefällig stolze jamais zu zerstäuben, anstatt vieler andern nur des einen Vorgangs erwähnen, wie im Jahre 1805 die Donaubrücke bei Wien für die Franzosen gerettet worden; waren die hiezu von den französischen Generalen angewandten Mittel de bonne guerre, so gilt dies auch für die Gegenseite, waren sie tadelhaft, so haben beide Theile einander wenigstens nichts vorzuwerfen! Wenn wir den Verfasser der Partheilichkeit beschuldigen, so erkennen wir ihm doch das Verdienst zu, dies nicht zu verhehlen, sondern vielmehr mit merkwürdiger Aufrichtigkeit an den Tag zu legen; sollte er aber wohl auf unbedingten Beifall selbst bei seinen Landsleuten rechnen können, wenn er bei Gelegenheit der Einberufung von 80,000 französischen Konskribirten in seinem Eifer sich zu folgender Tirade hinreißen läßt: „Une tendre compassion accompagne cette jeunesse arrachée à des parens en deuil — cette douleur, l'historien fidèle doit la recueillir; au lieu que l'humanité n'a pas une larme, l'historien pas une parole d'attendrissement pour une levée de 600,000 hommes ordonnée par l'Empereur Alexandre;" der Zusatz: „là se trouve le germe de l'asservissement périodique des nations éclairées par les nations ignorantes et sauvages", hat in der Geschichte Napoleon's gerade die wenigste Gültigkeit, denn Unterdrückung und Befreiung kamen hier in entgegengesetzter Richtung, als Herr Bignon ihnen anweisen will.

Alle Vorurtheile und aller Haß, welche die Franzosen während des Revolutionskrieges mit blindestem Wahn gegen Pitt nährten, sind bei unsrem Verfasser in lebendigster Frische aufgeregt. Bei Darlegung der großen Verhandlungen im brittischen Parlamente, denen er übrigens große Sorgfalt widmet und mit ziemlicher Genauigkeit folgt, kann er sich freilich einer Art Bewunderung nicht erwehren, ebenso wenig wie bei den großartigen Anstalten und beispiellosen Seeschlachten des rüstigen Inselvolks, aber zuletzt nimmt doch wieder die Verläugnung die Oberhand und möchte diejenigen

klein und gering darstellen, deren Größe und Kraft gerade die bewährteste war und sich am bittersten zu empfinden gab. Daß Pitt kein großer Staatsmann gewesen, diese Behauptung hat hier denselben Grund wie die andre in Napoleon's Munde, daß Palafox, der Vertheidiger von Saragossa, keinen tapfern Muth bewiesen habe. Diese Stimmung des Hasses tritt mit allen Hülfsmitteln geschichtlicher Angaben und dialektischer Verhandlung leidenschaftlich bei dem Bruche hervor, der gegen Ende des Jahres 1804 zwischen England und Spanien erfolgte. Wenige Vorgänge und Verhältnisse scheinen für Napoleon eine solche Bitterkeit gehabt, wenige ihm sein Unvermögen, England zu überlisten und zu bekämpfen, so fühlbar gemacht zu haben wie diese; französische Zeitschriften, Reden, Proklamationen und andre Schriften sparten fortwährend keine Anstrengung, das Verfahren Englands im gehässigsten Lichte zu zeigen und ihm daraus überall Feindschaft und Verachtung zu werben. Auch unser Verfasser erzählt diese Sachen mit großer Kunst und weiß den üblen Anschein, der dabei auf England haften soll, sehr geschickt zu verarbeiten. Wider Willen nur entschlüpft ihm das Bekenntniß, die öffentliche Meinung habe die Wegnahme der spanischen Fregatten nicht ganz so beurtheilt, wie man es in Frankreich gewünscht: „Il semble," sagt er, „qu'un cri d'indignation devrait s'élever de tous coins de l'Europe, surtout de ces capitales si ardentes à exhaler un fier ressentiment pour la violation de quelques lieues de terrain continental; mais pour l'Angleterre le mépris du droit des gens a passé en privilége." Daraus ergiebt sich schon die Vermuthung, daß die Sache sich anders müsse verhalten haben. Die „quelques lieues" spielen auf die völkerrechtswidrige Verhaftung des Herzogs von Enghien an, wegen deren Hr. Bignon sich merkwürdig windet und dreht, um sie weniger unrecht oder doch weniger bedeutend finden zu dürfen; die Hinrichtung zu vertheidigen, versucht er jedoch keineswegs und ist übrigens diesmal, indem er alle bisherigen Erzählungen dieses

Ereignisses als unzuverlässig und unvollständig verwirft, so freimüthig und billig, dasselbe, wie sich gebührt, ganz auf Napoleon's Verantwortung hinzuweisen, der nicht der Mann darnach sei, daß ihm irgend eine seiner Handlungen geraubt werden könne. Was aber diesen wichtigen Abschnitt unsres Geschichtbuchs, den Krieg zwischen England und Spanien, betrifft, so sind wir hier in dem günstigen Falle, des Verfassers Darstellung an einer schon vorhandenen, durch die scharfsinnigste Entwickelung, den bündigsten Vortrag und die unwiderleglichsten Beweise ausgezeichneten messen zu können. Für diesen Zeitpunkt und diese Verhältnisse haben wir Waffen, gegen welche keine Täuschung bestehn kann, und wie sie für andre Abschnitte der Zeitgeschichte uns nur zu sehr mangeln. Der kundige Leser weiß, daß wir von dem vortrefflichen Werke des Hrn. von Gentz reden, welches jene Verhältnisse abhandelt und ein in seiner Art leider bisher einziges, seines Gleichen entbehrendes Muster staatsgeschichtlicher Bearbeitung geblieben ist.

Über den Versuch Napoleon's, den Grafen von Lille zur Verzichtleistung auf die französische Krone zu bewegen, hat der Verfasser nur Zweifel beigebracht und zu weiterem Auswege sogar versucht, die ganze Sache mit preußischen Eröffnungen zu verflechten, und, da deren Ursprung unklar bleibt, hiedurch alles dahingestellt zu lassen. Da der Verfasser im Jahre 1803 französischer Geschäftsträger in Berlin war, und auch die spätere Zeit ihm so viele Staatsgeheimnisse zugänglich machte, so ist es doch zu verwundern, daß ihm nicht mehr von der Sache bekannt geworden, denn mit der Sendung eines Bonapartischen Beauftragten im genannten Jahre zu dem angedeuteten Zwecke nach Warschau hat es seine Richtigkeit; es war der bekannte Goldsmith, und er hielt sich auf der Durchreise ein paar Tage in Berlin auf.

Die eigentliche Höhe des Buches, und in manchem Betrachte ja auch die Höhe seines Helden, erscheint mit den Jahren 1805 und 1806, wo die preußischen Angelegenheiten aus wechselvollen Verwickelungen endlich in den Krieg über-

gehn, der mit der Schlacht von Auerstädt anhob und mit dem Frieden von Tilsit schloß; hier war der Verfasser in seinem persönlichen Wirkungskreise, war Augenzeuge und Mitthätiger, und die Sachen selbst bieten einen glänzend verworrenen Stoff, den zur klaren Übersicht zu bringen einem ausgezeichneten Talent besonders reizend sein durfte. Ob indeß irgend eine Gewandtheit ausreichen könne, Napoleon's Politik in diesem Zeitraume durchaus zu rechtfertigen, ist noch sehr die Frage. Man verfolge z. B. das nachstehende Räsonnement, welches den Vorwurf der treulosesten Arglist von Napoleon abwälzen soll. Preußen hatte das Land Hannover, nachdem es dasselbe mehrmals beschützt und verwahrt, endlich auf unwiderstehliches Andringen Napoleon's gegen andre Länder eingetauscht und in Besitz genommen — wobei selbst aus Hrn. Bignon's Schilderung hervorgeht, daß eine völlige Aneignung des Landes in der Absicht der preußischen Regierung immer nur als eine Möglichkeit gedacht war, zu der es zuletzt der Einwilligung Englands bedürfen würde —, und gleich darauf erbietet sich Napoleon insgeheim, dasselbe Land, als wenn ihm noch darüber zu verfügen zustände, wieder an England zurückzugeben. Preußen erfährt dies durch Englands Vertrauen und erkennt, wie treulos Napoleon mit ihm spielt; die Verträge sind hier offenbar für nichts geachtet, Frankreich benimmt sich als Feind, der Krieg ist so gut wie erklärt. Wer sieht nicht in diesem Benehmen den zweizüngigen Verrath, die anmaßliche Herrschwillkür? Doch anders Hr. Bignon! „Toutes ces conséquences,“ sagt er, „nous semblent foroées, fausses ou certainement prématurées.“ Er meint, die Friedensverhandlung habe noch andre Schwierigkeiten als den neuen Austausch Hannovers, sie werde nicht zum Schlusse kommen, und jenes Anerbieten sei gar nicht in der Absicht geschehn, daß es gewiß erfüllt werden solle, die Unredlichkeit gegen Preußen hebe sich schon dadurch auf, daß ja noch völlig zweifelhaft sei, ob Redlichkeit gegen England Statt finde! Doch der Verfasser giebt zu: „Le crime de Napoléon envers la Prusse a été

commis intentionnellement, soit; mais enfin il ne se réalise pas; est-ce là un motif suffisant de guerre? Si la France a pu juger que la violation de l'alliance ne lui produirait aucun avantage, peut-être est-ce une raison pour qu'elle y tienne plus fermement à l'avenir;" und dieses „peut-être" soll ein Grund neuen Vertrauens sein? Wahrlich, man weiß nicht, auf was für Leser hier gerechnet ist! Hören wir aber weiter, es wird auch zugegeben: „que le gouvernement français eût dû, en allié loyal, en instruire le cabinet prussien . . . à la rigueur, et selon les règles de la probité privée, il semble qu'il eût pu être astreint à cette marche. Cependant, même dans le système d'une délicatesse si rare en politique, est-il bien constant que l'on dût soulever une question, difficile peut-être, sans aucune nécessité, puisqu'il se pouvait, et c'est ce qui a eu lieu, que la négociation avec l'Angleterre se rompît pour d'autres causes?" Wie vorsichtig in der Wahl der Ausdrücke: à la rigueur, il semble, est-il bien constant! Und wie sieht man im Verlaufe weniger Zeilen den Gesichtspunkt von der strengen Rechtschaffenheit zur schonenden Rücksicht und dann gar zur bloßen Nützlichkeit herabgestimmt, gleichsam das Gold erst gezeigt, dann Silber angeboten, und zuletzt doch nur Kupfer ausgezahlt! „Le gouvernement français," heißt es ferner, „ne pensa pas ainsi. Il crut devoir s'abstenir de se créer gratuitement des embarras à Berlin avant d'être assuré de s'entendre sur les autres objets en discussion avec la cour de Londres . . . Il entretint la sécurité du cabinet prussien en affectant au contraire de ne pas fléchir sur la question du Hanovre, et, lorsque plus tard la dissimulation sera devenue inutile, il tâchera de la justifier en alléguant avec vérité que ce n'était pas là le seul point qui formât empêchement à la conciliation de l'Angleterre et de la France." Die Sache ist unverstellt genug vorgetragen, aber nun die Folgerungen! Der Verfasser fragt:

„Dans cet état de choses, Napoléon était-il volontairement hostile pour la cour de Berlin? Non. Il n'y a pas en lui volonté malveillante; il y a gêne de position et une alternative véritablement embarrassante. Doit-il subordonner l'intérêt de la Prusse à la paix avec l'Angleterre ou la paix avec l'Angleterre à l'intérêt de la Prusse? Là est toute la question ... Pour la Prusse assurément ce sera un malheur de perdre le Hanovre; mais cette perte peut avoir un adoucissement, et il est dans l'intention du gouvernement français de lui procurer en ce genre toutes les satisfactions qui dépendront de lui." Also auf eine Möglichkeit, auf eine bedingte gute Absicht hin, die sich noch dazu schon so schlecht bewährt hat, soll der Bundesgenosse sich jedes Schalten und Walten gefallen lassen, das eigne klare Recht dem fremden trüben Gutdünken unterordnen, sich gleichsam auf Gnade und Ungnade jedem willkürlichen Wechsel preisgeben? Allerdings ist dieses Hrn. Bignon's Meinung, wie es einst auch Napoleon's Meinung war, und er findet es ganz in der Ordnung, daß dieser, nachdem er Preußen, das er zu einem allié ardent et à toute épreuve contre l'Angleterre machen wollte, nun in Folge solcher Mißhandlungen als einen allié froid ou même suspect erkennen muß, jetzt gar keine Rücksicht mehr auf diesen Staat nimmt; er nahm sie aber ja schon vorher nicht!

Um die Schlußfolgen und Beweisführungen des Verfassers auch noch in andrer Art zu zeigen, wollen wir einen Punkt näher beleuchten, auf den er großen Werth zu setzen scheint, und über den er sehr bestimmt abspricht. Napoleon, indem er den rheinischen Bund hervorrief, forderte Preußen auf, in gleicher Weise der Gründer eines norddeutschen Bundes zu sein, und bezeichnete nebst andern Staaten auch Hessenkassel, als ohne Frage dem letztern Bunde zugehörig. Gleich darauf aber ließ das hessische Kabinet in Berlin vertraulich eröffnen, man lasse es von französischer Seite nicht an den dringendsten Mahnungen und den glänzendsten

Versprechungen fehlen, um Hessenkassel in den rheinischen Bund zu ziehen. Der preußische Minister Graf von Haugwitz machte über diese Treulosigkeit dem französischen Gesandten Laforest bittre Vorwürfe, und in dem späteren preußischen Kriegsmanifest wurde dieser Gegenstand unter den zahlreichen Beschwerden, welche Preußen gegen Frankreich hatte, nicht vergessen. Nun war damals Hr. Bignon französischer Minister in Kassel, und die Eröffnungen in jenem Betreff müßten, so meint er, durch ihn geschehn sein. Dies letztere verneint er aber ganz entschieden, und wir wollen das, was ihn persönlich hiebei angeht, unbedingt glauben; allein er läugnet zugleich die ganze Sache, behauptet geradezu, man habe von hessischer Seite durch das Vorgeben solcher Anlockungen sich in Berlin nur wichtig zu machen gesucht, und es sei dem französischen Geschäftsträger, der nach Hrn. Bignon's Abgang in Kassel geblieben, späterhin, als das Manifest erschienen war, dort nachdrücklichst verneint worden, daß dergleichen je vorgekommen: „Je ne sais rien de tout cela,“ habe der Kurfürst gesagt, „personne ne m'a rien dit, ne m'a rien offert.“ Und hierauf sagt Hr. Bignon weiter: „Ainsi des faits qui, dans le manifeste prussien, constituent l'un des principaux griefs de cette puissance contre l'empereur Napoléon, étaient une invention pure ou d'intérêt ou de malveillance. Ils seraient érigés en vérités historiques sans le démenti formel que je leur donne en ce moment: ce qui prouve que ce n'est point sur les manifestes, mais sur les pièces seules des négociations, qu'il est aujourd'hui possible de connaître la vérité et de la porter dans l'histoire.“ Viel Schwung und Stolz bei so dürftiger Gelegenheit! denn das „démenti formel“, genau besehn, reicht nicht gar weit und kann nur sagen, jene Eröffnungen seien nicht durch Hrn. Bignon gegangen, und jene Äußerung des Kurfürsten habe in dem Berichte des Geschäftsträgers gestanden. Was ist nun damit bewiesen? daß die ganze Sache ungegründet gewesen? Mit nichten! daß es

keine andern Wege für dergleichen Anträge gegeben? er selbst aber führt gelegentlich solche an, es bestanden diplomatische Mittheilungen zwischen Frankreich und Hessenkassel nicht nur in Kassel, sondern auch in Paris und in Frankfurt am Main. Und wenn schon ein falsches Vorgeben hessischerseits, auch nach unsrem Verfasser, nicht zu retten sein soll, dürfte dies nicht viel eher in dem späteren, so gut wie aufgedrungenen Läugnen gegenüber dem gefürchteten Sieger, als in dem früheren gegen den befreundeten Bundesgenossen zu suchen sein? Nach den verlorenen Schlachten war es so dringend als leicht, sich auf Kosten Preußens zu entschuldigen, dem dies bei schon entschiedenem Unglück auch nicht weiter viel schaden konnte. Und was sollte uns abhalten, Napoleon jener Arglist fähig zu glauben, lag sie etwa nicht in seiner Art? Erzählt nicht der Verfasser gleich nachher ganz ähnliche Züge noch bei demselben Stoffe, daß Napoleon nämlich den preußischen Bund bald wieder um die schon zugesagten Hansestädte habe verkürzen wollen und darauf auch Sachsen gleichsam aufgefordert habe, seinen Beitritt zu verweigern? Ist dies Eingestandene nicht ganz gleiches Werthes mit dem Geläugneten? Und wird nicht dieses durch jenes erst recht wahrscheinlich? Uns dünkt, wo so vieles zusammenstimmt, kann dem unbefangenen Urtheil sein Weg kaum zweifelhaft sein, und das vermeintliche „démenti formel" wird nicht als Schlagbaum ihn versperren können.

In den preußischen Angelegenheiten finden wir andrerseits einen Punkt erörtert, über welchen uns der Verfasser zuerst einen genügenden Aufschluß zu geben scheint. Welche Bewandtniß es eigentlich mit dem Durchmarsche französischer Truppen im Jahre 1805 durch Ansbach gehabt, darüber konnte man bisher sehr in Zweifel sein. Ein absichtliches Vorhaben, das preußische Gebiet zu verletzen, war so wenig anzunehmen als eine bloß unbedachte Vergessenheit. Der Verfasser, der überhaupt das Verdienst hat, genau die Zeiten zu unterscheiden und nicht, was der einen gehört, der andern beizulegen, bemerkt und zeigt, daß Napoleon gerade zu

der Zeit, als er die Märsche seiner Truppen für den Ausbruch des Krieges entwarf, die Hoffnung hatte und schon ganz darauf rechnete, Preußen werde mit ihm engverbündet sein, und daß er daher seinen Truppen den Weg über preußischen Boden ganz frei und offen gedacht; bald darauf aber habe sich die politische Aussicht gänzlich verändert, der gegebene militärische Befehl hingegen in seiner ursprünglichen Gestalt fortgedauert und sei unaufhaltsam zur Ausführung gelangt unter Umständen, die ganz entgegengesetzte von denen waren, die bei dem Entwurfe gewaltet hatten. So erklärt sich allerdings das ganze Ereigniß am natürlichsten, wie dasselbe geschehn konnte nach Befehl und doch ohne Absicht, und wie, eben der veränderten Umstände wegen, Napoleon die Verletzung wohl zu entschuldigen bemüht war, aber sie doch nicht für ein bloßes Versehn ausgeben, noch überhaupt geradezu tadeln wollte.

Der Verfasser findet häufig Anlaß, seine Vorgänger zu bestreiten, ihre Angaben zu beleuchten und zu berichtigen. Gegen Walter Scott hat er dabei leichtes Spiel, ebenso gegen Montgaillard und Bourrienne. Mehrmals findet er sich im Widerspruche mit Lucchesini, zwischen welchem und Hrn. Bignon wir gern noch andre Zeugen hören würden, um ein Urtheil zu begründen. Auch Rovigo, Lascases und Napoleon's eigne Äußerungen werden zuweilen untersucht und nicht immer bestätigt. Die Überlegenheit an Geist und Kenntniß würde in den meisten Fällen noch stärker hervortreten, wenn nicht neben ihr auch die Oberhand einer abgeschlossenen, nicht hören noch sehen wollenden Partheilichkeit allzu fühlbar waltete.

Wir entlassen das Buch, nach dieser, wie uns dünkt, dem Zwecke genügenden Berichtgabe, mit der willigen Anerkennung, daß, ungeachtet der bedeutenden Mängel, welche wir zu rügen fanden, dasselbe ein ausgezeichnetes, umfassendes und sehr zu beachtendes Geschichtswerk ist; der Stoff ist trefflich geordnet, die äußere Thatsache meist genau und klar, der Zusammenhang sicher, die Richtung gleichmäßig. Wir

möchten es vorzugsweise zum Studium anempfehlen, zu einer Grundlage, um eigne Übungen daran zu knüpfen, und im Gegensatze davon den geschichtlichen Stoff aus dem einseitigen Glanzbilde in seine nach allen Seiten gerechte Gestalt umzuarbeiten. Ist man nur erst gewarnt und aufmerksam, so geht man ohne Schaden und sogar mit Nutzen und gewiß mit Unterhaltung hindurch, denn der Vortrag ist, wie schon gerühmt worden, lebhaft und anziehend, und selbst aus dem Boden diplomatischer Noten und Depeschen, wo doch, wenn das flüchtige Interesse vom Tage sich verdünstet hat, meist nur die verschmachtungsvollste Dürre übrig zu bleiben pflegt, sind durch glückliche Behandlung hier Quellen der frischesten Theilnahme hervorgerufen, so daß auch der Uneingeweihte den Wendungen des geheimen, in seinen verdeckten Zügen oft kaum entzifferbaren Federkampfes mit fast gleicher Spannung folgen kann wie denen des wirklichen Krieges, dessen Mittel und Entscheidungen mit handgreiflicher Verständlichkeit den Sinn am allgemeinsten ansprechen.

XXIV.

The Correspondence of the Right Honourable Sir *John Sinclair*, Baronet, with Reminiscences of the most distinguished Characters who have appeared in Great-Britain, and in foreign countries, during the last fifty years. Illustrated by facsimiles of two hundred Autographs. London, 1831. 2 vols.

Es erweckt Ehrerbietung und Vergnügen, einen so vortrefflichen und gesegneten Mann zu schauen, wie der ist, welcher

hier die Denkwürdigkeiten seines Lebens mittheilt. Wenn Andre zu solchen Mittheilungen bewogen sind, weil sie großen Begebenheiten beigewohnt, seltne Schicksale erlitten, eigenthümliche Geisteswege oder Gemüthserfahrungen gemacht haben, so zeigt sich hier ein würdiger Greis, der, umgeben von seinen Leistungen, heiter und sinnvoll diese dem Überblicke darlegt und mit Befriedigung der Thätigkeiten gedenkt, durch welche er dahin gelangt ist, zugleich aber auch mit harmlosem Behagen den Glanz und die Fülle dessen aufweist, was ihm dabei persönlich Schmeichelhaftes und Ehrenvolles widerfahren ist.

Als Einzelner auf seiner Scholle, als Haupt der Familie, als Mitglied der Gemeinde, des Landes, dann als Staatsmann, sowohl von der Volksseite her als auch im Rathe des Königs, beim Kriegs- und Seewesen eingreifend, als Förderer des Ackerbaus und alles sonst Nützlichen und Heilsamen im In- und Auslande thätig, durch Rath und Mithülfe sowie durch zahlreiche bedeutende Schriften im ganzen Bereich unserer Civilisation segenvoll wirksam, durch alle diese Bezüge ist er ein Musterbild trefflichen, fruchtbaren, seine Bestimmung nach allen Seiten glücklich erfüllenden Menschenlebens, und zwar eines in sich so einigen und richtiggestellten, welches aus dem allgemeinsten Weltantheil, zu dem es sich ausbreitet, jeden Augenblick wieder Stufe für Stufe ebenso seinem Vaterlande, seinem Staate, seiner Landschaft und Gemeinde, seinem Grund und Boden, seiner Familie und zuletzt sich selber angehört und so aus einem und demselben Mittelpunkte zugleich in allen diesen verschiedenen, engeren und weiteren, aber fast immer übereinstimmenden Kreisen nach Belieben waltet.

Im nördlichsten Schottland, zu Thurso Castle in der Grafschaft Caithneß, kam Sir John Sinclair im Jahre 1754 von angesehenen und begüterten Eltern zur Welt. Nach dem Tode des Vaters übernahm die Mutter, Schwester des Earl von Sutherland, die Verwaltung der Güter und die Aufsicht über die Erziehung der Kinder. Unser Sinclair legte

den Grund seiner gelehrten Bildung auf der Schule zu Edinburgh und studirte dann auf der Universität daselbst, sowie zu Glasgow und Oxford, weiter, indem er sich die Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände und des Unterrichts wohl zu nutz machte. Im Jahre 1775 ließ er sich unter die Advokaten aufnehmen, hauptsächlich um der näheren Kenntnisse willen, die er sich von den Landesgesetzen zu verschaffen wünschte. Zugleich aber war sein Augenmerk frühzeitig auf das Emporbringen seines Grundbesitzes hingewandt. Seine Umsicht und Thätigkeit erstreckten sich bald auf die ganze Grafschaft Caithneß, und weil er bald erkannte, daß manches Wünschenswerthe nur in größeren Verhältnissen und zusammenwirkenden Anlagen mit wahrem Vortheil zu erlangen sei, so ging er schnell auch über diese Gränzen hinaus und wußte auch in den benachbarten Grafschaften den Sinn und die Thätigkeit, von welchen er beseelt war, glücklich aufzuregen. Straßen und Brücken zu leichterem Verkehr der vereinzelt wohnenden Landleute, Dörfer und Flecken als Marktplätze der nöthigen Bedürfnisse, Gewerbsanstalten für Verarbeitung der Wolle, zum Bleichen, Gerben, Brauen wurden angelegt, ja sogar Seehäfen gegründet oder erweitert. Vor allem wurde der Ackerbau und die Viehzucht durch alle Hülfsmittel gehoben, und mit riesenhafter Anstrengung die veraltete und unergiebige Bewirthschaftung durch eine zeitgemäße und ersprießliche ersetzt. In allen diesen Beziehungen darf Caithneß gegenwärtig für einen der besten Landstriche gelten, aus dem geringen Dorfe Thurso ist ein ansehnlicher Ort entstanden, und die Fischereien an der Küste gehören zu den bedeutendsten in den drei Königreichen.

Wie sich dergleichen Bemühungen in den übrigen Grafschaften ausgebreitet und durch außerordentlichen Erfolg bewährt haben, besonders vermittelst durchgeführter statistischer Übersichten und Bekanntmachungen, Errichtung von Gesellschaften und Kommissionen, dies alles aufzuzählen, würde dem Verfasser selbst nur überdrüßig werden, und er begnügt sich, zwanzig Grafschaften unter den schottischen dreiund-

dreißig namhaft zu machen, welche ihm bei verschiedenen Anlässen ihren öffentlichen Dank haben bezeigen lassen.

Hierauf aber nimmt die Sache einen neuen Schwung, indem sie auf England selbst übergeht und von dort aus nun im weitesten Kreise wirkt, durch Sinclair's persönlichen Eifer aber auch insbesondre noch stets der Heimath zugewendet bleibt. Schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre wird er nämlich von der Grafschaft Caithneß einstimmig zu ihrem Vertreter im großbrittannischen Parlament erwählt und behält darin gegen dreißig Jahre lang fast ununterbrochen diesen Sitz, worin dann sein Sohn ihn ablöst, während er selbst durch anderweitige Wahlen im Parlamente verbleibt. Hier bewirkt er durch Parlamentsakte die Stiftung einer eigenen Landwirthschaftsbehörde, welche mit Ansehn, Geld und andern Hülfsmitteln reichlich ausgestattet wird, erhält selber das Präsidentenamt dieser Behörde und setzt nun seine wohlthätigen, tüchtigen Betreibungen nach allen Seiten ins Große fort. Die wichtigsten Anträge, die folgenreichsten Ermittelungen, die bedeutendsten Unternehmungen gehen von ihm aus, und seine oft mit ungeheuren Hindernissen kämpfenden Arbeiten wirken nicht nur auf den innern Zustand Großbrittanniens und Irlands mächtig ein, sondern auch auf das Fortschreiten anderer Länder in und außer Europa, wo auch überall sein Verdienst in gebührender Anerkennung und Schätzung steht, wie schon die zahlreichen Diplome bezeugen, die ihm aus allen Weltgegenden zugesandt worden. Wenn auch einige Vorschläge, wie z. B. der im Jahre 1796 gemachte, wegen des Anbaus wüster Ländereien und wegen der dazu nöthigen Gemeinheitstheilungen, welchem das Haus der Gemeinen beistimmt, von dem Hause der Lords aus übler Besorgniß verworfen wird, so wirkt doch die gegebene Anregung fort und erreicht ihr Ziel auf andern Wegen.

Bei solchen Gegenständen aber bleibt der treffliche Mann keineswegs stehn; er nimmt als Mitglied des Parlaments eifrig Theil an allem, was in dieser erlauchten Versammlung vorkommt. Seinen Grundsätzen und Verhältnissen nach ge-

hört er meistens der Ministerialseite an und unterstützt namentlich die Verwaltung Pitt's, mit welchem er persönlich befreundet war, aus allen Kräften mit seiner Einsicht und Zustimmung. Alle Fragen über Finanzen und Steuern, über Handel und Schifffahrt, Gesetzgebung im Innern und in den Kolonieen, ja über Krieg und Frieden, nehmen seine Mitwirkung in Anspruch, und nie versäumt er, seine Stellung und seinen Einfluß zu benutzen, um zwischendurch immer dasjenige zu fördern, was ihm zumeist am Herzen liegt, die wahre Wohlfahrt des Menschen in seinem körperlichen und bürgerlichen Dasein. Wenn man erfährt, daß ein solcher Mann gleichwohl die von andern Menschenfreunden im Parlament eifrig betriebene Abschaffung der Negersklaverei eine Zeit lang bestritt, so mag man daraus die Schwierigkeiten abnehmen, welche sich dem Staatsmann bei den im Allgemeinen günstigsten Gesinnungen oft in dem verwickelten Besondern der gegebenen Lage fast unwiderstehlich darbieten. Später wurde er, unter Perceval's Verwaltung, zum Rang eines Geheimen-Rathes erhoben und mit einer ansehnlichen Regierungsstelle in Schottland bekleidet, welche ihn vom Parlamente, ihrer Beschaffenheit nach, ausschloß.

Als im Jahre 1794 die Gefahren Englands von innen und außen in einem erschreckenden Maße zunahmen, und die Aufstellung größerer Streitkräfte nöthig erschien, war Sinclair eifrig bei der Hand und errichtete nach dem Wunsche der Regierung für den Dienst in England ein Regiment von 600 Mann, und später für den Dienst in Irland ein zweites von 1000 Mann, sämmtlich aus den schottischen Hochländern, und dies waren die ersten Landwehren solcher Art in Schottland, welche auch außer Schottland gebraucht werden durften. Das Merkwürdigste aber, und worauf der Unternehmer und Führer der Sache mit Recht sich am meisten zu gute thut, ist die stete Vollzähligkeit, die musterhafte Zucht und der vortreffliche Gesundheitsstand, wodurch diese Truppen sich vor andern hervorthaten.

Obwohl der Ministerialseite angehörig und für die

Staatsleitung zu jeder Anstrengung und Aufopferung bereit, war Sinclair doch in seinem Benehmen selbstständig und aufmerksam genug, um keineswegs einer Parthei blind zu folgen. Er wußte die Opposition zu schätzen, stand ihren Häuptern nicht allzu schroff entgegen und trat ihr bei, sobald seine Überzeugung es gebot. Er war ein Freund Pitt's, ein Bewunderer der großen Gaben dieses Mannes, aber darum nicht blind gegen dessen schwache Seiten. Er sah demselben die höhere Einsicht in die Kriegskunst, die genauere Kenntniß und Würdigung fremder Staaten, und sogar manche dem Innern nöthige Beachtung fehlen, er glaubte, der Eigensinn des entschlossenen und hartnäckigen Bekämpfers der französischen Revolution dränge das eigene Land zum Verderben, und im Jahre 1796 erschienen die Mittel des Widerstandes, welche Pitt der furchtbaren Entwickelung französischer Waffengewalt entgegenzusetzen hatte, so unzulänglich, daß Sinclair schon daran dachte, mit Weib und Kindern England zu verlassen und nach den Vereinigten-Staaten von Nordamerika auszuwandern. Doch zerstreuten sich die dunklen Wolken bald wieder, und in der Heimath war noch gut genug auszudauern und bei den mißlichen Zeitumständen nur um so mehr zu wirken, nachzuhelfen, aufzuwiegen.

Schon in seinen jüngern Jahren hatte Sinclair mehrere Reisen gemacht. Im Jahre 1786 trat er eine große, rasche Wanderung durch den Norden von Europa an, ging dann über Wien und Berlin nach den Niederlanden, und über Frankreich nach England zurück. Die Niederlande und Frankreich besuchte er auch nachgehends in verschiedenen Zeiten wieder. Von seinen Reisen aus hatte er das Glück, seinem Vaterlande zwei überaus wichtige Vortheile zuzuwenden, mit welchen er bekannt geworden war, eine wesentliche Verbesserung des Geldmünzens, und eine noch weit bedeutendere in der Pulverbereitung, wonach noch jetzt in England verfahren wird.

Ungemeine Wirksamkeit hat Sinclair auch als Schriftsteller ausgeübt. Seine Arbeiten dieser Art sind eben so

zahlreich und umfassend als fruchtbar und eindringend. Seine erste Schrift im Jahre 1782 waren Bemerkungen über den schottischen Dialekt, bei welcher sprachlichen Untersuchung doch das Absehn eigentlich politisch war und aus dem Wunsche hervorging, die Engländer und Schotten in Betreff der Sprache einander möglichst anzunähern. Hierauf erschienen Abhandlungen und Gedanken über die Verbesserung der Volksvertretung, über die Stärke der brittischen Seemacht, über Milizen und stehende Heere, über die Zurückbehaltung von Gibraltar, über Korngesetze und Finanzen.

Die letztere Schrift gab in der Folge den Anlaß zur Ausarbeitung seiner berühmten Geschichte der Staatseinkünfte von Großbrittannien, eines gehaltreichen und lichtvollen Werkes von drei Bänden, welches viele Auflagen und Übersetzungen erlebt hat. Ein Band vermischter Aufsätze über Ackerbau und Gesundheit folgte, und darauf, in vier Bänden, ein Handbuch der Gesundheit und der Lebensverlängerung, welches ebenfalls in wiederholten Auflagen und Übersetzungen nicht wenig zu dem Ruhme des Verfassers beigetragen hat und in menschenfreundlichem Sinn und wohlzusammengestellten Einsichten mit dem Werke Hufeland's wetteifern darf, worin derselbe Stoff bei uns mit gleichem Erfolge bearbeitet worden. Ein Werk über die Landwirthschaft in Schottland und ein Handbuch des Ackerbaus nebst einigen kleinern Schriften vervollständigen die Reihe dieser Leistungen. Der Ruhm und Dank, welche ihm dafür zu Theil geworden, dürfen ihm mit Recht schmeichelhaft sein; die Ausländer überbieten sogar seine Landsleute darin, und besonders beeifern sich die Franzosen, ihn bald le premier agronome de l'Europe, bald le grand-prêtre de Cérès, oder auch le héros de l'économie rurale zu nennen.

Eine andre Gattung von schriftstellerischer Arbeit läßt uns den Verfasser jedoch nicht weniger bewundern. Er entwirft, betreibt und bringt zu Stande mit unermüdeter siebenjähriger Beeiferung eine statistische Übersicht von Schottland in 21 Bänden, und eben so durch ungeheure anordnende und

leitende Arbeit 70 Bände Ackerbauberichte aus allen Grafschaften Englands und Schottlands, nebst einigen andern, zum Theil ungedruckt gebliebenen, verwandten Ausführungen. Diese gewaltigen Sammlungen sind die Quelle wichtiger neuer Einsichten und zahlloser Verbesserungen geworden, zu welchen die Zusammenstellung eines solch unermeßlichen Materials und die Vergleichung seiner Verhältnisse nothwendig geführt hat.

Damit man aber nicht glaube, ein in Rechnungen, Übersichten, Werkzeugen und Hülfsmitteln aller Art so vielfach und tief beschäftigter Mann sei in diesen zwar im Allgemeinen weiten und fruchtbaren, aber dem Einzelnen nach immer etwas trocknen und beengten Räumen abgeschlossen und habe so mancher Labung, deren wir uns aus poetischen Gebieten erfreuen, völlig entbehrt, so ist es Zeit, auch derjenigen Seite zu gedenken, mit der sein Geist und Gemüth auch hieran Theil genommen haben. Der Neigung und Fertigkeit, sich in Versen auszudrücken, ermangelt er so wenig wie der angenehmen Gelegenheit, sie erfreulich anzubringen. Jedoch scheint diese Gabe und Übung auf eine frühere Zeit beschränkt, und späterhin wird ein allgemein anregender Gegenstand zum Anlaß, ihn mit der Dichtkunst auf eine nicht mehr persönliche, sondern vaterländische Weise in Bezug zu setzen. Die durch Macpherson bekanntgemachten Gedichte Ossian's hatten fast durch ganz Europa bereits Staunen und Begeisterung erweckt, ehe man anfing ihre Ursprünglichkeit zu bezweifeln oder Beweise derselben zu verlangen. Dann aber entschieden angesehene Kritiker, in Ermangelung äußerer Angaben aus innern Gründen, diese voreilig bewunderten Gesänge seien ein modernes Machwerk. Das tiefe Stillschweigen Macpherson's wurde als Eingeständniß angesehn, und die Frage stand selbst nach dem Ableben Macpherson's, welcher die ursprünglichen gälischen Gedichte handschriftlich hinterlassen und zu ihrem Drucke sogar eine Summe vermacht hatte, allerdings eine geraume Zeit sehr zweifelhaft. Zu ihrer Lösung wurde ein Ausschuß der hochländischen Societät in London ernannt, Sinclair führte den Vorsitz, und

durch seine Bemühung größtentheils gelang es, sowohl die Wahrheit festzustellen, daß Macpherson uralte, in den Hochlanden noch nicht völlig ausgestorbene und auch sogar handschriftlich noch anderweitig erhaltene, wirklich gälische Lieder vor Augen gehabt und nur in seiner Übersetzung manches weggelassen oder zugesetzt, einiges auch mißverstanden habe, als auch den gälischen Urtext, trotz großer Hindernisse, endlich vollständig zum Druck zu befördern, ein zwiefaches Verdienst, welches abermals zunächst bei seinen Landsleuten ihm Dank und Liebe erwerben, dann aber auch bei der gesammten litterarischen Welt rühmliche Anerkennung finden mußte.

Mit solchen Früchten und Ergebnissen eines von kraftvoller Thätigkeit erfüllten Lebens ist unser Verfasser gleichmäßig fortschreitend in die Jahre höheren Alters getreten, von deren erreichter Stufe er auf seine Bahn und Werke wohl mit Befriedigung zurückblicken mag. Wenn die Wirkung in den Weiten der Welt, durch Lehre und Beispiel, auch in den größten bekannten Angaben noch stets unübersehbar und zu keiner festen Gestalt zu bringen bleibt, so ist dagegen das nächste Wirken in der Heimath für das Bewußtsein schon weniger unbestimmt und für den Sinn durch unmittelbaren Eindruck erfreulich. Wenn Sinclair sein und seiner Nachbarn Land durchreist, überall den Anbau, die Gewerbe, die Bevölkerung in zunehmender Blüthe wahrnimmt, seinen Geburtsort aus einem Dorf in eine ansehnliche Stadt, ein geringes Fischerdorf in einen bedeutenden Seehafen verwandelt sieht, wo an einem Abende 1500 Boote zum Fischfang aussegeln, und über 100 große Schiffe sicher anlegen, wenn er dabei sich selbst und die Seinen in Ehren und Wohlstand, und aus glücklicher Ehe dreizehn Kinder und schon vierzehn Enkel um sich sieht, so wird er seinen Lebensabend als eine seltne Gunst der Vorsehung preisen müssen, und wir werden ihm nur noch wünschen dürfen, denselben noch eine schöne Reihe von Jahren in behaglichem Ausruhen genießen zu können. Allein Sinclair's Meinung ist hierauf noch ganz und gar nicht gestellt! Der siebenundsiebzigjährige

Greis blickt, wie rückwärts, noch eben so heiter und rüstig vorwärts. Er gedenkt keineswegs, die Lebenszeit, welche ihm noch zugedacht sein mag, in unthätiger Muße zu verbringen, sie würde ihm keine Erholung, sondern nur eine Last sein, er weiß, daß der Mensch nur in seinem Werthe sich erhält, sofern er große und edle Vorsätze verfolgt, und da er sich noch Geist und Kraft genug fühlt, so will er sie auf die Fortsetzung seiner Lehrbücher verwenden und diese zu einem vollständigen Ganzen abschließen. Die Landwirthschaft und die Gesundheit hat er bereits in Grundrissen bearbeitet, welche nur fernere Nachhülfe nöthig haben, allein es fehlt noch ein Handbuch der Staatswirthschaft nach ähnlicher Begründung, und ebenso ein Handbuch der Religion, denn es entgeht ihm nicht, daß auch die übersinnlichen Angelegenheiten des Menschen aus dem genommenen Standpunkt einer ganz neuen Betrachtungsweise eröffnet werden. Die Ausarbeitung der beiden letztern Werke denkt er unverzüglich zu beginnen.

Das gegenwärtige Buch drängt sich als eine heitre Darbietung zwischen diese ernsten Arbeiten. Dasselbe ist das Ergebniß eines Rückblicks auf so viele vergangene Tage und gehabte Verbindungen. Der Verfasser meint mit Recht, es würde Schade sein, so mannigfache und wichtige Bezüge seines langen Lebens und Wirkens, — wie denn sein Freund der Bischof Grégoire ihn den unermüdetsten Mann in Großbrittannien und den bekanntschaftreichsten in Europa nennt, — nicht dem Andenken zu erhalten, welches schon die bloßen Namen, als zum Theil die größten und bedeutendsten seiner Zeit, ansprechen dürfen. Er hat daher aus dem ungeheuren Vorrathe seiner Briefe und sonstigen Papiere diese Auswahl getroffen, welche allerdings eine merkwürdige Gallerie bildet und den Verfasser vollständig, sonst aber auch noch viel Denkwürdiges kennen lehrt. Wir wollen nicht tadeln, daß von manchen bedeutenden Personen zuweilen nicht mehr als ein unbedeutendes Blättchen, ja kaum der Name, mitzutheilen war, daß in den Bemerkungen, Aufschlüssen, Beilagen, mit welchen er die verschiedenen Artikel reicher oder sparsamer be-

gleitet, manches Unerhebliche, einiges Veraltete, hin und wieder auch kleine Widersprüche oder Wiederholungen vorkommen; einem so wackern Alten gegenüber haben wir seine wohlwollende und liebenswürdige Redseligkeit wie seine Abschätzung der Dinge uns einen Augenblick recht gern gefallen zu lassen. Auch ist der Maßstab für das Wichtige fast bei jedem Leser verschieden; wir gestehn, daß uns einige Zeilen von Nelson schon bloß als solche sehr anziehend gewesen, und dies gilt bei andern Lesern gewiß ebenso von andern Namen, die für uns gerade weniger Reiz haben. Andre Artikel dagegen enthalten ausführlichere Nachrichten, z. B. von Washington, dessen hoher und reiner Karakter sich in einer ganzen Folge von Briefen, sowie durch die hinzugefügten Bemerkungen hier abermals bestätigt. Die Mannigfaltigkeit ist übrigens so groß, daß sie jede Erwartung befriedigen muß; die größten Gegensätze, die entlegensten Endpunkte stehn hier wie in dem Stammbuche eines Reisenden friedlich vereint; daß die Genossen seines Faches, Arthur Young, Pictet, Adam Smith, Say, Rumford, Thaer, Baron Voght, Fulton, nicht fehlen, versteht sich, wir finden aber auch nebst Frau von Staël und Gräfin Genlis die treffliche Hannah More, den Feldmarschall Romanzoff Sadunaisky und den Schauspieler Kean, den Grafen Bernstorff und den General Paoli, Jefferson und den Grafen Zenobio, den Fürsten Polignac und den General La Fayette nebst dem Bischof Grégoire, beide letztere dem Verfasser wegen ihres Privatkarakters und menschenfreundlichen Sinnes besonders theuer. Als Engländer ist Sinclair ohnehin schon gewohnt, alle politische Partheien als solche gelten zu lassen, in der eignen wohl hart und steif zu bestehn und die gegnerische mit allem Eifer zu bekämpfen, aber diese darum keineswegs für persönlich schlecht und schändlich auszugeben, wie in andern Ländern zu geschehn pflegt, wo der Kampf noch nicht als ein gesetzlicher in Übung ist, und die Streiter noch nicht dahin gekommen sind, einander so anzusehn, wie die Offiziere zweier feindlichen Heere schon längst thun, welche den Gegner

zwar mit aller Anstrengung zu schlagen und sogar zu tödten suchen, aber weder den kämpfenden noch den überwundenen deßhalb, weil er ein Gegner ist, für einen Schlechten und Schändlichen erklären.

Der Verfasser hat sein vielartiges Material in zwei Theile, und in jedem derselben wieder in zahlreiche Abschnitte zu ordnen gesucht, wobei indeß eine strenge Regel nicht wohl zu beobachten war. Der erste Theil enthält 14 Abschnitte, von welchen der „Kaiserliche und Königliche Korrespondenz und Erinnerungen" überschriebene wie billig an der Spitze steht, der zweite die brittischen Kabinetsminister vorführt, der dritte die Frauen, dann die folgenden das Seewesen, die Militärpersonen, die Geistlichkeit, die Landwirthschaft, die Statistik, die Heilkunde, den Barden Ossian u. s. w. zur bindenden Überschrift haben. Die Ausnahme, welche für den ersten und zweiten Abschnitt Rangverehrung und Galanterie machen, und einige andre Einmischungen abgerechnet, füllen diesen Theil hauptsächlich brittische Namen und Gegenstände. Der zweite Theil dagegen ist vorzugsweise dem Auslande gewidmet. Er betrachtet in 11 Abschnitten zuerst die Vereinigten-Staaten von Nordamerika, dann Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, und so ferner die Länder, welche der Verfasser besucht hat, oder woher ihm Briefe gekommen sind, da denn auch der Süden von Europa und West- und Ostindien nicht fehlen. Wie der Gehalt der Briefe, so ist auch der Werth der politischen und statistischen Aufsätze, der persönlichen Schilderungen und sonstigen Bemerkungen sehr ungleich. Überhaupt giebt er mit heitrer Unbefangenheit, was er gerade hat und nicht umkommen lassen mag, eine Schilderung Pitt's, die er in Berlin für Mirabeau französisch aufsetzt und von diesem in Betreff der Sprache nachbessern läßt, von einer andern Hand die scharfe Vergleichung der Rednergaben von Pitt und Fox, einen Abriß der politischen Verhältnisse Schwedens im Jahre 1786, Betrachtungen über die Erfordernisse eines Staatsmannes, über die Pflichten und den rechten Gang eines patriotischen Parlamentsgliedes,

über das Königreich der Niederlande und die schwierige Vereinbarkeit seiner Theile, Klugheitsregeln für Reisende u. dgl. m. Auch einiges Romantische weiß er gelegentlich einzuflechten, wie z. B. die Geschichte einer schönen Schottländerin, welches freilich durch eine spät entdeckte Unrichtigkeit, die er gewissenhaft durch ein noch eilig vorgeschobenes Druckblatt anzeigt, wieder aufgehoben wird, während aber der Leser den Eindruck der Täuschung schon genossen hat und, wenn er will, behalten mag.

Preußen schildert der Verfasser nur vom Jahre 1786 her und hat seitdem von diesem in seinem Äußern und Innern so vielfach erneuen Staate, wie es scheint, wenig erfahren; wie würde sonst gerade Sinclair die staunenswürdigen Erfolge und ferneren wohlgegründeten Hoffnungen zu rühmen und sich ihrer zu freuen wissen, welche hier seit jener Zeit gewonnen worden, und zu welchen zahlreiche Männer seiner Art, nur in andern Lagen und in anders bedingten Richtungen, mit lebendigem Sinn und Eifer gewirkt haben! Was er von jener ältern Zeit berichtet, ist auch nur dürftig und einseitig, die Anekdoten von Friedrich dem Großen sind verschwächt, wenigstens findet sich die mit dem englischen Gesandten Mitchel in Voltaire's Briefen schlagender und wahrscheinlich ächter ausgedrückt. Das Gleiche gilt auch von den andern Reisenachrichten; über St. Petersburg und Wien wird fast nur Bekanntes mitgetheilt, z. B. die überdies ungerechte Schilderung des Fürsten von Kaunitz, denn dieser Staatsmann hatte, bei allen seinen angeführten Schwächen, wie sein Gegenbild Hertzberg, auch seine bedeutenden Eigenschaften, die nicht außer Acht bleiben dürfen, wenn der ganze Mensch gewürdigt werden soll. Erwähnen müssen wir noch, daß Sinclair es tief bedauert, nicht Deutsch gelernt zu haben und deßhalb zu den wissenschaftlichen Schätzen, die wir, wie er sagt, in allen Fächern besitzen, den unmittelbaren Zutritt sich verschlossen zu sehn. Dagegen sorgte er dafür, daß sein Sohn Deutsch lernte, der zwei Jahre zu diesem Zweck in Gotha lebte, aber 1806 das Unglück hatte, vor der Schlacht

von Jena unter die französischen Truppen zu gerathen, dann zu Napoleon gebracht, von diesem selbst verhört und nach scharfer Prüfung entlassen wurde, worüber ein sehr anziehender ausführlicher Bericht mitgetheilt ist.

Uns kann es aber bei einem solchen Buche weniger um den treuen Wiederschein unsres Festlandes zu thun sein als um richtige Anschauung und neue Entfaltung englischen Lebens und Sinnes. Von dieser Art finden wir unstreitig hier sehr viel Anziehendes und Belohnendes. Das ganze Werk ist erfüllt von englischen Gebilden, Verhältnissen und Angelegenheiten, wir werden mitten in diese brittischen Personen und Gegenstände versetzt. Einiges Bemerkenswerthe solcher Art dürfen wir wohl zur Probe flüchtig anführen, da es unmöglich wäre, eine vollständige Übersicht des Einzelnen hier zu geben.

Daß unser Verfasser auch über englische Verhältnisse frei urtheilt und nachtheilige Seiten des Staates nicht eben zu verhüllen strebt, läßt sich von einem solchen Mann erwarten. So stellt er in Gemäßheit einer Äußerung Kaiser Joseph's II. die Wahrscheinlichkeit auf, daß England seine nordamerikanischen Kolonieen nicht verloren haben würde, wenn Frankreich durch Österreich im Zaum gehalten worden wäre, wozu jedoch England gar nichts gethan habe. Ja sogar noch im Jahre 1786 seien die englischen Beziehungen in Wien so vernachlässigt gewesen, daß der Gesandte daselbst, Sir Robert Keith, ihm geklagt habe, er bleibe oft vier Wochen ohne irgend eine Mittheilung von Hause und wünsche, daß man ihm doch nur große Päcke alter Zeitungen senden möchte, damit ihm vor dem österreichischen Ministerium dergleichen Empfang einiges Ansehn gäbe. So bekennt er gleichfalls, es sei kaum glaublich, wie wenig Aufmerksamkeit man der großen Entdeckung des Dr. Jenner anfangs in England gewidmet habe, und die Einimpfung der Kuhblattern würde, ohne den in andern Ländern dafür bewiesenen Eifer, wenig bedeutend geworden sein.

Ein merkwürdiger Aufschluß wird über ein eignes Hülfs-

mittel gegeben, durch welches die Eroberung der Insel Ceylon erleichtert worden. Ein Engländer machte während eines Aufenthalts in Neufchatel genaue Bekanntschaft mit dem Grafen von Meuron, dem Inhaber eines Schweizerregiments in holländischen Diensten, und wurde gewahr, daß dieser nicht abgeneigt sei, den holländischen mit dem englischen Dienste zu vertauschen; sogleich reiste er nach Hause und theilte die Sache dem Kriegsminister Henry Dundas, nachmals Lord Melville, mit; das Regiment befand sich auf Ceylon, der Minister, einer der tüchtigsten Staatsmänner, die Großbrittannien je gehabt, sah die Wichtigkeit des Antrags ein und ließ ohne Säumen die nöthigen Eröffnungen machen, die auch den besten Erfolg hatten; Graf Meuron reiste nach Ostindien, und da sein Bruder das Regiment befehligte, so war der Übertritt schnell bewirkt, und hiemit die nun so gut wie vertheidigungslose Insel in brittischer Gewalt.

Parlamentarische Sachen werden vielfach beleuchtet, und es kommen eine Menge wichtiger und unterhaltender Züge vor, welche theils die Verhältnisse, theils die Personen dieses Kreises näher bezeichnen. Über Pitt, Fox, Dundas, Castlereagh, Canning und viele andre Mitglieder beider Häuser empfangen wir allerlei zerstreute Nachrichten.

Mit einiger Verwunderung dürfte mancher Leser hier zuerst vernehmen, daß Canning ein streng religiöser Mann gewesen, und daß, so oft Unwohlsein oder schlechtes Wetter den Besuch der Kirche verhindert, er selbst regelmäßig seine Hausgenossen zu versammeln und ihnen die für den Tag von der englischen Kirche festgesetzten Gottesverehrungen mit großer Schönheit und Andacht vorzutragen pflegte. Von Fox wird erzählt, er habe als Staatssekretär in der mit Talleyrand zur Herstellung des Friedens begonnenen Unterhandlung alle wichtigen Schriften nicht nur selbst verfaßt, sondern auch mit eigner Hand abgeschrieben, damit der Gang der Sache durchaus geheim gehalten bliebe, welche Anstrengung aber, in Verbindung mit so vielem Verdruß und Ärger,

en seine Feinde ihm machten, seiner Gesundheit geschadet
nd sein Ende beschleunigt habe.

Mit unverhohlenem Stolze gedenkt der Verfasser, so oft
ich der Anlaß darbietet, der brittischen Überlegenheit zur
See, ein Gegenstand, worüber er mit Lord Mulgrave, der
ieselbe nicht unter allen Umständen gesichert glaubte, in
ffentlichen Streit gerathen war. Die Unerschrockenheit des
Schiffskapitäns Swanton, der sein beschädigtes Schiff gegen
wei stärkere französische im Angesichte der ganzen französi-
chen Flotte durch muthige Aufnahme des Gefechts glücklich
ettet und nach Portsmouth bringt, wird mit glänzenden
Farben geschildert. Ebenso freut sich der Verfasser der ruhm-
ollen Schlacht von Waterloo, oder von Belleallianee, wie
vir sie zu nennen haben; er bittet den Herzog von Wel-
ington um nähere Angaben, welche dieser jedoch verweigert,
ndem er entschuldigend sagt: „Mein Gemüth war so durch-
aus mit den großen Ereignissen der Schlacht beschäftigt, daß
ch auf die kleineren Vorfälle nicht achten konnte; alles, was
ch Ihnen sagen kann, ist, daß wir den Feind vor uns hat-
en, daß wir eine Schlacht lieferten, und daß wir einen Sieg
rfochten." Um so mehr findet sich Sinclair später durch
die sorgfältige Darstellung befriedigt, welche der General von
Müffling von diesem großen Ereignisse nach seinen wesent-
ichen Erscheinungen gegeben hat.

Die Antwort König Georg's III. auf einige Bemerkun-
gen über die Gefahr, welche in Schweden der Versuch zum
Sturze der Verfassung für den König haben könnte, ist ganz
m englischen Geiste, nämlich der König sagte, daß der
Souverain einer beschränkten Monarchie, wenn er ein recht-
chaffener Mann ist, niemals die Erwerbung despotischer Ge-
valt erstreben werde. So wird auch der Wahlspruch Lord Mel-
ville's: „Eine starke Staatsverwaltung, und eine feste und
geschickte Opposition", dem an englische Tonweise gewöhnten
Sinne nicht seltsam dünken, so wenig wie die von Pitt ge-
gebene Empfehlung, im Parlament einen Gegenstand, wel-

chen er selbst zu betreiben verhindert war, durch die Hülfe seines Gegners Fox in Gang zu bringen.

Da wir hier überall auf englischen Boden stoßen, auf englischen Lebenswogen gewiegt werden, so sei uns in gleichem Sinn auch noch die Schlußbetrachtung vergönnt, daß überhaupt ein Leben wie das hier angeschaute, mit seinen zu solchem Umfang gestiegenen Aufgaben und seinen in solchem Maße errungenen Lösungen, nothwendig einen Bürger Großbrittanniens voraussetzt und nur vermittelst einer so lebendigen, alle Kräfte der Nation geistig vereinenden und sie in erhöhter Kraft wieder ausströmenden Anstalt, wie bisher einzig und unerreicht das brittische Parlament ist, als möglich gedacht werden mag. Wenn wir Ausländer hier natürlich zurückstehn und dieses Werk der Jahrhunderte nur bewundern, aber nicht nachahmen können, so sind wir billig nur um so stärker aufgefordert, die Wege des Fortschreitens, welche uns in den Bedingungen unsrer Zustände nicht minder eröffnet sind, redlich und unermüdet hinanzustreben, wobei, wenn auch vereinzelt und allmählich, das bezweckte Gute nicht ausbleiben, und nebenher noch manches Eigenthümliche für Gemüth und Geist gewonnen sein wird.

Es ist noch zu erwähnen, daß unser Buch vorzüglich ausgestattet, die 213 Facsimile sehr gut lithographirt, zweckmäßige Inhaltsverzeichnisse nicht gespart, das Bildniß des Verfassers in gutem Kupferstich und sogar ein illuminirtes Kärtchen zum schnellern Überblicke der Hauptreise hinzugefügt ist. —

XXV.

Travels in the North of Germany, in the years 1825 and 1826. By *Henry E. Dwight*, A. M. New-York, 1829.

Schon von frühen Zeiten her, und in neueren nur immer häufiger, haben wir uns gewöhnt, europäischen Reisenden in andre Welttheile zu folgen, ihre Berichte mit Antheil aufzunehmen und ihren erzählten Seltsamkeiten unser Staunen, unsre Vergleichungen, unser Wundern und Lächeln zuzuwenden. Neuer und seltner noch ist dagegen das Verhältniß, daß auch wir hinwieder für die Einwohner fremder Welttheile zum Gegenstande des neugierigen und forschenden Besuches werden, daß wir als das Fremde und Seltsame gelten, worüber man staunt, sich verwundert und nach Umständen auch lächelt oder spottet. Sind gleich diese zu uns kommenden Forscher meist selber von europäischem Stamm, ja sogar von erweislich aus Europa beibehaltener oder überlieferter Geistesbildung und Grundansicht, so ist doch die Kluft, welche durch das Weltmeer und durch die Eigenthümlichkeit der jenseitigen Verhältnisse gesetzt wird, so sehr groß, daß jene sich unsre Länder und Völker als so völlig neue und ungewohnte ansehn, wie wir es nur immer in Betreff der ihrigen zu thun vermögen. Diese Wechselseitigkeit, in welche besonders die Nordamerikaner der Vereinigten-Staaten mit uns zu treten beginnen, ist unstreitig ein Fortschritt von ihrer Seite, der aber auf die Dauer auch für uns nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben kann.

Das Bild, welches der Verfasser obiger Reisebeschreibung uns von uns selber zu schauen giebt, ist aus den Standpunkten aufgefaßt, unter welchen die vorhandenen Gegensätze in schneidender Schärfe bemerklich werden. Uns begegnet dabei der Vortheil, daß wir den Nordamerikaner in

seiner ganzen Eigenheit, und die, wenn auch einseitige und verzerrte, doch in ihm thatsächliche und wirksame Vorstellung sehn, die er von uns und unsern Zuständen sich zu verschaffen im Stande war. Ihm dem Nordamerikaner haben wir dagegen den Nachtheil entschuldigend anzurechnen, in welchem er uns gegenüber schon deßhalb sich befinden mußte, weil er Deutsche kennen lernen und Deutsche schildern wollte. Denn gerade das deutsche Leben fügt sich am wenigsten in allgemeine, scharf durchgehende Züge, sondern will immerfort als ein besonderes und einzelnes, bis in die kleinsten Theile jedesmal eigengeartetes gefaßt werden; die richtigste Schilderung des an irgend einem bestimmten Ort, in irgend einem bestimmten Kreise, ja zu irgend einer bestimmten Zeit Wahrgenommenen wird schon dadurch, daß sich das gewonnene Bild nun auch auf Allgemeines erstrecken, oder auch nur von dem Nächstliegenden mitgelten soll, in höherem Maße, als dies bei andern Nationen nothwendig anzunehmen wäre, wieder unwahr. Dieser Schwierigkeit hat unser Verfasser nicht entgehn können, wiewohl er bemüht gewesen ist, sie durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu vermindern, und sie bei längerem oder wiederholtem Aufenthalte gewiß noch mehr überwunden hätte.

Herr Dwight ist in der That ein Mann von schätzbarem Verstande, redlicher Gesinnung und freier Umsicht, von gelehrten Kenntnissen und billigem Urtheil, voll besten Willens das Gute zu sehn und anzuerkennen, und eifrig in Annahme jeder Belehrung. Er hat schon England und Frankreich gesehn und beginnt von Straßburg aus seine deutsche Reise, die er in vierundzwanzig ausführlichen, späterhin überarbeiteten Briefen seinen Freunden beschreibt. Er fährt den Rhein hinab bis Bonn und Köln, und dann wieder hinauf bis Mainz, um über Frankfurt und Kassel nach Göttingen zu gelangen, setzt nach längerem Aufenthalte seine Reise über den Harz nach Berlin fort, wo er am längsten verweilt, besucht [illegible] Wittenberg, Halle, Leipzig und Dresden und beschließt seine Nachrichten mit einem Brief über Weimar. Als [illegible]

eines Freistaats ist er von lebhafter Theilnahme für alles Politische beseelt, sucht sich genau von der Regierungsart und den Gesetzen der Länder, die er sieht, zu unterrichten, bemerkt die Sitten, die Lebensverhältnisse und Einrichtungen. Auch die Religion liegt ihm sehr am Herzen, und die Kunst will er keineswegs hintansetzen. Am wichtigsten und bedeutendsten aber sind ihm die Wissenschaften, die Anstalten des Unterrichts, die Universitäten, und die Lehrer und Schüler derselben in allen Beziehungen der Gelehrsamkeit und des Lebens Findet er in politischen Dingen vieles zu tadeln, theilnehmend zu beseufzen oder auch hart zu verwerfen, und preist er nicht selten mit Stolz und Freudigkeit das Glück, einem Lande anzugehören, dessen Staatsverfassung ihm die vollkommenste, dessen Zukunft ihm die verheißungsvollste ist, so läugnet er doch nicht, daß in allem, was wissenschaftliche Bildung betrifft, Nordamerika sich in der Kindheit befindet, und Deutschland vor allen Ländern der Welt, in Deutschland aber Preußen den rühmlichsten Vorrang hält. Die Einrichtung der Studien, die Menge und Verschiedenheit der Lehrämter, das Leben und die bürgerliche Stellung der Professoren, und selbst die Eigenheiten der Studenten, ihre Art sich zu tragen, zu sprechen und zu fechten, alles beschreibt er umständlich, mit sichtbarer Vorliebe, mit begeisterter Würdigung alles Guten, Kräftigen und Ausgezeichneten, was in diesem gelehrtstrengen und jugendlichfreien Treiben sich entwickelt. Besonders ist die Universität zu Berlin mit ihren großen und mannigfachen Anstalten, ihren berühmten Lehrern und fleißigen Studenten, so wie überhaupt die Leitung und Ausstattung des gesammten Unterrichtswesens im preußischen Staate, der Gegenstand seiner eifrigen Bewunderung. Er wirft einen vergleichenden Blick auf den Zustand dieser Angelegenheiten in den Vereinigten-Staaten und würde diesen unbedingt das Beispiel Preußens in diesem Betreff zum Vorbild empfehlen, wenn er nicht verzweifelte, in seinen heimischen Zuständen auch nur die Wege einer möglichen Nachahmung für jetzt aufzufinden. Wer in den Vereinigten-

Staaten, sagt er, eine Bibliothek gleich der zu Göttingen aufstellte, würde der größte Wohlthäter des Landes seit Washington sein!

Es ist dem Verfasser hoch anzurechnen, daß er alle diese schwierigen und verwickelten Sachen im Ganzen so gut aufgefaßt und in ihren wahren Sinn so tief einzudringen vermocht hat. Für einen Fremden, für einen Nordamerikaner insbesondre, der einen durchaus neuen Stoff in völlig ungewohnten Lebensgestaltungen vor sich hat, ist es ungemein rühmlich, und es setzt große Bildung und Freiheit des Geistes in ihm voraus, daß er so schnell und gründlich mit den Sachen wie mit den Personen sich hat befreunden können. Denn auch von den Personen spricht er mit vieler Angemessenheit und giebt unter andern von A. W. von Schlegel's und Niebuhr's Verdiensten, so wie von Schleiermacher's, Gesenius's, Tieck's und Goethe's litterarischer Bedeutung, und selbst von den Richtungen unsrer ersten Philosophen, seinen Landsleuten einstweilen eine anziehende Vorstellung. Natürlich findet sich aber im Umfange so vieler zusammengeraffter Einzelheiten auch viel Mißgegriffenes, Verfehltes, Einseitiges, Übertriebenes und selbst ganz Falsches; es ist leichter, darüber aufzuschreien, als jedesmal so bestimmt an die Stelle des Irrthums das unbestreitbar Richtige zu setzen. Manches ist als Verwechslung wenig übel zu nehmen, z. B. daß unsre Gelehrten so häufig mit dem Schwarzen-Adlerorden bedacht werden. Aber auch wo unsre Beziehungen unangenehm verkannt, uns Fehler oder Lächerlichkeiten angedichtet sind, wollen wir doch, bevor wir unwillig werden, die Frage aufwerfen, ob wir nicht dennoch zum Theil durch unsre Schuld einen solch ungünstigen Schein in den Augen des fremden Beobachters angenommen haben?

Am flüchtigsten und unsichersten sind Hrn. Dwight's Angaben über das gemeine Leben, die Sitten und die Geselligkeit, sofern er aus eigner unmittelbarer Tageserfahrung spricht und hier wenige, nach Zufall ihm gewordene Beispiele zur Grundlage allgemeiner Sätze macht. Wie [illegible]

ıß ihn, um nur Eines anzuführen, der Zufall bedient
ben, daß er so viele Deutsche gefunden, die zwar der eng=
hen Sprache recht kundig waren, aber alle sich zu wenig
die Aussprache zu finden wußten, als daß sie je hätten
greifen können, wie cough, enough und though nicht
mten, wohl aber enough und bluff! Und wenn er vol=
ds versichert: „I have seen many of them who ra-
ly made a grammatical mistake in talking English,
t never met with but one who could say: thirty
:ee thousand things: with all their efforts they can
ly bring forth dirty dree dousand dings," so müßte
wenigstens unsern zahlreichen Berlinerinnen, die sich im
glischen vollkommen ausdrücken, ein solch frevelhaftes Vor=
ıen gleich mancher andern Andichtung abbitten! So fal=
ihm auch unsre Titulaturen auf, die er noch dazu irrig
giebt, indem wohl in Aufschriften das Wort Herr, wie
h bei den Franzosen, zuweilen noch wiederholt wird, nie
:r der Standestitel, z. B. Graf oder Baron; und unser
ohl= und Hochwohlgeboren hat seines Gleichen auch im
glischen Honourable und Right Honourable, so daß der
del in beiden Fällen gerade nicht, was er doch soll, uns
:in trifft. In manchen Auffassungen nicht unbedeutender
genstände vermissen wir durchaus die genaue Sorgfalt,
s der allein die Richtigkeit entstehn kann. Es giebt die
effste Vorstellung von der Welt, wenn der Verfasser vom
rzoge von Weimar sagt: „His territory was so small
extent and population, that he clearly saw that it
uld be impossible for him to gain, either by con-
est, or by the resources of his little state, much
ight in the balance of power of Europe. As all
narchs love distinction, he resolved to obtain it by
coming the patron of literature in Germany." Je=
man weiß, daß diese glückliche Erscheinung nicht aus Ab=
t und Rechnung, sondern aus natürlicher Entwicklung und
rksamkeit der herrlichsten Jugend= und Geisteskräfte frei
vorging. Der Leichtsinn des Hinhörens und Weitersagens

ist noch stärker zu rügen bei den Äußerungen des Verfassers über die vor vierzehn Jahren in Frankfurt am Main geschehene Verhaftung des Obersten von Massenbach, welche er als einen Frevel wider das Völkerrecht darstellt und in dieser Hinsicht mit bittern Betrachtungen begleitet; er hätte aber leicht erfahren können, daß der Vorfall keine gewaltsame Aufhebung durch preußische Mannschaft, sondern eine willige Auslieferung von Seiten der deßhalb in herkömmlicher Weise angesprochenen frankfurtischen Obrigkeit gewesen. Auch vor Mißgriffen wie der, daß Goethe ein Werk unter dem Titel: „Aus meinem Leben", geschrieben und dieses dann in einem andern Werke, „Dichtung und Wahrheit" genannt, fortgesetzt habe, hätte der sonst in Goethe'schen Sachen nicht unbelesene und des Deutschen hinlänglich kundige Verfasser sich mehr hüten können. Einen Blick in seine Denkungsart nach einer Seite hin, wo Beschränktheit auch inmitten der größten politischen Freiheit sich einnisten kann, giebt uns sein mit Seufzen ausgedrückter frommer Wunsch, Goethe möchte den Prolog im Himmel seinem Faust nicht hinzugefügt haben!

Die stärkste Kontrovers und vielfachste Berichtigung würde des Verfassers politische Ansichten und Urtheile treffen, könnten und wollten wir uns hier auf deren Erörterung einlassen. Er ist durch und durch Republikaner, für die Freiheit begeistert, stolz, einem Lande anzugehören, wo sie auf Erden am weitesten gediehen ist, und gönnt und wünscht von ganzem Herzen allen Völkern den größtmöglichen Genuß eines solchen Gutes. Wir rechten hierüber mit ihm um so weniger, als er billig genug ist, auch in andern Regierungsformen entschiedene Vortheile anzuerkennen, und namentlich die monarchische dem Gedeihen der Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen günstiger zu finden. Allein seine republikanische Denkart und Gewöhnung verhindert ihn nur allzu oft unsre Ordnungen und Verhältnisse, die sich ihm in einer völlig entgegengesetzten Richtung zeigen, nach ihrem wahren Gehalt einzusehn und zu würdigen. Unser ganzes bürgerliches Leben erscheint ihm in den schroffsten, nacktesten Gegen-

ſtzen mit dem nordamerikaniſchen, und nachdem er uns eben nit Staunen und Begeiſterung in der einen Hinſicht als Vorbilder für den Eifer ſeiner Landsleute lobpreiſend aufge= tellt, blickt er in der andern mit klagender Theilnahme, mit lchſelzucken oder gar mit bittrem Hohn auf uns als Bar= aren oder Wilde, denen es noch an den erſten Grundlagen es Lebens fehle. Das Monarchiſche, Militäriſche, Kirch= iche und Ariſtokratiſche der alten Welt vermag der Ankömm= ing aus der neuen nur in einer abſtrakten Übertreibung auf= ufaſſen, indem alle vermittelnden und ausgleichenden Ele= nente, welche namentlich unſer deutſches Leben, im Großen nd Ganzen angeſehn, über jene Formen ergießt, dem frem= en Auge in ihrer allverbreiteten, aber auf den einzelnen Punkten nur ſtillen Wirkſamkeit nicht ſo ſchnell ſichtbar wer= en. Wir wollen die politiſche Freiheit in Deutſchland, die Freiheit der Preſſe, der Rede u. ſ. w. nicht für größer ausa eben, als ſie wirklich iſt; in jedem Fall aber iſt ſie bedeu= ender, und inſonderheit eine andre, als ſie von unſrem Rei= nden angegeben wird.

Bei allen Mängeln dieſes Buches können wir doch nur ünſchen, demſelben jenſeits und dieſſeits des Weltmeers iele Beachtung gewidmet zu ſehn; die Fremden empfangen arin einen unendlichen Stoff, der unter ihren Händen ſich lgenreich entwickeln kann, unſre Landsleute werden nicht eniger fruchtbare Nutzanwendungen daraus zu entnehmen iſſen. Werden dergleichen Mittheilungen nur erſt häufiger um Vorſchein kommen, ſo wird auch das Bild der Nationen ch nach und nach klarer hervorheben, und geiſtiger Wechſel= ezug ſich günſtig feſtſtellen.

Wir bemerken noch, daß der Verfaſſer, welcher in ſei= er Bewunderung und Anpreiſung des deutſchen wiſſenſchaft= chen Lebens, und beſonders der Lehranſtalten Preußens, faſt nerſchöpflich iſt, ſeinem Buche das ausführliche Verzeichniß er Vorleſungen, welche zu Berlin im Winterhalbjahr 1825 is 1826 gehalten worden, ſo wie auch die Abbildung eines ohlbeſtellten Studentenzweikampfes hinzugefügt hat, beides

gewiß das Fremdartigste und Wunderbarste, was aus Norddeutschland sich am Ohio vorzeigen läßt! —

XXVI.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1830. 2 Thle.

Goethe, der objektivste Dichter, dessen Geist und Schaffen in solcher Weise noch eigenthümlicher deutsch zu bezeichnen man das Wort Gegenständlich mit Glück geprägt hat, will keineswegs verläugnen, daß seine Dichtung und sein persönliches Leben wesentlich zusammengehören, beide einander gegenseitig darstellen und bedingen. Er spricht in dieser Überzeugung das bedeutende Wort aus, daß alle Mittheilungen über sich selbst, die er uns in mannigfachster Form, als fortlaufende Lebensgeschichte, als Tagebücher und Briefe, nun schon in vielen Bänden dargeboten, eigentlich nur Ergänzung und Erläuterung der großen Konfession sind, welche er in allen seinen dichterischen Hervorbringungen niedergelegt hat. Aus diesem Gesichtspunkte sind denn auch die gegenwärtigen Schilderungen und Angaben zu betrachten, die uns, in einer abermals neuen, so bequemen als nutzreichen Form, bald in Umrissen, bald in ausgeführten Bildern, wiederholt Aufschluß und Belehrung über den lebendigen Zusammenhang geben, der hier ursprünglichen Geist und gelegentliche Welt zu einer der größten Erscheinungen verbindet.

Die Mannigfaltigkeit der Form ist bei Goethe kein Bedürfniß willkürlichen Wechsels, hervorgerufen durch den Reiz der Verschiedenheit; sie ist in seinem tiefsten Wesen gegründet, welches den Gegenständen sich hingiebt und ihren Man-

lungen folgt, ohne jemals aufzuhören, sie zu beherrschen; sie liegt aber auch in der Eigenart unsrer ganzen Bildungsstufe, auf welcher alle Zeiten und Länder, alle Stoffe und Richtungen, mehr als jemals früher, sich zusammendrängen und wissenschaftliche oder künstlerische Vereinigung ansprechen. Wir hätten es allerdings wünschen können, daß Goethe in der Erzählung seines Lebens auf demselben Wege fortgeschritten wäre, den er für die Schilderung seiner Jugendjahre gewählt hat; man gewöhnt sich gern an diese Anmuth der Rede, welche gleich dem Hexameter Homer's das Größte wie das Kleinste, das Tiefste wie das Äußerlichste mit demselben glücklichen Maß und Geschick ergreift und an dem epischen Faden aufreiht. Allein wir fühlen bald, daß der Dichter unsre Gewöhnung zu unterbrechen und uns auf neue Bahnen zu versetzen guten Fug hatte, sobald sein Stoff selbst ihn dazu aufforderte, und wir finden auch den Ertrag jeder Art auf keine Weise dabei verkürzt. Die italiänische Reise, der Feldzug in der Champagne, die Belagerung von Mainz durften das stärkere Gepräge der Gegenwart, welches gleichzeitige Briefe und Tagebücher vor der späteren Erzählung voraushaben, mit dem freieren Überblicke, welchen die letztere gewährt, sehr wohl verbinden. Diese neueste Mittheilung hat wieder einen andern Karakter, der ebenso seinem Inhalt entspricht. Der Dichter hat die bewegte Jugend, die großen Entwicklungen und Stürme schon überstanden, er ist auf sicherem und reichen Boden heimisch, er steht in der Mitte schöner Thätigkeiten, er sieht deren Wirkungskreise und Zielstrecken mehr oder minder deutlich abgegränzt. Zwar verläugnet weder er selbst seine proteïsche Natur, noch die Welt ihre unerschöpfliche Anreizung, in Geist und Gemüth muß er immerfort neue Einsichten und Verhältnisse zu neuen Gestalten verarbeiten, von außen ergreifen die Stürme der Zeit auch ihn mit Gewalt: aber das Leben im Ganzen bleibt gleichwohl innerhalb seiner gewonnenen Ufer, und die mächtige Fluth strömt nach allen Aufwallungen wieder beruhigt und klar ihren unveränderten Lauf dahin. Für einen solchen

Lebensabschnitt ist die Form von Jahrbüchern unstreitig die angemessenste, sie faßt zusammen, was die unvermeidlich sich zwischendrängende Gewöhnlichkeit des Lebens zu weit auseinanderrückt, und sie läßt doch auch dem einzelnen Tage, wo er in sich selbst belebt und erfüllt auftritt, sein gebührendes Recht. Daß die Elemente des Goethe'schen Lebens und Dichtens hiebei nicht einzeln in einer geschichtlichen Aufeinanderfolge zum Vorschein kommen, sondern gleichzeitig und verbunden sich über das ganze Leben hin und in den mannigfachsten Mischungen thätig zeigen und gestalten, braucht nicht erst erinnert zu werden.

In den vorliegenden Bänden lassen sich sehr deutlich drei verschiedene Abtheilungen wahrnehmen. Dem gewählten Gesichtspunkte gemäß greift die Betrachtung gleich zuerst in die frühesten Jahre zurück, jedoch, da diese schon ausführlich behandelt sind, nur in allgemeinen und raschen Andeutungen, die uns mit kürzesten Wendungen leicht und schön in die zunehmende Fülle des Besondern hinleiten, welches den späteren Jahren zugetheilt ist. Vom Jahre 1789 an werden die Aufzeichnungen immer wichtiger und reicher, und mit dem Jahre 1794 gewinnen sie die größte Ausbildung wie den größten Gehalt, wogegen sie vom Jahre 1813 bis zum Schlusse von 1822 wieder mehr als Umrisse erscheinen. Die erste Abtheilung beleuchtet schon Vorhandenes mit neuen Streiflichtern; die zweite füllt einen großen Raum, der sogar durch das, was aus dem reichen Briefwechsel Goethe's und Schiller's von 1794 bis 1805 hineinfällt, noch in den meisten Beziehungen dunkel für uns war, doch bleiben auch hier noch große und wichtige Lücken übrig; die dritte Abtheilung endlich giebt uns mit vielem Erfreulichen und Genügenden zugleich noch bedeutende Anwartschaft auf die Zukunft. Wir haben es demnach hier durchaus mit Fragmentarischem, nicht Abgeschlossenem, zu thun, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, wo das Mitgetheilte zugleich ein noch Fortlebendes ist und Bedingungen und Rücksichten dieser in manchem Betracht dem Genusse und der Einsicht hin-

derlichen, dem wahren Antheil jedoch stets unschätzbaren Eigenschaft unterliegt.

Da wir als Mitlebende diese Denkblätter empfangen, so genießen wir auch den Vortheil, sie von einer oder der andern Seite, je nachdem unser eignes Leben mit ihrem Inhalte zusammentrifft, an unsrer eignen Anschauung zu prüfen, diese zu erweitern, zu berichtigen, durch Übereinstimmung zu bestätigen, oder auch, wo es sich darböte, im Widerspruche zu erhärten. Hier müssen wir im Allgemeinen aussprechen, — wir, die wir sagen können, daß wir einen großen Theil der hier vorgeführten Welt gleichfalls erblickt und in diesen Kreisen, an diesen Orten auch noch in der Ferne gleichsam mitgelebt haben, — daß es unmöglich ist, getreuer und wahrhafter das Leben in seiner bestimmten Wirklichkeit aufzufassen und wiederzugeben, als hier geschehn ist. Die Personen, die Örtlichkeiten, die gesellschaftlichen Gruppen, die geistigen Bezüge und Stimmungen, die litterarischen und politischen Eindrücke, alles lebt und wirkt hier in seiner unverkümmerten Natur, und mag irgend ein Kleinstes in ganzem Vollbestande seines Daseins hervorleuchten, oder ein Großes in dem geringsten seiner Theile nur äußerlich berührt sein, immer ist das Vorkommende ächt in Gestalt und Wesen, zu allem passend, was weiterer Verfolg noch anreihen oder enthüllen möchte, nirgends eine falsche Färbung, eine erzwungene Wendung, die nur dem isolirten Theilbilde für den Augenblick dienen sollte. Dies gilt auch von den Bezeichnungen rein geistiger oder sittlicher Gegenstände; selbst wo wir mit dem Autor nicht übereinstimmen, wo wir seiner Ansicht oder Denkweise eine andre entgegensetzen und diese fest behaupten, werden wir nicht umhin können, die seine gleichfalls auf einem gegebenen Boden wohlbegründet zu finden und als eine in ihm statthafte gelten zu lassen. Wollen wir die Vergleichung fortsetzen und die hier entwickelte oder angedeutete Lebensfülle mit derjenigen zusammenhalten, die in gleicher Weise von andern Genossen dieser Zeiten sich ihren Tag- und Jahres-Heften einschreiben ließe, so würden wir

auch in dieser Beziehung ohne Zweifel das Ergebniß zu bekennen haben, daß schwerlich ein Zweiter eine solche Vereinigung reichen innern Lebens mit reichem äußern Zuströmen und Hinauswirken darbieten könnte.

Es wäre überflüssig, die Goethe'sche Darstellungsweise näher zu bezeichnen; jeder Deutsche hat sie vor Augen und ist mit ihr vertraut; daß sie hier in ganzer Kraft und in vollem Glanze leuchtet, wird im ersten Eindrucke gleich jedem Leser sich bestätigen. Dieselbe plastische Schönheit, dieselbe Tiefe und Klarheit der Anschauung, dieselbe gelassene Durchdrungenheit, welche aus andern Schriften unsers Autors in uns wirken, walten auch hier. Einige Abschnitte, größere Schilderungen oder Erzählungen enthaltend, gehören zu dem Vollendetsten, was jemals Goethe's Feder geliefert hat, sie würden für sich allein, auch außer dem Zusammenhange, der sie noch erhebt und verschönert, als die reizendsten Karakterbilder bestehn, an die Novelle streifend, in dem Sinne, wie Boccaccio sie nimmt, und dem Humor verwandt, welchen Sterne so liebenswürdig ausläßt. Die Reise nach Halberstadt, Helmstädt und Magdeburg, wo die begleitenden wie die besuchten Personen so lebhaft hervortreten, die Tage bei dem wunderlichen Beireis und die Einkehr bei dem tollen Hagen werden auch den Nachkommen in erster Reihe Goethe'scher Bilder stehn, uns aber haben sie überdies noch den Reiz, daß sie die seltsamen Mährchen, die uns aus der Gegenwart schon immer räthselhaft zugeklungen und uns als halbverstandene beunruhigt, mit anmuthigen Aufschlüssen fortsetzen und in zuverlässiger Gestalt festhalten. Ebenso ist der Besuch in Göttingen mit unvergleichlich liebenswürdigem Humor erzählt, und daneben der ernsten Würde eines solchen Gelehrtensitzes jede Gebühr sorgfältig abgetragen. Die Festlichkeit der sogenannten Mohren in Jena wäre dem Stoffe nach die belebteste Idylle aus dem Volksleben, aber in der Darstellung unsres Dichters ist sie zugleich ein hohes Zeugniß naturhellen Anschauens der Verhältnisse, menschenfreund-

lichsten Sinnes und edler Werkstelligkeit, welcher Laune und Talent zur guten Stunde dienen.

Ein Meisterstück tiefen und sichern Eindringens in ganze Regionen wie in den einzelnen Menschen liefern die Blätter, welche den philologischen Boden und auf demselben die geistige Eigenart Friedrich August Wolf's darlegen; wer den Vortrefflichen gekannt hat, wird in den glücklichen Andeutungen der Art und Weise, wie das kritische Geschäft sich in jener ausgezeichneten Persönlichkeit gleichsam verkörpert hatte, vielfache Themata der ergiebigsten Betrachtungen empfangen. Aus der vornehmgeselligen Welt reiht sich hier, mit scharfen Lichtern und hellen Farben ausgestattet, das Bild an, welches von dem Aufenthalt und Treiben der Frau von Staël und Benjamin Constant's in Weimar eine Vorstellung giebt; einige Abneigung begleitet hier die Bewunderung, die Erscheinungen stoßen fast eben so zurück, als sie anziehen, aber wie gerecht, billig, und liebvoll sogar, bleibt die Schilderung, welche auch einer feurigern und anschließendern Gesinnung ihre Geltung unverwehrt läßt! Die politische Welt liefert in dem tobenden Obersten von Massenbach ein artiges Gegenbild. Höchst karakteristisch, und wie nur einzig noch Goethe sie zu geben im Stande war, ist die Bezeichnung des geistigen Bildungszustandes der Deutschen in und mit der Litteratur gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und wie die Heroen der letztern sich darin verhielten, wobei freilich der Leser den Standpunkt und die Wirkung Goethe's selber, wodurch das Ganze sich unter neuen Bedingungen abschließt, hinzudenken muß.

Lehrreich bedeutend, aber nicht weniger lebendig und anziehend, und sogar mit einigem wohlerhaltenen Reize damaliger Heimlichkeit und Spannung, stellen sich uns die Widersachereien Kotzebue's, der ränkevolle Zwiespalt und dann der offne Krieg vor Augen, welche die Litteratur und das Bühnenwesen verstörten, und woran sich die aus versuchter Verpflanzung der allgemeinen Litteraturzeitung entstandene Verdoppelung derselben anschließt. Die Wirksamkeit des in

Weimar und Jena ansässigen und versammelten Geistes, und insbesondere das große praktische Talent Goethe's, werden bei dieser Gelegenheit und in vielen andern Fällen in ihrer ganzen, für das Nächste wie für das Fernste wohlthätigen Wichtigkeit sichtbar. Die wiederkehrenden Erwähnungen von Fichte, Jacobi, beiden Humboldt, von Voß und Stolberg, beiden Schlegel, von Reinhold, Schelling, Hegel, Hufeland und mehreren Andern ergänzen und heben sich wechselsweise.

Doch was sollen wir weiter noch Einzelnes anführen, wo alles und jedes, wennauch nicht immer der gleichen, doch der vielfachsten und ausgezeichnetsten Vorzüge theilhaft ist? Sind es nicht ganze Gemählde, so sind es einzelne Striche, bedeutende, karaktervolle Bezeichnungen, welche unsre Aufmerksamkeit ansprechen. Das ganze Buch ist erfüllt von Ausdrücken, Metaphern, Beiwörtern, die einen neuen Gesichtspunkt geben, höheren Sinn aufschließen, merkwürdige Verbindungen knüpfen, oder auch ohne besondern Glanz einfach nur das Richtige treffen, so daß ihre jedesmalige Wahl dem Leser zu denken giebt und seine Bewunderung oder seine Prüfung anspricht. Die ganze Sprache ist in diesem Geiste von neulebendiger Frische und Kraft, und dabei so verständlich und vertraut, daß wir nur Bekanntes und Gewohntes zu sehn glauben.

Im engsten Zusammenhange mit dieser Bezeichnungsweise, und großentheils als Grund derselben, ist der Bezug auf ein höheres Sittliches zu fassen, welcher unter allen Gebilden des verschiedenartigsten Lebens hier mehr oder minder deutlich hervorstrahlt. Es ist nicht bloß ein Dichter, dessen göttliches Talent uns das Schöne darstellt, es ist zugleich ein Weiser und Lehrer, der uns die Lebensgewirre einsehn, fassen und behandeln lehrt, indem er uns den richtigen Maßstab ihrer Gestalten, ihres Wechsels und bleibenden Werthes an Beispielen der Wirklichkeit darbietet und aus allen Windungen auf ein höheres Gute deutet, welches als Rechtschaffenheit, Wahrheit, Menschenliebe und Frömmigkeit sich zu

erkennen giebt. Wir wollen hier zum Beleg nur die denkwürdigen Ausdrücke beibringen, wo es von Frau von Staël heißt: „Sie hatte keinen Begriff von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß"; und später von dem Abte Steinmetz, der zu Kloster Bergen „in frommem Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig wirkte", mit dem herrlichen Zusatze: „Und wohl bedarf die Welt, in ihrer unfrommen Einseitigkeit, auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsale zu erfrieren und zu verdursten". Im Vorbeigehn haben wir bei dieser Gelegenheit auch noch der politischen Denkart und Haltung Goethe's zu erwähnen. Sie erklärt sich hier, wie schon immer, kräftig gegen alles Revolutionäre, und seinen heftigen Widerwillen gegen die französische Revolution, für welche Reichardt mit Wuth und Ingrimm Parthei genommen, giebt er als den ersten Grund des Mißvernehmens an, welches ihn später mit diesem sonst geschätzten Manne in offne Feindschaft stellte. Wir gestatten uns an dieser Stelle die nöthige Bemerkung, daß die politischen Gesinnungen, von den verschiedenartigsten Umständen, Antrieben und Eindrücken abhängig, aus unberechenbaren Elementen sich gestaltend, ihren letzten Gründen nach oft völlig dunkel, in allen andern Gebieten des Lebens gerade am meisten auf die Duldung gegründeten Anspruch haben, die ihnen auf ihrem eigensten Gebiete freilich ganz versagt bleiben wird; wir geben daher gern zu, daß man in dieses Urtheil gegen Reichardt einzustimmen und mit ihm auch Wieland, Klopstock, Stolberg, Kant und so viele Andre, welchen die französische Bewegung anfangs ein neues Heil dünkte, zu verdammen nicht verpflichtet sei, allein wir sind gewiß, daß bei allen Partheien unter den Redlichen und Wackern nur eine gemeinsame Stimme des Anerkennens für die untadelig loyale und ethisch künstlerische Gesinnung Statt finden kann, welche Goethe in den bündigen Worten ausspricht: „Ich aber, die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände

mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte".

Betrachten wir diese reiche Sammlung nun noch insbesondre, sofern sie den Dichter persönlich angeht, uns von seinem Streben und Arbeiten, seinen Schickungen und Thätigkeiten, Hemmungen und Förderniſſen unterrichtet, so finden wir, selbst nach allem Früheren, was uns schon in andern seiner Schriften und besonders auch in seinem Briefwechsel mit Schiller hierüber mitgetheilt ist, den größten Reichthum wichtiger Angaben, willkommener Erläuterungen und neuer Überblicke. Seine Beschäftigungen im Gebiete der Wissenschaften überhaupt, insbesondre der Naturforschung in allen ihren Richtungen, der Alterthumskunde und Geschichte, der Sprachen und Litteraturen, sein Wirken im Staats- und Hofleben, bei Anstalten und Einrichtungen aller Art, seine vieljährige Leitung eines zur höchsten Stufe gebrachten Theaters, sein thätiges Bemühen um bildende Kunst, endlich sein regsamer, fruchtbarer Umgang, sein unausgesetzter Lebensverkehr in allen Kreisen der Gesellschaft: dies alles zusammen bildet ein staunenerregendes Ganze, das wohl niemand ohne wahren inneren Gewinn betrachten kann. Wir sehn Goethe'n, nachdem er auf seinem glücklichen, in Weimar gefundenen Standpunkte heimisch geworden, sich selbst und seine Verhältnisse, und mit diesen zugleich seinen Ort und sein Land nach und nach zu immer größerer Bedeutung emporbilden, und, aus dem Engen nach allen Seiten ins Weite vorgedrungen, ein treugeführtes Still-Leben überall zur großen Welt ausströmen, zugleich aber auch über diese in neue Einsamkeit herrschend sich erheben.

Denken wir uns Goethe'n anstatt dieser merkwürdigen Lebensbahn einer andern angehörig, in das Gedräng einer großen Hauptstadt, in die Anforderungen und Darbietungen

großer Massen versetzt, so ist er nicht Goethe mehr. Er hätte mit diesen Gewalten, um seinem schaffenden Geiste zu folgen, brechen müssen, und dann wäre die schöne Ruhe der Übereinstimmung, der harmlose Frieden gestört gewesen, oder jene Mächte hätten ihn an sich gerissen, sein Leben wäre ein politisches geworden, und dann hätte er ohne Zweifel stark eingegriffen in die Bewegungen der Zeit, allein das klare, starke Licht der Jahrhunderte, der Dichter und Lehrer seines Volks wäre er dann schwerlich geworden.

Bei einem Leben und Wirken so eigenthümlicher Art werden uns auch mit Recht die vielen kleineren Züge und Anführungen wichtig, die ein solches Ganzes bilden helfen. Manche derselben lassen den flüchtigen Leser beim ersten Anschein vielleicht gleichgültig, z. B. die wiederholte Nennung vieler Personen, von denen nicht gerade Bedeutendes immer zu sagen war, und die man theils als allbekannte, theils als unbekannte in bloßer Anführung nur hat lästig finden wollen, ferner die Erwähnung so manchen Begegnisses oder Umstandes, deren Interesse wenigstens gegen andres Mitgetheilte zu sehr zurückzustehn schien. Wir können unsres Orts aber selbst die Aufzählung empfangener Besuche oder gelesener Bücher hier nicht unbeachtungswerth halten, da doch jeder Name einen individuellen Bezug ausdrückt und an seiner Stelle nicht ohne Bedeutung steht, wäre er auch nicht, wie doch fast immer der Fall ist, durch eigenthümliche Wendung oder Bezeichnung eingeführt und so durch mitgebrachtes oder zugetheiltes Leben gerechtfertigt. In Deutschland aber ist die Unart gewöhnlich, daß jeder geringste Leser sich anstellt, als biete auch der größte Autor, wenn er vertraulich redet, ihm Sachen von nicht genugsamer Wichtigkeit an, und dürfe er Bedeutenderes verlangen; ein Benehmen, wodurch meist nur die geringe Einsicht an den Tag kommt, welche den wahren Werth nicht zu erkennen vermag. Wir loben dagegen die Bescheidenheit und den guten Sinn eines wackern englischen Kritikers, der neulich in einer lesenswerthen Anzeige des Briefwechsels von Goethe und Schiller auch die kleinsten

Zettel und unbedeutendsten Meldungen in der Sammlung nicht missen und in diesen Mittheilungen wenigstens die sprechendste Gewähr der Authenticität alles Übrigen sehn wollte.

Gern möchten wir von solchem Einzelnen, welches unmittelbar auf Goethe's Person und Dichten zu beziehen ist, manches hervorheben und näher besprechen; allein bei einer Schrift, die so unendlich reich und dabei in Aller Händen ist, bleibt es wohl das Beste, auf das Buch selber zu verweisen und zu dessen frischem Lesen aufzufordern. Zwei besondre Stellen nur wollen wir kürzlich anführen, als zwei nach entgegengesetzten Endpunkten liegende Beispiele erwünschten Aufschlusses. Durch die eine dieser Stellen erfahren wir, daß Wilhelm Meister's Lehrjahre allerdings einen Grundgedanken in sich tragen, der vom Anfange her sich immer deutlicher durcharbeitet, bis er auf dem letzten Blatte sogar vollständig ausgesprochen wird, in den Worten: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand". Hieran mögen nun die Kritiker ihren Ärger zernagen, welche bisher behauptet hatten, dieser Roman habe kein solches Spruch- und Lösungswort, und der Roman überhaupt dürfe auch keines haben! Die zweite Stelle löst einen etymologischen Zweifel. Seit dreißig Jahren war gefragt worden, was der Ausdruck „Kophthische Lieder" heiße, und woher derselbe abzuleiten sei? Die schönen Lieder waren an sich ganz verständlich, aber das Räthsel des Namens blieb. Jetzt ergiebt sich die Benennung als seltsam genug entlehnt aus dem anfänglichen Vorhaben, dessen schon früher einmal gedacht worden, den Groß-Kophtha zur Oper zu gestalten, wozu nunmehr noch bemerkt wird, daß jene Lieder von dieser versuchten, aber bald wieder aufgegebenen Bearbeitung übrig geblieben. —

Bei einer Ausgabe letzter Hand und in Betracht der ehrenwerthen Gehülfen, welche dabei als mitthätig genannt sind, darf schließlich auch noch die Rüge Platz finden, daß

in Schreibung der Namen bessere Genauigkeit zu wünschen wäre, damit nicht z. B. Wolf der Philologe und Wolff der Schauspieler verwirrend durcheinander laufen, und ein Hauptquartier zu Hans in Frankreich eines zu Haus werde! —

XXVII.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans les guerres de la révolution. Paris, 1828. 1831. 4 vols.

Seit dem Erscheinen der ersten beiden Bände dieser Memoiren hat man vielfältig ihrem Verfasser nachgefragt, und dies erneut sich jetzt, da zwei fernere Bände wieder ans Licht getreten sind. Die Frage ist jedoch nicht ganz richtig, wenigstens kann das Wort Verfasser hier nicht in dem Sinne gebraucht werden, in welchem dasselbe gewöhnlich gilt. Denn schon die früheren Theile, und noch mehr die beiden jetzt erschienenen, lassen dem aufmerksamen Beschauer keinen Zweifel, daß hier nicht von einem Schriftsteller, der auf eigenthümliche Weise sich selbst oder eine Sachenfolge darstellt, nicht von einem Staatsmann und Historiker, dessen Geist und Wissen neue Gesichtspunkte und Aufschlüsse giebt, sondern höchstens von einem Buchmacher die Rede sein kann, der handwerksmäßig eine Menge vorfindlicher Stoffe äußerlich zusammenfügt. Hiemit wird denn auch die Beantwortung, welche für obige Frage übrig bleiben kann, um vieles gleichgültiger, und es kann keinen wesentlichen Unterschied mehr begründen, sondern höchstens ein Gegenstand örtlicher Neugier sein, ob der Anhäufer und Übertüncher dieser Massen

so oder so heiße, oder vielleicht mehrere Genossen sich dazu vereinigt haben.

Das Buch selbst will sich zwar das Ansehn geben, als dürfte man in ihm, wo nicht die ursprünglichen, doch wenigstens die überarbeiteten Denkschriften des preußischen Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg zu besitzen glauben. Daß diese Denkschriften und so auch das Königliche Staatsarchiv zu Berlin den Inhalt des Buches dargeliefert und seine Zuverlässigkeit zu verbürgen hätten, wird geflissentlich angedeutet. Diesem beabsichtigten Ansehn zu Liebe, als gäbe hier Preußen insbesondre und Hardenberg persönlich die Farbe und den Standpunkt, so wie die Hülfsmittel des ganzen Vortrages, hebt auch die Erzählung mit einem Abrisse der Geschichte des Hauses Hohenzollern an, und bei dem ersten Anlasse, wo der Name Hardenberg zu nennen ist, wird mit Sorgfalt die Vorgeschichte des Mannes eingeführt, der diesen Namen so großen Geschichtsereignissen verknüpft hat und nun auch deren umständlicher Auseinanderlegung, wie sie hier versucht worden, sein bedeutendes Gewicht leihen soll.

Es ist bekannt, daß der Fürst von Hardenberg wirklich Denkwürdigkeiten seines Staatslebens zu schreiben unternommen hat, daß diese zum Theil in seiner eignen Ausarbeitung vorhanden, jedoch für jetzt unzugänglich aufbewahrt sind. Für die Fortsetzung dieses ihm äußerst angelegenen Unternehmens hatte er späterhin, bei vermehrtem Geschäftsdrange und schon minder frischen Kräften, mancherlei Hülfsarbeiten sich gefallen lassen, wobei sein Vertrauen zu fremder Hand doch schwerlich der letzten Abfassung sich jemals ganz würde entschlagen haben. Personen, welche von diesen Denkwürdigkeiten nähere Kenntniß erlangt, stimmen in dem Zeugnisse überein, daß solche sich durch klare und geschickte Darstellung und nicht minder durch Schärfe der Ansicht und Freimüthigkeit des Urtheils ungemein auszeichnen. Beides ließ sich noch dem Karakter und den Talenten dieses seltenen Staatsmannes auch wohl voraussetzen. Würden jene Denkwürdigkeiten ächt und rein der Öffentlichkeit übergeben, so hätten wir un-

streitig eine unschätzbare Bereicherung der Quellen unsrer Zeitgeschichte zu gewärtigen. Aber auch jede Mittheilung, bei welcher jene Denkwürdigkeiten eingesehn und ihre Aufschlüsse benutzt worden wären, müßte als ein Widerschein verhältnißmäßig, je nachdem er heller oder schwächer glänzte, uns in besonderem Werthe stehn. Möglich aber wäre beides, sowohl daß die ächte Arbeit, wenigstens theilweise, als auch daß eine Beute daraus, mehr oder minder ursprünglich, wennauch unbefugt und widerrechtlich, an den Tag käme; denn diese Schriften haben einem Kreise des Vertrauens angehört, der auch wider Wissen und Willen des Eigners erweitert worden, und sind zum Theil sogar in feindlicher Hand gewaltsam eine Zeit lang zurückbehalten geblieben. Es fragt sich nun, wiefern das vorliegende Buch dafür gelten könne, die Stelle der Hardenberg'schen Schriften zu vertreten, oder mit ihnen in lebendiger Beziehung zu stehn? Eine äußre Beglaubigung zeigt sich nirgends, wir müssen unser Dafürhalten aus der Sache selbst schöpfen.

Betrachten wir zuvörderst den Stoff. Es wird uns ein überschwängliches Material dargeboten, aus dem sich die Zeitgeschichte, noch vor dem Beginn der Hardenberg'schen Staatsthätigkeit, hauptsächlich aber die ganze Periode der französischen Revolution hindurch, zu ganz neuen und unerwarteten Gestalten aufbauen soll. Insbesondre wird die Enthüllung aller Geheimnisse versprochen, welche bisher in der Politik der europäischen Kabinette hinsichtlich ihres Kampfes und Verhaltens gegen die französische Revolution tief verschleiert geblieben, und vorzüglich soll der oft dunkle und verwickelte Gang der diplomatischen Sendungen und Verhandlungen ans Licht gebracht und durch unwiderlegliche Beweisstücke aus den verborgensten und verschlossensten Schatzkammern in seiner ächten Gestalt nachgewiesen werden. Die Aufgabe wäre schon der Mühe werth, obwohl wir nicht bergen wollen, daß wir der gemeinen Hoffnung, welche aus Enthüllung sogenannter Staatsgeheimnisse, aus Entdeckung ganz unbekannt gebliebener Vorgänge und Verhältnisse noch immer aufs Neue ein

strahlendes Licht bedeutender Aufschlüsse auf die großen Begebenheiten der Revolutionsgeschichte ergießen zu sehn wähnt, eine böse Täuschung zum Grunde gelegt glauben, wobei die wahre Geschichtskunde längst außer Acht gestellt worden. Schon im Augenblicke des Geschehens sind die Ereignisse selten so verborgen, daß nicht das Wesentliche und Entscheidende davon bald für den berufenen Sinn hinreichend kund wäre, und in unsrer Zeit, bei unsern ineinanderwirkenden, vielseitigen, heißen und schnellwechselnden Thätigkeiten und Mittheilungen möchte ein Zeitverlauf von zwanzig bis dreißig Jahren wenige Thatsachen mehr übrig gelassen haben, deren Hervorziehung den Überblick der großen Geschichtszüge von Grund aus verändern könnte. Jedoch wollen wir auch für die allgemeine Geschichtskunde den Werth solcher Aufschlüsse, wie ein Fürst von Hardenberg sie geben könnte, gewiß nicht verkennen und auch von minderer Hand jede berichtigende Einzelheit dankbar annehmen. Eine gewisse Fülle und Ausführlichkeit der Erzählung, eine strenge Sorgfalt der einzelnen Färbungen und Richtungen haben wir schon andern Ortes für die geschichtliche Wahrheit unerläßlich erklärt und wollen diese Forderung auch hier nicht vergessen.

Welches ist nun aber die Ausbeute, die wir in der einen oder der andern Art unserm Homme d'état verdanken sollen? In der einen Art, von wahrhaft Großem und Wichtigem, wodurch unsre Ansicht des Geschichtsganges verändert würde, der Zusammenhang der Ereignisse sich neu darstellte, — nichts, geradezu gar nichts. An einzelnen Besonderheiten, näheren Aufklärungen bekannter Vorgänge, weiteren Verfolge abgerissener oder entfallener Fäden, an genauer bestimmenden Zügen und Umständen, an urkundlichen (sofern wir nämlich aufs Wort glauben wollen) Ausdrücken und Zeugnissen, an solchen Sachen allerdings mancherlei, und darunter auch, wir bekennen es gern, genug Brauchbares und Willkommenes. Von einigen Unterhandlungen Bischoffswerder's, und späterhin Lucchesini's, wird Ausführlicheres mitgetheilt, als man bisher wußte, und es ist überhaupt der

Schattenseite damaliger Staatskünste sehr nachgegangen. Wir rechnen dahin auch manche kleine Zwischenfäden, die sich mit schon bekannten größeren Beziehungen verschlingen; manche diplomatische Angabe in ihrem wirklichen Textlaute, besonders sind die untergeordneten Missionen und Agentschaften, diese selten eingestandenen und meist mit Recht verschämten Parthieen, die sich an die höhere Diplomatik anhängen und von dieser freilich nie ganz abgeschüttelt werden können, mit begünstigender Liebe und Sorgfalt aufgefaßt. Die ersten Einleitungen zu Friedensanträgen oder Waffenstillständen, die kleinen Zwischenträgereien der Subalternen sind geschickt aufgespürt und verfolgt. Die Sendungen des jungen Custine, des Baron von Roll und einige andre dieser Art finden sich hier zum erstenmale so gründlich erörtert. Wären nicht Fauche-Borel's eigne Memoiren schon erschöpfend, so würden wir ohne Zweifel auch von diesem Manne hier manches Neue lesen. Auch einige Aktenstücke, Auszüge aus Depeschen, Erklärungen, Instruktionen müssen wir als neu gelten lassen, ohne daß immer klar wäre, was durch die Mittheilung sonderlich gewonnen ist. Andres hingegen, was wir dem Buche von manchen Lesern als höchst merkwürdig und neu verdanken hörten, z. B. die Briefe Hertzberg's und die harte Antwort des Königs darauf, ist schon längst durch den Druck bekannt. In Wahrheit, das zugleich Erhebliche und Neue, was von solcher Gattung in diesen vier Bänden vorkommt, ließe sich bequem auf wenige Bogen zusammenrücken.

Die Politik der europäischen Kabinette während der französischen Revolutionskriege wäre freilich ein Gegenstand, an welchem, auch abgesehn von dem Versprechen neuer thatsächlichen Aufschlüsse, schon die bloße Kunst der Geschichtschreibung sich zu großen Ehren erheben und neue geistige Ergebnisse darbieten könnte. Es käme darauf an, eine Mannigfaltigkeit zusammengehöriger und auseinandergehaltener, widerstreitender und doch zusammengenöthigter Elemente zu einem höheren Ganzen zu ordnen, die Zerrissenheit des Stoffes darzustellen und zugleich wieder aufzuheben, indem ein noth-

wendiger Zusammenhang dennoch darin nachgewiesen würde. Aber dies könnte nur von hohen, geistigen Gesichtspunkten aus geschehn, wo die Gestalten sich einem allgemeinen Entwicklungsgange unterordneten, ohne deßhalb minder die ganze Eigenheit ihres Besondern zu zeigen. Die Sache müßte natürlich weit vor den Zeiten der Revolution ergriffen und ebenso über dieselbe hinausgeführt werden, auf herrschende Begriffe und Persönlichkeiten käme es hier gleicherweise an, für beide wäre das Talent karakteristisch treffender Abbildung erforderlich. Ein Staatsmann, der vollauf in den Ereignissen gelebt und gehandelt und durch höhere Geistesbildung zugleich über sie emporgeschwebt, der Fürst von Hardenberg, wie wir in den Zeiten seiner Kraft ihn uns vorstellen müssen, würde eine solche Arbeit mit Erfolg unternommen haben, und auch einzelne Beiträge von seiner Hand würden als fertige Glieder einem künftigen Ganzen nur einzuverleiben sein. Selbst ein gewählter besonderer Standpunkt, die Partheilichkeit einer bestimmten Richtung, würde an und für sich nichts schaden, und wiewohl in der bezeichneten Periode die Hauptwirksamkeit auf Österreich und England beruhte, so ließe doch darum nicht weniger sich auch an Preußen das Ganze glücklich anknüpfen und von dieser Seite eigenthümlich aufhellen. Allein hiezu kann eine untergeordnete Begleitung der äußerlichen diplomatischen Vorgänge, ein Nachlaufen hinter breiten Aktenstücken, deren ganzes Verdienst oft nur in Datum und Unterschrift besteht, ein Aufspüren von vergessenem und vergessenswürdigem Depeschenklatsch wenig leisten und noch weniger ausreichen. Mehr als dieses aber wird man in dem vorliegenden Buche nicht finden; es hat rohe Thatsachen und äußerliche Angaben die Menge; geistige Verarbeitung, bedeutende Ansicht, eingreifende Forschung und belebende Gesinnung muß man vermissen.

Damit wir unser Urtheil nicht ohne die Stütze eines belegenden Beispiels hinstellen, auf welche Weise hier die Begebenheiten im Allgemeinen behandelt sind, so führen wir aus dem vierten Bande ein solches Gebild, das keines der

unwichtigsten in dem Ganzen ist, hier kürzlich vor. Die Rede ist von den Unterhandlungen, welche zu Anfange des Jahres 1797 zwischen dem österreichischen Kabinet und dem französischen Heerführer in Italien zum Behuf eines zu bewirkenden Friedens gepflogen wurden. Die österreichische Kriegsmacht unter Wurmser und Alvinzy war durch Bonaparte's überraschende Schläge zertrümmert, und Österreichs deutsche Länder schienen dem feindlichen Einbruche von jener Seite rettungslos offen; die noch übrigen, sehr geschwächten Truppen waren entmuthigt, die Ordnung aufgelöst, dem entschlossenen Sieger wußte man keinen Widerstand mehr, und seinem drohenden Nahen erzitterte selbst Wien. In dieser Bedrängniß schien nur ein schleuniger Frieden dem größten Unheil noch wehren zu können, und der Freiherr von Thugut, an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, säumte nicht, diese Nothwendigkeit vorzustellen und die von ihr gebotenen Schritte einzuleiten. Während aber der Weg der Unterhandlungen eifrig gewählt und befolgt wurde, wollte man auf die letzte Zuflucht neuer Waffenentscheidungen keineswegs verzichten und ordnete zugleich die schleunigsten und durchgreifendsten Rüstungen an.

Die allgemeine Stimme forderte den Erzherzog Karl, der in Deutschland die österreichischen Heere so glänzend geführt, zur Rettung der Monarchie herbei, er allein schien dem französischen Feldherrn noch die Spitze bieten zu können, er empfing demnach, zum Generalissimus ernannt, den Oberbefehl nun auch in Italien und richtete sogleich die angestrengteste Thätigkeit auf die Herstellung des Heeres und dessen zweckmäßige Verwendung. Nichts ist in der Sache begründeter und an sich klarer, als daß mittlerweile Thugut eifrig und aufmerksam alles aufbot, um zu dem Ziel eines Friedens zu gelangen, den die Lage der Sachen, wenngleich durch jene Anstalten schon einigermaßen verbessert, doch stets noch einem neuen Versuche des Waffenglücks vorziehen hieß und sogar gerade jetzt unverhältnißmäßig günstig erreichbar zeigte. In seinen Bemühungen unterstützten ihn eifrig der

General Graf von Bellegarde und der neapolitanische Gesandte, Marquis de Gallo. In diesen Männern und ihren Bemühungen aber sieht unser Memoirenschreiber plötzlich ein Triumvirat und ein Komplot, welches, im geheimen Einverständnisse mit Bonaparte, und gleich ihm nur persönlichem Antrieb und Ehrgeize folgend, nach eignem Sinn und Bedünken den Frieden festsetzen und ihn auf jede Weise zum Abschlusse fördern will. Hiezu sollen auch weitere Unfälle Österreichs dienen und ausdrücklich vorbereitet, ja sogar bei dem Feinde bestellt werden, welches um so leichter ist, da die Kriegsanstalten, ungeachtet der ausgesprochenen Befehlsmacht des Erzherzogs Karl, doch dem Wesen nach in den Händen Thugut's und seiner Freunde verbleiben. „On n'ignorait déjà plus dans les conseils de l'empereur," heißt es, „que Bonaparte faisait ses dispositions pour s'ouvrir le chemin de Vienne par les Alpes Noriques, et on adopta précisément le plan de défense que devait assurer les succès du général français." Die Anordnungen des Hofkriegsraths in Wien werden hierauf dargelegt und ihre Verkehrtheit nachgewiesen. Daß sie die verkehrtesten und unglücklichsten gewesen, könnte zugegeben werden; allein Irrthum und Unkenntniß in den leitenden Behörden ist keine so seltne Erscheinung, daß sie nicht auch hier als nächster Erklärungsgrund vollgültig ausreichte und nach keinem entlegnern suchen hieße. Unser Aufschließer der Staatsgeheimnisse jedoch läßt sich mit solchen obenaufliegenden Ursachen nicht abfinden, er weiß die Sachen anders und sagt sie ohne Scheu: „Etait-ce là une erreur involontaire," fragt er, „ou une erreur calculée dans l'intérêt d'une négociation secrète? En disposant ainsi l'armée autrichienne il était presque vraisemblable que sa ligne de défense serait forcée, que les Alpes Noriques seraient franchies et que la terreur des armes de Bonaparte, se répandant tout-à-coup dans Vienne même, la crise y serait telle que l'empereur consentirait enfin à écouter des propositions de paix. Voilà, sans

aucun doute, quel était le but du triumvirat autrichien, dont nous venons d'indiquer l'existence. Ainsi les opérations de 1797 dans les Alpes Noriques n'aboutirent, à proprement parler, qu'à une guerre de théâtre secrètement concertée à Milan et à Vienne dans le but d'amener des préliminaires dont les bases étaient déjà tacitement consenties.“ Wirklich dringt Bonaparte unaufhaltsam in Kärnten und Steiermark vor, der Erzherzog Karl, gehemmt und irre geführt durch unsichtbare Hand, muß überall vor dem stürmischen Andrange zurückweichen, und die Friedensanträge erneuern sich mit lebhaftester Beeiferung. Der ungeheure Staatsverrath, der hier zum erstenmal enthüllt wird, siegt vollständig und weiß zugleich sich selber so glücklich im Verborgenen zu halten, daß weder der Souverain, noch die ihm treuergebenen Diener, zum Theil Gegner des Triumvirats, das geringste davon merken; auch der Erzherzog Karl bleibt so geblendet, daß er sich die Kriegsereignisse bloß aus der Lage der Sachen und ihrem sichtbaren Hergange erklärt und gar nicht ahndet, daß er selbst und sein Gegner nur in Folge geheimer Verabredungen und in vorausbestimmten Rollen handeln! Da man ihn nicht in das Geheimniß zieht, so kann er freilich gegen seine unangenehme Rolle sich nicht auflehnen; Bonaparte'n ist allerdings die angenehmere zugetheilt, er darf in Sieg und Ruhm vorrücken und allen Vortheil reichlich ärnten, nur bleibt es doch nebenher auch auf seiner Seite einige Verläugnung, daß er, der als Held auf dem Schlachtfelde die schwersten Siege nur geradezu nehmen kann, jetzt lieber ihren bloßen Schein von dem Mäkler kauft! Glaublicherweise würde Thugut einige Schwierigkeiten gefunden haben, wenn er die Rollen hätte anders vertheilen wollen, wozu sein Herz doch noch immer einiges Gelüst empfinden konnte, daß nämlich Bonaparte in Folge der Verabredung zurückwiche, und der Erzherzog Karl vordränge, wobei ja dasselbe Ziel zu erreichen gewesen wäre, denn das bedrängte Frankreich hätte dann ebenso sich den Bedingungen gefügt, wie dies jetzt von Öster-

reich erwartet wurde. Doch die Verschworenen hatten ihre Gründe, die Sache so zu wollen, wie sie erfolgt ist. Einen Tadel muß Thugut dabei doch jedenfalls noch erleiden, nämlich den, daß er seine Anstalten unvollständig getroffen und den ganzen Plan dem unglücklichsten Scheitern bloßgestellt. Denn in der That wäre Bonaparte's Rolle bei einem Haar fehlgeschlagen, und er das Opfer seines gutmüthigen Zutrauens geworden, indem das unerwartete Vordringen der Österreicher durch Tyrol und der Aufstand des venetianischen Landvolks in seinem Rücken ihn einer Gefahr aussetzten, die nicht mit in der Abrede gelegen hatte! Doch wir brauchen hoffentlich für keinen unserer Leser in dies traurige Gespinnst überkluger Beschränktheit weiter einzugehn, um seine Richtigkeit in aller Blöße zu zeigen. Man weiß nicht, ob man mehr über den Unsinn lachen, oder die Gehässigkeit verabscheuen soll, welche vereint solchen Einbildungen zum Grunde liegen. Die großen, offenbaren Mächte der Geschichte, die natürlichen, durch eine Welt von Thatsachen jedem Sinn aufdringlichen, ununterbrochen strömenden Quellen der Begebenheiten, den einfach klaren Zusammenhang, der keines fremden Aufschlusses bedarf, will man gegen kleinliche, dunkle, in aller Künstlichkeit doch nur verkrüppelte Ursachen austauschen! Und solche Altweibermärchen mag ein sogenannter homme d'état hier erzählen und behaupten! Hat er sie in seinen gepriesenen Papieren, in den archivalisch aufbewahrten Schriften sogenannter Diplomaten gefunden, desto schlimmer! Wer heißt ihn ohne Sinn und Urtheil diese Sachen durchwühlen, in welchen, wie meist überall, der Aberwitz mit der Weisheit ungesichtet zusammen liegt?

Ist die Erzählung der diplomatischen Unterhandlungen auch nicht immer so schief und albern wie in dem angeführten Beispiel, so ist sie doch durchgängig von weitschweifiger Flachheit und Geistlosigkeit. Wie entfernt bleibt sie von dem Reiz und der Lebendigkeit, womit z. B. Bignon dergleichen vorzutragen weiß, den wir doch in andrer Hinsicht gar nicht als Muster anerkennen mögen! Noch schlimmer

indeß ergeht es uns bei den Kriegsbegebenheiten, die gleichfalls, wie nicht füglich zu vermeiden war, ausführlich in dem Buche behandelt werden. Auch hier fehlt die Wärme und Anschaulichkeit, worin vertraute Sachkunde und Beruf zum Darstellen sich zu erkennen geben. Dem Abfasser des Buches ist das Kriegswesen so fremd wie die Staatskunst, und es ist wahrhaft traurig, den unübertrefflichen ersten Feldzug Bonaparte's in dieser matten, bei dem lebendigsten Stoffe nur dürftigen und langweiligen Berichterstattung den Blicken vorüberziehen zu lassen.

Wer in der Mitte der Begebenheiten selbstthätig mitgelebt hat, von dem könnten wir auch eine genaue Kenntniß und, wenn das Glück gut ist, eine energische Schilderung der handelnden Personen erwarten. Dies ist aber nun vollends der allerschwächste Theil unsres Buches. Man vermißt ganz und gar den feinen und gewandten Menschenkenner, dem es ein Studium sein mußte, die Eigenheiten, Schwächen und Tugenden seiner Mithandelnden sorgsam zu erforschen, und dem die Lust und Fähigkeit nicht fehlen konnte, ein belebtes Bild davon zu entwerfen. Man sollte glauben, diese Leute hätten dem Schreiber fast nur den Rücken zugekehrt, und ihre Gesichtszüge seien ihm in den meisten Fällen unbekannt geblieben. Diese Unkunde zeigt sich ebenso im allgemeinern Urtheil, das mehr auf geistige Würdigung als auf persönlichen Abriß geht. Hier ist keine Wirksamkeit nach Gebühr entwickelt, kein Verdienst und Talent mit Umsicht abgeschätzt. Dem Freiherrn von Thugut, gewiß einem der tüchtigsten Staatsmänner, deren Österreich sich zu rühmen hat, geschieht immerfort das rohste Unrecht, der Marquis von Lucchesini und der Graf von Haugwitz werden herkömmlich in ein ungünstiges Licht gestellt, ohne daß man recht einsieht, wie es sich eigentlich mit ihnen verhalte; ebenso wird der Graf von Hertzberg aus einem nun schon veralteten Herkommen mit Übertreibung gerühmt. Von Hardenberg selbst, dessen Person, Eigenschaften, Verhältnisse und Antriebe hier doch vor allem ans Licht treten sollten, erfährt man, wie

von den andern Allen, nur das ganz Äußerliche. Es scheint, daß alle eigentlichen Lebensmomente von diesen Papiermassen fern geblieben oder erst recht in ihnen ertödtet worden.

Und diese so beschaffenen Memoiren sollen irgendwie einen Zusammenhang mit Hardenberg haben? sollen wohl gar die von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten vorstellen, oder doch den wesentlichen Ertrag derselben liefern? Wer das zu glauben Lust hat, der möge es thun, aber von Hardenberg muß er niemals mitreden wollen. Dieser großsinnige, geist- und lebenvolle, der kühnsten Ideen fähige, und in ihrer Behandlung die feinste Gewandtheit übende Staatsmann, der ein so reiches Talent der Beobachtung und der Darstellung besaß, daß er, hätte das Geschick ihm diese Bahn angewiesen, auch als deutscher Schriftsteller bedeutend geworden wäre, dieser freisinnige Ritter, der das Nahe und Ferne, das Große und Kleine stets zu ordnen, zu scheiden und zu verbinden wußte, dieser noch in so vielen sprechenden Zeugnissen des persönlichen und allgemeinen Wirkens unter uns Fortlebende kann mit einer Schriftstellerei nichts gemein haben, die in fast allen Stücken nur das Gegentheil seiner Eigenschaften ist.

Immerhin möge dem Herausgeber die Einsicht der Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten eröffnet gewesen sein, mögen die archivalischen Hülfsquellen, welche für diese benutzt werden sollten, sich zu ihm verloren haben; wir werden seine Arbeit deßhalb nicht höher anschlagen, denn der Werth und Gehalt jener Schriften ist in die seine nicht übergegangen. Wir geben die Möglichkeit zu, daß auch noch andre namhafte Hülfsquellen zu Gebote gestanden, z. B. aus Bischoffwerder's oder Lucchesini's Nachlaß vielleicht manche Blätter, die sich so leicht zerstreuen und an einem Orte wie Paris so leicht wieder sammeln, allein selbst dies würde uns nur in der Meinung bestätigen, daß wir es hier nicht mit dem gediegenen Werk eines selbstständigen Autors, sondern mit dem lockern Zusammengefüge eines in buchhändlerischer Spekulation arbeitenden Schreibers zu thun haben. Wirklich ist die

Leichtigkeit, die Sucht, die Nothwendigkeit, oder wie man es nennen will, das Unternehmen auf recht viele Bände hinauszutreiben, dem Ganzen überall anzusehn; unter zwanzig bis dreißig Bänden dürfte nach dem genommenen Maßstabe nicht abzukommen sein.

Der pariser Ursprung des Buches giebt sich auch noch in einer andern Beziehung und nicht zu seinen Gunsten zu erkennen. Wären hier Hardenberg'sche Denkwürdigkeiten, und sollte auch Beimischung und Überarbeitung hin und wieder sie verändert haben, so müßte doch, wenn sie nicht ganz verzehrt oder aufgelöst worden, irgend sein Verhältniß darin merkbar sein, der Standpunkt eines Preußen wenigstens sich darin immer wiederfinden. Aber davon ist keine Spur. Preußen erscheint in dem Buche als ein dem Schreiber ganz fremder Staat, dessen Politik, weit entfernt mit der Vorliebe, welche Vertrautheit und Einsicht nothwendig hervorbringen, erklärt und vertheidigt zu werden, vielmehr schonungslos und auch geradezu ungerecht angefeindet wird. Ein besseres Loos erfährt auch Österreich nicht, die Feindschaft gegen diesen Staat äußert sich vielleicht noch herber. Für England findet sich ebenso wenig Neigung, und durchaus keine für Frankreich. Da gleichwohl die entschiedenste Abneigung gegen die Revolution und die ganze Folge ihrer Regierungen an den Tag gelegt wird, so dürfte für den politischen Standpunkt des Buches zuletzt nur der der Emigration übrig bleiben, womit alle jene Verneinungen trefflich zusammenstimmen, und es wäre dann auch hinlänglich erklärt, wieso einem heutigen französischen Buche die jetzt allgemein verbreiteten Vorzüge der französischen Schreibseligkeit dennoch fehlen, und ihm dagegen so viel ausländische Schwerfälligkeit ankleben mag.

Wir haben unsrerseits nur eine der Kritik obliegende Pflicht erfüllt, indem wir diese Memoiren, deren Genuß und Gebrauch wir übrigens niemanden verkümmern wollen, nur von demjenigen Gebiete zurückweisen, welches sie, ihren eignen Andeutungen und den umlaufenden Gerüchten zufolge,

nicht übel Lust bezeigten unberechtigterweise in der Meinung des Publikums einzunehmen.'

XXVIII.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. Dritter und vierter Theil. Stuttgart, 1831. 2 Thle.

Die Fortsetzung — oder vielmehr die Nachlieferung der früheren Hälfte — dieser Briefe anzuzeigen, wird uns schon deßhalb, wo nicht auferlegt, doch zugestanden sein müssen, weil wir in den darüber entsponnenen Verhandlungen, wo man Zeugen und Berichterstatter unbilligerweise mit in den Streit zu verwickeln gesucht hat, auf dem wiedergeöffneten Schauplatze nicht gern vermißt sein möchten, um unser Recht und unsre Stellung trutziglich zu behaupten. Wir beurtheilen das Buch, wir sprechen von seinem ästhetischen Werthe, von dem geistigen Eindrucke, den es giebt, von der Bedeutsamkeit, welche es als Erscheinung in unsrer Litteratur hat. Für seinen eigentlichen Inhalt, für seine besonderen Ansichten und einzelnen Urtheile haben wir nicht einzustehn, denn dies wäre, abgesehn von aller sonstigen Bedenklichkeit, welche dabei Statt finden dürfte, auch ganz überflüssig, weil das Buch sichtbar genug für sich selbst jedem Fragenden zu Rede steht und aller Angreifenden sich ohne Beistand erwehren wird. Der Verstorbene hat sogar, wie verlautet, eine Anweisung hinterlassen, wie es wohl Abreisende zu thun pflegen, wonach jeder, der eine Forderung zu haben glaubt, sich mit seinen Ansprüchen an ein namhaftes Haus zu wenden hat. Inzwischen sollen bis jetzt, so verlautet ferner, keine

begründeten Anmeldungen erfolgt sein, und der Nachlaß des Verstorbenen, der sehr genau über sein Debet und Kredit gewacht und beide sorgfältig ins Gleiche gesetzt zu haben scheint, hat sich bis auf den heutigen Tag unverkürzt in vollem Bestand erhalten.

Über den Verfasser sind wir gegenwärtig keiner andern Aufschlüsse theilhaft, als die wir schon bei den früheren Bänden gehabt. Allein die Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, an welchen es die Leser nicht haben fehlen lassen, sind allerdings ungemein erleichtert und vermehrt durch die bedeutende Menge neuer Angaben, Bezüge und Anspielungen, die sich den früher dargebotenen jetzt überreichlich zugesellen. Wir verkennen den Reiz nicht, der mit einer genauen Erforschung dieser Art verbunden sein kann, wir wissen sehr wohl, daß ein solcher Versuch, wie weit die Kunst der Kritik im gegebenen Falle zu einem bestimmten Ziele vordringen, und bis zu welchem Grade der Gewißheit sie es bringen kann, eine glänzende Gelegenheit darbietet, alle Funken des Geistes sprühen zu lassen und mannigfache Kenntnisse und richtige Vorstellungskraft in bewegte Wechselwirkung zu setzen. Doch wir unsres Theils mögen auch jetzt, wie schon früher, an dieses Spähen und Nachspüren keine Zeit und Mühe wenden, da uns die Ermittelung eines Namens hier zur Beurtheilung der Sache nicht erst nöthig dünkt.

Die reale Persönlichkeit freilich, durch welche die vielfachen Lebensbilder, Schilderungen der Natur und der Gesellschaft, sich vor uns aufschließen, an deren Sinn und Gemüth sie gleichsam sich verkörpern, kann uns nicht gleichgültig sein, und es wäre eine wahre Unbefriedigung, wenn diese beim Lesen uns dunkel oder unverständlich bliebe. Aber ein solcher Mangel findet auch ganz und gar nicht Statt, das Buch ist in diesem Betreff keineswegs karg und kommt auch in diesen Bänden, wie in den früheren, jedem billigen Wunsche zuvor. Wir wollen uns hier nicht gerade zumeist auf die gespenstische Erscheinung stützen, zu welcher die Künste des Herausgebers — der Seherin von Prevorst abgelernt —

seinen abgeschiedenen Freund gezwungen haben; die höchst anziehende Erzählung dieses wundervollen, helldunklen, für ein gläubiges Gemüth schauerlichen Herganges giebt zuletzt doch nur ein gespenstisches Bild, durch welches nur derjenige befriedigt wird, der es wirklich gesehn hat. Wir halten uns lieber an die hellen Züge des natürlichen Taglebens, die aus den Briefen selbst überall hevorleuchten. Haben die früheren Theile uns nach englischen Zeitungsblättern die auswendige Person des Reisenden lebhaft vor Augen gestellt, so macht uns nun mit dessen inwendiger Person ein englischer Schädelkenner gehörig bekannt, und wir theilen gern aus den Ergebnissen der Gall'schen Wissenschaft und Kunst, wie solche hier umständlich vorliegen, einige bedeutsame Sprüche mit.

Der Schädelkenner wird redend eingeführt und scheint ohne systematische Folge, nur wie der Augenblick gerade seinen Sinn leitete, das Aufgefundene mitgetheilt zu haben. „Ihre Freundschaft — fing er zuerst an — ist sehr schwer zu gewinnen, und nur durch solche, die sich Ihnen ganz und mit der größten Treue widmen. In diesem Falle werden Sie aber Gleiches mit Gleichem mit unwandelbarer Beständigkeit vergelten. — Sie sind leicht zu reizen in jeder Hinsicht und dann großer Extreme fähig, geben aber weder der leidenschaftlichen Liebe, noch dem Haß, noch andern Leidenschaften eine lange Folge. — Sie lieben die Kunst und werden, wenn Sie ausübend darin sind oder werden wollen, sich ohne Schwierigkeit darin ausbilden können, und ich finde die Kraft der Komposition auf Ihrem Schädel stark ausgedrückt. Sie sind kein Nachahmer, sondern wollen selbst schaffen, ja es muß Sie das Gefühl oft drängen, Neues hervorzubringen. — Sie haben auch einen starken Sinn für Harmonie, Ordnung und Symmetrie. Wenn sie Diener haben, oder Handwerker beschäftigen, werden diese viel Mühe finden, Sie zu befriedigen, weil Ihnen nichts genau und accurat genug sein kann. — Sie haben sonderbarerweise die Liebe zum Häuslichen und die des Umherschwärmens in der Welt, welche sich gegenseitig opponiren, gleich stark. — —

Ein ähnlicher Widerspruch findet sich bei Ihnen in einem scharfen Verstande und in einer bedeutenden Anlage zur Schwärmerei. Sie müssen innig religiös sein und werden doch wahrscheinlich keiner positiven Form der Religion sonderlich anhängen. — — Sie sind sehr eitel, doch nicht von der Art, die viel zu sein glaubt, sondern viel sein möchte. — — Sie werden sich ganz ungezwungen und heiter (cheerfull) nur da bewegen können, wo Ihre Eitelkeit durch nichts niedergedrückt (hurt) wird, die Menschen, mit denen Sie umgeben sind, Ihnen aber zugleich wohlwollen, wofür Ihre Gutmüthigkeit, eines Ihrer starken Organe, Sie sehr empfänglich macht. — Diese letztere, mit einem scharfen Urtheil gepaart, macht Sie auch zu einem großen Verehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Gegentheil empört Sie, und Sie werden ohne alles persönliche Interesse immer die Parthei eines Unterdrückten lebhaft zu nehmen im Stande sein. Auch Ihr eignes Unrecht gestehn Sie gerne ein und verbessern es bereitwillig. Unangenehme Wahrheit, die Sie betrifft, kann Sie wohl verdrießen, Sie werden aber dem, der sie aus keiner feindlichen Absicht Ihnen sagt, doch eher geneigt sein und jedenfalls deßhalb wahre Achtung für ihn fühlen. Aus demselben Grunde werden Sie Geburtsdistinktionen eigentlich nicht zu hoch anschlagen, wenn Ihre Eitelkeit auch nicht ganz unempfindlich dagegen ist. — Sie lassen sich leicht hinreißen, es fehlt Ihnen aber dennoch an leichtem Sinn. Im Gegentheile haben Sie cautiousness — das Vermögen, wie es in einer Anmerkung heißt, sich augenblicklich alles zu denken, was in Folge einer Handlung geschehn könnte, — in zu hohem Grade, welche Ihrem Leben als Wermuth beigemischt ist, denn Sie werden über alles viel zu viel reflektiren. — — Sie streben beständig, sind begierig nach Auszeichnungen und sehr empfindlich für Vernachlässigungen, haben überhaupt sehr viel Ambition und von allen Arten, die Sie zugleich schnell wechseln, auch gleich damit am Ziele sein wollen, da Ihre Imagination stärker ist als Ihre Geduld, weßhalb Sie besonders günstige

Umstände finden müssen, um zu reüssiren. — Sie haben jedoch Eigenschaften, die Sie fähig machen, nichts Gemeines zu leisten, und selbst das Organ der Ausdauer und Festigkeit ist stark bei Ihnen ausgedrückt, aber von vielen widerstrebenden Organen gehindert. — — Sie schätzen Geld und Vermögen sehr hoch, wie Alle, die viel thun wollen, aber nur als Mittel, nicht als Zweck. Geld an sich ist Ihnen gleichgültig, und es ist wohl möglich, daß Sie nicht immer sehr haushälterisch damit umgehen". — Zuletzt wird noch ein Foyer von Eigenschaften bezeichnet, die der Besitzer sehr zu hüten habe, um nicht in große Fehler zu verfallen, indem selbst die schlimmsten Organe glücklicherweise noch immer eine Wendung zum Guten offen haben.

Diese von dem Briefsteller auch im freundschaftlichsten Vertrauen nicht ohne Verwahrungen der Bescheidenheit mitgetheilte Schilderung wird von dem Herausgeber als ungemein treu verbürgt, und auch wir bekennen, daß sie durch das ganze Buch, dem sie in vieler Hinsicht zur Erläuterung dienen kann, auch ihre Bestätigung hinwieder empfängt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Form und Inhalt der vorliegenden Bände ganz gleichen Werthes mit den früheren sind. Wir finden dieselben Eigenschaften, welche den Beifall der unbefangenen Lesewelt, und wenigstens die Aufmerksamkeit der befangenen, in so hohem Grade erlangt und selbst dem feindlichsten Widersacher einen tiefen Seufzer der Anerkennung abgezwungen haben, auch hier in voller Wirksamkeit und schönster Entfaltung. Das Talent der leichten, sichern, raschen und gründlichen Darstellung, gestützt auf ausgebildeten, klaren Sinn, behagliches und kühnes Gemüth, scharfe Einsicht und feinen Geschmack, erwirbt abermals in den mannigfachsten Gegenständen unsere stets erneute Bewunderung. Die schwierigsten und unfaßbarsten Dinge, die größten Massen und die zartesten Einzelnheiten, Landschaften und Gebäude, Volks- und Staatsleben, Gemählde, Maschinen, Personen, Verhältnisse und Sinnesarten, alles wird unter der begabten Hand des Verfassers unmittelbar

anschaulich, und ein Hauptverdienst ist es, daß diese Anschaulichkeit ohne alle Anstrengung und Umschweife gleich beim ersten Berühren des Gegenstandes wie durch Zauber hervorspringt, dem Leser die Täuschung bereitend, als finde nur das natürlichste, leichteste Ergreifen Statt, das kaum irgend einer Hand fehlen könne. Aber beim ersten Versuche dürfte sich zeigen, daß ein ebenso dreistes als blindes Selbstvertrauen wohl zutappt, aber nicht faßt und darbietet und an den Gegenständen kaum die Handhabe findet, welche der glücklichen Geschicklichkeit auf den ersten Blick dienstbar ist. Daß hier das Vermögen des Erschauens, die Kraft und Leichtigkeit des Behandelns und die Anmuth der Schilderungen nicht nur dem gemeinsamen Elemente der darstellenden Kunst angehören, sondern auch in das besondre Element der vornehmen Bildung getaucht sind, wie solche durch ein glückliches Naturell hindurchdringt und sich in ihm veredelt: dies haben wir auch bereits ausgesprochen und brauchen es nur wiederholt zu bekräftigen. Freilich möchte der Widerspruchsgeist auch das eigenthümlich Ausgezeichnete der Vornehmheit gar zu gern läugnen und dessen Einfluß wenigstens aus der Litteratur hinwegweisen; aber gerade in diesem Gebiete werden die unvertilgbaren Vorzüge einer solchen Bildung, deren verletzendes Übergewicht man in dem Weltleben oft hassen und meiden mag, sich am harmlosesten und freundlichsten geltend machen, und es bezeugt in jedem Falle Vorurtheil und Beschränktheit, die eigenthümlichen Wirkungen thatsächlicher Zustände nicht anerkennen und würdigen zu wollen. Wie sehr aber an unserm Autor das Vornehme zu schätzen ist, bezeugt schon die zum Theil gewiß auch daraus abzuleitende völlige Unbefangenheit, die ihn zu den höchsten Personen und Kreisen begleitet, und die gleich weit davon entfernt ist, sich imponiren zu lassen, oder in gereizte Opposition zu treten, welches letztere auch eine Art von Befangenheit ist.

Durch die Überschrift des ersten Briefes: „Dresden, den 8. September 1826.“, werden wir diesmal in den Anfang der ganzen Reise gestellt, wenngleich der genannte Ort noch

auf einen andern Ausgangspunkt hindeutet. Sehr bald wird sodann Weimar erreicht, und hier verweilen wir freudig theilnehmend in einem der schönsten Lebenskreise unseres Vaterlandes. Der Verfasser berichtet von seinem Besuche bei Goethe, nicht ahndend, daß er diesem einst als Schriftsteller bekannt und von ihm auf das ruhmvollste gepriesen werden würde. Wenige Blätter führen uns nach Rotterdam. Es sei erlaubt, hier als Beleg und Schmuck unsres Berichts die lebendige Schilderung des von Arnheim nach jenem Orte zurückgelegten Weges einzuschalten. Der Verfasser nennt das Land einen weiten Garten von magischer Wirkung und fährt dann fort: „Auf einer Chaussée, von Klinkern (sehr hart gebrannten Ziegeln) gebaut und mit feinem Sande überfahren, einer Straße, die durch nichts übertroffen werden kann und nie auch nur die schwächste Spur eines Gleises annimmt, rollte der Wagen mit jenem leisen, stets den gleichen Ton haltenden Gemurmel des Räderwerks hin, das für die Spiele der Phantasie so einladend ist. Obgleich es in dem endlosen Park, den ich durchstrich, weder Felsen noch selbst Berge giebt, so gewähren doch die hohen Dämme, auf welche der Weg zuweilen hinansteigt, die Menge große Massen bildender Landsitze, Gebäude und Thürme, wie die vielen aus Wiesenebenen, oder über klare Seen auftauchenden kolossalen Baumgruppen, der Landschaft ebenso viel Abwechselung von Höhe und Tiefe als mahlerische Ansichten der verschiedensten Art; ja ihre größte Eigenthümlichkeit besteht eben in dieser unglaublichen Bewegung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ohne Aufhören die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Städte, Dörfer, Schlösser, mit ihren reichen Umgebungen, Villen von jeder Bauart mit den niedlichsten Blumengärten, unabsehbare Grasflächen mit Tausenden weidender Kühe, Seen, die im Umfang von zwanzig Meilen bloß durch Torfstich nach und nach entstanden sind, unzählige Inseln, wo das baumlange Schilf, zum Decken der Dächer sorgfältig angebaut, Myriaden von Wasservögeln zur Wohnung dient, — alles bietet sich fortwährend die Hand

zu Einem freudigen Reigen, in dem man wie im Traume durch flüchtige Pferde fortgerissen wird, während immer neue Palläste, immer andre Städte am Horizont erscheinen, und ihre hohen gothischen Thürme in dämmernder Ferne mit den Wolken sich verschmelzen. Ebenso läßt in der Nähe eine oft groteske und stets wechselnde Staffage keinem Gefühl der Einförmigkeit Raum. Bald sind es seltsam mit Schnitzwerk und Vergoldung verzierte Wagen ohne Deichsel, und von Kutschern regiert, die in blauen Westen, kurzen schwarzen Hosen, schwarzen Strümpfen, und Schuhen mit ungeheuren silbernen Schnallen, auf einer schmalen Pritsche sitzen; oder zu Fuß wandernde Weiber mit sechs Zoll langen goldnen und silbernen Ohrringen behangen, und chinesischen Sommerhüten, gleich Dächern, auf den Köpfen; bald zu Drachen und fabelhaften Ungethümen verschnittene Taxusbäume, oder mit weiß= und bunter Ölfarbe angestrichene Lindenstämme, asiatisch mit vielfachen Thürmchen verzierte Feueressen, absichtlich schief liegend gebaute Häuser, Gärten mit lebensgroßen Marmorstatuen in altfranzösischer Hofkleidung durch das Gebüsch lauschend, oder eine Menge zwei bis drei Fuß hoher, spiegelblank polirter Messingflaschen auf den grünen Wiesen am Wege stehend, die wie pures Gold im Grase blinken und doch nur die bescheidene Bestimmung haben, die Milch der Kühe aufzunehmen, welche daneben von jungen Mädchen und Knaben emsig gemolken werden, — kurz eine Menge ganz fremder, ungewohnter und phantastischer Gegenstände bereiten jeden Augenblick dem Auge eine andre Scene und drücken dem Ganzen ein vollkommen ausländisches Gepräge auf. Denke dir nun dieses Bild noch überall in den Goldrahmen des schönsten Sonnenscheins gefaßt, geziert mit der reichsten Pflanzenwelt, von riesenhaften Eichen, Ahorn, Eschen, Buchen bis zu den kostbarsten ausgestellten Treibhausblumen herab, so wirst du dir eine ziemlich genaue und keineswegs übertriebene Vorstellung von diesem wunderbar herrlichen Theile Hollands machen können, und dem hohen Vergnügen meiner gestrigen Fahrt". Auf die unvergleichliche

Beschreibung des herrlichen Schlosses Warwick müssen wir uns begnügen den Leser hinzuweisen, da dergleichen keiner Abkürzung fähig, und das Ganze für unsern Raum zu ausgedehnt ist.

Das bedeutendste Interesse ruht jedoch auf dem Aufenthalte zu London selbst und den umliegenden, mit dem Leben der Hauptstadt eng verbundenen, großen und kleinen Ortschaften. Besonders wichtig und anziehend ist alles, was das Leben in der großen Welt der höheren und höchsten Klassen betrifft, die Satzungen, Gewohnheiten und Manieren, die Ausstattung und den Ertrag dieser Geselligkeitsregion, welche theils in die weiteste Öffentlichkeit hinausragt, theils aber auch in die unzugänglichste Abschließung zurückgezogen ist. Von diesem höchsten Dasein englischer Bildung, englischen Stolzes und englischen Reichthums vermag nur derjenige uns ein treues Gemählde zu geben, der in dessen innerste Gemächer vermöge seines Standes und seiner Verhältnisse aufgenommen und in die vertraulichen Geheimnisse dieser eigenthümlichen Welt eingeweiht worden. In diesem Betracht ist unser Verfasser wahrhaft unschätzbar, denn wenige Ausländer mögen die Fülle dieser Herrlichkeit so aufgeschlossen gefunden, so nach Belieben gekostet haben, und der seltnen Begünstigung verbindet sich gewiß noch seltner die ausgezeichnete Gabe, das Empfangene mit geistiger Überlegenheit zu würdigen und zur anschaulichsten Mittheilung zu verarbeiten.

Wenn in den früheren Bänden die Schilderung reicher und großer Naturstücke, romantischer Wanderungen und Begegnisse den Reiz der Erzählung stets erneute, so gewährt hier die aus den mannigfachsten Elementen in immer wechselnden Einzelheiten zusammengebrachte Gestalt dieses künstlichen, bei allem Glanz und aller Macht in sich selbst trüben und leeren Hochlebens ein nicht minderes Interesse, das noch durch den Gedanken vermehrt wird, eine solche zum Ungeheuren angewachsene Herrlichkeit stehe schon hart an der Gränze, wo sie nichts mehr gewinnen kann, sondern nur zu

fürchten hat, indem wirklich schon von allen Seiten die furchtbaren Feinde auftreten, die das ganze Gebild in Trümmer zu zerschlagen drohen, so daß ein vielleicht nicht sehr fernes Geschlecht dann diese nur als die merkwürdigen Alterthümer einer untergegangenen Welt durchforscht und bewundert, die uns gegenwärtig noch eben als in kräftigster Lebenswirkung herrschend vorgeführt und im Grunde sogar verleidet wird. Denn der Verfasser ist ganz und gar nicht geblendet von dem Prunk und der Üppigkeit dieses in seinen Mitteln doch nur erstickten, in seiner Künstlichkeit doch nur entarteten Zustandes, der allerdings eine Spitze gewaltiger Volksentwickelung, aber gleichsam ein in die Höhe abgesetzter gefährlicher Dunst derselben ist; er sieht die harten und grausamen Grundlagen einer solchen weichen Verfeinerung, er sieht die Leerheit und Dürftigkeit ihrer Genüsse und verschweigt nicht die Ahndungen eines schlimmen Ausgangs. In dieser Beziehung ist das Buch, wiewohl es darauf nicht eben abgesehn ist, sondern zuvörderst nur leicht und anmuthig die Eindrücke des Tages wiedergeben will, selbst von politischer Wichtigkeit. Doch in vielen Fällen tritt der Ernst der Staatsbetrachtung auch sogar ausdrücklich hervor, schildert und preist die Macht der öffentlichen Beredsamkeit, oder deutet gegen den unerträglichen Druck der Armentaxe als die einfachste Abhülfe die Aufhebung der Zehnten an. Für die heimischen Angelegenheiten fehlt es gleichfalls nicht an ausdrucksvollen Rückblicken.

Wir können dem Verfasser nicht in die Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände nachfolgen; in diesem dichten Walde des reichsten Wachsthums würden wir uns nur verlieren und doch seine Reichthümer nicht aufzählen, noch ergründen. Auch sind die Gegenstände selten auf einer und derselben Stelle abgethan, sondern der Verfasser hat seine Eindrücke und Wahrnehmungen, frei und behaglich den Lebensberührungen folgend, in dem Wechsel und in der Mischung wiedergegeben, wie sie ihm Tag und Stunde zugebracht. Hiedurch gewinnt freilich das gleichsam vor Augen und im Gemüth nach und nach aufwachsende, weder übereilte noch gezwungene Gebild

eine natürliche Kraft und Sicherheit, die von absichtlicher Kunst nicht so zu erreichen wäre. Einmal nur, am Schlusse des Ganzen, hat er die Beschaffenheit und Wirkung der englischen großen Welt und Modeherrschaft in eine Gesammtbetrachtung zu ziehen versucht, und da ist denn auch diese von meisterhafter Vortrefflichkeit.

Aus dem ertödtenden Gewirr der Gesellschaftswelt führt uns der Autor immer wieder in die belebende Anschauung der Natur zurück, deren verschiedenartigste Seiten er stets mit treuer Liebe auffaßt. Besonders für die höhere Bildung, welche der Landschaft durch die kunstvoll ordnende Hand des Menschen verliehen werden mag, für die Anlage würdiger, schöner und genußreicher Wohnsitze, bewährt sich ein kundiger, durch eignes Schaffen dieser Art geübter Sinn. Alles was Park, Garten, Schloß und Landwohnung überhaupt betrifft, ist unmittelbar lehrreich. Neben diesen bunten und heitern Gefilden liegt aber, uns schon bekannt, in dem Geiste des Verfassers auch das ernste, und wo nicht düstre, doch gegen jenen hellen Schimmer etwas grau abstechende Gebiet des abgezogenen Denkens, der allgemeinen zu höchsten Ergebnissen aufstrebenden Betrachtung. Wir müssen bekennen, daß dieses Element des Buches demselben einen wohlthätigen Zuwachs an Gehalt und Gewicht verleiht, und daß die ethischen und religiösen Andeutungen dem Verfasser oft um so mehr zur Ehre gereichen, als er durch andre Stellen wieder unumwunden darthut, wie wenig er in diesem Betreff einem heuchlerischen Scheine nachstrebt.

Dafür ist indeß auch anderweitig schon gesorgt, daß die Schwere und der Ernst dieses Bestandtheiles nicht zu sehr niederziehe! Ein starkes satyrisches Element, welches wir ebenfalls schon kennen, bricht immer aufs Neue durch und giebt dem Ganzen gleichsam luftige Schwingen, die mancher von starkem Flügelschlage unsanft Berührte nur allzu gern beschnitten sehn möchte! Wir sehn indeß die Laune des Verfassers diesmal nicht in gesonderten Bildstücken, wie früher, sondern sie vertheilt sich in kleineren Zügen mehr über das

Ganze. Die Gutmüthigkeit hindert nicht, daß hin und wieder scharfe Verletzungen vorfallen, wobei wir freilich glauben können, daß mitunter verdiente Wiedervergeltung im Spiele sei, zuweilen auch das überwiegende Interesse des Gegenstandes einer zu zarten Rücksicht keinen Raum lassen wollte. Es ist übrigens eine alte Erfahrung, die sich täglich aufs Neue machen läßt, daß diejenigen am lautesten, wenn sie selbst verletzt werden, über Rücksichtslosigkeit schreien, die ihrer eignen den wenigsten Zwang auferlegen wollen. Die vornehme Welt pflegt hohe Meisterschaft in dem zu besitzen, was man Diskretion nennt, so lange Grund und Willen vorhanden sind, die edle Eigenschaft auszuüben; fehlen aber jene, dann wird auch die Indiskretion in furchtbarster Gestalt frei und versendet unaufgehalten ihre tödtenden Pfeile. Diese hier sind hoffentlich keine tödtlichen, sondern ritzen nur und mögen theilweise sogar wohlthun und schmeicheln, weil mancher Ehrgeiz lieber verwundet werden als gar nicht berührt werden will. In England übrigens ist man einer schärfern Öffentlichkeit, als wir bis jetzt in Deutschland sie vertragen können, schon gewohnt, und die meisten abgeschossenen Pfeile treffen dorthin. Durch die Sorgfalt des Herausgebers sind überdies die persönlichen Beziehungen meist immer etwas verschleiert, und die schlimmsten Winke nur den Eingeweihten verständlich, unter denen, da sie doch schon alles wissen, kein Schaden anzustiften ist. —

Diese neuen Bände sind, ungeachtet des Wechsels der Verlagshandlung, den früheren an Ausstattung gleich, in Betreff der beigegebenen Kupfer ist diese sogar reicher und besser. Über die vielen und argen Druckfehler zu klagen, wird beinahe zur Pflicht, da der Text durch Nachlässigkeit oder Willkühr nicht nur öfters verstümmelt, sondern bisweilen sogar mit fremden Zusätzen behaftet scheint, und manches auffallende Wort vielleicht gar nicht der ursprünglichen Handschrift angehört. —

XXIX.

Deutsche Denkwürdigkeiten. Aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. von Rumohr. Berlin, 1832. Thl. 1—3.

Nach geschichtlichen Denkwürdigkeiten, in welchen das deutsche Leben seine wahrhafte Zeitgestalt an wirklichen Personen und Ereignissen vertraulich abspiegelte, und so durch Gedächtniß und Bild einer beziehungsreichen Vergangenheit auch der Reiz der unmittelbaren Gegenwart sich erhöhte, nach solchen Schriften verlangen wir noch großentheils vergebens. Der gute Wille der Schriftsteller reicht hier nicht aus; eine reiche Wirklichkeit persönlich erlebt zu haben, ist die erste Bedingung; die Gabe, sie frisch und anmuthig mitzutheilen, wird die zweite. Aus dem Gebiete des Hof- und Staatslebens wüßten wir Musterhaftes in dieser Art nicht zu nennen; was wir Vortreffliches aus andern Gebieten aufzuweisen haben, die großen Beispiele von Goethe und Jung-Stilling, stehn sehr einsam da. Mittlerweile sucht uns die Dichtung auszuhelfen, und nicht bloß diejenige, welche mit der Wahrheit so innig verbunden ist, daß sie nur noch als der Ausdruck erscheint, ohne welchen diese gar nicht reden könnte, sondern auch die eigentliche Fiktion, welche für die Wahrheit nicht gelten will, sondern zufrieden ist, von ihr einigen Stoff zu entlehnen und im übrigen nur den zu offnen Widerspruch mit ihr zu meiden.

Woltmann zuerst gab uns einen solchen Versuch in den vielgelesenen und vielbesprochenen Memoiren des Freiherrn von S—a, worin sehr gute Elemente vereinigt sind, jedoch der bloße Versuch allzu sichtbar bleibt, sowie die befangene Wendung des Urtheils über lebende Personen und die gesuchte Eigenheit der meist ungeläuterten und oft ganz schiefen litterarischen Urtheile den absichtlich für den Tag, und

für den Tag flüchtig arbeitenden Schriftsteller zu sehr verrathen.

Weniger Schadenfreude und Tagesreiz, aber mehr ästhetischen Genuß und gleichen Stachel der Unterhaltung bieten die gegenwärtigen Denkschriften dar, welche, wie jene, den Schein eines anderweitigen Verfassers annehmen und den Namen des Hrn. von Rumohr nur als den ihres Herausgebers führen. Schon dies allein aber, wenn wir auch die litterarische Maskenfreiheit streng achten und dem angenommenen Geheimnisse mit keinem aufdringlichen Erkennen zusetzen, wird dem Buche mit Recht zur günstigsten Empfehlung dienen.

Hr. von Rumohr ist längst rühmlich bekannt und anerkannt als ein geistvoller Theilnehmer und thätiger Förderer des höheren Strebens, welches seit etwa dreißig Jahren einen neuen — und noch immer den neusten — großen Aufschwung in Litteratur und Kunst der Deutschen erfolgreich durchgesetzt hat. Ein langjähriger Aufenthalt in Italien hat ihn dieser Bildung nicht fremd machen können, sondern nur inniger und reicher ihn auf sie zurückgeführt. Der Mann von Geschmack und feiner Lebenskunde hat als Herausgeber von König's Geist der Kochkunst, der staatswissenschaftliche Forscher durch die Abhandlung über die Besitzlosigkeit des Kolonen in Toscana, der einsichtige Freund und Kenner der bildenden Kunst und ihrer Geschichte als Verfasser dreier Bände italiänischer Forschungen sich hinreichend dargethan, um uns von seiner Hand nur Werthvolles und Ausgezeichnetes erwarten zu lassen. Selbst die Scylla und Charybdis des äußersten Lobes und Tadels, zwischen welchen das letztere Buch seine Fahrt durchzusteuern verurtheilt sein mochte, durfte in jedem Fall als ein ehrenvolles Zeugniß seiner Bedeutung gelten. Jetzt aber tritt er in einer ganz neuen Region auf; hier ist nicht mehr die Aufgabe, bestimmte Thatsachen gelehrt zu untersuchen und geschickt anzureihen, oder praktische Zwecke mit Bildung und Geist zu behandeln, sondern ein eignes Kunstgebilde erscheint, das in sich abgeschlossen ist und selbstständig befriedigen soll.

Ein deutscher Diplomat von jenem ausgebreiteten Mittelschlage, der mehr dem Fach untergeordnet ist als das Fach ihm, und der die auszeichnenden Eigenheiten seines Standes etwas pedantisch, daher freilich weniger glänzend, aber auch um so unschädlicher besitzt und ausübt, reist im Oktober 1762 von Hubertusburg, wo er dem eben gehaltenen Friedenskongresse noch zuletzt beigewohnt, in seine südlichere Heimath zurück und gedenkt, sein ferneres Leben, dem Geschäftsdienst entsagend, in behaglicher Ruhe zu genießen. Doch fühlt er schon im ersten Augenblick, daß das Aufgeben einer gewohnten Thätigkeit sogleich eine schmerzliche Lücke macht und nothwendig einen Ersatz verlangt. Diesen findet er in dem Einfall, ein Tagebuch zu schreiben, nach Art der vielen Denkwürdigkeiten, die ihm während seiner bisherigen Laufbahn so reiche Quelle der Unterhaltung und Belehrung geworden sind. Deutsch, und noch der Mitte des vorigen Jahrhunderts angehörig, zeigt er sich alsogleich in der eifrigen Verwahrung, daß er weder Geheimnisse, welche die Dienstpflicht zu verschweigen gebietet, ausplaudern werde, noch überhaupt dreiste Urtheile, unbestimmte Gerüchte, und was sonst auf Personen und Begebenheiten ein nachtheiliges Licht werfen könnte, dem verrätherischen Papier anvertrauen wolle. Nur seine neuesten persönlichen Begegnisse sollen der Gegenstand seiner Aufzeichnungen sein. In der That ziemlich mager muß er sie beginnen mit der Schilderung einer öden, dürftigen, vom Kriege hart mitgenommenen sächsischen Gegend, schlechter Wege und schlechten Wetters und endlich eines traurigen Wirthhauses, wo denn doch, mit Hülfe des Reisenden, eine ganz leidliche Abendmahlzeit und ein belebtes Gespräch zu Stande kommt, das in rührende Betrachtungen übergeht und mit einer sehr freigebigen Wohlthätigkeit beschlossen wird. Wir haben den Autor hier gleich in ausgezeichneten Vorzügen kennen gelernt, die seine weltmännische Klugheit und Bildung in schönem Einklange eines menschenfreundlichen Innern zeigen. Leicht und bedeutend ergiebt sich hierauf in den nächsten Tagen der Übergang zu der anspre-

chendern Natur und Lebensart des südwestlichen Landes, zugleich aber nöthigt ein Unfall den in genußreichen Betrachtungen schwelgenden Autor, in einer kleinen fränkischen Stadt die Herstellung seines zerbrochenen Wagens und die Pflege seiner Gesundheit abzuwarten. Mit den Verhältnissen des Ortes und der reichsritterschaftlichen Herrschaft desselben macht ihn sein gesprächiger Arzt bald bekannt, und dieser sinnt ihm darin heimlich schon eine beschäftigende Bestimmung aus. Die Mutter Vormünderin der beiden Freiherren, welche das Schloß bewohnen, ist vor einigen Tagen gestorben, die herangewachsenen, aber ganz unerfahrenen Söhne bedürfen einer weltklugen Leitung, besonders der jüngere verspricht noch etwas aus sich machen zu lassen, der Glanz und die Fortdauer seines Hauses werden wohl auf ihn übertragen werden müssen, und der Autor läßt sich bewegen, als Freund und Rathgeber, doch ohne eigentliche Verpflichtung und Entgelt, ihn auf Reisen zu begleiten. Zunächst in einem Badeort angelangt, machen sie die Bekanntschaft einer so schönen als geistig lebhaften Reichsgräfin und ihres reichen, geschäftigen und absichtsvollen Vaters. Der Freiherr bekommt einen Ehrenhandel, dessen verzweigte Berathungen und wechselnde Aussichten meisterhaft beschrieben sind, gewinnt die allgemeine Achtung und, wie auch der Autor selbst, große Zuneigung bei dem Grafen. Auf des letztern Schlosse am Rhein setzen die Eingeladenen ein angenehmes Leben fort, und ein poetisches Treiben sogar ist unter dem Namen der Rheinischen Arkadia gesellschaftlich eingerichtet. Ein Heirathsabsehn des Grafen für seine Tochter wird von dem Autor aus allen Kräften gefördert, der sein eignes Wohlgefallen an der schönen Gräfin gern dem Freiherrn unterschiebt. Allein im entscheidenden Augenblicke, da die Gräfin auf die eröffnete Anwerbung ihr Jawort geben soll, flüchtet sie mit einem Vetter in die Nachbarschaft zu einer Tante, worüber der Graf und der Autor in nicht geringe Verlegenheit gerathen, dem Freiherrn aber ist es nur um so wohler, sich wieder ohne die Befangenheit zu fühlen, in die er doch, ohne jenen Vorfall,

weiter einzugehn willig genug gewesen wäre. Hier schließt das erste Buch.

Im zweiten Buche sehn wir den Autor bemüht, nach dem Wunsche des Grafen die nunmehr nothwendige oder doch schickliche Heirath zwischen der Gräfin und dem Vetter zu Stande zu bringen. Er sucht erst jene bei der seltsam strengen und fürsorglichen Tante auf, sodann diesen in der nahen Residenz, wo er im Kriegsdienst und am Hofe angestellt ist, und nach mancherlei auf beiden Seiten zu überwindenden Schwierigkeiten gelingt die Sache. Der Freiherr war inzwischen zu seinem Bruder nach Hause gereist und trifft mit dem Autor in der Residenz wieder zusammen, nachdem er auf der Durchreise an einem Universitätsorte das Studentenwesen näher angesehn und in verschiedenen Richtungen eilig erprobt hat. Die Gesellschaft der muntern Musensöhne verfolgt ihn aber auch hieher, und mitten aus einem großen Jubelfeste, womit sie abgespeist und geneckt werden, entführt ihn der Autor klug und entschlossen zur längst beabsichtigten Reise nach Paris. In dieser Stadt eröffnet sich nun die große Welt für unsre Helden; Kammerdiener, Kleiderkünstler, Tanzmeister und Koch treten in ihrer vollen Bedeutung auf; geselliger Umgang und feiner Sinnengenuß, vornehmes und modisches Leben mit allem Zubehör, Theater, Kunstgeschmack und litterarischer Geistesreiz erfüllen die raschen Tage. Der Autor insbesondre trifft alte Freunde, sieht Kunstsammler und Künstler, die Encyklopädisten lassen sich vernehmen, Diderot's Name wird genannt. Mittlerweile hat der Graf, befriedigt durch die Heirath seiner Tochter und die ihm dadurch gewordenen Aussichten, sich zur Reise nach Paris entschlossen, um seinen Freund wieder aufzusuchen. Er kommt an, jedoch krank und schon dem Tode nah; die wunderbarsten Bekenntnisse und Auflösungen bisher räthselhafter Bezüge giebt er auf dem Sterbebette, zu welchem auch die vermeintliche Tante, nach jetzigen Aufschlüssen aber die Mutter der jungen Gräfin, und deren Gemahl aus Deutschland herbeigeeilt sind. Doch behalten wir keine

Zeit, diesen veränderten Beziehungen jetzt zu folgen, vielmehr nimmt ein neues unerwartetes Ereigniß den Autor ganz in Anspruch. Sein Zögling, der seit längerer Zeit mehr und mehr sich von ihm abgetrennt und in das genußvolle Treiben junger Leute gestürzt hat, ist den vervielfachten Reizen und Spannungen dieses anstrengenden Lebens nicht gewachsen, seine Natur schlägt plötzlich um, er verfällt in Wahnsinn und Raserei, muß in eine Irrenanstalt nach Deutschland zurückgebracht werden, und der Autor läßt auch von Erfüllung dieser Gewissenspflicht sich nicht abwenden.

Das dritte Buch führt uns solchem traurigen Orte zu, und gleich beim Eintritte sehn wir den Autor in Gefahr, selbst als ein Gestörter aufgenommen und behandelt zu werden; er befreit sich aber bald von diesem Verdachte und widmet der Anstalt und ihren Bewohnern seine gründliche Aufmerksamkeit als einsichtiger Beobachter. Seine Wohnung nimmt er in einem nahen Försterhause, dessen ländliche Gegend er mit reizender Anschaulichkeit beschreibt. Er besucht in der Nähe eine weibliche Erziehungsanstalt, in deren Vorsteherin er ein vortreffliches Frauenzimmer kennen lernt, dem er sogar, jedoch ohne gewünschten Erfolg, seine Hand anzutragen wagt. Eine ländliche Knabenschule bietet nicht weniger merkwürdige Wahrnehmungen dar. Inzwischen nimmt unerwartet ein Freund, der in gefahrvolle Hofhändel und in die Religionsveränderung eines deutschen Prinzen tief verflochten ist, seine geheime Zuflucht bei ihm und erzählt seine Begebenheiten, die aus den Verhältnissen jener schon erwähnten Residenz hervorgehn und mit der laufenden Geschichte sich zum Theil durchkreuzen. Neues Geheimnißvolle dringt heran, und unter andern wird ein Zigeuner bemerklich, der bald seine ganze Bande nachzieht. Dazwischen erscheint auch der ältere Freiherr, und während der einst versprechendere Bruder jetzt in seinem traurigen Zustande nur noch schwache Hoffnungen giebt, zeigt jener sich trefflich entwickelt, als tüchtiger Verwalter seiner Besitzthümer und eine wackre Frau zu heirathen eben im Begriff. Der Autor, welcher seinen Zög-

ling auf leiblichem Wege und in guter Hand sieht, auch seinen verborgenen Gastfreund durch dessen heimliches Davongehn zu guter Stunde wieder los geworden, widersteht nun nicht länger den Einladungen des Grafen und der Gräfin, welche als glücklich verbundenes Ehepaar jetzt die Besitzer des nahegelegenen, uns schon bekannten Rheinschlosses sind. Hier sehn wir das alte poetische Treiben unter der Leitung der Gräfin noch in bestem Gange, während der Graf seine Regierung ernstlich aufs Allerbeste zu ordnen bedacht ist, den umständlichen Rath des Autors verlangt und diesem mit weitausgeholten, ängstlichen Grübeleien etwas peinlich wird. Daneben wird eine Gemähldesammlung gemustert, und die Eitelkeit und Gefahr der leeren Kunstliebhaberei aufgedeckt, ferner die Niederlassung des geflüchteten Freundes in Amerika fürsorglich besprochen, endlich für die Zigeuner ein Anbau fester Wohnsitze im nächsten Walde ausgemittelt. An eine erzählte Gespenstergeschichte reiht sich unerwartet eine im Augenblicke selbst vorgehende, welche einen Besuch in den Kellern und Gewölben des Schlosses veranlaßt, bei welcher Gelegenheit von Weinen und Weinkennerschaft manches gut Eingesehene vorkommt, der Autor zuletzt aber mit zweien Gefährten plötzlich durch eine Fallthür tief in die Erde versenkt wird, wo er für uns auch verbleibt, indem aus dem Gespräche der immer tiefer Versinkenden schließlich — auf welchem Wege dieser Schluß, sowie überhaupt das ganze Buch, zu uns gelangt ist, mag ein jeder rathen — als des Autors und des Buches letzte Worte uns diese überliefert werden: „Unwillkürlich rief ich daher in einem Tone, welcher ebenso viel Verwunderung als Schmerz ausdrücken mochte: Welch' ein Ende! — Ja, welch' ein Ende, fielen die Übrigen ein, welch' ein trauriges Ende!“

Einen etwanigen außerordentlichen Schlüssel dieses unerwarteten Ausganges möge der Herausgeber noch in der Tasche haben und uns nur vorenthalten, oder ihm möge selbst ein solcher fehlen und unfindbar sein, immer bleibt es ein halsbrechendes Wagniß, den harmlosen Leser vor einem so-

chen Absturze stehn zu lassen. Soll dies Ironie sein, wie die Schlußworte selbst allerdings neckisch andeuten, so ist es offenbar ein Übermaß, das doch wieder einen viel zu mäßigen Ernst in sich trägt und daher selber ein Mißverhältniß wird, anstatt ein solches zur bloßen Ergötzung nur zu spielen und durch das Spiel wieder aufzuheben. Diesen letzten Verdruß abgerechnet, wird man den Gang und die Entwickelung der Begebenheiten, wenn solche auch nicht zu einem strengberechneten Ganzen sich ründen und abschließen, glücklich genug angelegt, verständig geführt und befriedigenden Lösungen überall wenigstens angenähert finden. Es kam hier nicht so sehr darauf an, daß uns ein vollständiger Kreis von Handlungen und Ereignissen, sondern nur, daß uns, wenn auch noch so abgebrochene und beschränkte Theilstücke eines und desselben Kreises geliefert würden. Die Einheit des dargestellten Lebens aber, und so auch die Einheit des Tons und Sinnes, worin das Ganze vorgetragen worden, vermissen wir keinesweges, und innerhalb dieser Einheit lassen wir uns auch den Wechsel von scheinbar planmäßiger Anlage und doch wieder ganz willkürlichem Fortspinnen der Fäden, die mit gleicher Leichtigkeit geknüpft und entlassen werden, um so lieber gefallen, als wir durch ein solches Spiel unvermerkt von Bild zu Bild übergeführt werden, und zuletzt, selbst im höhern Sinne genommen, die eigentliche Erzählung doch nur die Rahmen zu liefern hat, welche geschickt und bequem eine ganze Welt von Gestalten und Betrachtungen zu fassen und hinzustellen geeignet sind. Dieser Anforderung und Erwartung entsprechen unsre Denkwürdigkeiten vollkommen, sie geben in einer gleichmäßigen, schön und rein gebildeten Form einen durchaus geist= und gedankenreichen Inhalt, es ist kein Absatz, keine Zeile darin, kann man sagen, die nicht etwas Anmuthiges, Gedachtes, Feines oder Treffendes enthielte und auf die erfreulichste Weise das Nachdenken oder die Einbildungskraft anregte. Auch verbreitet sich die Auffassung des Stoffes nach und nach zu einer fast vollständigen Weltanschauung; wir werden kaum eine wesent=

liche Richtung des großen und kleinen Lebens finden, welche nicht auf eine bedeutende Weise in den Kreis dieser Gegenstände hineingezogen wäre. Das ganze Buch ist ein Schatz von eigenthümlichen Wahrnehmungen, in welchen bald Zartheit, bald Tiefe vorwaltet, von feinen Bemerkungen, angenehmen und nützlichen Lebensregeln, von gründlicher Einsicht und Erfahrung in den wichtigsten und anziehendsten oder aufdringlichsten Angelegenheiten. Die Schreibart ist klar und anmuthig, dem Kenner nur durch ein paar kleine Züge die nordwestliche deutsche Heimath verrathend, im Übrigen rein und sicher, in einer vorausbestimmten Richtung trefflich gebildet und gehalten, auf allen Punkten von einer leisen, gefälligen Ironie erhellt.

Im Ganzen finden wir eine Verwandtschaft des Geistes und der Kunst mit der Novellenart von Tieck, besonders der früheren, welche, z. B. die Gemählde und die Zopfnovelle, an Frische und Dichtigkeit manchen späteren vorzuziehen sind. Aber außerdem werden wir auch an die unvergleichliche Liebenswürdigkeit, an die stillheitre Laune Sterne's erinnert, zuweilen an die mimische Beobachtung Engel's, und nicht selten an die sittliche Wohlmeinung Möser's. In dem ganzen Buche findet sich kein Zug, der auf bittre Galle, auf gehässigen Zorn oder widrige Leidenschaft deutete. Die erwähnten Elemente sind übrigens mit einem so eigenthümlichen Grundbestandtheile gemischt, daß nach allen Seiten ein Ursprüngliches zu erkennen ist, und kein Gedanke von irgend einer Nachahmung damit zu verbinden bleibt.

Und so könnten wir denn vollkommen berechtigt sein, in diesen Denkwürdigkeiten das ausgezeichnete Werk eines freibildenden Dichters anzuerkennen, und in der Novellenlitteratur an ehrenvoller Stelle einzuordnen. Allein wir wollen uns damit nicht übereilen, sondern treten der Sache vielleicht noch von einer andern Seite näher. Wir können uns ganz wohl vorstellen, daß ein freisinniger, höchst gebildeter Mann, der die Welt in ihrer wechselnden Gestalt mit freiem

Blick und reger Geistesthätigkeit seit langen Jahren betrachtet, der seine Wahrnehmungen nicht bloß auf der Oberfläche befriedigt, sondern überall in die Tiefe eines geistigen Zusammenhanges zu steigen genöthigt ist, dem auf seinen Lebensbahnen ein überreicher Stoff begegnet, und nach allen Richtungen ein fruchtbares Nachdenken erweckt worden, daß ein solcher Mann, meinen wir, endlich auch einmal von dem Trieb ergriffen würde, den wesentlichen Ertrag eines so begünstigten Lebens durch Mittheilung festzuhalten, und seine Memoiren zu schreiben wünschte. Gesetzt ferner, dieser Treffliche fände gleichwohl seine unmittelbar persönlichen Schicksale zu einfach, seinen innern Entwicklungsgang zu abgeschieden von der äußern Welt, um seine Mittheilungen an diese Fäden aufreihen zu mögen, und ebenso wenig fühle er die Neigung, die Ergebnisse seines Umschauens und Erkennens in der Form abstrakter Gedanken niederzulegen, so wäre wohl nichts natürlicher, als daß er sich eine dichterische Form wählte, in welcher die nöthigen Lebensvorgänge nach seinem Bedarf erfunden und zur schicklichen Gelegenheit würden, die Gedanken, Ansichten und Stimmungen, um die es ihm vorzüglich zu thun ist, vollständig anzubringen. Seinem vornehm-bescheidenen Sinne, seinem künstlerischen und sittlichen Hange zur Ironie würde dann entsprechen, sich unter einer nicht ins Hohe und Geniale idealisirten Figur, sondern in einer zwar würdigen und guten, aber jedenfalls gemäßigten Erscheinung darzustellen, damit der Starke in ihm den Schwachen, nicht der Schwache in ihm den Starken, — wie dies neulich treffend ausgedrückt worden, — beschaue und behandle. Hiedurch würden nun alle inneren Verhältnisse dieser Denkwürdigkeiten in ein neues Licht gerückt. Sollte dies Vorausgesetzte hier gelten dürfen, wie es uns denn gar wohl möglich dünkt, so hätten wir dieses Buch aus dem Gebiete der freien Poesie doch großentheils wieder zurückzuziehen und ihm dafür einen nothwendigeren Zusammenhang mit der Person des Autors zuzugestehn, statt fingirter Denkwürdigkeiten lägen alsdann dem Wesen nach doch wirk-

liche vor uns, welche einen edlen Zeitgenossen nach seiner wahren Geistes- und Gemüthsart treulich abbilden.

In einer solchen Voraussetzung fortschreitend müßten wir vor allem den guten Takt loben, mit welchem der Autor die Fiktion sorgfältig von allem Zusammentreffen mit seiner Wirklichkeit geschieden und doch hinwieder nicht zu fern von ihr abgewandt, sondern zwar andre, aber die den seinen nächstliegenden Zeiten und Schauplätze zu Trägern seiner Ausführungen gewählt hat. Dann auch wird es vollkommen richtig, daß er nur das Höchstnöthige von bestimmten Namen aus der fingirten Wirklichkeit gebraucht hat, weil jede Fülle dieser Art eine zu starke Bedeutung hervorriefe und die Fiktion zu sehr als Hauptsache erscheinen ließe. Aus dem Vergnügen freilich, welches der Leser jedesmal fühlt, wenn er bekannte Geschichtsbilder unverfälscht in der Dichtung wiederfindet, möchte sich eine Vermehrung derselben rechtfertigen, und wenn z. B. die Erwähnung Göttingens als einer noch nicht alten Universität, die Nennung Diderot's und der Clairon als Lebender den angenehmsten Eindruck macht, so möchte man noch mehreres der Art wünschen, dagegen der Autor in seiner besondern Stellung mit Recht auf eine weise Sparsamkeit hält.

Schon durch die gewählte Zeit war die neueste Litteratur als ein Gegenstand der Betrachtung ausgeschlossen. Aber auch dem leichten und verführerischen Reize, die deutsche und französische Litteratur aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts kritisch durchzugehn, hat der Verfasser glücklich widerstanden und dadurch, wie uns dünkt, den größten Beweis seines richtigen und reinen Gefühls gegeben. Denn nichts leidet mehr unter einer solchen gelegentlichen, in fremden Standpunkt übertragenen, fragmentarischen und auf gefällige Kontraste ausgehenden Behandlung als die Litteratur, welche mehr als je mit gründlichem Ernst und in großem Zusammenhange betrachtet zu werden bedarf. Gerade diese Seite ist es auch, welche in den anfangs erwähnten Memoiren Woltmann's den meisten Schatten hat.

Wir würden einige Proben der Darstellung und Laune unsres Autors hier vorzulegen nicht unterlassen und dazu vorzugsweise die Kunstgespräche in Paris und die herrliche Diatribe wider das Tabackrauchen auswählen, wäre hiezu nicht nochmals der Raum erforderlich, den wir doch nöthiger für die Darlegung des geschichtlichen Herganges zu verwenden fanden. Übrigens wird der Leser unsrer Anzeige, wir bezweifeln es nicht, sehr gern der Leser des ganzen Buches werden und unsrer Auszüge deßhalb weniger bedürfen.

Diese Denkwürdigkeiten sind Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Preußen, „dem feinen, tief eindringenden Kenner vaterländischer Verhältnisse", durch den Herausgeber zugeeignet und entsprechen auch in dieser Beziehung jeder an sie zu stellenden Erwartung. Die äußere Ausstattung durch den Verleger ist geschmackvoll, der Druck von einer seltnen Korrektheit. —

XXX.

Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de *Diderot*, publiés d'après les manuscrits confiés, en mourant, par l'auteur à Grimm. Paris, 1830. 1831. 4 vols.

Es giebt Namen, die man in Kreisen geselliger Bekanntschaft nur zu nennen braucht, und sogleich eröffnen sich heitre Erinnerungen und Erwartungen, weil jederman schon weiß, daß an jene Namen sich Angenehmes, Bedeutendes, Ungewöhnliches, Aufrüttelndes unfehlbar verknüpfen muß. Ein solcher Name in der französischen Litteratur, die mehr als eine andre dem Bilde einer großen und doch vertraulichen Geselligkeit entspricht, ist Diderot; er gehört zu den seltnen

Schriftstellern, die man flüchtig und theilweise zu kennen niemals befriedigt ist, man will durch ihn nicht sowohl neue Gegenstände und Einsichten gewinnen, sondern vor allem seine Art und Weise sich über die Gegenstände ergießen und an ihnen zu den glänzendsten Umhüllungen werden sehn; wer einiges von ihm gelesen hat, wünscht mehr zu lesen, und zuletzt rückt alles, was von ihm vorkommt, in das gleiche Interesse ein, ohne über den Inhalt und die Absicht des Mitgetheilten allzu strenge Rechnung zu gestatten. Diese Eigenschaft hat er als ein durchaus eigenthümlicher Genius mit mehreren Autoren seiner Zeit und Nation gemein, am meisten doch mit Voltaire und Rousseau; auch von diesen ist jedes übrige Blättchen, jede erhaltene Äußerung dem Kundigen werth und anziehend. Wenn Voltaire seine Eigenthümlichkeit noch ganz innerhalb des französischen Nationalkarakters abschließt, so steht dagegen Rousseau großentheils schon außerhalb dieser Gränzen und ist für die Franzosen daher nur um so unverständlicher und aufregender. Der letztere Fall findet auch bei Diderot Statt. Obwohl in einer französischen Provinz geboren, und äußerlich nur von französischer Welt berührt und genährt, durch kein Organ neuerer Sprache und Litteratur mit nachbarlichen Nationen vermittelt, ist er dennoch seinem innern Wesen nach ein eigentlicher Gränzmann, der besonders zu den Deutschen stark herüberneigt, bei denen er auch vorzugsweise Schätzung und Aufnahme gefunden hat. Wirklich ist es eine auffallende Erscheinung, daß in Zeiten, wo sonst in der deutschen Litteratur Widrigkeit und Überhebung gegen die französische im Allgemeinen vorherrscht, für Diderot fast von allen Seiten die günstigste Ausnahme gemacht wird, und wir unsre edelsten Geister, einen Lessing, Jacobi, Goethe und Friedrich Schlegel, mit Vorliebe ihn beachten, preisen, bearbeiten und in Ehren halten sehn. Es versteht sich von selbst, daß das Gesagte die Meinung nicht haben kann, er sei zwischen beiden Elementen als ein trauriges Amphibium getheilt gewesen, ein unglücklicher Deutschfranzos oder Franzosendeutscher; der

in zweien Litteraturen Ansprüche gemacht hätte, die sich in keiner hätten erfüllen wollen — keineswegs! er wußte kein Wort Deutsch, noch kannte er das geringste von deutscher Litteratur, die selber kaum begann, er war ganz und gar französischer Schriftsteller und mit allen ächten Vorzügen dieser ausschließlichen Eigenschaft reichlichst ausgestattet.

Schon vor einigen Jahren erschien ein Band Nachträge zu seinen gesammelten Werken. Die endlich aufgefundene ächte Urschrift seines unübertrefflichen Dialogs Rameau's Neffe, der so lange nur deutsch und dann nur in einer aus dem Deutschen übersetzten französischen Gestalt vorhanden war, eine Reise nach Holland, und mehrere Briefe wurden darin mitgetheilt. Seitdem hat sich aber ein viel reicherer Vorrath entdeckt, der anfangs durch den Baron Grimm und darauf durch Diderot's Tochter, Frau von Vandeul, aufbewahrt worden, und nachdem die Zeit alle Bedenklichkeiten der öffentlichen Bekanntmachung ausgelöscht zu haben scheint, werden sie gegenwärtig dem Publikum übergeben. Wir begleiten die Anzeige der einzelnen Bestandtheile mit den Bemerkungen, welche sich uns darbieten. Wir finden gleich als Einleitung

Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de Diderot, par Madame de Vandeul, sa fille; ein Aufsatz, der das beste Vorwort zu allem Nachfolgenden ist. Kindliche Pietät und seltne Geistesfreiheit zeigen sich darin im schönsten Verein. Die Tochter war eines solchen Vaters würdig, sie wußte ihn zu schätzen, zu verstehn und zu lieben und urtheilt mit Bescheidenheit und Einsicht über diejenigen Verhältnisse, die ihr etwas Peinliches haben mußten, aber als die des Vaters dennoch werth sein konnten.

Mémoires de Diderot. Lettres à Mademoiselle Voland, de 1759 à 1774. Diese, vom ersten Bande bis in den dritten sich erstreckende Reihe von Briefen macht, wie den größten, so auch den wichtigsten Theil der vorliegenden Sammlung aus. Sie sind in völligem Vertrauen und mit

rückhaltloser Freiheit geschrieben. Es wäre jetzt nur ein verlorener Aufwand von scheinsamem Blödethun, wollte jemand noch großen Lärm über die Anstößigkeit erheben, daß Diderot als verheiratheter und schon bejahrter Mann mit einem unverheiratheten Frauenzimmer in einem Liebesverhältnisse lebte, das von den beiderseitigen Angehörigen nicht nur gewußt und zugegeben, sondern sogar als unverfänglich angesehn wurde. Das achtzehnte Jahrhundert, kann man sagen, lebte in Masse außerhalb der Ehe, und gerade in den höchsten und gebildeten Ständen hatte dieses Band dem Wesen nach größtentheils aufgehört, indem es nur äußerlich für die bürgerlichen Folgen zu gelten fortfuhr. Die rohe Ausgelassenheit durchtobte die schrankenlosen Räume bis zu den fernsten Weiten, aber auch die wahre und edle Empfindung erging sich zwanglos in der offnen Freiheit und glaubte sich deßhalb nicht tadelhaft. Nach der allgemeinen Denkart und Gewöhnung der umgebenden Welt konnte die Bahn, welche einer strengeren Ansicht doch immer als verderbt und strafbar gelten mußte, nicht nur ohne Widerspruch der Rechtlichkeit und Ehrbarkeit betreten werden, sondern auch Unschuld und Tugend in sich aufnehmen und entwickeln. Wenn Diderot und Mlle. Voland sich aufrichtig in dem letztern Falle glauben und demgemäß äußern und benehmen, so darf uns dies um so weniger wundern, als überhaupt in solchen Verhältnissen jederman leicht den Andern, welchen er einer gewöhnlichen Allgemeinheit unterordnet, nicht aber sich selbst, wo er die Macht des eigenthümlich Besondern als heraushebend aus jedem Gemeinen wirksam fühlt, im Unrecht glaubt. Doch liegt gerade hier in dem eigenthümlich Besondern ein gar schlimmer Punkt. Diderot's Geliebte und Vertraute zu sein, war noch etwas bedenklicheres, als es überhaupt von jemand sein; für diese Aufgabe mußten nicht bloß alle oberflächlichen Zierereien wegfallen, sondern auch tiefer liegende Zurückhaltungen sich zu harter Aufopferung bequemen.

Denn Diderot ist, wenn auch keineswegs in Sitten und Handlungen, doch in Vorstellungen und Ausdrucksweisen

der entschiedenste Cyniker, er schreibt mitunter wie Friedrich Schlegel an Lucinden, wie Heinse an Laidion, mit dem Unterschiede nur, daß er als Franzose, diese als Deutsche schreiben. Doch auch hier müssen wir ihn, wie er in seinem Zeitalter dasteht, betrachten. Noch in der ersten Zeit Ludwig's XIV. herrschte selbst am Hofe eine naive Freiheit des Ausdrucks, man nannte die Sachen ohne Scheu beim Namen. Verfeinerte Bildung fing den Ausdruck zu verschleiern an, bis die Überbildung ihn wieder frech enthüllte und mit der Pöbelhaftigkeit wetteiferte. Für edlere Naturen aber wurde der Cynismus eine Waffe und Protestation gegen Heuchelei und Unnatur, und die Ablösung von der christlichen Weise führte ihn zum plastischen Antiken zurück, wie dies auch in Italien als feststehend wahrzunehmen ist. Von dieser letztern Gattung ist Diderot's Cynismus großentheils, und deßhalb ist er schon leichter zu ertragen, noch mehr aber wird er verzeihlich, wenn man findet, wie er nicht als alleiniges auftritt, sondern vielmehr begleitet von allen Gaben des Geistes, des Gemüthes, des Witzes und des Tiefsinns, und wenn man erkennt, wie derselbe in ihm das nothwendige Gegengewicht nicht nur so vieler fremden Empfindsamkeiten bilden muß, sondern auch seiner eignen, denn einen weichern, gemüthvollern, überschwänglichern, gutwilligeren und hinreißbareren Menschen hat es in seinem ganzen Kreise nicht gegeben.

An Sittenschilderungen uud Lebenszügen der verschiedensten Art sind diese Briefe außerordentlich reich, und so giebt uns Diderot zugleich den Maßstab für die ebenso reich dargelegten Zeichnungen seines eignen Lebens und Karakters. Wenn er nicht sonderlich anständige Geschichten erzählt, z. B. von dem Ritt eines Frauenzimmers auf einem Abbé, oder das wunderliche Nachtstück: „à moi, mes gendres“, so mag er allenfalls nur dem guten Jean de Lafontaine zu vergleichen und derselben Nachsicht theilhaft sein, welche diesem niemals versagt worden ist. Wenn er aber in seine sprudelnde Laune geräth, mit einzelnen Wahrheiten gleichsam durchgeht, sie

wie Seifenblasen immer größer und glänzender aufbläst, bis sie im höchsten Farbenspiele zerspringen, wenn er sich bestimmte Fälle ausdenkt und sie losläßt, um sie durch alle Gänge seiner scharfen Dialektik durchzutreiben, wenn er z. B. untersucht, was die Pflicht einer guten Gattin und Mutter in einer gewissen Verlegenheit wirklich erfordere, oder was seine Geliebte ihm in einer ihm geschehenen Anmuthung erlauben dürfe und könne, und hierüber Antwort und Entscheidung immer dringender verlangt, immer schärfer zubereitet: dann ist er ganz er selbst, und Mlle. Voland mitunter wohl etwas zu bedauern! Wie weit entfernt ist er dagegen von der widerlichen und frevelhaften Schwelgerei der Vorstellungen, worin z. B. der italiänische Arzt Gatti den höchsten Reiz findet, indem er eine Liebschaft mit einer Frommen in wahrhaft empörenden Zügen schildert! Ebenso, wenn der Baron Holbach und manche seiner Freunde wirklich dem Vorwurfe des Atheismus, sofern dieser überhaupt anzunehmen ist, nicht entgehn können und wenigstens den Ruhm dieser unsinnigen Vorstellungsweise suchen, so weicht Diderot von ihnen wesentlich ab und will, indem er dem Gedanken Gottheit von Herzen huldigt, nur den Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch dieses Gedankens nicht überall zulassen. Er scherzt nach seiner Art über eine Frau, die ein esprit fort geworden sei und nun glaube, die Seele werde in der Erde mit dem Leibe faulen; er führt das glückliche Wort an: „Ihr habt mich zur Atheistin gemacht, ihr werdet's vor Gott zu verantworten haben!"

Die Verhältnisse der französischen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts zu den Mächtigen der Erde stellen sich uns hier in bedeutenden Zügen ebenfalls der Erinnerung vor. Namentlich Diderot wird von den Gesandten der russischen Kaiserin Katharina unaufhörlich geschmeichelt, zu Rath gezogen, mit Anerbietungen überhäuft; seine Reise nach St. Petersburg und sein Aufenthalt am dortigen Hofe haben hier ein andres Ansehn, als man nach einseitigen Berichten bisher davon hatte. Natürlich waren die Hofleute und Di-

plomaten neidisch auf den in ihrer Mitte mit höchster Gunst aufgenommenen, schlichten Litterator und suchten ihm sein offnes und freies Benehmen als Taktlosigkeit auszulegen. So auch berichtigt sich die gewöhnliche Meinung von einer bei Gelegenheit dieser Reise bezeigten auffallenden Kälte Friedrich's des Großen gegen Diderot. Daß dieser aus Grundsätzen und Neigung die Großen der Welt lieber mied als aufsuchte, sieht man auch aus den Bemühungen, die es kostete, ihn mit dem Könige von Dänemark, der damals Paris besuchte, zusammenzubringen. Aber auch die schönen Geister zweiten und dritten Ranges hatten ihr Theil an der allgemeinen Verehrung, welche der litterarischen Macht gezollt wurde. Die Kaiserin Katharina sehn wir den verbindlichsten Dank in den schönsten Ausdrücken an Marmontel schreiben, der ihr seinen Bélisaire überschickt hatte. Ebenso schreibt von Wien in gleichem Anlaß der Minister van Swieten auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers.

Wenn Diderot seiner Einbildungskraft im Gebiete der schönen Künste freien Flug läßt, wenn er den Reichthum erfinderischer Vorschläge entfaltet, wie hier in Einem Athem fünf verschiedene Entwürfe zu einem bildhauerischen Denkmal auf das Ableben des Dauphins, oder wenn er genossene Kunstanschauungen wiedergiebt, Gemählde beschreibt, Eindrücke der Musik überliefert, wie in der an ein Wunder unsrer Tage erinnernden unübertrefflichen Schilderung des Spiels eines deutschen Musikers Noël auf dem von Hebenstreit erfundenen großen Saiteninstrument Pantaleon, — dann ist er durchaus auf seinem Grund und Boden, und wir finden überall das Schlegel'sche Wort bestätigt, von Diderot sich eine Gemähldesammlung beschreiben zu lassen, sei ein Kaiserlicher Luxus. Er hatte von den Künsten wenigstens die Seite ihrer Beziehung auf Sinn und Gemüth vollkommen inne und war der Mahlerei und Bildhauerkunst auch von der technischen Seite beigekommen.

Am schönsten zeigt sich uns Diderot als Freund seiner Freunde und als Menschenfreund überhaupt. Sein Urtheil

ist nicht befangen, aber sein Herz immer hingegeben. Selbst denen, die es nicht verdienen, ist er mit Eifer treu. Daß die Zärtlichkeit für den fast von Allen verkannten und allerdings leicht verkennbaren Rousseau in ihm nie erlöschen konnte, haben wir ihm um so höher anzurechnen, als er mit dessen unfreundlichstem und beschränktesten Widersacher, dem Baron Grimm, aufs Innigste verbunden war und diesem ein unverhältnißmäßiges Übergewicht zu nehmen erlaubte. Als Grimm durch ein Augenübel von Blindheit bedroht wird, ergießt sein Freund sich in rührenden Klagen und schreibt an die Freundin die einfach-großen Worte: „Et d'avance je vous préviens que son bâton et son chien sont tout prêts“. Daß er wochen- und monatelang die unangenehmste, anstrengendste Arbeitslast für ihn trägt, gehört weniger der Freundschaft an, er thut Ähnliches auch für ganz Fremde, ja für Gegner, wenn sie ihn ansprechen.

Voyage à Bourbonne. Eine Reise, welche Diderot nach diesem Brunnenorte gemacht, um seine Gesundheit herzustellen, gab seinem für das Beste seiner Mitmenschen stets zur Thätigkeit angeregten Eifer den Anlaß, für die Unterweisung künftiger Besucher und Heilbedürftiger diesen Aufsatz über die Einrichtungen und Merkwürdigkeiten des Ortes, so wie über die Natur und Wirkung der Quellen niederzuschreiben, wobei er nach seiner Weise kleine Geschichten, Schilderungen und Gefühlsäußerungen einmischt. Besonders bewegt und schön ehrt er das Andenken seines Vaters und seiner Mutter und sagt zuletzt, indem er von seinen Thränen spricht: „Que je suis triste! . . que je suis heureux! S'il est un être qui ne me comprenne pas, fut-il assis sur un trône, que je le plains!“

Voyage à Langres. Ein Anhang zu dem vorigen Aufsatze, in wenigen Blättern manches Bemerkenswerthe.

Correspondance avec Falconet; lettres sur le désir de transmettre son nom à la postérité. Der Bildhauer Falconet hatte in einem Briefe an Diderot geringschätzig vom Nachruhm gesprochen, was von ihm, dessen

Kunstwerke hauptsächlich der Verherrlichung großer Namen für die Nachwelt bestimmt waren und zugleich seinen eignen Namen ruhmvoll zu erhalten versprachen, doppelt seltsam erschien. Für Diderot jedoch, der an keine persönliche Fortdauer nach dem Tode glauben wollte, war der Nachruhm eine Ersatzvorstellung für die aufgegebene des ewigen Lebens geworden, und je leichter er auf den großen Schatz verzichtet hat, um so schwerer will er diesen geretteten Sparpfennig sich entreißen lassen. Es wird ein fast peinliches Vergnügen, alle die Wendungen und Sprünge zu sehn, mit welchen er das Glück dieser Unsterblichkeit zu behaupten strebt; er ruft alles zu Hülfe, was ihm dienen kann, belebt seine Dialektik mit Witz und Beispielen, und wenn er gedrängt wird, ist er noch immer nicht verloren. Man kann auf seine Beweisführung anwenden, was er selber von dem Argumente des Redners im Gegensatze zu dem des Philosophen sagt; letzteres, meint er, sei nur ein trocknes Gerippe, das des Redners aber: „**C'est un animal vivant, c'est une espèce de polype. Divisez-le, et il en naîtra une quantité d'autres animaux. C'est une hydre à cent têtes. Coupez une de ces têtes, les autres continueront de s'agiter, de vivre, de menacer. L'animal terrible sera blessé, mais il ne sera pas mort, prenez garde à cela**“. Er sagt über den Gegenstand so ziemlich alles, was man sagen kann, wenn man das Rechte doch nicht ganz zu finden weiß. Daneben untersucht er mancherlei Aufgaben der Kunstgeschichte, erörtert Polygnot's Gemählde, vertheidigt den Jupiter des Phidias, die Kunstkenntniß des Plinius, und da auch aus den Briefen Falconet's die bezüglichen Stellen beigebracht sind, so hört man gleichsam einem lebhaften Kunstgespräch, das zwischen Paris und St. Petersburg von zwei rüstigen Kämpen sehr rasch und gebildet gewechselt wird, mit Vergnügen zu und wünschte nur, da man sich doch bisweilen ängstlich nach dem Richter so vieler Streitverwirrung umsehn möchte, dem Ganzen einen solchen resumirenden

Kommentar, wie Goethe ihn der Abhandlung Diderot's über die Mahlerei geschenkt hat.

Paradoxe sur le comédien. Dieses Gespräch, in welchem der erste der beiden Theilnehmer Diderot selbst ist, eröffnet den vierten Band und handelt von der Kunst des Schauspielers. Auch hier ist Wahres und Falsches, Einleuchtendes und Scheinbares mit scharfem und launigem Eifer durcheinander geworfen. Er, der sonst überall so sehr auf Natur dringt, will hier alles in die studirte Kunst legen, nicht die Empfindung, sondern die Nachahmung des Empfundenen, nicht die Begeisterung, sondern die kluge Verwaltung ihrer Hinterlassenschaft soll den Schauspieler in seiner Rolle leiten, und er führt von den größten Künstlern der Bühne mancherlei Züge an, die beweisen, daß sie im höchsten Schwunge ihres Spieles, wo sie die erschütterndste Wirkung hervorbrachten und ganz mit ihrer Rolle Eins zu sein schienen, der gemeinsten Bemerkungen und Späße fähig waren. Auch hier fehlt das rechte Wort, allein es sind die schätzbarsten und reichsten Materialien zusammengebracht, um dasselbe finden zu lassen. Welche Blitze des Genius aber aus diesem heißen Kopfe zwischendurch immer hervorleuchten, möge die Stelle über Shakspeare bezeugen, von welchem er sagt: „**Je ne le comparerai ni à l'Apollon du Belvédère, ni au Gladiateur, ni à l'Antinoüs, ni à l'Hercule de Glycon, mais bien au St. Christophe de Notre-Dame, colosse informe, grossièrement sculpté, mais entre les jambes duquel nous passerions tous sans que notre front touchât à ses parties honteuses**“. Ein Urtheil, welches als das eines Franzosen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts genugsam darthut, wie groß der Sinn, und wie hell der Geist dieses Franzosen sein mußte.

Entretien entre d'Alembert et Diderot. Um die seltsamsten, ausschweifendsten, man könnte sagen sich köpflings in sich selbst überschlagenden Sätze einer verzweifelten und doch lustigen Naturphilosophie vorzutragen, wählt Diderot die glückliche Form eines Gesprächs, das er mit seinem

Freunde d'Alembert beginnt, den er hierauf mit den aufgenommenen Vorstellungen entschlafen und diese im Traum durch ihn fortführen läßt, so daß dessen Freundin, Mlle. de l'Espinasse, über das wunderliche aus dem Schlaf reden beunruhigt, zu dem vertrauten Arzte Bordeu schickt, der alsdann mit ihr gemeinsam den Schlafenden belauscht und dessen Vorstellungen als Gegenstand der Unterhaltung lebhaft ergreift, vertheidigt, ausbildet. Der Schlafende vernimmt nun auch seinerseits, fällt gelegentlich ein und erwacht endlich ganz. Man trennt sich, aber ein späteres Zusammentreffen des Arztes mit Mlle. de l'Espinasse giebt Gelegenheit, dem Gespräch einen nochmaligen Aufschwung, verstärkte Eindringlichkeit und schärfsten Abschluß zu verleihen. Weiter als in diesem Kunstwerke dialektischer Meisterschaft und lebendiger Darstellung kann der Cynismus schwerlich getrieben werden. Wir könnten auf das lebenerfüllte Karakterbild von Rameau's Neffen hinweisen, und man wird sich des bedenklichen Inhalts bei dem Namen genug erinnern. Aber dieser Rameau ist ein unschuldiges Kind in Vergleich zu dem vorliegenden Dialog! In diesem wird mit allen schwierigsten Gegenständen, welche die Einbildungskraft nur mit Zagen, das mündliche Wort in unsrer Sitte nur aus äußerster Noth befaßt, so frank und rücksichtslos herumhanthiert als wie mit den Gliedern des menschlichen Körpers auf einem anatomischen Theater. Doch auch wieder so zierlich wie auf diesem, und wenn man recht will, am Ende auch wieder so unanstößig. Die Untersuchung, welche hier von den Männern mit ziemlich wissenschaftlichem Ernste verhandelt wird, gewinnt ihre Hauptanstößigkeit eigentlich nur durch die Gegenwart und Theilnahme des Frauenzimmers, allein eben dadurch auch, wir müssen es gestehn, ihren höchsten Reiz, ihre Feinheit und Anmuth, die aus den Wogen des aufgeregten Cynismus denn doch immerfort auftauchen. Stets bleibt es jedoch eine grausame und gewaltthätige Schelmerei, sich zum Reize und zur Spannung des Mittheilens hier so der namhaften und ohnehin schon leicht verwundbaren Freun-

din des Freundes zu bedienen, und gerade sie auszuersehn, um alle diese entsetzlichen Dinge an ihr gleichsam abzuplaudern. Freilich war das Werkchen nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt, aber das frevelhafte Spiel der frechen Laune doch ohne Zweifel dem weiten Kreise vertrauter Freunde nicht vorenthalten.

La promenade du sceptique. Eine frühe Arbeit Diderot's, schon im Jahre 1747 geschrieben. Als allegorische Satyre gegen die religiöse Denkart oder vielmehr gegen den rohen und starren Gewohnheitsglauben jener Zeiten munter und scharf genug vorgestellt; für uns jedoch schon wenig mehr genießbar, indem auch die Haupteigenschaft von Diderot's Talent, die lebendige Mannigfaltigkeit seiner Formen und Wendungen, hier gegen das unvermeidliche Einförmige der gewählten und durchzuführenden Bildlichkeit unglücklich zurücktreten muß. Ein beigefügter Schlüssel ist von geringem Gebrauch. Die Richtung des Inhalts machte den Aufsatz zu einem der damals in Frankreich gefährlichsten, auch war ihm das Loos beschieden, noch in der Handschrift durch einen Polizeibeamten weggenommen zu werden und lange Zeit für gänzlich verloren zu gelten. Merkwürdig aber ist es, daß die Absicht war, ihn zuerst in Preußen ans Licht treten zu lassen, wo man gerade mit solchem Inhalte sich am besten empfohlen glauben wollte, wie wir aus dem Vorworte ersehn, an dessen Schlusse der Verfasser sich den Rath geben läßt: „**Je vous conseille de vous adresser à quelque sujet de ce prince philosophe que vous voyez quelquefois, le front ceint de laurier, se promener dans nos allées et se reposer de ses nobles travaux à l'ombre de nos marronniers; celui que vous entendîtes dernièrement gourmander Machiavel avec tant d'éloquence et de bon sens. Passez dans ses états avec votre ouvrage, et laissez crier les bigots**". —

Nachdem wir nun diese und mit ihnen auch die früheren Schriften Diderot's in prüfenden Überblick nochmals zusammengefaßt, können wir uns freilich kaum verhehlen, daß

die Welt die Erkenntnisse und Ansichten dieses Autors schwerlich noch jetzt in dem Sinne, wie ihr Inhalt gemeint ist, begehren und gebrauchen mag, allein wir fühlen uns andrerseits eben so zu dem Bekenntnisse gedrungen, daß der Anblick eines solchen bewegten und ursprünglichen Geistes und der Reiz einer so meisterhaften und lebensprühenden Darstellung, wie Diderot unsern Augen bietet, in allen Zeitaltern einen unvergänglichen, jedem Wechsel der Meinungen trotzenden Werth behaupten.

XXXI.

Über das Wesen der Historie und die Behandlung derselben. Zwei Vorlesungen von Alexander Flegler, gehalten bei Eröffnung seiner Vorträge über die Geschichte des Alterthums an der Akademie zu Bern. Bern, 1831.

Wir zeigen diese kleine Schrift an, weil sie eine Richtung aufnimmt und befolgt, in welcher noch viel zu wenig bei uns gethan ist, und für deren Bearbeitung deßhalb jeder Antheil und Beitrag doppelt willkommen sein muß. Wer den heutigen Zustand der Geschichtswissenschaft in Deutschland überblickt, dem wird bei Vergleichung mit früheren nicht entgehn, daß die einzelnen Abtheilungen sich in verschiedenartiger Weise entwickelt haben. Die ehrenwerthesten Arbeiten früherer Zeit sind durch eine Menge der außerordentlichsten Leistungen des mühevollen Fleißes und der scharfsinnigen Forschung verdunkelt, das Gebiet der Historie nach allen Richtungen ins Ungeheure erweitert, und diese Richtungen selbst nach früher ungeahndeten Seiten vervielfacht worden,

Auch die philosophische Betrachtung der Geschichte ist tiefer als je vorher in den Stoff eingedrungen, hat ihn mit Gewinn beherrscht und verarbeitet, und die Versuche, dem großen Weltwirrwar Geist und Vernunft abzugewinnen, sind, wennauch im Einzelnen öfters verunglückt oder nicht durchgeführt, im Ganzen doch als eine tapfre Bemühung anzuerkennen, die auch schon manchen vorher ungewissen Boden wirklich erobert und für lange Behauptung gut befestigt hat. Die Ansprüche, die sonst an gelehrtes Wissen und an philosophische Auffassung der Geschichte gemacht wurden, sind jetzt weit überflügelt. Allein diese Ansprüche konnten nicht wachsen, ohne zugleich diejenigen zu steigern, welche nun auch an die Vereinbarung beider Richtungen zu machen sein mußten, wodurch die in allzu großer Theilung und Sonderung betriebene Arbeit sich auch zuletzt in ein richtiges Ganze zusammenfügte. Hier aber ist es, wo die Erfüllung weit hinter den begründeten Forderungen bisher zurückgeblieben und verhältnißmäßig sogar den Arbeiten der früheren Zeit nicht gleichgekommen ist.

Auf eine solche Vereinbarung, auf ein ebenmäßiges Zusammenwirken der verschiedenartigen Werkstätten und Kräfte zur wahrhaften Durchdringung und Bemeisterung der Geschichte, zum Erzielen ächter historischer Kunstwerke, geht unser Verfasser entschieden aus. Er hält das gelehrte Wissen in gebührendem Werthe, und die Gründlichkeit in Erforschung der Thatsachen ist ihm überall ein erstes Erforderniß. Allein er bleibt dabei nicht stehn, sondern schreitet in eine höhere Region fort, gegen welche die meisten Historiker bisher die größte Scheu bezeigten, und von der sie sich und ihr herkömmliches, als gutes Eigenthum behandeltes Treiben sorgfältig auszuschließen bemüht waren. Selbst Johannes von Müller, der sich doch sonst durch vielseitigeres Einlassen und höheren Schwung dem trocknen Wesen der Zunftgenossen entziehen mochte, theilte deren ganze Beschränktheit in Betreff der Philosophie und richtete feindliche Verwahrungen gegen diese. Allerdings wurde den Männern, welche sich im [illegible]

sam erworbenen Besitz eines unermeßlichen Materiales fühlten und diesen Besitz durch die genaue Kenntniß der kleinsten Theile und Gestalten desselben darthun konnten, die Anmaßung höchst verdrießlich und beleidigend, mit welcher hin und wieder ein übermüthiger Kopf alles dieses Material kaum eines flüchtigen Blickes würdigte und doch über dessen Anordnung und Verwendung gebieterisch absprechen wollte. Diese aprioristische Verfahrungsweise, welche willkürliche Vorstellungen oder Gedanken voraussetzt und diesen die Begebenheiten und Thaten gewaltsam anpassen will, ist aber am meisten von den Philosophen selbst getadelt und verworfen worden, und Hegel bemerkt sehr treffend, daß solche willkürliche Annahmen und Erdichtungen in neuester Zeit gerade von der gelehrten Seite her in Deutschland am meisten versucht und in Umlauf gebracht worden, die Philosophie hingegen dem Willkürlichen und den bloßen Einfällen und Vermuthungen die strengste Gegnerin ist.

Unser Verfasser steht über diesem Zwiespalt, und seine Ansicht harmonisirt die Widersprüche, in welchen der auf untern Stufen eigensinnig Verweilende oder auch nothwendig Festgeschlossene befangen bleibt. Neben Schelling tretend, in dieser würdigen Sphäre, wird der Verfasser auch gegen die Verdienste Schlosser's gerecht, während er, stünde er neben diesem, vieles Geistighohe und Menschlichbedeutende entweder gar nicht sehn, oder häßlich verkennen müßte.

Hr. Flegler beginnt seine Vorträge mit Betrachtung der menschlichen Thätigkeiten und der daraus erwachsenden Begebenheiten als erster Elemente und Glieder alles Geschehenen. Den Begriff der Geschichte und den der Geschichtschreibung sondert er fein und richtig von dem der Historie, unter welchem Ausdruck er die Gesammtheit der eigenthümlichen Wissenschaft zusammenfassen will, welche das Geschehene als Stoff sammelt und verarbeitet und zugleich in einer dem Wesen des Gegenstandes entsprechenden kunstgebildeten Form darstellt. Als ältester, ursprünglicher und naturgemäßer Stoff der Historie bietet sich ihm, nach dem Entwickelungsgange der

menschlichen Gesellschaft, die auf den Grundlagen eines patriarchalischen und eines epischen Zeitalters sich emporhebende Geschichte eines besondern Volkes. Eine spätere Entwickelung ist ihm die Darstellung des Einzellebens, oder der eigentlichen Biographie. Als dritte und neueste eigenthümliche Art des Stoffes ergiebt sich die Universalgeschichte, deren Begriff dem Alterthum auf seiner gegebenen Stufe fehlen mußte.

Die zweite Vorlesung nimmt die Form und die Hülfsmittel der Darstellung näher in Betracht. Bei Erwähnung der Chronologie und Erdkunde wird der Meisterwerke eines Ideler und Ritter mit gebührender Anerkennung gedacht. Die Aufgabe des Historikers wird sodann durch ihre verschiedenen Gebiete durchgeführt, wobei wir zugleich an die treffliche akademische Abhandlung Wilhelm's von Humboldt über denselben Gegenstand erinnern wollen, welche leider nicht in den Buchhandel gekommen und daher bei weitem nicht nach Verdienst bekannt ist. Den historischen Stil betreffend unterscheidet er den antiken oder äußerlichen Karakter der Darstellungsweise, den christlichen oder gemüthlichen, und endlich den universellen oder philosophischen. Ein naher Übergang führt ihn zu der Verbindung der historischen Wissenschaft mit dem Leben, zu den Zwecken der Anwendung der Historie und den daraus entstehenden besondern Bezügen ihrer Behandlung.

Er stellt die Eigenheit und Stärke des Geistes und des Gemüths bei dem Geschichtschreiber in ihr gebührendes Recht und meint nicht, daß die Überlieferung durch farblose Schwäche der Persönlichkeit und durch Untheilnahme oder Kälte des Urtheils gewinnen könne; im Gegentheil findet er Wahrheit und Unpartheilichkeit am sichersten da verbürgt, wo die stärksten Antriebe alles Großen und Schönen ein edles Gemüth zu lebendigem Antheil aufregen. Mit tiefer Einsicht verwirft er auch die zu weit getriebenen und nur oberflächlichen Ansprüche, welche fast allgemein an die Geschichtskunde gemacht werden, und verneint, daß der Nutzen der Historie so leicht und für jedermann zu gewinnen sei. Nur wenige Menschen

haben Beruf und Sinn, aus der Geschichte zu lernen. Daher ist er auch den vielen volksmäßigen und meist leichtsinnig nach einseitiger Richtung unternommenen Verallgemeinerungen der Geschichte abhold und spricht über Becker's beliebte Weltgeschichte für die Jugend den verdienten Tadel aus. Nur die ausführlichern Arbeiten des biedern und wahrheiteifrigen Rotteck, wiewohl für gemeinnützigen Zweck und in ganz besonderm Absehn gefaßt, ragen über alle ähnlichen durch Gründlichkeit und Bildung zu weit empor, als daß dieser Tadel auch sie erreichen könnte. Der Verfasser führt die Worte Schelling's an: „Selbst unter dem Heiligsten ist nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes; nichts, das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge", und fügt dann selber hinzu: „Die tiefe Bedeutung und den erhabenen Sinn der Historie bewahren wir nur dann in uns, wenn wir die Idee und die wissenschaftliche Konstruktion derselben von allen fremdartigen Elementen frei erhalten. Leitet dieser Weg überhaupt und in allen Fällen am sichersten und richtigsten, so wird er dem nach wissenschaftlicher Einsicht strebenden Jünglinge ganz insbesondere zur strengsten Pflicht. Wir verlangen nämlich von demjenigen, der sich noch in den Jahren der Entwickelung und Ausbildung befindet, daß er seine körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte allseitig und nach den Forderungen einer möglichst allgemeinen Bildung entwickele, mit einem Worte, daß sein Streben ein wahrhaft humanes sei, — unser Zartgefühl verbietet ihm aber eben deßwegen die Anwendung derselben in bürgerlichen Verhältnissen und schließt ihn von der thätigen Theilnahme an diesen aus. Der edlere Jüngling wird sich aber nur dann innerhalb dieser Schranke wohl und behaglich fühlen, wenn die Idee der Wissenschaft und eine derselben entsprechende zusammenhängende Beschäftigung alle Kräfte in Anspruch nehmen".

Der Verfasser beurkundet sich durch diese wenigen Blätter als einen tiefdenkenden und reichgebildeten Schriftsteller,

der einen gediegenen Gehalt in feiner, anmuthiger Form darbietet. Seine Schreibart ist klar und fest, dem Gegenstande angemessen, überall von Gedanken beseelt und geleitet, jeder Ziererei fern. Wir haben gewiß noch sehr Bedeutendes von ihm zu erwarten, sobald er, wie zu wünschen, mit diesen ausgezeichneten Eigenschaften den Anbau irgend eines geschichtlichen Feldes unternimmt.

Eine persönliche Bemerkung sei dem Verfasser dieser Anzeige noch erlaubt. Seiner wird in der ersten Rede zwar sonst ehrenvoll, aber doch mit der bedenklichen Wendung gedacht: „Wenn er auch in der Behandlung seiner Gegenstände den Forderungen der historischen Kritik nicht immer entsprochen haben mag". In einem allgemeinen und höheren Sinne darf dieser Tadel als ein Ausspruch, der noch erörtert, berichtigt und allenfalls auch bestätigt werden kann durch andre und spätere Urtheile, ruhig hinzunehmen sein und vorläufig unwidersprochen bleiben. Sollte derselbe jedoch in dem ganz besondern Sinne gemeint und ein Wiederhall der bestimmten Vorwürfe sein, worin Schlosser sich so willkürlich als unbedacht gefallen hat, so müßte derselbe als völlig ungegründet abgewiesen und im Gegentheil auf den falschen Ankläger selbst zurückgeworfen werden, wie solches durch die im Anzeigeblatt Nro. 3 des Jahrgangs 1831 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik enthaltene Abfertigung so ernstlich als bündig, und bisher unerwiedert, geschehn ist. —

XXXII.

Das Büchlein von Goethe. Andeutungen zum bessern Verständniß seines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von Mehreren, die in seiner Nähe lebten. Penig, 1832.

Nicht wegen ihrer selbst verdient es die vorliegende Schrift, daß die Kritik eine kurze Beachtung an sie wende, worauf weder ihr Sachinhalt noch ihr litterarischer Werth einen Anspruch zu machen hat, sondern weil sie einer Richtung angehört, und weil sie als Zeichen eines Strebens gelten kann, die unter mancherlei Windungen und Anstrichen immer aufs Neue sich hervordrängen und einen Platz einzunehmen versuchen, dessen sie unwürdig sind und bleiben. Die öffentliche Wachsamkeit darf nach Belieben bisweilen einmal einen solchen Vordringling greifen und in ihm zugleich seine ganze Gesellenschaft strafend an ihren Platz weisen. Denn das ist der unleidlichste Zustand, in der Litteratur wie im Staate, wenn die Geringen, ohne Verdienst und Kraft, nur keck und listig, neben und über die Hohen sich stellen, und es eine Art Gebrauch werden will, daß die Mittelmäßigkeit und Flachheit, gerade aus dem Grunde, weil sie mittelmäßig und flach ist und daher selber unbetheiligt und nicht in eigner Sache zu verfahren den Schein hat, sich zum Urtheilen über das Große und Außerordentliche erdreistet, dasselbe zu sich herabziehen möchte und auf alle Weise zu verkleinern und zu bemäkeln trachtet.

Daß Goethe, so lange er lebte, ein Ziel solcher bald offenbaren, bald geheimen Bemühungen war, ist allgemein bekannt; jederman mußte nur erstaunen, wie schnell und armselig diese Bemühungen vor dem kleinsten seiner Aussprüche, ja vor seinem bloßen Schweigen, zerstoben und vergingen, wie entschieden der edlere Theil des Publikums, und

selbst, nach kurzem Besinnen, die große Masse, ihnen das Urtheil sprach und sie verschmähte. Jetzt, nachdem der Heros entschlafen, mag die Sache um ein gut Theil leichter dünken, und mit dem Anscheine bessern Erfolgs ein Versuch sich erneuern lassen; wenigstens scheint größere Klugheit auf Seiten derjenigen zu sein, die so lange gewartet haben. Wir wollen sehn, ob ihr Unternehmen deßhalb glücklicher ausfällt und vor dem Lichte, das wir ihm entgegenhalten, bestehn kann.

Die Eröffnung dieses sogenannten Büchleins macht, statt der Vorrede, eine sogenannte Canzone auf Goethe's Tod. Warum diese matte, kaum die gehörigen Reime mit ihrem schwachen Athem zusammenhaltende Zeilenfolge eine Canzone heißen soll und dadurch an den großartigen Schwung und die beseelte Fülle der schönsten italiänischen erinnern will, erscheint weder durch den wenigen Inhalt, noch durch die verunglückte Form erklärt. Daß Goethe keinen Schmerz, keine Theilnahme, kein Vaterlandsgefühl gehabt, ist darin ohne Schmerz, ohne Theilnahme, ohne Vaterlandsgefühl, so kleinlaut und dürftig in die Luft geredet, als würden Tabackswolken gleichgültig dahin entlassen. Wenn daneben manches von Anstaunen, von Bewunderung, von unerreichbarer Größe, von strahlendem Namen u. s. w. beigebracht ist, so kann uns das über das wahre Verhältniß nicht einen Augenblick täuschen. Die Bewunderung und Verehrung, welche hier im Munde geführt werden, sind nur Schein, sie sollen dem Hasse, der im Tiefsten waltet, zur desto sicherern Stütze und Einführung dienen, und wären sie wirklich, was wir nicht glauben können, ernst und redlich gemeint, so würden sie, in Gesellschaft der übrigen dargelegten Meinungen und Ansichten, nur immer das Hohlste und Nichtigste sein, dem jede wache Besinnung sogleich entsagen müßte.

Von gleicher Art wie diese Poesie ist nun auch die nachfolgende Prosa, die in mehreren Abschnitten über Goethe's Person und Karakter, so wie über einzelne Vorgänge seines Lebens, besseres Verständniß zu geben sich unterwindet.

Die Worte wollen immer sehr große Verehrung und Anerkennung, Durchdrungenheit von der Würde des Mannes, Ehrerbietung für sein Andenken, ja sogar den fortwirkenden Antheil einer persönlichen Nähe und Vertrautheit, mit besonderm Eifer voranschieben, bis dann diese geschlossenen Reihen sich plötzlich öffnen, und durch die Lücken die gehässigste Verneinung, die widerwärtigste Herabsetzung und die liebloseste wie bornirteste Deutelung durchbrechen, um sich in feindlichen Angriffen gegen die noch eben scheinbar gefeierte Gestalt auszulassen. Geschähe dies mit einiger Geschicklichkeit, so könnte wenigstens die Schadenfreude daran ihr Ergötzen haben, aber das treulose Spiel hat nicht einmal diesen Vorzug, und möge dasselbe nun auf fremde Täuschung gerechnet haben, oder, wie wir glauben, in eigner befangen sein, immer dürfte das deutsche Publikum es fast übel nehmen, daß man ihm mit so geringen Mitteln beizukommen meine.

In Bezug auf Goethe's Person und Karakter wird uns auch nicht einmal etwas Neues gesagt. Daß sein Auge „keinen breiten und keinen scharfen, sondern einen gewölbten Blick gehabt, daß die Augäpfel erhaben auf ihrem weißen Felde lagen, als wären sie nicht mit dem Auge entstanden, sondern ihm später eingedrückt", ist eine überfeine Beobachtung, für die wir für unser Bild von Goethe'n keinen Gebrauch zu machen wissen. Von seinem Karakter ist nur das alte Lied angestimmt, er habe keine ächte und hohe Liebe empfunden, keine Frömmigkeit gehabt, kein Herz für Freundschaft und Vaterland, er sei kalt und eigensüchtig, stolz und hart gewesen. Damit steht vortrefflich zusammen, daß er auch kein wahres Genie, sondern nur vielfaches Talent gehabt, daß er nichts erfunden, sondern nur geschickt nachgebildet und sich dem Geschmack und Bedürfnisse der Zeiten glücklich bequemt, seinen Geist also nicht den Zeitgenossen aufgedrückt, sondern deren Geist sich angeeignet und so wenigstens seinen Namen herrschend gemacht habe. Man giebt sich zwar das Ansehn, als müsse man Goethe'n gegen die unwürdigen Angriffe der Kotzebue, der Pustkuchen, Müll-

ner u. s. w. in diesem Betreff vertheidigen, man thut so, als stünde man unendlich höher als diese kurzsichtigen und engherzigen Verunglimpfer, aber in Wahrheit stellt man sich ihnen vollkommen gleich, ja gewissermaßen noch unter sie, weil man sie benutzt und ihnen nachspricht, ohne ihre Namen zu ehren, noch einen eignen dranzusetzen. Was aber kann hiebei unsre Aufgabe weiter sein? Umständlich darzuthun, welche hohe schöpferische Dichternatur Goethe war, welche tiefe Herzensgewalt in ihm lebte, welcher Schmerz und Antheil in ihm unaufhörlich wirkten, wie seine rastlose Thätigkeit überall menschenfreundlich eingriff und auch den Einzelnen auf rechte Weise förderte? Jenes zu beweisen, stehn seine Werke da, wer aus diesen nicht den Genius erkennt, dem können wir nicht helfen. Gegen die ungeheuren Mißverständnisse, welche der Wahn und Dünkel der Alltagswelt in die Beurtheilung sittlicher Gegenstände mitbringt, gegen die Blindheit, welche nicht nur das Sichtbare, sondern auch selbst das Handgreifliche nicht wahrnimmt, würden ganze Bände psychologischer und anthropologischer Untersuchungen vergeblich aufgewendet bleiben. Wir bemerken hier nur das sonderbare und unauflösliche Räthsel, daß ein solcher Mann, wie Goethe sein soll, ohne Herz und Antheil, so sehr das Herz und den Antheil seiner ganzen Nation hat erwecken und befriedigen können, daß diese ein halbes Jahrhundert hindurch keinen größern Ausdrucks ihres Gemüths, ihres Sinnes und selbst ihrer Leidenschaft gefunden hat. Da ist Börne wenigstens konsequent, indem er mit Goethe'n gleich die ganze deutsche Nation verwirft.

Hierauf geht es zum Erzählen von Anekdoten, von kleinen Vorfällen und gelegentlichen Äußerungen. Was davon für Andre neu sein mag, können wir nicht beurtheilen, für uns ist es nur ein kleiner Theil, der manches ganz Artige und auch Glaubhafte enthält, außer der unglücklichen Nachahmung des einst am preußischen Hofe mit Gundling getriebenen Spaßes mit der zugemauerten Stubenthür, der hier originell genannt wird, den wir aber in der Art, wie er hier

erzählt wird, auch nicht einmal glauben können. Im Ganzen ist die Ausbeute doch ungemein gering ausgefallen, und manches hätte noch überdies ganz wegbleiben mögen. Der freien Mittheilung haben wir stets das Wort geredet und halten einiges Ärgerniß gar nicht in allen Fällen als für genügenden Grund des Verschweigens. Aber bei solchen Erzählungen, welche nicht an und für sich gelten, sondern beziehungsweise auf einen andern Gegenstand und zu dessen Karakterisirung dienen sollen, bei solchen zeigt es sich bald, ob eine Vorliebe zum Ärgerniß die Gränzen jenes Zweckes überschreitet. Diese Anekdoten, was Wieland von Goethe's Sohn gesagt habe, daß Goethe's Frau durch eine fremde Dame gescholten worden, und dergleichen mehr, zeugen nicht vortheilhaft für den Takt des Mittheilenden, besonders da sie mit sichtbarer Freude in den anstößigen Nebensachen verweilen und ganz unstatthaft bürgerliche Klatschereien zu litterarischen machen. Die Versicherung, daß viele Thatsachen weggelassen worden, weil sie Lebende berühren, die dadurch empfindlich verletzt werden könnten, nimmt sich neben solchen erzählten Sachen schlecht aus und zeigt nur aufs Neüe das Bestreben, bei dem, was man thut, sich anzustellen, als thäte man's nicht. Wer übrigens dergleichen mittheilt und fremde Persönlichkeiten nach Belieben auf den Schauplatz des Öffentlichen zieht, der muß auch selber namhaft auftreten und seinen Erzählungen einen Gewährsmann geben, damit man wisse, wiefern man ihm glauben, und er seine Sache vertreten könne.

Eine Zusammenstellung Goethe's mit seinem Freunde dem Großherzoge Karl August, wobei der letztere über jenen erhoben wird, ist wenigstens sonderbar und ungeschickt, um nicht mehr zu sagen. Die sorgfältige Vermeidung alles Anstößigen, das sich bei diesem Verhältnisse Goethe's ohne Zweifel eben so wie bei jedem andern hätte ausbringen lassen, ist uns wie das in solcher Art dem edlen Fürsten selber gewiß nicht annehmbare Lob, durch welches doch nur Goethe verkleinert werden soll, und das dem Großherzoge, wie wir

ihn gekannt, sich bei Lebzeiten schwerlich würde genaht haben, aus mehreren Gründen aufgefallen. Glaubte man solcher Kaptation zu bedürfen, um sich an gewissen Orten die Gehässigkeit gegen Goethe um so leichter verziehen zu sehn? Die Schmeichelei würde durch diese Absicht erst recht zur Beleidigung.

Für die weimarischen Zustände wird auch noch eine besondre Zärtlichkeit bei Erwähnung des Falk'schen Berichts von der durch Kotzebue vorbereiteten, aber fehlgeschlagenen Apotheose Schiller's bezeigt; diese Geschichte, heißt es, hätte als ein Beweis weimarischer Geschmack- und Taktlosigkeit billig ungedruckt bleiben sollen. Aber, o Wunder! das Büchlein selbst, bei so vielem innern Widerspruche mit sich auch in diesen äußerlichsten gerathen, theilt auf zwanzig enggedruckten Seiten die Falk'sche Erzählung nochmals umständlich mit, und was, nach der eignen Meinung, besser ungedruckt geblieben wäre, wird, zum größern Ärgernisse, gerade hier geflissentlich sogar wiedergedruckt! Soll das Schalkheit sein? Wir können den Humor davon nicht finden, wenn es nicht etwa der sein soll, welcher auch zur Einschaltung ganzer Goethe'scher Gedichte, die jederman kennt, — z. B. „Klein ist unter den Fürsten Germaniens" u. s. w. — und die als Belege ganz unnöthig sind, jedoch wieder etwa sechszehn Seiten betragen, Anlaß gegeben hat.

Mitten in allen Verunglimpfungen Goethe's wird denn, — auch dies wieder nur herkömmlich und nachgesprochen, wie alles, — Schiller nachdrücklich gegen ihn hervorgehoben, und auch Uhland gerühmt, als die Dichter, „an welchen sich der deutsche Jüngling bildet, der deutsche Mann freut, der deutsche Greis sonnt". Wir haben gegen die Anpreisung Schiller's nichts einzuwenden, und wir achten und lieben Uhland, aber Beide möchten schwerlich ihr Lob aus dem Munde wollen, der gleich darauf weiter sagt: „Und nun, wo ist in allen Werken Goethe's auch nur eine Spur von dieser Begeisterung? Er hat die Menschen immer nur gezeigt, wie sie sind, nie wie sie sein könnten, sein sollten;

er hat nie idealisirt, ist nie ein Priester des Höchsten gewesen, sondern überall nur ein Berichterstatter der Natur. Dies zwar wie keiner, aber kann das genügen? Laßt einmal zwanzig, dreißig Jahre durch das Land gehen und sich alle gährenden Elemente gesondert und geschieden haben, laßt uns Deutsche noch mehr zur Selbstbewußtheit unsres Wesens gelangt sein, und dann gebt einmal Acht, wessen Liebling er noch ist, und was von seinen vierzig Bänden noch gelesen wird". Dieser schöne Eifer ist mit G. unterzeichnet und ist der höchste Gipfel, zu dem es dieser und die andern Buchstaben hier gebracht haben, wo aber auch die heuchlerische Bekleidung bis auf das letzte Feigenblatt abgefallen, und ihre nackte Gestalt uns vor Augen steht. Möge der vermeinte Prophet denn so stehn bleiben, wir wünschen ihm so lange zu leben, daß er noch selber es mitansehe, wie seine Prophezeihungen zu Schanden werden. Wir unsrerseits brauchen dies nicht erst noch zu erleben, wir sehn sie schon jetzt über und über zu Schanden geworden! —

Ob diese Blätter von Mehreren, wie der Titel besagt und die Unterschriften der einzelnen Abschnitte angeben wollen, geschrieben worden, oder von Einem Verfasser herrühren, ist sehr gleichgültig. Gern läßt sich annehmen, daß solche Geister gleich in vielen Exemplaren zu Dutzenden hervorschwirren, aber auch der Annahme steht nichts entgegen, daß ihrer eine starke Zahl zu Einem Individuum verbraucht sei, das sich gleichwohl seiner Zusammensetzung bewußt geblieben. Nur das bleibt uns gewiß, daß diese Geister, wenn sie wirklich in Goethe's Nähe waren, doch nie zu seinem Vertrauen, zu seiner Anerkennung gelangt sind, daß sie von seiner Größe gedrückt, in ihren Ansprüchen verletzt, um seine Gunst vergebens bemüht gewesen; wie seine Person, von der sie der Tod spät befreit hat, möchten sie nun auch seinen Ruhm und sein Fortwirken loswerden und geben endlich einem langgehegten Hasse nach, den die Stimmung der Welt gleichwohl noch den Mantel der Verehrung und Theilnahme umzunehmen nöthigt! —

Indem wir uns von den Mißgeberden dieser Erscheinung abwenden, haben wir noch unerwartet die Genugthuung und Entschädigung, daß uns in diesem Augenblicke die Worte Wilhelm's von Humboldt zukommen, welche der edle Freund dem Dahingeschiedenen in einer Rede an die Versammlung des Kunstvereins in Berlin zum ehrenden Andenken so schön und würdig gesprochen hat, und in deren gediegenem Inhalt und klarer Form wir unsern Lesern den besten Ersatz anweisen für alles Widerwärtige, was sie bisher berührt haben mag. Es heißt darin unter andern: „Das Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht bloß den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht bloß den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht bloß den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allem, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebensten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Überzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich noch lange fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte“. —

XXXIII.

Kleine gesammelte Schriften von Dr. Paul Usteri, weiland Amtsbürgermeister und Präsident des Großen Rathes des Eidsgenössischen Standes Zürich. Aarau, 1832.

Schriften der gegenwärtigen Art haben außer dem besondern historischen Interesse, welches sich ihrem bestimmten Gegenstande verknüpft, einen allgemeinen Bezug für die Wissenschaft darin, daß sie deren Übergänge in das Gebiet des thätigen Lebens beleuchten und die mannigfachen Wege, Hülfsmittel und Verhältnisse anschaulich machen, durch welche die gelehrte Kenntniß und geistige Bildung sich in staatsbürgerlicher und gesellschaftlicher Wirksamkeit ausbreitet und befruchtet. Ist auch im Wesentlichen keine nothwendige Trennung anzunehmen zwischen den beiden Hauptrichtungen der Wissenschaftspflege, der forschenden und der mittheilend-ausübenden, sind vielmehr beide Theile, auch wo der eine vor dem andern vorwaltet, in lebendiger Wechselwirkung immer vereint, so begründet doch dieses Vorwalten einen wichtigen Unterschied, welcher nach beiden Seiten hin eigne Verhältnisse bedingt.

Hiernach wird oft als Erscheinung des Wirkens und Gestaltens im gegebenen Lebensmomente sogar dasjenige wichtig und hochschätzbar, was dem geistigen Gehalte nach, durch weitergeschrittene Gedankenmacht und höher genommene Stufe der Einsicht, schon weit zurückgelassen liegt. Denn hier kömmt es zumeist auf den Karakter und das Talent des Wirkenden an, der durch seine Persönlichkeit alles hebt und hält und selbst mit veralteten Worten und Waffen im Augenblicke mehr leistet, als Andre mit den neuesten und gangbarsten ausführen.

Der Mann, von welchem wir zu reden haben, steht nicht außerhalb des Kreises dieser Betrachtung, durch welche wir jedoch seinen Werth auf keine Weise zu beschränken meinen, sondern gleich im rechten Lichte seiner höchsten und vollesten Erscheinung zu bezeichnen wünschen. Er war unstreitig ein thatkräftiger Karakter, von edlem Geiste beseelt, von großen Einsichten geleitet, von dem Gelehrtenstande her ein wahrer Staatsmann, wie deren die deutsche Welt, in offenbarem Widerspruche mit den stehenden Vorurtheilen, von jeher nicht wenige gezählt hat. Paul Usteri, geboren in Zürich 1768, gestorben daselbst im April 1831, war ausübender Arzt, in seinem Fach auch wissenschaftlich als Lehrer und Schriftsteller ausgezeichnet und besonders in der Pflanzenkunde durch anerkannte Leistungen berühmt. In den großen gesetzgebenden Rath von Zürich erwählt, fand er sich zu diesem politischen Berufe schon geistig vorbereitet, indem er den Ereignissen der französischen Revolution mit Aufmerksamkeit gefolgt war und sich mit seinen Freunden Huber und Oelsner zu politischer Schriftstellerei vereinigt hatte. Hierauf wurde er in den Senat der helvetischen Republik, und bald nachher in deren Vollziehungsrath gewählt, dann zu dem schweizerischen Verfassungskongresse nach Paris gesandt, später wiederum in die Regierung von Zürich berufen, und von hieraus wirkte er seitdem in den wichtigsten Ämtern unablässig auf die Verhältnisse seines Kantons, wie auch der Schweiz im Allgemeinen, kräftig ein. Den gesteigerten Arbeiten und erhöhten Amtspflichten, welche die neuesten Staatsveränderungen der Schweiz ihm gaben, erlag er zuletzt in wissentlicher, aber deßhalb weder gehemmter noch getrübter Selbstopferung für das Vaterland.

Diesen äußerlichen Angaben weitere Ausführung zu ertheilen und ihren Inhalt gehörig darzulegen, würden wir sehr verlegen sein, wenn wir dabei mehr thun sollten, als die gediegene Vorrede zu wiederholen, durch welche der verehrte Herausgeber, Hr. Heinrich Zschokke, einem solchen Verlangen schon zuvorgekommen ist. Das von ihm in meisterhaften

Zügen warm und kräftig entworfene Bild ist so lebendig und klar, daß wir in der That versucht wären, dasselbe vollständig hier einzuschalten, wenn der Umfang es erlaubte, wiewohl dieser am jetzigen Orte den Leser vielmehr bedauern läßt, daß alles in gedrungener Kürze fast allzusehr zusammengefaßt worden. Aber freilich, der Verfasser sagt es selbst, wer Usteri's Leben und Wirken erzählen möchte, müßte die neurre Geschichte Helvetiens erzählen.

Ein paar Züge dieser Schilderung nur sind wir veranlaßt hervorzuheben. Hr. Zschokke sagt: „Während des großen Wechsels und Umschwungs der Dinge, wo beständig neue Schöpfungen und neue Zertrümmerungen derselben den Geschäftskreis eines sonst vielthätigen Mannes angefüllt haben würden, der daran Theilnehmer war wie Usteri, blieb er doch als Staatsmann noch Gelehrter, Schriftsteller, Naturforscher, Kritiker; blieb er ununterbrochen mit dem Fortschritt der Litteratur in der Arzneikunde, Botanik, Geschichte, Staatswissenschaft, selbst der Poesie, vertraut, und unterhielt er einen ausgedehnten Briefwechsel durch Europa mit ausgezeichneten Gelehrten in verschiedenen Fächern und mit Staatsmännern in verschiedenen Reichen. Man hat ihn in Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit der Kenntnisse dem großen Haller verglichen; aber er war Plinius in rastloser Arbeitsamkeit; man hätte glauben sollen, er halte den kurzen Schlaf, welchen er sich gönnte, für einen Raub an seinem Leben". Die Namen, welche hier genannt worden, sind wahrlich groß und gewichtig, es haftet an ihnen eine durch den Verlauf der Zeiten immer neu bestätigte Verehrung, und es gereicht schon zum Ruhme, an ihrer Seite beziehungsweise genannt zu werden, wennauch eine Gleichstellung im Einzelnen durchzuführen weder gemeint sein sollte, noch so schnell gethan sein möchte. Jedoch wird gegen die Zusammenstellung überhaupt nicht füglich Einrede geschehn dürfen, zumal auch das Gedächtniß der Altvordern, des großen Römers sowohl als des trefflichen Schweizers, hinwieder nur bestens geehrt wird, indem das jüngste und frischeste Ver-

dienst in der von ihnen betretenen Bahn auf diese Weise auch ihre Namen wiederbelebt. Zweifelhafter und mißlicher wird dagegen die Zustimmung für nachfolgende Stelle zu erwarten sein, in welcher der Verfasser zum Schlusse sich also vernehmen läßt: „Was ich über diesen wahrhaft ehrwürdigen Mann sage, der auf das Schicksal der Eidsgenossenschaft einen so großen Einfluß gehabt, ist weniger für die Leser seiner kleinen Schriften innerhalb der Schweiz berechnet, — hier ist das Gesagte nichts Unbekanntes, — als vielmehr für diejenigen in Deutschland und Frankreich. Was würde dieser Mann an der Spitze eines großen Reichs geleistet haben! Man hat ihn mit einem Canning verglichen. Er stand diesem in der Höhe der Grundsätze, an Gewandtheit in Geschäften, auch oft wohl an Beredsamkeit gleich. Aber an vielartigem Reichthum des Geistes, an unermüdsamer Thätigkeit, an Schärfe des Blicks, vor welchem Wesen und Schein schnell auseinander rannen, mag der gemüthliche Schweizer den witzigen Britten wohl übertroffen haben". — Wir können es niemanden verargen, der sich einigermaßen sträubt, in diese Vergleichung einzugehn, und, nicht sowohl den gemüthlichen Schweizer gegen den witzigen Britten, denn das möchte noch willig und leicht genug angehn, als vielmehr die Schweiz unsrer Tage gegen das dermalige Großbrittannien, den schweizerischen beengten Wirkungskreis gegen den weltgeschichtlichen brittischen, so geradehin auszutauschen. Gleichwohl dürfen wir bei Beurtheilung der Menschen nicht außer Acht lassen, daß der Schauplatz, auf welchem sie stehn, nicht ihren Werth bestimmt, und daß die äußern Schranken ihres Wirkens noch lange nicht die Gränzen desselben, geschweige denn die Gränzen ihrer Eigenschaften sind. Wir wollen indeß die genaue Abwägung des Zuviel oder Zuwenig hier nicht übernehmen, sondern lieber eine Bemerkung anfügen, welche sich aus allgemeinen Verhältnissen hier zudrängt und auch den besondern Fall günstig beleuchten hilft.

In unsern Zeiten, bei dieser Gestaltung des Lebens und diesen bedingenden Einflüssen des fortschreitenden Ineinander-

wirkens so vieler ausgebildeten Thätigkeiten, ist sowohl der Feldherr als auch der Staatsmann nicht mehr in demjenigen Wesen festzuhalten, worin er bisher vorzugsweise zu finden schien. Anstatt rohen und stürmischen Heldenthums ist für die Kriegsleitung jetzt hauptsächlich kundige Einsicht und feste Geisteskraft erfordert, die überall in Wissenschaft und Bildung ihre Stützen hat. Der Staatsmann, früher auf schlaue Benutzung menschlicher Leidenschaften und Gebrechen, auf Kämpfe der Arglist und des Truges zu Gewinn oder Bewahrung einseitigen Vortheils angewiesen, sieht sich unmerklich auf einen ganz andern Boden fortgerückt, wo zwar jene Kämpfe noch nicht ganz erloschen sind, neben ihnen aber schon Thätigkeiten einer ganz andern Art herrschen und täglich mehr Raum einnehmen. Die Kenntniß des Technischen ist für den Staatsmann schon eben so wenig zu entbehren als die Kenntniß des Persönlichen, die Behandlung der offenkundigen Sachen ihm eben so wichtig als die Behandlung der heimlichen Gespinnste und künstlichen Bezüge, die man ehmals fast ausschließlich Politik nannte. Diese neuere Richtung, in welcher für manche Eigenschaften, welche bisher als die ersten galten und großentheils noch gelten, der Raum sich freilich verengen muß, verspricht mehr und mehr sich auszubreiten, und dem klaren Vortheil Aller in jedem gegebenen Kreise ein löbliches Übergewicht gegen die unredliche und versteckte Selbstsucht zu verschaffen. Konnte schon im vorigen Jahrhundert, in der Mitte des alten verderbten Treibens, am Hofe zu Versailles, ein Mann wie Benjamin Franklin sich als Staatsmann erfolgreich darthun, wieviel mehr darf man in dieser Weise von einer Folgezeit erwarten, welche, wohin auch immer ihr Ziel gestellt sein möge, für das Heil der Völker zu sorgen immer mehr als schwere Last und immer weniger als üppigen Genuß empfinden wird. Alsdann, wenn so vieler Schein verschwunden, so vieles Wesentliche dagegen in sein rechtes Licht gestellt ist, wird man auch solche Männer, wie Usteri war, williger und vollständiger als Staatsmänner anerkennen und sie den in diesem Namen

bisher fast allein schimmernden Persönlichkeiten nicht nur gleichsetzen, sondern vielen sogar voranstellen. Vielleicht daß alsdann auch Canning und Usteri, deren verbundene Namen jetzt Verwunderung erregen, nicht mehr aus so großem Abstande zusammengebracht erscheinen! —

In der Schweiz ist auf allen Punkten die Theilnahme an Verfassung und Verwaltung des Staates bei den Einwohnern rege und wirksam, beschränkt sich aber sogleich wieder durch die Kleinheit der vielfachen Staatsgebilde, in welche das Land abgetheilt ist, und durch die Enge der Verhältnisse, welche sich darin gestaltet haben. Was aus den Theilen sich zur Vertretung und Wirksamkeit des Ganzen in den Bundesbehörden erhebt, vermag ebenfalls nur wenig freie Bewegung zu finden, sondern bleibt abhängig von allen untergeordneten Bezügen der Theile, sowie gehemmt durch den hieraus entstehenden Widerstreit. Die eigenthümliche Lage der Schweiz und die Lebensart eines großen Theils ihrer Bewohner gewähren diesem Zustand eine Art natürlicher Angemessenheit, die für kein andres Land möglich wäre. Auch hat es den Schweizern niemals an eifrigen und thätigen Vaterlandsfreunden gefehlt, welche sich in diesen wenig anziehenden Formen mit unverdrossenem Muth und treuer Beharrlichkeit bewegten und sowohl dem einzelnen Gemeinwesen als der Gesammtheit tüchtig vorstanden. Außer dem Reize der republikanischen Selbstständigkeit, welche der Einzelne in seinem noch so geringen Auftreten empfinden kann, wirkt hiebei gewiß auch der Umstand, daß der ausgeübte Antheil, wie eng begränzt auch immer, dennoch innerhalb seines Gebietes unmittelbar eingreift und durch nichts, was außer ihm selbst liegt, gemeistert wird. Daher sind in der neuern Zeit alle Staatsveränderungen der Schweiz mehr durch Macht der Umstände als durch bestimmte Absichten- und Handlungen geschehn. Usteri sah frühzeitig die Gebrechlichkeit der alten Verfassung ein, er war bei allen Umwandlungen mitthätig, er konnte größere Formen fassen, als sich jemals verwirklichten, allein er war niemals revolutionär, noch suchte er ge-

waltsam etwas seinen Vorstellungen Entsprechendes zu schaffen, sondern er nahm die Richtungen, die sich ihm als schon entschiedene oder unvermeidliche zeigten, nur bildend und belebend auf, unter allen Umständen und Schicksalen seinem Lande treu und dessen Gedeihen fördernd. Für seine Fähigkeit und Gesinnung als schweizerischer Staatsmann ist die kurze Zuschrift ein bündiges Zeugniß, welche er im Jahre 1803, nach der Rückkehr vom helvetischen Kongreß in Paris, wo die Mediationsakte durch den ersten Konsul Bonaparte gegeben worden war, an seine Wahlmänner erließ, und wodurch er dieses damals nothwendige und heilsame Werk, welches ihn jedoch viel Mangelndes bedauern ließ, zu würdigen sucht. Es findet sich darin folgende bemerkenswerthe Stelle: „Wenn viele meiner Mitbürger mit mir die Überzeugung theilten, daß die Rückkehr zur Föderativverfassung der Gründung eines neuen Wohlstandes des gemeinsamen Vaterlandes große Hindernisse entgegensetzte, so werden sie in dieser ihrer Ansicht einen Sporn erblicken, um mit Aufbietung größerer Kräfte die größern Hindernisse zu überwinden, und um, auch unter weniger begünstigenden Verhältnissen, dennoch den Zweck zu erreichen, den sie durch die Formen der Einheit leichter und vollständiger zu erreichen gehofft hatten . . . Sie werden aber auch in dem neuen Föderationsakte viele jener Vortheile erblicken, die sie als Wohlthaten der Einheit erkannt, und die sie in unserm vormaligen Föderativbunde mit schmerzlicher Empfindung vermißt hatten. Das allgemeine helvetische Bürgerrecht ist auf immer gesichert; der Schweizer kann sich in jedem Kantone niederlassen und daselbst sein Gewerbe treiben; die Freiheit des Handels ist anerkannt; die Sperren und Zölle zwischen Kantonen können nicht wiederkehren". —

Es ist schon von Andern bemerkt worden, daß, wie in früherer Zeit vorzüglich die Geistlichen, wegen ihres festgegründeten Ansehns und ihrer ohnehin auf die Führung der Menschen gerichteten Bildung, zu den Staatsgeschäften hinanstiegen, so in den neuern Zeiten vor andern Ständen die

Ärzte leicht zu solcher Theilnahme getrieben sind; ihre Stellung zur Gesellschaft, die Stärke ihres Faches und Berufes, welche überall einreden, ohne sich selber jemals dem Einspruche bloßzustellen, die entschiedene und breite Beschäftigung mit der Natur, wohin sie stets zurückkehren müssen, und der täglich erneute Anlaß und Drang zum unmittelbaren Eingreifen, dies alles bildet einen Boden, auf welchem Neigung und auch Fähigkeit zum politischen Wirken leicht Wurzel fassen. In kleinen Staaten gesellt sich leicht ein Beruf dem andern, selbst ungleichartige sehn sich zu friedlichem Nebeneinanderstehn genöthigt. So hat insbesondre die Schweiz auch mehrfache achtungswerthe Beispiele von Ärzten aufzuweisen, welche neben der Heilkunst in politischen Rollen bedeutend aufgetreten sind und diese sogar vorherrschend im Sinn und gleichsam im Vortheil ihres ärztlichen Geltens durchgeführt haben. Von dieser Art erscheint auch Usteri, wenigstens in gegenwärtiger Sammlung von Schriften, welche, merkwürdig genug, unter vierzehn Aufsätzen nur zwei enthält, denen ein unmittelbar politischer Karakter zukömmt. Die andern sind biographisch, litterarisch, gemeinnützig-social, und vor allem medicinisch, wobei jedoch überall ein starker Zug auf das bürgerliche Gemeinwesen vorwaltet, und lebenvolle Einsichten und schaffende Antriebe nach allen Seiten wirksam werden. Usteri hat diese Sammlung noch selbst veranstaltet, und sonach dürfte es mit gutem Wissen und feinem Takte geschehn sein, daß er, in seiner Stellung und in seinem Vaterlande auf seine unmittelbar politischen Arbeiten mindern Werth legend, durch jene gemischten, in allgemeinere Bezüge verflochtenen Vorträge auch sein Verdienst als Staatsmann am schönsten und eigenthümlichsten zu bewähren geglaubt.

Seine Eröffnungsreden bei Versammlung der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, und besonders die Reden bei gleichem Anlaß in der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gesprochen, enthalten in der That so viel Anregendes, Hervorrufendes, Leitendes und Einrichtendes, daß diese

Vorträge als Muster einer sinnigen und fruchtbaren Behandlung solcher oft schwer zu belebenden Gesellschaftsthätigkeit gelten können. Diese Thätigkeit von freien Vereinen und eigenthümlichen Körperschaften ist heutiges Tages überall vonnöthen, wo die Art und Stärke der bürgerlichen Formen für die gesteigerten Ansprüche einer fortschreitenden Gemeinbildung und eines allseitigen Verkehrs nicht mehr ausreicht, besonders aber da, wo das Geforderte nur nach großem Maßstabe zu leisten ist, welchen der Umfang kleiner Staaten nicht zuläßt; in diesem Sinne hatten auch die genannten schweizerischen Gesellschaften und mancherlei ähnliche Anstalten ihre Aufgabe zu nehmen und für die Nachtheile der zu großen Abgliederung einigen Ersatz zu liefern. Daß in dieser Hinsicht alles zum Größern, Vereinenden, Anschließenden zielt, tritt auch in der Schweiz unverkennbar und vielfältig hervor. —

Einige der hier mitgetheilten Reden sind an Studirende der Arzneikunde gerichtet, andre zum Andenken verdienter Ärzte gehalten, und der hiebei verarbeitete medicinische Stoff zeigt sich mit sichtbarer Gunst behandelt. Nur sehn wir den geistreichen und weitschauenden Mann gerade in diesem seinem eigensten Fache auf einen engeren Gesichtskreis beschränkt, der ihn den Werth mancher Richtungen und Bestrebungen zu erkennen hindert, weil ihre Zielpunkte jenseits der Gränzen liegen, die er sich für das Verständliche und Wirkliche gesetzt hat. Wenn Usteri seine Zuhörer gegen des tiefsinnigen Troxler Blicke in das Wesen des Menschen warnen zu müssen glaubt, wenn er selbst von einem Reil wegen dessen naturphilosophischer Auffassung der Heilkunde sich abzuwenden scheint und endlich sogar das berühmte Wort Haller's „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist" als Wahlspruch aufstellt, so müssen wir uns freilich auf die allgemeine menschliche Schwäche zurückgeführt bekennen, welche auch den Kräftigsten und Muntersten irgendwo zurückbleiben läßt, ohne daß auf ihn deßhalb sogleich die strenge Abfertigung anwendbar wäre, welche Goethe dem Haller'schen Worte so bündig gegeben hat.

Die Pietät unsres Autors hat auch dem Andenken seines Vaters, Leonhard's Usteri, Professors der Theologie und Chorherrn in Zürich, ein würdiges Ehrengedächtniß gewidmet, durch welches wir in erwünschter Weise mit dem ausgezeichneten Manne bekannt werden, der sich in Rom mit Winckelmann, in Paris mit Jean Jacques Rousseau, in Bern mit Julie Bondeli zu Freundschaft und Briefwechsel verband und von diesen wie von andern hochberühmten Zeitgenossen lebenslänglich geliebt und geschätzt wurde.

Einige längere oder kürzere Nekrologe verdienter Männer, deren Hinscheiden im gegebenen Zeitabschnitt als jüngster Verlust zu betrauern war, sind den schon erwähnten Eröffnungsreden schweizerischer Gesellschaften beigefügt. Diese biographischen Gebilde, mit Wärme und Geist abgefaßt, sind voll anziehender Lebensfrische. Wir werden durch sie überall in die Besonderheiten des schweizerischen, vielfach aus seinen Abtheilungen und Gränzen zusammenfließenden, und auch in das weite Ausland hinüberwogenden Treibens eingeführt und sehn deutlich, wie viel Arbeit, Kraft und Begeisterung dort unablässig wirkt und nöthig ist, damit das Ganze bestehe und sich erhalte. Mit vorzüglichem Reize dünkt uns das Leben des Arztes Suter dargelegt, der in die Ereignisse der französischen Revolution verflochten war, und von dem erzählt wird, er habe im Klub zu Mainz so freimüthig gesprochen, daß der Konventsdeputirte Merlin unwillig ausgerufen: Quel est l'aristocrate qui parle ainsi? wogegen jener besonnen und schnell: C'est un Suisse qui était libre avant toi! erwiedert und hiedurch den gefährlichen Angriff siegend niedergeschlagen habe. —

Diese rednerischen Aufsätze sind mit klarer Verständlichkeit, in gebildeter Sprache, mit geordneter Freiheit, in sicherem Maß und fester Haltung geschrieben; inniger Antheil und eindringlicher Ernst lassen keine Ermüdung spüren. An künstliche Ausbildung der einzelnen Redensarten ist nicht gedacht worden, so wenig wie an absichtlich vorbereitete Eindrücke, die nicht ganz aus der Sache selbst und aus dem

Gemüthe des Vortragenden hervorgingen. Zuweilen sogar dürfte man den Sprachwendungen mehr Sorgfalt, und ein Norddeutscher, dem es um Korrektheit zu thun ist, einige schweizerische Abweichungen daraus verbannt wünschen. Immerhin dürfen diese Schriften auch als Werke der Beredsamkeit einen ehrenvollen Platz in unsrer Litteratur einnehmen, nach dem Maße freilich, das unser ganzer Zustand für jenes noch so wenig angebaute Feld gestattet. Vielleicht ist es abermals nur ein richtiger Takt, wenn der wahre Redner bei uns noch zur Zeit darauf verzichtet, unter solchen Verhältnissen, für den wirklichen Gebrauch es auf Meisterstücke der Kunst auch nur anzulegen. —

XXXIV.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß. Erster Band. Mit einem Urkundenbuche. Berlin, 1832.

Dankbar und erfreulich, wie nur selten in solchem Grade, erscheint das Geschäft des kritischen Berichtens bei diesem Werke, dessen Hervortreten wir dem Publikum nicht nur mit eifriger Empfehlung, sondern auch mit der vorgefühlten Gewißheit eines günstigen Erfolges, einer lebhaften Theilnahme, ja sogar einer vielfachen Mitthätigkeit, ankündigen. Denn ohne Frage haben hier der Stoff und die Behandlung den eigenthümlichen Vorzug, daß sie dem Leser nicht fremdartig gegenüber bleiben, sondern ihn unwiderstehlich auf ihre Seite ziehen und ihm einen Antheil bei dem Werk eröffnen, der einmal erweckt, so schnell nicht wieder verlöschen wird. In der That ist dieses Unternehmen nicht nur eine Darbietung, sondern auch eine Aufforderung, weltgeschichtlich und volks-

thümlich zugleich, den großen Mann, Fürsten und Helden, der in der Bildungsgeschichte der Menschheit wie in der Staatsgeschichte Preußens eine Lichtgestalt dasteht, neuerdings würdig und vollständig zu betrachten, sein Bild nach allen Seiten aufzuhellen, und die Förderungen und Segnungen eines vorübergegangenen, aber in tiefen Eindrücken und reichen Ergebnissen fortbestehenden, ewig bewunderswerthen Daseins und Waltens anzuschauen und fernerhin auszubreiten.

Friedrich der Große gehört in Wahrheit eben so der Welt, wie seinen Preußen an, und gerade dadurch, daß er ausschließlich diesen seine ganze Kraft, Fürsorge, Geistesrichtung und Tapferkeit widmete, daß er im höchsten Sinne als der Führer seines Volkes erschien, gerade dadurch wurde er zum Vorbild eines Königs und Führers überhaupt, dem alle Völker huldigten, nicht nur in Bewunderung und Ehrfurcht, wie jedem siegreichen und machtvollen Helden, sondern auch in Zuneigung und Freude, als einem Fürsten, dessen Gleichen jedes Volk sich wünschen mag, und dem auch als einem fremden sich aus allen Ländern Liebe und Begeisterung zuwendet. In England schlug jedes großmüthige Herz für ihn, in Frankreich huldigte ihm jeder gebildete Geist, in Italien war im untern Volke kein Name größer und theurer, in Rußland war leidenschaftliche Verehrung für ihn einen Augenblick auf dem Thron, wo nacheifernde Achtung dann dauernd sich befestigte. Mögen Gewaltige der Vorzeit größeren Länderumfang erobert und beherrscht, mehr Wunder noch und Glanz verbreitet haben, einen Fürsten und Helden hat es nie gegeben, welchem die allgemeine Völkerstimme so zugejauchzt, an welchem die mitlebende Welt so aus reinstem Antrieb und so mit innigster Freude gehangen hätte. Alle Feindschaft und aller Tadel, welche gleichzeitig und späterhin, aus den mannigfachsten Standpunkten und Denkungsarten, gegen den großen König reichlich aufwachten und seine Person oder seine Thaten verkleinern wollten, alle Macht der auf ihn gefolgten weltverändernden Begebenheiten, und selbst

das große neben ihn sich drängende Bild Napoleon's, das ihn sogar einen Augenblick zu verdrängen scheinen konnte, haben an jenem einzigen, großartigen Dastehn Friedrich's im Wesentlichen nichts verändert.

Ein dergestalt fortlebender Name, ein solches ungehemmtes Weiterwirken des Geistes und der That können zwar an sich für das schönste Denkmal gelten, und man hat mit scheinbarem Grunde gesagt, daß, wo ein ganzer Staat durch blühendes Gedeihen ein lebendiges, auch für die Zukunft weithin verheißendes Zeugniß giebt, wo jedes nachfolgende Große seine erste Vergleichung sucht und schwer aushält, wo die Anerkennung überall vergegenwärtigt ist, daß da ein besonderes Denkmal weniger nöthig sei. Allein was in solcher Art für die Wissenden besteht, hat darum noch nicht gleiches Dasein für die Mehrzahl derjenigen, in welchen die Einsicht und Anerkennung erst geweckt und befestigt werden müssen, und welchen, jemehr die Unmittelbarkeit der Lebensberührung des Vergangenen mit dem Verlaufe der Zeiten abnimmt, desto mehr auch die Kunsthülfen der Überlieferung zum Bedürfnisse werden, von dem zuletzt niemand frei bleibt. Deßhalb ist es mit Recht als Aufgabe und Pflicht unsrer Zeit erkannt worden, daß dem großen Könige, außer seinen eignen Werken und Wirkungen, nun auch durch das Werk Anderer ein besonderes, seinen vielgestaltigen Ruhm in ein Gesammtgedächtniß vereinigendes Denkmal aufgerichtet werde, und jeder Preuße, ja jeder Deutsche, hat mit Erhebung vernehmen müssen, daß ein solches beschlossen und der Ausführung nahe ist. Gleicherweise ist es die Aufgabe der Geschichtschreibung, den Lebensstoff der Zeiten, welcher sich selbst überlassen so schnell in Vergessenheit fällt oder zur Sage wird, in geistige Gestalt auszubilden und in dieser festzustellen und zu bewahren. Die Errichtung von Ehrensäulen und Marmorbildern ist von Umständen und Bedingnissen abhängig, deren der Eifer der Gesinnung und der Beruf des Talentes in den meisten Fällen unmächtig bleiben. Anders scheint sich dies mit der Geschichtschreibung

zu verhalten, wo der Willen und die Fähigkeit des Einzelnen, wie man gemeinhin glaubt, vollkommen hinreichen, um die Ausführung zu sichern. Genau betrachtet dürfte wohl auch dieses Verhältniß mit größern Schwierigkeiten verknüpft sein, als dem Einzelnen jedesmal zu lösen vergönnt ist. Für unsern Fall wenigstens haben wir zu bemerken, daß, ungeachtet der zahlreichsten, nach vielartigstem Zuschnitt und Maß, von Einheimischen und Ausländern, in allen Sprachen und Redeweisen versuchten Geschichtbüchern und Denkschriften, wir doch kein einziges Werk besitzen, daß für sich allein als ein Inbegriff des Gegenstandes gelten könnte, oder durch seinen Werth der dauerfesten Verehrung entspräche, welche der Name des Königs in dem allgemeinen Sinn und Urtheil selbstkräftig sich erhalten hat.

Die litterarische Bearbeitung der Geschichte Friedrich's erscheint bei allem Reichthume an einzelnen Hülfsmitteln, die fast unübersehbar sich angehäuft haben, doch um so mangelhafter, als auch dies Einzelne gar oft nur in Falschem oder Verfälschtem besteht, das sich verwirrend aufdrängt, und an dessen Stelle das Wahre und Richtige nicht immer beizubringen ist. In Verhältniß zu dem innern Reichthume des Stoffes, der unaufhörlichen, mannigfachen Selbstthätigkeit, welche Friedrich ein langes Leben hindurch in den vielseitigsten Beziehungen ausübte, sind der wahrhaft ergiebigen und zuverlässigen Quellen, aus welchen der Geschichtschreiber schöpfen konnte, bisher nur äußerst wenige gewesen. Eine Menge von wichtigen Materialien, deren Dasein bekannt ist, sind dem Gebrauch verschlossen, eben so viele und wichtige mögen noch ungekannt im Dunkel liegen. Selbst die Kriegsereignisse, so vielfach und sorgfältig von geschickten Händen bearbeitet, warten noch auf manchen Aufschluß, für welchen es nicht an bestimmten Andeutungen fehlt. Sogar die eignen Werke des Königs, der auch als Schriftsteller die höchsten Geistesgaben in erstaunenswürdiger Fruchtbarkeit zeigte, erregen in jenem Bezuge nur unmuthiges Bedauern und schmerzliche Wünsche, denn nur ein Theil davon ist der

Öffentlichkeit übergeben, und auch dieser noch aus Willkür und Zufall verstümmelt, und mit solcher Unordnung und Nachlässigkeit zum Druck befördert, daß auch der dunkelste und geringste Autor nach seinem Tode kein schlimmeres Loos erfahren könnte. Bevor diese Unbill durch eine vollständige, gereinigte, würdige Ausgabe der Schriften des Königs gesühnt worden, muß auch dieser edelsten Quelle leider stets ein Zweifel der Unlauterkeit sich beimischen.

Bei einer noch so wenig günstigen Vorbereitung der Hülfsmittel ist gleichwohl der Zeitpunkt eingetreten, wo nicht länger gesäumt werden durfte, die Geschichte Friedrich's in ein vollständiges Werk zusammenzufassen, wenn nicht auf der andern Seite zu viele der Vortheile verloren gehn sollten, welche darauf beruhen, daß der Geschichtschreiber, wennschon kein gleichzeitiger mehr, doch noch ein nahzeitiger sei. Wenn zu hoffen ist, daß die urkundlichen Zeugnisse dem Geschichtschreiber sich in der Folge mehren, nach Maßgabe, daß der Bann, unter welchem sie liegen, nachläßt, so besteht dagegen auch die Besorgniß, daß die unschriftliche Überlieferung, in welcher so viele bezeichnungsvolle Einzelheiten noch fortleben und so manche Vermittelungen zur Vergangenheit noch erhalten sind, täglich abnehme und sich verliere. Unter solchen Umständen ist ein neues Geschichtswerk auch als ein Aufruf zu betrachten, der zugleich das Beispiel enthält, was geleistet werden kann, und wie viel mehr noch zu leisten sein wird, wenn allgemein erregte Theilnahme den Voranschreitenden thätig unterstützt, wenn aus privater und öffentlicher Verwahrung — wo sorglose Unbeachtung und ängstlicher Verschluß nur in verschiedener Form auf die gleiche Vernachlässigung und Unbekanntschaft hinauslaufen — die entbehrten Hülfsmittel endlich ans Licht treten, und der ganze Vorrath des Benutzbaren sich überschauen läßt. Aller Geschichte werden immer genug dunkle Stellen bleiben, sei es, daß die Dunkelheit ursprünglich zur Sache gehört, oder daß durchaus die Nachrichten fehlen, und in beiden Fällen wird der Historiker sich zufrieden geben müssen; nichts aber ist pein-

licher, als wenn ihm Gegenstände, für welche volles Licht möglich wäre, nur in Dämmerung oder Nacht vorgehalten bleiben.

Unser Verfasser hat durch alle Schwierigkeiten, welche in dem Gegenstande und in den Verhältnissen liegen, mit kräftigem Muthe sich hindurchgearbeitet, und sein Werk ist ein großartiges Beispiel, wie vieles in solchen Dingen der wahre Beruf, der entschlossene Eifer und der treue Fleiß vermögen. Es versteht sich von selbst, daß die ungeheure Masse der allgemein zugänglichen Hülfsmittel von ihm sorgfältig durchforscht worden, und es läßt sich leicht erachten, daß der beharrlichen Aufmerksamkeit, dem umfassenden Vergleichen und sorgsamen Eindringen schon aus diesen Quellen reicher Gewinn geworden, der früher nicht an den Tag gelangt war. Aber jene Eigenschaften, welche der Verfasser zu seinem Unternehmen mitgebracht, wurden zugleich die Wünschelruthe zur Auffindung und der Schlüssel zur Hebung noch ganz neuer Schätze, die sich lange Zeit im Stillen bewahrt hatten. Nicht nur wurde manches wichtige Aktenstück aus dem Königlichen Archiv ihm zur Benutzung vergönnt, sondern auch bedeutende und bisher so gut wie unbekannt gebliebene Privatsammlungen haben sich ihm freigebig eröffnet, und darunter der nicht genug zu preisende Schatz einer ungeheuren Menge von bisher noch unbenutzten Kabinetsbefehlen des Königs. Diese seltne Begünstigung des Glücks, welche die kühnsten Erwartungen übertreffen mußte, darf hier nur als die richtige Folge, als der verdiente Ertrag eines fortgesetzten, redlichen, zeitgemäßen, würdigen Bemühens gelten. Dennoch fehlt noch unendlich vieles, was für die Geschichte des großen Königs zu wünschen wäre, was auch als vorhanden gewußt oder vermuthet wird, aber für den Augenblick nicht erreichbar ist. Aller Reichthum der Materialien ist nur Stückwerk, dessen Lücken auszufüllen der Geist und die Kunst des Geschichtschreibers nicht einmal versuchen dürfen, da die ächten Ersatzstücke doch hoffentlich einst ihre Stelle ansprechen werden.

Hieraus bedingt sich für den Verfasser einer Geschichte Friedrich's noch eine besondre Eigenschaft, die ihm unentbehrlich und doch ihrem Wesen nach eine der seltensten ist. Er bedarf nämlich einer unaufhörlichen starkmüthigen Resignation, die immer zu entbehren weiß, ohne je zu verzichten, und die von vornherein sich darein ergiebt, die Mängel der Materialien auch in die Form der Komposition willig mit hinüber zu nehmen. Unser Verfasser übt diese Selbstverläugnung mit einer anspruchslosen Heiterkeit, die wir ihm um so höher anrechnen müssen, als zahlreiche Stellen und Abschnitte genugsam beweisen, daß er der geschichtlichen Darstellung nach allen Forderungen gewachsen ist und seinen Vortrag mit allem Erfolg auf der Bahn einer gleichmäßigen Kunstbildung hätte fortführen können. Allein er hat diese Gestaltung verschmäht, um ungleich Besseres zu leisten.

Jede Geschichte giebt schon durch ihren Inhalt eine wesentliche Bedingung für die ihr angemessene Abfassung. Die Historiker sind deßhalb genöthigt, nach Maßgabe des Stoffes, der ihnen zu Theil wird, immer neue Formen zu finden, und daß nicht Alle den hiezu erforderlichen Kunstsinn haben, Manche sogar ohne Ahndung dieses Erfordernisses bleiben, ist leider offenbar genug. Aber mancher Stoff ist ungemein widerstrebend, und nicht für jede Aufgabe, welche ein bestimmter Standpunkt oder eine zufällige Absicht vorzeichnen, will sich die Form darbieten. Fand doch sogar Goethe, daß er das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar zu schreiben aufgeben müsse, weil die Ereignisse dieses Helden in ihrer Absonderung kein Bild machen. Nun scheint es zwar, als müsse dagegen ein Held, der selber ein Mittelpunkt der Ereignisse ist, um welchen eine ganze Welt von Gestalten sich bewegt, und der seinen Einfluß selbstthätig nach allen Seiten ausströmt, ein vorzüglich günstiger Gegenstand der Darstellung sein. Aber mitnichten. Gerade hier zeigt sich der Stoff nicht selten am sprödesten, entzieht sich am längsten der gerundeten Abfassung, und es ist schon mehrfach bemerkt worden, daß die Haupthelden der Geschichte,

welchen sich vorzugsweise die großen Begebenheiten und Entwickelungen verknüpfen, am schwersten in den Rahmen der Biographie eingehn. Bei Friedrich dem Großen häufen sich diese Schwierigkeiten insgesammt. Die großen Ereignisse verflechten sich hier mit einer Fülle der mannigfachsten Einzelheiten, in welchen nicht minder als in jenen der Lebensreiz und die Lebenskraft des Ganzen vertheilt ist, und denen so wenig Abbruch geschehn darf, daß man im Gegentheil sie nur immer noch zu vermehren wünschen muß. Die Form eines biographischen Kunstwerks wird hier auf allen Seiten überwachsen oder zersprengt, in gleichmäßigem Redeflusse kann diese Mannigfaltigkeit sich nicht ausströmen. Eine fast unübersteigliche Schwierigkeit zeigt sich in der Sprache selbst. Rohheit und Verflachung herrschten in der deutschen Sprechweise, als Friedrich's eigne Bildung sich bestimmte. Für sein höheres geistiges Bedürfniß bot ihm die verfeinerte französische Sprache die reizendste Aushülfe; zum Behuf seines Regierens aber mußte er den Ausdruck seines Willens und seiner Gedanken nothdürftig in ein hartes, durch fremde Einmischungen häßlich entstelltes, unbildsames Idiom kleiden, von welchem die deutsche Nation zu derselben Zeit sich loszumachen suchte und im Verfolg eines glücklichen Aufschwunges wirklich mit Riesenschritten sich entfernte. Nun findet sich die ganze Eigenthümlichkeit, die reiche Anmuth und nachdrückliche Stärke des Geistes, welche Friedrich als Mensch und als König offenbart, theils in eine fremde Sprache, theils in eine von uns aufgegebene verwoben, und es ergiebt sich das in dieser Art wohl einzige Verhältniß, daß schon in dem nächsten Geschlechtalter der nationale Geschichtschreiber diesem allen noch seine eigne Sprache als dritte hinzufügen muß. Denn das Auskunftsmittel, des Königs Französisch und Deutsch regelmäßig in heutige Sprachweise zu übertragen, wird hoffentlich niemals in Vorschlag gebracht werden!

Wer es nun hier auf einen historischen Kunstbau im nachahmenden Sinne so mancher Neuern anlegen wollte, der

würde überall sein Bemühen zusammenbrechen sehn, oder ein widerwärtiges Zerrbild liefern, von dem jederman den Blick abwenden müßte. Ein klarer Sinn, der sich ohne falsche Ansprüche ganz an seinen Gegenstand hielt, nur diesen geben und so geben wollte, wie er eben war, hat in all dieser Bedrängniß leicht den einzig richtigen Weg gefunden und die Lebensgeschichte Friedrich's in der Gestalt geliefert, welche die Eigenheit des Stoffes und der Zustand der Materialien erlaubte, und das Ganze dabei doch so nah als möglich dem Ziele gehalten, welches den Forderungen unsrer heutigen Stufe der Geschichtskunst entspricht. Der schönste Erfolg ist diesem Verfahren zum Lohn geworden. Wir dürfen sagen, ein so natürliches, sinniges, die mannigfachsten Gegensätze so glücklich verbindendes, zum Lesen wie zum Nachschlagen geeignetes, zwischen alterthümlicher Naivetät, reicher Sachkunde, scharfem Geistesblick und sinnvoller Ausschmückung ruhig dahinwallendes, freundliches und gediegenes Buch ist uns lange nicht vorgekommen. Der wackre Verfasser scheut sich keinen Augenblick, um des Vortheils der Sache willen den Vortheil des Schriftstellers aufzugeben. Wo er selber in gewählten Worten anziehend zu sprechen fortfahren könnte, unterbricht er seine Rede und überläßt urkundlicher Auskunft den Raum, oder häuft zahlreiche, genaue Notizen, über deren trocknes Aussehn ihn der wahre Werth, den sie in sich tragen, leicht tröstet. Der Fleiß in Aufsuchung solcher Notizen, die kritische Prüfung derselben, ihre Anreihung an das schon Vorhandene sind kein geringes Verdienst bei der Ausdehnung des Gebiets, aus dem zu diesem Zweck das Nutzbare eingesammelt werden mußte. Was der Text nicht unmittelbar aufnehmen konnte, ist in Anmerkungen und Nachträgen fleißig beigebracht, die Litteratur des Gegenstandes sorgsam angezeigt. Des Neuen ist überaus viel, mehr noch des Neugestellten, in neuen Zusammenhang und in neuen Überblick Gebrachten. Manches freilich muß als Einstweiliges gelten, bis noch Bewährteres oder Vollständigeres erlangt sein wird, Andres war wenigstens im jetzigen Augenblicke noch nicht

abzuweisen, wenn auch die spätere Nachwelt manche Einzelheiten nicht so nöthig und wichtig erachten mag, wie sie es für uns Preußen und Zeitnahe noch weithinaus sein werden.

Jene genauen, durch strenge Zeugnisse erwiesenen, nach Datum und Namen festgestellten Angaben, die mit gleicher Sorgfalt für Hauptsachen wie für Nebenumstände ermittelt sind, mögen einst minder erheblich scheinen, wenn die erprobte Wahrheit längst als unbezweifelte anerkannt und verjährt ist, jetzt aber, da noch alles in Verwirrung und Dunkel schwebt, Streit und Einspruch möglich sind, darf jedes Theilchen von Wahrheit, das sich erhärtet hat, für einen Pfeiler gelten, der das Ganze tragen hilft. Wird aber die Zukunft manches aus dem Buche leicht ausscheiden, so wird sie dagegen auch, wie der wohlmeinende Referent in der Staatszeitung bemerkt, noch des Unbekannten vieles und sehr wichtiges bringen, das dann eben so leicht sich einschalten läßt. Für die Geschichte Friedrich's wird solchergestalt dieses Werk immer mehr der Vereinigungsort aller Quellen werden, und von vielen der Ertrag hauptsächlich in ihm fortdauern.

Dieser erste Band, in drei Bücher abgetheilt, schildert zuerst die Jugendjahre Friedrich's bis zu seiner Thronbesteigung, sodann sein erstes Auftreten und Handeln als König, ferner die beiden schlesischen Kriege, und darauf die Zeit bis zum siebenjährigen Kriege, in welcher der König hauptsächlich als Landesvater und als Mensch betrachtet wird. Der Verfasser hat aus der großen Staats- und Kriegsgeschichte Friedrich's, deren Umriß er in weiten, scharfen Zügen giebt, vorzugsweise die eigentlich biographischen Bestandtheile glücklich herausgesondert und mit allem Fug und Recht zur Hauptsache erhoben. Das Militärische und Diplomatische fehlt keineswegs, aber es ist immer in unmittelbarem Bezug auf die Person gehalten. Letztere ist in solchem Zusammenhange und in solcher Vollständigkeit wie hier noch niemals aufgefaßt worden. Jedes Verhältniß, jede Begebenheit, die Erziehung, der Umgang, die Neigungen und Gewohnheiten, alles ist mit Sorgfalt erforscht und mit Genauigkeit ange-

geben. Die beabsichtigte Flucht Friedrich's und die Folgen, die sich daraus für ihn entwickelten, erscheinen hier ganz neu beleuchtet, und auch die Stellung und das Benehmen Friedrich Wilhelm's I. empfangen eine gerechte Würdigung. Die Gesellschaft des Kronprinzen und späterhin des Königs, seine Freundschafts= und Geistes=Beziehungen, so wie seine Regierungsthätigkeit und sein nach diesen Richtungen sich abtheilendes tägliches Leben werden zur lebendigen Anschauung gebracht. Vor allem aber ist es der Landesvater, der auf sein Volk und Land überall persönlich einwirkende Fürst, der Gesetzgeber, Ordner und Verwalter aller innern Verhältnisse seines Staates, der hier hervortritt, wie denn in der That diese Beziehung unter den mannigfachen Ausdrücken seiner Persönlichkeit wohl der reichste und höchste bleibt, gegen welchen sogar der des kriegerischen Helden zurückstehn muß. Den hohen und strengen Begriff, welchen Friedrich von seiner Pflicht hatte, und die Treue und den Fleiß, die er von Jugend an bis ins späte Alter, und bis zum letzten Lebenshauche, dem erkannten Beruf widmete, sehn wir in vervielfachten, sprechenden Zeugnissen der bewunderungswürdigsten Wirksamkeit vor unsern Augen entfaltet. Wir schalten hier ein, was der Verfasser über einen Theil dieser Zeugnisse, über die noch nie in solcher Fülle und Folge zum Behuf der Geschichtschreibung betrachteten und benutzten urkundlichen Kabinetsschreiben, so schön als wahr zu deren Karakterisirung ausspricht. „Die erhabenste Idee — sagt er — von Friedrich's unvergleichlicher landesväterlicher Gesinnung und Thätigkeit gewinnt man aus Sammlungen von fortlaufenden, Tag für Tag erlassenen Kabinetsschreiben. Wir sind, durch die dankenswerthesten Mittheilungen, zu dem unschätzbaren Glücke gelangt, aus mehr denn zwölftausend Erlassen die Zeit bis zum siebenjährigen Kriege ganz authentisch vor unsern Augen sich erneuern zu sehn. Alle diese Königlichen Befehle athmen denselben Geist rastloser Sorge und unablässigen Strebens für das Wohl des Landes und jedes Einzelnen; alle, die französischen und die deutschen, haben in

ihrer klaren, bündigen Abfassung ein wahrhaft klassisches Gepräge; in allen findet sich die anziehendste Einheit des großen Kopfes und Herzens; in allen endlich, was hier besonders gegen die karikirten Anekdotenbilder des Königs geltend gemacht werden soll, der würdevolleste Ernst in jeglicher Angelegenheit. Uns ist aus den Tausenden von Kabinetsschreiben eines halben Menschenalters kaum ein oder der andre humoristische oder witzige Zug aufgestoßen; immer nur das gleich scharfe und gleich wohlwollende, wir möchten sagen Salomonische Eingehen in die heilige Sache, wie sie „dem ersten Diener des Staats", dem Vater des Vaterlandes, dem großen und erhabenen Könige, dem wahrhaft Einzigen, im Kabinette vorlag, der nur Eine Leidenschaft hatte: Preußens Ehre und Glück. (Si l'on veut que le gouvernement monarchique l'emporte sur le républicain, l'arrêt du souverain est prononcé: il doit être actif et intègre. Essai sur les formes du gouvernement.) Wenn aber doch, in gewissen sogenannten Lebensgeschichten und Karakterschilderungen, von Verfassern ohne äußeren und ohne inneren historischen Beruf, auffallende Kabinetsordres schroff aneinandergereiht sind, ohne Erklärung des Anlasses und der Verhältnisse: so getrauen wir uns, fast jedes einzelne dieser Zerrbilder durch die reine Erläuterung der geschichtlichen Thatsache zu einem wohlthuenden Gemählde umzuwandeln, und wir werden das in dem überreichen Abschnitte nach dem siebenjährigen Kriege mehrfach zu unternehmen Anlaß finden".

Der Verfasser gehört nicht zu den Historikern, welche sich etwas darauf einbilden, dem Gegenstande, den sie bearbeiten, nur mit vornehmer Kälte nachzugehn. Er hat aus tiefer Zuneigung seinen Helden gewählt und nicht durch so viele Jahre sich mit ihm beschäftigen können, ohne für ihn gesteigerte Bewunderung und Liebe zu empfinden. Er verläugnet seine Herzenswärme nicht, sie beseelt alle Seiten seines Buches und geht auch in das Gemüth des Lesers erquickend über. Sie gründet sich aber, fern von blinder Ver-

liebe, auf Einsicht und will auch nur diese mittheilen, keinem selbstständigen Urtheil trotzig vorgreifend. Der Verfasser will Flecken und Fehler, wo deren sich finden, nicht verhüllen oder beschönigen, allein gar vielen Tadel, den besonders ein späteres, sich weiser dünkendes Geschlecht heftig und scharf hat laut werden lassen, darf er zurückweisen, indem er theils den Ungrund der Sache darthut, theils den Unterschied der Zeiten herbeiruft, um das richtige Maß der Beurtheilung aufzustellen. Die harte und unverständige Einseitigkeit mancher Neuern, welche den König wegen seiner freien religiösen Denkart als einen Gottlosen angeklagt, ist in einer besondern Abhandlung gründlich abgefertigt worden. Nach einer entgegengesetzten Seite hin hatte der Verfasser einen andern Vorwurf zu beleuchten, der den König eines Mangels an Aufklärung und Freisinn deßhalb beschuldigt, weil er dem Adel so große Vorzüge gegönnt und erhalten habe. Hierüber läßt Herr Preuß, der den Entwickelungsgang der Zeiten in jeder Epoche, also auch in dem heutigen Stande der Verhältnisse und Ansichten, zu würdigen weiß, aber deßhalb auch die frühern Stufen in dem ihnen eignen Lichte zu erkennen strebt, sich an schicklicher Stelle also vernehmen: „Wir wollen denn nun auch gedenken, wie der König die einzelnen Stände seiner Unterthanen so recht eigentlich auseinandergehalten, für jeden einzelnen unermüdlich gesorgt, aber aus der von der Natur ihm angewiesenen Sphäre ungern ihn herausgelassen; während von der andern Seite die geistige Anregung, welche wir ihn unten ganz berufsweise bis in die geringste Hütte werden verbreiten sehn, eher eine allgemeine brüderliche Annäherung herbeiführen mußte. Was zunächst den Adel betrifft, so wolle man sich des Zeitgeistes von 1740 erinnern, welchen am wenigsten die Geschichte übersehn soll. Damals, und noch lange nachher, trugen alle adelige Männer Degen und dreieckte Hüte mit Straußenfedern, wie die Generale, und die Offiziere vom ersten Bataillon Leibgarde; so auch die jungen Adeligen auf den Gymnasien und Universitäten. Im Jahre 1743 wurde

das Publikum von Berlin zu den Redouten zugelassen. Der Adel aber hatte das ausschließende Recht, sich der rosa Dominos zu bedienen; die Bürgerlichen konnten sich nach Belieben maskiren, nur nicht in gedachter Farbe, mußten sich auch im Tanzsaale des Opernhauses innerhalb gezogener Schranken halten. Noch dreißig Jahre später mußte Schiller auf der Karlsschule in Würtemberg sein Haar, wie alle bürgerliche Eleven, ungepudert tragen, und nur die röthliche Farbe zu verbergen, erlaubte der Herzog ihm, da sein Vater ein adeliges Amt bekleidete, gepudert zu erscheinen. Daran mögen in ihrer Zeit Wenige Anstoß genommen haben. Wenn nun auch Friedrich als Mensch, als Dichter, als Geschichtschreiber sich über alle Standesverhältnisse hinwegsetzte, so glaubte er doch als König an der alten Verfassung nichts ändern zu dürfen. Dem Adel blieben also seine, zum Theil kostspieligen, Privilege: denn in den Gesandtschaftsposten, in den Hofämtern, im höheren Staatsdienste mögen wohl erstaunlich Wenige nur etwas erworben haben bei Friedrich's sparsamen Etats; das Vorrecht, Rittergüter zu besitzen, konnte, bei gänzlicher Umgestaltung der Verhältnisse, dem Adel keinen Segen bringen, und bei der geringen Besoldung in den untern Offiziergraden haben sich vor dem siebenjährigen Kriege nicht gar viele Bürgerliche zum Kriegsdienste gedrängt". Die vielgetadelten und durch die nächste Folgezeit immer mehr aufgegebenen Ansichten und Maßregeln des Königs in Betreff des Handelsverkehrs und des Gewerbfleißes lassen sich gleichergestalt aus den zu seiner Zeit allgemein herrschenden Vorstellungen und Verhältnissen rechtfertigen, und wenigstens hat die Schrankenlosigkeit der unbeaufsichtigten Konkurrenz, welche die neuere Zeit anstatt jener Beschränkungen walten sieht, von bedeutenden Orten her auch schon wieder eine wissenschaftliche Verwerfung erfahren müssen, so daß vielleicht die Zeit nicht fern ist, wo man, wenn auch nicht jeder einzelnen Maßregel des Königs, doch im Allgemeinen den Grundsätzen, welche ihn dabei leiteten, wieder beipflichten mag.

Mit Bescheidenheit und Würde, wie es der Sache ge-

ziemt, aber ohne Furcht vor der Wahrheit, auch im Fall sich nur eine unerwünschte finden müßte, berührt der Verfasser einen die Person des Königs unmittelbar bezüchtigenden Vorwurf, der von zu vielen Seiten entweder leise nur angedeutet oder auch dreist ausgesprochen worden, als daß er hätte unerwähnt bleiben dürfen. Wir wollen uns nicht gerade auf Johann von Müller berufen, der da meinte, die Verläumdung habe jenen Vorwurf meistens den Männern angedichtet, denen sie sonst keinen zu machen gewußt. Unser Verfasser, welcher keinen Umstand verschweigt, wodurch ein Schein in jener Richtung vermehrt werden könnte, zeigt gerade durch die Vollständigkeit der Angaben, deren auch nicht Eine beweisende während so vieler Jahre vorgekommen, den Ungrund der ganzen Voraussetzung. Gegen Voltaire ist er hiebei vielleicht etwas ungerecht; einigen Scherz gegen Friedrich durfte der unartige Spottgeist allenfalls frei haben; daß er aber der Verfasser der **vie privée du roi de Prusse,** wo sich in obigem Betreff eine verläumderische Andeutung findet, wirklich gewesen, steht durchaus in Zweifel, und daß die in einigen Ausgaben der Pucelle gegen den König vorkommenden Verse nicht aus Voltaire's Feder geflossen, ist mit Sicherheit anzunehmen, da bekanntlich zu dessen größter Angst und Bekümmerniß jenes verrufene Gedicht in Winkelausgaben mit den gefährlichsten und schmutzigsten Zusätzen vermehrt erschien, von denen er schon um deßwillen freizusprechen ist, weil er zwar vieles wagte, um witzig und anmuthig zu erscheinen, aber plump und roh niemals lästern mochte.

Wir übergehn vieles Andre, was uns in diesem Buche zur Darstellung und Würdigung Friedrich's des Großen als Neues, Wichtiges, Bemerkenswerthes, sei es des Materials oder der Auffassung, gleich beim ersten Lesen reichlich begegnet ist und stellen zum Beschlusse nur das bündige Ergebniß hin, daß Friedrich der Große sich aus diesen Blättern als ein ganz neues Bild vor uns erhebt, größer noch und herrlicher in diesen verbürgten Zeugnissen der strengen Wahr-

heit als in dem allgemeinen Ruhme der schwebenden Überlieferung. Freuen muß sich jeder Preuße, jeder deutsche Geschichtsfreund, daß endlich dem vaterländischen Helden die gründliche Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet wird, deren sein Andenken schon lange entbehrte, und die ihm ohne Versündigung und Schmach kaum länger zu entziehen waren. In bedeutender Zeit ersteht diese Ruhmesgestalt, die Edlen und das Volk werden sie freudig aufnehmen und werden wissen und fühlen, was sie daran haben.

Dem gegenwärtigen ersten Bande werden noch drei andre, und zwar, wie wir hören, in kurzen Fristen unverzüglich nachfolgen. Jeder Band wird, gleich diesem ersten, von einem Urkundenbuche begleitet sein, worin eine ausgesuchte Folge der wichtigsten Kabinetsordres des Königs, welche das Glück dem Verfasser in größter Anzahl so günstig zugeführt hat, und deren Einverleibung in den Text unstatthaft dünken mußte, mit genauer Bewahrung der ursprünglichen Gestalt nach und nach zum Abdruck gelangen wird. Das Urkundenbuch dieses ersten Bandes enthält deren über sechshundert hier zum erstenmal mitgetheilte, aus den Jahren 1740 bis 1756, welcher Zeitraum am wenigsten bisher durch solche Hülfsmittel beleuchtet war. Dieser Abdruck allein wäre schon des höchsten Dankes werth, denn in diesen Urkunden fühlt man alle Haupt- und Nebenadern des damaligen preußischen Lebens schlagen. —

Das Werk ist dem Königlichen Staatsminister Dr. von Beyme mit treuen und edlen Worten zugeeignet. Auch die Vorrede spricht würdig den hohen und reinen Sinn des trefflichen Verfassers, sowie auch seinen eifrigen Dank für die ihm gewordenen Hülfleistungen und Beiträge durch wiederholte Ehrenerwähnung aus, wenngleich die Namen hier ausdrücklich zu nennen durch auferlegte Zurückhaltung versagt werden mochte.

Wegen mancher Eigenheiten der Schreibung wollen wir mit dem Verfasser keinen Streit anheben; seine urkundlichen Quellen härten den Blick für solche Kleinigkeiten ab und

drängen ihm größere Schmerzen auf. Die Ausstattung des Buches in Druck und Papier ist lobenswerth und hält billig das Maß, welches der wünschenswerthen größeren Verbreitung nicht zu sehr Eintrag thut. —

XXXV.

Das Leben des Königl. preußischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von Johannes Voigt. Leipzig, 1833.

Wir empfangen hier von bewährter Hand den Lebensabriß eines persönlich höchst achtungswerthen, im thätigen Berufe des Bürgers und Staatsdieners redlich bemühten, und in schwierigen Zeitumständen bedeutend gewordenen Mannes, der es allerdings verdient, daß sein Name auch in weiteren Kreisen, als die seines unmittelbaren Wirkens waren, ehrenvoll bekannt werde. Die kleine Schrift des Hrn. Prof. Voigt wird diesen Zweck um so sicherer erfüllen, als der Name des Verfassers ihr die beste litterarische Empfehlung ist, und diese durch den Inhalt sogleich vollkommen bestätigt wird. Diese Blätter sind mit frischer Wärme und ruhigem Bedacht geschrieben, und indem sie die persönlichen Züge deutlich genug ausdrücken, gehn sie zugleich auf sachreiche Erörterung eben so wichtiger als bisher noch wenig besprochener Gegenstände ein. Sie werden dadurch ein erwünschter Beitrag zur Aufklärung desjenigen Zeitraums unserer vaterländischen Geschichte, wo die Loose nicht nur dieser, sondern auch viel weiterer Entwickelungen sich vorzugsweise in dem alten Preußen bereiteten und von da mit entscheidender Wirkung in die allgemeinen Ereignisse übergingen.

In dieses baltische Küstenland durch den Krieg von 1806 unerwartet zurückgeworfen, und noch geraume Zeit nach dem Frieden von Tilsit durch feindliche Macht dort eingeschränkt, walteten ungebeugt und kühn der Muth, die Geisteskraft und der Thateifer, welche dem preußischen Staate von jeher so nöthig als eigen waren, und die auch jetzt, nach der überraschenden Niederlage, sich aufrecht erhalten hatten. In diesem kaum noch geretteten äußersten Landwinkel, hart an das Meer gedrängt, vom Feinde argwöhnisch bewacht, von Freunden aufgegeben, ganz auf sich allein verwiesen, arbeitete ein verjüngtes Leben aus der tiefsten Noth schon wieder zu glänzender Entfaltung sich hervor. Hier wurden die Waffen geschmiedet und die Anordnungen erdacht, durch welche das Verlorene wiedergewonnen und aus dem Zerstückelten ein neues Ganze hergestellt werden sollte. Von hier aus ergossen sich die bekräftigenden Gesinnungen in die noch vom Feinde bedrückten Landestheile, knüpften sich in die weiteste Ferne die Fäden vaterländischer Verbindung. In völlig neuer Gestalt kam die ganze Staatsführung von hier aus zu der spät befreiten Hauptstadt zurück. Und als nach wenigen Jahren die ersehnte Wendung der Geschicke begann, die Macht des Feindes auch für Preußen wieder bekämpfbar wurde, war es abermals hier, zwischen Memel und Weichsel, daß die entscheidende That vollbracht wurde und, nicht ohne wirksamen Zutritt der örtlichen Kräfte, Bestand empfing.

Diese Vorgänge sind, der äußern Gestalt und den folgenreichen Wirkungen nach, bisher nur im Groben und Ganzen bekannt und anerkannt; der innere Zusammenhang aber des wirklichen Geschehens, die Umstände und Einflüsse, welche dabei thätig waren, so wie der Antheil bestimmter Personen, mit Einem Worte alles, was die eigentliche Geschichtskenntniß ausmacht, ist in Dunkel gehüllt geblieben, und es giebt neuerer Begebenheiten und Entwickelungen von gleichem Umfang und von gleicher Wichtigkeit kaum einen andern Abschnitt, von dem öffentlich so wenig gewußt würde als von

dem, was zwischen 1807 und 1813 im baltischen Preußen vorgegangen ist.

Die Ursachen einer solchen auffallenden Erscheinung lassen sich zum Theil wohl sagen; die neuen, dort in Preußen anhebenden Geschichtsläufe schlossen sobald nicht ab; sie führten von großen zu immer größeren Begebenheiten in weite Ferne hin, wo die Mitte europäischer Bewegung sie aufnahm, und wohin der allgemeine Antheil auch durch die Fülle der rückhaltlosen und raschen Nachrichten stets gerichtet blieb. Die Männer, welche in dem bezeichneten Zeitabschnitt in Preußen thätig waren, blieben es größtentheils auch ferner, aber in andern Räumen und Wirksamkeiten, sie konnten wenig Muße und kaum Neigung haben, aus der weiten Gegenwart in jene beengte Vergangenheit zurückzugehn, und diejenigen, welche denn doch aus der ihnen undankbar werdenden politischen Thätigkeit lieber ausschieden, mochten schwerlich dafür die noch mißlichere Arbeit des Mittheilens von Denkwürdigkeiten eintauschen. Vielem, was in der Hauptsache bekannt war, wollten die Unterrichteten wohl auch deßhalb keine ausführlichere Öffentlichkeit geben, weil die nachgefolgten Entwickelungen mit den anfänglichen Entwürfen und Richtungen nicht zu einem klaren und festen Bilde zu vereinigen waren; und insofern mag für die Enthüllung jener merkwürdigen Verhältnisse und Betreibungen der schickliche Augenblick allerdings noch nicht gekommen sein. Zu wünschen ist nur, daß wegen dieses Umstandes nicht versäumt bleibe, wenigstens vorläufig zu sammeln und zu ordnen, was einst eine nicht mehr verfängliche, sondern nur lehrreiche Mittheilung für die Nachlebenden werden kann.

Was uns aber von solchem Stoffe jetzt durch die vorliegende Schrift dargeboten wird, ist ganz geeignet, die Aufmerksamkeit für jene Gegenstände noch zu rechter Zeit zu wecken und den Berufenen zu mahnen, in der angedeuteten Richtung weiter zu gehn. Das Mitgetheilte ist auch schon an sich höchst dankenswerth, wenngleich daraus nicht gerade schon unverändert festzuhaltende Aufschlüsse, sondern zunächst

noch Zweifel und das Bedürfniß weiterer Untersuchung sich ergeben sollten. Der nächste Zweck des Verfassers war ohnehin die Schilderung eines persönlichen Lebens, und von diesem Standpunkt aus bedingt sich der Blick, welcher den Umgebungen zugewendet wird.

Der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten ward geboren im Jahre 1771 auf dem Schlosse Finkenstein in Preußen. Sein Geschlecht, durch Alterthum, Güter, Einfluß und Staatsämter eines der angesehensten in der ganzen Provinz, genoß der höheren Auszeichnung eines altvererbten Edelsinns, würdiger Bildung und wahrer Frömmigkeit. Sein Vater war einer der tapfern Generale Friedrich's des Großen, und der Waffenruhm des siebenjährigen Krieges prägte sich durch die frühsten Lebenseindrücke dem Jüngling ein, der jedoch die Laufbahn der Studien und des Civildienstes zu verfolgen bestimmt wurde. Redlich, kenntnißreich und geschickt, durchwandelte er mit Ehren die mannigfachen Stufen der Verwaltung, theils in Berlin, theils in dem neuerworbenen Polen, und fand sich endlich als Direktor der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Marienwerder mit großer Befriedigung im Kreise der Heimath angestellt. Hier trafen ihn die Stürme des Krieges vom Jahre 1806, und er hatte Gelegenheit, den kräftigsten Eifer und die entschlossenste Treue für das Vaterland in mannigfacher und erfolgreicher Thätigkeit darzuthun. Gegen den Kaiser Napoleon persönlich, wie gegen Gefahr und Andrang jeder Art, wußte er seine Pflichtgesinnung und Würde festen Muthes zu behaupten. Noch während des Krieges wurde er zum Präsidenten, nach dem Frieden von Tilsit aber, als der Minister vom Stein sich zurückziehen mußte, an dessen Statt zum Minister des Innern ernannt. Zwei Jahre lang nahm er als solcher an allen großen Thätigkeiten, welche damals in Preußen betrieben wurden, eifrig Theil, zog sich aber wieder auf seine Güter zurück, als der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg an die Spitze der Geschäfte getreten war, und die Führung derselben ganz neu geordnet wurde. Die ostpreußischen Land-

stände wählten ihn darauf zum Direktor der Landschaft, wodurch er zugleich Präsident des ostpreußischen und litthauischen Stände-Ausschusses wurde und nun aufs Neue die thätigste Wirksamkeit für die Provinz auszuüben hatte. Hier suchten ihn abermals die Weltereignisse auf, als das Jahr 1813 in Preußen den Schauplatz einer neuen Geschichtswendung wählte, und die Verhältnisse drangvoller und außerordentlicher als jemals vorher sich gestalteten. Graf Dohna, nunmehr zum Civilgouverneur der Provinz Preußen ernannt, blieb in seiner neuen Stellung allen Gefahren und Schwierigkeiten stets gewachsen, und sein Muth und Eifer überstieg alle Hindernisse. Die Landwehr in Preußen kam zu Stande, und zwar, wie hier behauptet wird, lediglich durch ihn, allem heftigen Widerspruche zum Trotz, der am stärksten gerade von der Seite erhoben worden sei, der man nachher allgemein die Ehre der Sache zugeschrieben habe. Nach dem Kriege trat er in das frühere Verhältniß eines General-Landschafts-Direktors zurück, bis im Jahre 1824 die neugegründeten Provinzialstände ihm als Abgeordneten des Ritterstandes auch in dieser Richtung eine belebtere Wirksamkeit eröffneten, worin er auf vier nacheinanderfolgenden Landtagen mit unverdrossener Liebe thätig war, bis er im Laufe des letzten, für welchen er zum Stellvertreter des Landtagsmarschalls ernannt worden war, am 21. März 1831 durch den Tod abgerufen wurde.

So nahe noch der Lebenszeit des Verstorbenen und im noch frischen Eindruck des wohlerworbenen Ansehns und der trefflichen Persönlichkeit desselben, hat es freilich unser Verfasser nicht wohl vermeiden können, den gegebenen Umrissen eine Farbe der Trauer und der Klage mitzutheilen, und die biographische Darstellung an eine lobrednerische streifen zu lassen. Es ist dies ein Erbfehler unsrer Zustände wie unsrer Neigungen, daß wir unsre Helden, Gönner und Freunde, wenn wir öffentlich von ihnen reden, auch gar zu gern nach denjenigen Seiten hin, wo sie es nicht immer vertragen, zu äußerst vollkommenen Wesen emporsteigern. So viele bio-

graphische Arbeiten sind dadurch ganz verdorben und unlesbar. Eine herrschende Stimmung von Gutmüthigkeit und ängstlicher Berücksichtigung will uns immerfort, auch wo wir selbst kaum dazu geneigt sein können, den Versuch des Rechtfertigens, des Entschuldigens, ja sogar, der Wahrheit entgegen, die Pflicht des Verschweigens aufnöthigen. Im gegenwärtigen Falle hat unstreitig, mehr als solche äußerliche Forderung, der wahre Herzensantheil des Verfassers den lobrednischen Anflug bewirkt, der über das Ganze hinzieht. Allein die Wahrheit wird deßhalb auf keine Weise beeinträchtigt. Der Verfasser, bei seiner sichtbaren Zuneigung, erdichtet nichts und verhehlt nichts. Er giebt ein mildes, aber kein falsches Bild, und mit feiner Geschicklichkeit hat er die Züge so geordnet und angedeutet, daß auch diejenigen, welche minder vortheilhaft erscheinen müssen, in ihrer Eigenheit nicht verloren gehn, und daß der aufmerksame, sehenwollende Leser sich nirgends geblendet fühlt, sondern am Schlusse der glänzenden Schilderung doch nur einen gemäßigten, bezeichnungsvollen Eindruck bekommen hat, worin sich alles auf das Richtige und Gehörige zurückgeführt findet.

Wenn der Verfasser gelegentlich einfließen läßt, Graf Dohna habe bei allem unermüdlichen Geistesstreben doch nur historisches Wissen und kein philosophisches erlangt; wenn bemerkt wird, gegen seine Geschäftsführung als Beamten habe man wohl dieses und jenes einwenden gekonnt; wenn ferner angedeutet wird, eigentlich schöpferische Ideen seien ihm nicht zu Gebot gewesen, und er habe stets Vorbilder und Beispiele für sein Handeln nöthig gehabt: so wird es nicht schwer sein, diese Schattirungen überall gehörig einzutragen, und dadurch erst den wahren Ausdruck eines Karakters zu gewinnen, der in den bloßen Lichtseiten nicht einmal Haltung haben würde. So wird uns neben dem Lobe schöner Frömmigkeit auch keineswegs die Thatsache der Vornirtheit vorenthalten, zu welcher diese Richtung sich verirren konnte, indem sie z. B. die Juden von dem Dienste bei der Landwehr ausschließen wollte, weil dieses ein ächtchristliches In-

stitut sei; wobei man nur nicht abzusehn vermag, warum die Linienregimenter denn in Hinsicht des Christenthums weniger empfindlich sein sollten; in diesen aber haben Juden bekanntlich im Befreiungskriege mit ächtem Vaterlandseifer mitgekämpft und zum Theil Offizierstellen und selbst das eiserne Kreuz erworben. Ebenso wenig sind die salbungsvollen, mit Versen aus Paul Gerhard's Liedern geschmückten Vorträge, welche Graf Dohna bei Eröffnung der Landtage zu halten pflegte, und deren einige hier angeführt werden, bei aller guten Meinung, die in ihnen athmet, und die wir in vollem Maße anerkennen, als Proben eines politischen Redetalents aufzustellen, und wenn auch unser Verfasser sie zu rühmen geneigt scheint, so überläßt er doch, indem er die Sache selber mittheilt, sie ihrem eignen Gewicht und giebt dem Sinne jedes Lesers anheim, was er nach eigner Prüfung davon halten könne. Dies ist eine richtige Unpartheilichkeit, und ein solches Verfahren immer empfehlenswerth, als das beste Gegenmittel der Überschätzung, zu welcher die persönliche Vorliebe so leicht hinreißt.

Wir hätten jedoch diese Schattirungen, welche der Verfasser günstig zu vertheilen gewußt, und deren Hervorhebung allerdings etwas Mißliebiges zu haben scheint, hier nicht so ausdrücklich zusammengestellt, sondern lieber ganz unberührt gelassen, bedürfte es nicht für das Nachfolgende einer auch von diesen Seiten ergänzten Anschauung des verdienten Mannes, damit ihm nichts beigelegt werde, was ihm nicht gemäß erscheint, und am wenigsten dann, wenn Andre deßhalb aus dem, was bisher in Aller Augen als ihr rechtmäßiger Besitz gelten konnte, erst verdrängt werden sollen. Es handelt sich nämlich hier um die keineswegs gleichgültige, oder bloß die Ehre der Personen angehende Frage, wer als der Stifter der Landwehr in Preußen zu betrachten sei, der General von Scharnhorst, wie man bisher allgemein für unbestritten hielt, oder, wie hier behauptet wird, der Graf Dohna? Wir werden diesen Gegenstand kürzlich untersuchen.

Bei dem Vordringen der Russen nach Preußen forderte

der Freiherr vom Stein, damals russischer Bevollmächtigter, und mit ihm der General von Yorck, der für Preußen handelte, im Namen des Königs die Bewaffnung des ganzen Landes. „Es kam auf eine Form an," sagt unser Verfasser, „in welcher die Landesbewaffnung vor sich gehen mußte. Da trat

Dohna als Stifter der Landwehr

auf, und der große Gedanke der Volksbewaffnung wurde von ihm für Preußen ins Leben eingeführt. Weil Österreich nicht lange vorher eine Landwehr eingerichtet hatte, so schlug Dohna, immer geneigt, Vorbilder und Beispiele auf sich stark einwirken zu lassen, ohne die Einrichtung der Österreicher genau zu kennen, die Aufstellung einer Landwehr von 30,000 Mann und die Errichtung eines Landsturms als Reserve an Ort und Stelle vor." Man sieht schon aus diesen Worten, daß die Sache bereits von andern Seiten geboten, mit dem Namen Landwehr aber nichts als ein bloßer Name vorgeschlagen war, dem sich gar keine bestimmte Vorstellung verknüpfte. „Es fehlte," wie der Verfasser weiter erzählt, „an der nöthigen Detailkenntniß, wie eine solche Landwehr im Einzelnen zu organisiren, abzutheilen und einzurichten sei, und Dohna zog daher einen zufällig gegenwärtigen Freund, den Oberst von Clausewitz, — ehemals in preußischen und nun in russischen Kriegsdiensten — dabei zu Rathe und arbeitete in Gemeinschaft mit diesem gebildeten und kenntnißreichen Offizier den Landwehrplan vollständig aus, ein Plan, der nachher Vorbild für ganz Deutschland wurde, und durch den die ganze Politik Europas auf einen andern Standpunkt kam." Wir gestehn, daß es nach dem Vorhergehenden uns nicht wenig schwer fallen würde, in der bezeichneten, gemeinschaftlichen Arbeit denjenigen Theil des Planes auszumitteln, den wir dabei vorzugsweise auf Rechnung des Grafen Dohna setzen sollen. Der Plan indeß wurde durch Graf Dohna's jüngeren Bruder in das Hoflager und Hauptquartier nach Breslau überbracht, wo derselbe aber das entsetzlichste Widerstreben fand, und dies gerade bei dem Manne, „von dem

allgemein geglaubt und erst jüngst wieder behauptet worden ist, daß er zuerst die Idee einer allgemeinen Landwehr nach dem Beispiele Österreichs verbreitet habe." Die unterstrichenen Worte sind aus dem Aufsatz über Scharnhorst citirt, der unlängst in Ranke's historisch-politischer Zeitschrift mitgetheilt worden. „Mit dem General Scharnhorst nämlich — fährt der Verfasser fort — hatte Graf Ludwig Dohna wegen des Landwehrplans anfangs die heftigsten Kämpfe zu bestehen. Da vorauszusehen ist, daß Vielen die Behauptung sehr befremdend sein wird, so mag Folgendes zu ihrer Begründung und Rechtfertigung dienen."

Nun soll aus der Bildung und dem Lebenslaufe Scharnhorst's unwahrscheinlich gemacht werden, daß die Idee der Landwehr in ihm habe entstehn können, es wird beigebracht, wie er das Volk und den gemeinen Soldaten früher wenig habe kennen gelernt, wie er dann von letzterm die schlechteste Meinung bekommen und den gemeinen Mann überhaupt nur in seiner Trennung vom Volke, durch allgemeine militärische Form, der Umbildung zum wahren Krieger fähig gehalten habe. Der Verfasser fährt in diesem Sinne dann fort: „Es sprechen allerdings Zeugnisse dafür, daß Scharnhorst schon im Jahre 1808 eine allgemeine Landesbewaffnung im Plane hatte und öfter auch zur Sprache brachte. Er wollte neben dem stehenden Heere zur Vertheidigung des Vaterlandes noch eine Reserve errichten, wie er es auch selbst nannte." Er habe jedoch, heißt es ferner, unter der allgemeinen Volksbewaffnung immer nur ein Zuströmen des Volkes zu den Linientruppen oder jener Reserve verstanden und in diesem Sinne auch dem entworfenen Plan, nach welchem die Provinz Preußen neben der vollständigen Linie noch eine besondere Landwehr zu errichten beschlossen habe, sich anfangs entschieden widersetzt. Daß Scharnhorst also der Sache nicht entgegen war, bekennt der Verfasser selbst, wiefern aber jene Reserve nicht, wohl aber diese Landwehr der Sache entsprochen habe, darüber möchte, so lange nicht beide Plane

vorliegen, schwer zu streiten sein; nur bringen wir in Erinnerung, daß Graf Dohna mit dem Namen Landwehr auch nur ganz allgemein die Sache wollte, aber mit dem aus Österreich vernommenen Worte keine bestimmte Form der Organisation zu verbinden wußte, daß diese erst durch Clausewitz hinzukam, und Scharnhorst also des letztern Vorschläge bekämpft haben müsse. Nun war jedoch Clausewitz, was der Verfasser unbeachtet läßt, Scharnhorst's vertrautester Schüler und Freund, ganz eingeweiht in dessen Ansichten und Entwürfe, und aufs Innigste mit ihm einverstanden. Gerade Clausewitz aber ist es, der, anstatt sich selber die Ehre beizumessen, Scharnhorst für den Stifter der Landwehr erklärt, denn die oben angeführten Worte in Ranke's Zeitschrift, die unser Verfasser bestreitet, sind ja, was er übersehn zu haben scheint, die eigenen Worte von Clausewitz! Dieser bekennt hiedurch genug, daß sein dem Grafen Dohna gegebener Entwurf keinen Anspruch auf etwas Selbsteignes habe machen wollen, sondern im Wesentlichen nach den Ideen Scharnhorst's bearbeitet gewesen sei. Auch eine Verschiedenheit in der Auffassung und Anwendung desselben Grundgedankens, die sich zwischen Clausewitz und Scharnhorst wohl annehmen ließe, würde ersterer, wenn sie der Gegenstand der erwähnten Kämpfe in Breslau gewesen wäre, doch irgendwie angedeutet haben. Er schweigt aber von jenen Kämpfen, die wir doch, den von unserm Verfasser beigebrachten Briefstellen zufolge, nicht bezweifeln dürfen, und wir werden dadurch von selbst auf die Vermuthung geführt, daß der Einspruch, zu welchem Scharnhorst sich bewogen fand, nicht die Grundzüge der militärischen Einrichtung überhaupt, sondern nur deren bestimmte Veranschlagung und Gestaltung in der Provinz Preußen betroffen habe, welches sogar durch die angeführten Briefstellen bestätigt wird. In der That sind wir auch anderweitig längst berichtet, Scharnhorst sei in Betreff der Volksbewaffnung hauptsächlich gegen alles nach seiner Ansicht zu Örtliche und zu Provinzielle aufgetreten, was der Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit der Sache, woran

bei Kriegseinrichtungen soviel ankommt, Störung und Nachtheil gedroht habe.

Ferner wird zur Beantwortung der Frage, ob Scharnhorst je selbst einen Plan zur Errichtung einer Landwehr entworfen und mitgetheilt habe, als angeblich entscheidende Verneinung eine schriftliche Äußerung des Grafen Dohna mitgetheilt, die aber in Wahrheit eine solche Verneinung gar nicht enthält, sondern nur die Versicherung, daß in den Akten des ständischen Ausschusses durchaus kein solcher Plan von Scharnhorst sich vorfinde, und Graf Dohna mit Scharnhorst wohl mehrmals über den Gegenstand gesprochen habe, ihm aber nicht erinnerlich sei, daß er einen schriftlichen Plan darüber in Händen gehabt! Daß in den Akten eine Sache nicht vorkomme, beweist doch wahrlich noch nichts gegen diese, da jene überhaupt nur sehr lückenhafte Zeugnisse für die Geschichte abgeben und oft gerade die wichtigsten Anfänge, Verabredungen und Beschlüsse erst ganz fern von ihrem Ursprunge aufnehmen, wenn sie schon längst, und vielleicht unter ganz andrer Namensvertretung, in die exoterische Bahn eines gewöhnlichen Geschäftslaufes übergegangen sind. Hier aber wird die Berufung dadurch vollends unerheblich, daß nur von Akten eines ständischen Ausschusses der Provinz die Rede ist, mit welchem Scharnhorst gar keine Geschäftsverbindung hatte, und wo sich daher eine Schrift von ihm am wenigsten zu finden braucht.

Nach allem diesen wird wohl niemand mehr versucht sein, den Ruhm, Stifter der preußischen Landwehr heißen zu dürfen, von Scharnhorst auf den Grafen Dohna zu übertragen. Bei Gegenständen solchen Umfangs und solcher Wirkung ist überhaupt das Verdienst des Schaffens nur selten vollständig auf einen Urheber zurückzuführen; der Gedanke, der Entwurf, die Autorität, die That, ja sogar die Wiederaufnahme und die Verbesserung, — alle diese Bestimmungen, die nach den mannigfachsten Verhältnissen sich vertheilen und vereinigen können, bedingen den verschiedenartigsten Antheil, der auch dadurch keinem Einzelnen vermeint

werden soll, daß für die Gemeinschaft so vieler Glieder Ein Haupt erkannt, und auf dieses der dem Ganzen gebührende Ruhm gelegt wird. Der Gedanke einer Volksbewaffnung war schon längst ein Gemeingut aller Welt, als Österreich im Jahre 1809 unter dem Namen Landwehr den ersten Versuch einer Ausführung im Großen machte, die alles Verdienst einer neuen Schöpfung hatte. Was Scharnhorst aber seit 1807 meinte, betrieb und ausführte, möge er es Reserve oder Landwehr genannt haben, im Wesentlichen war es stets dieselbe Sache, war die Einrichtung, welche in Österreich inzwischen gelungen war, welche dann für Preußen im Jahre 1813 mit so eigenthümlicher Energie sich gestaltete und hier in kraftvoller Entwickelung noch fortbesteht. Daß Scharnhorst die Sache erfunden, kann niemanden einfallen zu behaupten, wir wissen sogar zuverlässig, daß der Graf Wilhelm zur Lippe, Scharnhorst's Lehrer im Kriegswesen, alle Formen der Volksbewaffnung scharfsinnig durchdacht und in seinen Handschriften gerade diejenigen aufgestellt und empfohlen hat, die späterhin vorzugsweise in Preußen zur Anwendung gekommen und bewährt geblieben sind. Wir wissen eben so, daß der König selbst die Ideen der Volksbewaffnung frühzeitig gefaßt und ihre Ausführung durchdacht so wie später anbefohlen hat. Darum aber wird Scharnhorst nicht weniger, hinsichtlich der technischen Begründung und Thätigkeit, als Stifter der preußischen Landwehr zu nennen bleiben.

Schließlich aber in Betreff des Grafen Dohna glauben wir, daß er der unzweifelhaften Verdienste und Tugenden als Staatsmann, Bürger und Mensch genug besessen hat, um ihn an dem schönsten Ruhme nichts entbehren zu lassen, wenn ihm auch die Ehre, Urheber der preußischen Landwehr zu sein, nicht erstritten wird, sondern diese nach wie vor Scharnhorst verbleibt, von welchem sie nur auf seinen großen Lehrer zurückstrahlt. Dem Grafen Dohna dagegen wird niemand das auch in solcher Begränzung große Verdienst absprechen, die Volksbewaffnung in seiner Provinz mit Ent-

schlossenheit, Eifer und Ausdauer betrieben zu haben, und an seiner bedeutenden Stelle den Ansprüchen der Zeitumstände und des Vaterlandes nirgends zurückgeblieben zu sein. Werther indeß noch wird er uns, wenn wir ihn in seinem redlichen, reinen und wohlthätigen Privatleben, in seinem gebildeten Umgang, in seiner ländlichen Einsamkeit und häuslichen Umgebung betrachten, wo zu dem vollständigsten Glück ihm nur die Gattin fehlte; diese jedoch blieb ihm versagt, denn eine frühe und treubewahrte Neigung zu einem durch Glauben und schon geknüpftes Eheband ihm hoffnungslos entrückten Frauenzimmer hielt in ihm jeden Wunsch einer andern Verbindung unterdrückt. Unserm Verfasser scheint dieser Umstand nicht bekannt geworden zu sein, sonst würde er solchen, als das einzige Romantische, das diesem übrigens ganz in den Gränzen und der Richtung gegebener Verhältnisse gleichförmig geführten Lebensgange begegnet ist, wohl nicht unerwähnt gelassen haben. —

XXXVI.

Mein Antheil an der Politik. IV. In der Einsamkeit. Stuttgart und Tübingen, 1833. (Auch unter dem Titel: Die Briefe des Freiherrn v. Stein an den Freiherrn v. Gagern, von 1813—1831. Mit Erläuterungen.)

Die Anzeige der früheren Bände dieses Antheils an der Politik brauchte nicht zur Berichterstattung über diesen neuerschienenen zu verpflichten, weder in dem Falle, daß der Stoff und Vortrag in gleichmäßigem Gewebe mit dem bisherigen fortgingen, indem dieses bereits zu völliger Genüge besprochen worden, noch in dem andern, daß darin etwas

in Form und Gehalt Neues anhübe, denn alsdann ließe sich auch die Anzeige um so eher als eine ganz neue behandeln. Allein Herr von Gagern besitzt das Talent, seine Eigenthümlichkeit als einen reichlichen und wohlhaftenden Guß auf die mannigfachsten Gegenstände dergestalt auszuschütten, daß auch die ihm fremdesten Stoffe darin ihm angeeignet erscheinen, und man daher in allem, was er darbietet, nur immer die wahre Fortsetzung dessen finden muß, was er schon gegeben hat, und so ist ihm diesmal gelungen, mit den Briefen eines Andern, der ihm in allem Betracht durchaus unähnlich ist, dennoch den vollen Eindruck eines Gagern'schen Werkes hervorzubringen. Und so begründet sich uns in den entgegengesetzten Annahmen, bei welchen wir uns jeder Pflicht dürften überhoben glauben, nun sogar ein frischer Reiz, die Anzeige eines Buches zu übernehmen, an das uns die Eigenschaften, die getrennt uns davon ablösen würden, im Verein aufs Neue fesseln; gerade daß dasselbe so ganz im alten Gange, und daß es dabei doch so ganz neuer Art ist, dient uns nun zur Aufforderung.

Wir empfangen hier eine Sammlung von 135 Briefen, welche der Freiherr vom Stein in dem Zeitraum von 1813 bis 1831 an Hrn. von Gagern geschrieben hat. Die Briefe des Hrn. von Gagern fehlen, bis auf wenige, deren Abschrift noch vorhanden war, indem die Urschriften sich in dem Stein'schen Nachlasse nicht mehr fanden, woraus wir den Schluß ziehen dürfen, daß Hr. vom Stein, wenn er Hrn. von Gagern überlebt hätte, dessen Briefe nicht würde herausgegeben haben. Hr. von Gagern hat aber den Verlust zu ersetzen gesucht, indem er überall die nöthigen Erläuterungen eingeschaltet und die Fugen so glücklich ausgefüllt hat, daß die verbundenen Werkstücke selbst nun im Glanz und der Färbung dieses Kittes ein ganz neues Ansehn tragen. Das Ganze wird uns als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit übergeben und wird als solcher, da auch sowohl der bürgerliche als der litterarische Karakter des Herausgebers für die gewissenhafteste Authenticität bürgt, den Geschichtforscher ja

denfalls anziehen. Auch mag die Arbeit, aus einem so bedeutenden Manne, wie Stein war, eine Reihe solcher Äußerungen und Urtheile schriftlich hervorzuspinnen, und ganz insbesondre die öffentliche Schaulegung dieses Gespinnstes, noch immerhin als ein Antheil an der Politik gelten können, so wenig sonst diese Bezeichnung für das Buch überhaupt uns eine glücklich gewählte hat scheinen wollen.

Wiefern aber diese ganze Politik, die theils in den Briefen selbst liegt, theils durch die That der Herausgabe sich entfaltet, schon als dem Gebiete der Geschichte angehörig zu betrachten sei, das müssen wir als eine Frage über die Gränzen beider Gebiete etwas näher in Betracht nehmen.

Diese Gränzen richtig zu bestimmen, hat oft große Schwierigkeit. In den meisten Fällen wird die Geschichte dabei auf die ungerechteste Weise zurückgedrängt und ihr dasjenige schnöde vorenthalten, worauf sie den gegründetsten Anspruch hat. Hr. von Gagern, der als Historiker diese Unbill gewiß oft wahrgenommen und schmerzlich getragen hat, dachte vielleicht dies Unrecht dadurch einigermaßen auszugleichen, daß er als Politiker sich selbst opferte und die Geschichte einmal ihrerseits auf außerordentliche Art begünstigte, indem er deren Gränzen weit hinein in das anerkannte Gebiet der Politik, oder vielmehr mitten in die lebende Gegenwart rückte, denn der Ausdruck Politik hat hier, wo neben wirklichen Staatsverhältnissen auch eben so sehr privatpersönliche Beziehungen verhandelt werden, und die Sache nicht selten auf gewöhnlichen Klatsch hinausläuft, eine viel zu löbliche Bestimmtheit. Das unterscheidet aber wesentlich die Geschichte von dem Tagesleben, daß dieses unvermeidlich und unerläßlich auf tausend kleine Vorgänge und Mittheilungen einen vorübergehenden Werth zu legen hat, gerade weil der Tag noch nicht wissen kann, welche von seinen tausend Einzelheiten Leben und Bedeutung gewinnen wird, jene hingegen dies schon mit Gewißheit unterschieden hat oder zu unterscheiden glaubt und daher das Unbedeutende als unnützen Klatsch fallen läßt, das Bedeutende dagegen an seiner gebührenden

Stelle zu bewahren weiß. Das Tagesleben ergreift jedes Ärgerniß, hascht jeden bösen Tadel auf, ergötzt sich an jedem Widerspruche gegen Macht und Ansehn, im Gebiete der Geistesbildung wie in dem des Staates, und ihm erscheint oft schon das bloße Streben in dieser Richtung als Muth, als Witz und Überlegenheit. Die Geschichte sieht dies alles ganz anders an, und sie verwirft in ihrem Ernste nicht selten ganz und gar, was die Leichtfertigkeit des Tages huldigend verehrte.

Der Versuch des Hrn. von Gagern, für die Geschichte gewaltsam in Besitz zu nehmen, was ihr offenbar noch nicht gehört, ist um so gewagter, als er sich zu dieser Invasion diesmal einer Heeresmacht bedient, die durch ihren besondern Karakter und ihre Benehmensweise gar nicht geeignet ist, die überfallene Tageswelt mit dem Unternehmen auszusöhnen. Bei den frühern Bestrebungen dieser Art gebrauchte er vorzugsweise sich selbst, und das gemäßigte, wohlwollende, nur dann und wann etwas anmaßliche und scharfe, jedoch gleich wieder gedämpfte und zu freundlichem Wort und Händedruck einlenkende Betragen des deutschen Landsmannes machte diese Einquartierung ganz erträglich; man erhob einige Klagen, auch wir hatten gegründeten Anlaß zu mancher Rüge, allein im Ganzen ließ man es gut sein, und fand man sich in das Verhältniß, das nach und nach von selbst wieder sich löste. Aber welch ein Unterschied jetzt! Nicht mehr Hr. von Gagern ist es, der zu diesem Kriegszuge sich hergiebt, sondern der Freiherr vom Stein wird dazu gebraucht! Da nimmt alles ein ganz andres Gesicht an! Der Abstich der Soldaten Alba's gegen die muntern Niederländer im Egmont ist nicht greller ausgedrückt. Der Freiherr vom Stein ist bekannt als ein Mann, der die heftigsten Abneigungen hat, die schärfsten Urtheile fällt und sie ohne Rücksicht und Schonung ausspricht. Wird man diesen geharnischten Mann, der im Namen der Geschichte voreilig auf den Markt der Tagesgeschäfte und in das Innre der Häuser dringt, um die unwillkommensten Aussprüche jedem als Wahrheit aufzunöthigen,

wird man diese trotzige Erscheinung ruhig hinnehmen und dulden?

Betrachten wir den Inhalt dieser Briefe näher, so müssen wir den Karakter der größten Vertraulichkeit darin erkennen. Der Freiherr vom Stein, der niemals sehr schreibselig, wiewohl manchmal doch es zur höchsten Unzeit war, scheint durch die mündliche und schriftliche Beredsamkeit des Hrn. von Gagern, die er mehrmals rühmend anerkennt, ganz wider seine sonstige Art in diesen brieflichen Verkehr hineingezaubert worden zu sein, der, einmal versucht, als eine behagliche Gewohnheit sich eben so leicht einnistete als andre ähnliche, wodurch ehrenwerthe Männer, nach vollbrachten oder aufgegebenen Geschäften, ihre Mußestunden zu verkürzen pflegen. In der That, nicht selten hat es ganz das Ansehn, als sei der edle Freiherr gedrängt gewesen, sich aller Galle und sonstigen störenden Säfte nach dieser Seite hin so rasch und kurz als möglich zu entledigen, wobei er um so sorgloser zu Werke ging, als er gewiß nie ahndete, daß seine derartigen Secreta jemals Publica werden könnten. Daß hier mitunter üble und auch giftige Dünste aufsteigen, ist bemerkbar genug. Wir überlassen es dem Herausgeber, wie er die Entbindung dieser Gasarten verantworten wolle, besonders in einer Zeit, wo wegen allgemeiner Krankheitsanlagen eine so besondre und wachsame Sorgfalt besteht, die Aushauchung solcher Stoffe in den Luftkreis des allgemeinen Athmens zu verhüten. Wir unsrerseits, in der Litteratur, sind weniger von dergleichen belästigt, wir analysiren und neutralisiren es durch Betrachtung und ziehen davon am Ende noch immer Vortheil genug.

Die Briefe sind einmal da, und es fragt sich nur, welche Stelle wir ihnen unter den Quellen der Geschichte unsrer Zeit werden anweisen müssen. Sie sind aus einem Zeitabschnitte, der viele Jahre umfaßt und an Ereignissen und Veränderungen mit den reichsten Geschichtsepochen wetteifern kann. Sie rühren von einem Manne her, der mitten in den Begebenheiten lebte, in ihren Zusammenhang tief ein-

geweiht war und vieles darin durch unmittelbare Thätigkeit und überwiegenden Einfluß persönlich bewirkte und leitete. So manche Entwickelung der damaligen Dinge liegt noch in Dunkel gehüllt, so vielfache Beziehungen sind wenigstens den Augen der Menge noch verborgen, und gerade die Kenntniß unsrer vaterländischen Angelegenheiten ermangelt noch der wichtigsten Aufschlüsse. Es ist keine Frage, daß wir, wenn Stein von diesen Sachen redet, der willkommensten Mittheilungen gewärtig sein dürfen. Um so unangenehmer muß es auffallen, sich in dieser Erwartung völlig getäuscht zu finden. In Betreff der besondern Thatsachen und allgemeinen Verhältnisse hat die Geschichte hier wenig oder nichts zu schöpfen; es kommt nur das schon Bekannte vor, in einer Kürze, die den Gebrauch fast aufhebt und höchstens eine Bestätigung anderer Quellen abgiebt. Das Meiste ist persönliche Ansicht, Meinung, die vom Tage bewegt wird, ohne auf den tiefern Zusammenhang dieser Bewegung einzugehn.

Jedoch, außer diesen allgemeinen Geschichtsinteressen, verbindet sich den Mittheilungen des Freiherrn vom Stein das Interesse seiner eignen Persönlichkeit, das gerade bei diesem Manne, bei der unbestreitbaren Wichtigkeit seines Einflusses, zu den bedeutendsten unsrer Zeit gehört. Wenn wir durch seine hier mitgetheilten Briefe die Eigenthümlichkeit seines Wesens in bestimmteren Zügen, in reicherem Umfange, von mehreren Seiten kennen lernen, als dies bisher der Fall sein konnte, so wird auch das als ein unschätzbarer Gewinn anzunehmen sein. Zu unsrem größten Bedauern müssen wir aber auch diese Ausbeute für unverhältnißmäßig gering erklären. Wir glauben mit allem Rechte behaupten zu dürfen, daß für den großen Kreis von Zeitgenossen, welche den trefflichen Mann persönlich gekannt haben, durch alle diese Briefe keine einzige neue Seite in ihm aufgedeckt, und kaum irgend ein neuer Zug angedeutet wird. Wir finden überall nur Beleg und Bestätigung des schon Bekannten. Ja selbst denjenigen Lesern, welche den Freiherrn vom Stein erst durch dieses Buch wollen kennen lernen, wird aus allen diesen

vielfachen Einzelheiten nur ein höchst unvollständiges, abgeschwächtes und verkümmertes Bild erstehn können.

Dieses dürftige Ergebniß, welches mit dem hohen Werthe, den auch wir dem Manne unbedingt zugestehn, in so auffallendem Mißverhältnisse zu stehn scheint, läßt sich gleichwohl aus der Eigenthümlichkeit dieses hohen Werthes, der eben von diesen brieflichen Zeugnissen ganz unabhängig ist und von ihnen gar nicht bestätigt zu werden braucht, als ganz natürlich nachweisen.

Der Freiherr vom Stein war, obwohl des Redens und Schreibens für weltlichen Gebrauch und auch sogar in gelehrter Weise kundig und fähig genug, doch weder ein Schreiber noch ein Redner in dem Sinne, wie das Wort zur Bezeichnung eines Talents gebraucht wird. Seine Gaben waren nicht in dieser Richtung gestellt, sondern in ganz entgegengesetzter. Er war der Mann der That, ein großer Karakter, ein dreister, hartnäckiger Kämpfer, begabt mit Kräften des Gemüths, des rechtschaffenen, unbiegsamen, rücksichtlosen Willens, des leidenschaftlichen Eifers, gemacht um andre Gemüther zu durchdringen und fortzureißen, um fremde Talente zu beseelen und zu leiten. Mit Einem Wort, er war ein Held; ein Held im größten Sinne; eine Art Blücher im Civilstande. Dies ist seine Größe, und in dieser muß ihn aufsuchen und betrachten, wer ihn kennen und schätzen will; von diesen Eigenschaften und dieser Größe kann jedoch nur sein unmittelbares Wirken ein vollständiges Zeugniß geben, das Anschauen seines Auftretens, seines Dastehens inmitten der Ereignisse selbst; nicht aber, nachdem die Begebenheiten abgelaufen, das Getümmel vorüber, er selbst aus aller Thätigkeit zurückgetreten, können die kleinen Äußerungen eines täglichen, zufälligen, meist mißmuthigen und unbefriedigten Sinnens und Treibens als ein Maßstab seines Werthes gelten, und es hieße dem großen Manne das härteste Unrecht anthun, wenn man seine Größe nach jenen untergeordneten Beziehungen messen wollte.

Freilich werden auch in den Verhältnissen des Privat-

lebens und in den Mittheilungen der Rede und der Schrift die schönen und großen Eigenschaften, welche seinen bleibenden Ruhm begründet haben, nicht untergehn können, sie werden auch in den geringeren Bahnen, welche ihnen die veränderte Stellung zur Welt noch übrig läßt, mit ihrem reinen und klaren Schimmer leuchten, und so sehn wir in der That auch in diesen Briefen die freie Selbstständigkeit, die muthige Wahrheitsliebe, die tüchtige Strenge, welche den ritterlichen Staatsmann in ihm auszeichnen, zugleich mit der biedern Traulichkeit und der freundlichen Scherzlust, die er dem geselligen Leben darbringt, und mit dem frommen Sinn und der redlichen Zuneigung, die er dem höchsten Heil und dem Gemeinwohl widmet. Von allen diesen Eigenschaften finden sich lebendige Züge mehr oder minder zahlreich ausgedrückt, und die Anschauung derselben thut auch dem Auge wohl, welches sie nicht zum erstenmal erblickt, sondern als längstbekannte in der Wiederholung begrüßt.

Allein nicht minder als diese willkommenen Züge erscheinen auch andre, welche die heftige Leidenschaftlichkeit des Mannes, seine bis zur Übereilung gehende Raschheit, seine rücksichtlose und verletzende Derbheit ausdrücken, und zwar ohne den höheren Beruf und Schwung, welche im Gedränge des Kampfes und der Thaten den Überschuß jener Kraftäußerungen wieder tilgten oder vergessen machten. Wir gestehn, daß uns durch die Veröffentlichung der vorliegenden Briefe das Bild des Freiherrn vom Stein in dieser Beziehung mehr zu verlieren, als in der früheren zu gewinnen scheint.

Ganz unläugbar wird hier auch die Abwesenheit mancher Eigenschaft, welche diesem großen Karakter, bei so starker Begabung mit andern, dennoch mangeln konnte, auf eine Weise bemerklich, die vorzüglich dadurch unangenehm und ungünstig wird, daß, wie schon erwähnt, in solchen eignen Schriftlichkeiten gerade das Mangelnde am meisten zu wünschen wäre, hingegen der überreiche Ersatz, den das emporragende Verdienst der That und die imponirende Macht

der Persönlichkeit darbieten konnte, der Natur der Sache nach gar keine Darstellung findet, die auf diesem Gebiete nur möglich wäre mit Hülfe jener Eigenschaften, die gerade mangeln. Schon vor mehr als zwanzig Jahren, in Prag, war bei näherem Umgang mit dem trefflichen Manne uns sehr auffallend, wie derselbe zwar eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes habe und eine große Masse von verschiedenartigen Stoffen leicht und rasch bewege, daß aber sein Gesichtskreis dabei nicht ausgedehnt, und abstraktes und tiefes Denken ihm versagt sei. Durch die Einflüsse der Zeit und der Umstände hat der Grund dieser Wahrnehmung nur zunehmen, und sie selbst sich bei jeder Gelegenheit bestätigen müssen, ohne daß dies einer begeisterten Zustimmung Eintrag thun konnte, welche für die edle, erfrischende, man möchte sagen gemüthstärkende Persönlichkeit des Mannes durch seine Gegenwart jedesmal erweckt wurde. Dem Leser der vorliegenden Briefe, denen der Eindruck jener Gegenwart nicht mitzugeben war, fällt es daher nur verdrießlich auf, wie wenig Geist im Ganzen darin herrscht, wie wenig neue Ideen darin vorkommen, wie wenig den alten neues Gepräge gegeben wird. Hr. von Gagern, der sich dem politischen Doktor Luther der Deutschen, wie er seinen Helden bezeichnet, bescheiden als mitgehender Melanchthon anmeldet, ist ihm an Umfang und Gewandtheit des Geistes unendlich überlegen, und der geschickte Philippus weiß den ehrlichen Martinus vermittelst dieser Gaben sogar in einer fortwährenden huldigenden Beugung zu erhalten, die sonst eben nicht dessen Sache zu sein pflegte.

Wir werden aber durch das Lesen dieser Briefe zu noch andern Ergebnissen gedrängt, die für denjenigen, der sie nicht an ihren Ort und in den Schatten der leuchtenden Eigenschaften zu stellen weiß, das Bild des Mannes noch unangenehmer stören. Wer dieses unergiebige, fast nur auf thatsächliche Einzelheiten gerichtete, ohne größere Ansichten und selbst ohne ein bestimmtes praktisches Ziel geführte, in seinem müßigen Eifer und kurzen Absprechen oft ganz all-

tägliche Politisiren betrachtet, der muß fast in Zweifel gerathen, ob denn die eigentliche Staatskunst jemals das rechte Gebiet unsres Helden habe sein können? Diejenige Staatskunst freilich entschieden nicht, die in gegebener Ordnung mit festem Blick und ruhigem Maß ein Ganzes in sichrer Bahn hält und fördert, diejenige nicht, welche im Gewirre der mannigfachsten, unaufhörlich lebensthätigen Interessen mit stiller Klugheit und Folgerichtigkeit die wesentlichen Zwecke immerfort auszuscheiden und zu verfolgen weiß, diejenige am wenigsten, welche unter den gebotenen Rücksichten auf bestehende Machtverhältnisse vermittelst des zarten Werkzeuges der Diplomatik zu handeln hat! Wäre kein andres Maß für den politischen Werth des Freiherrn vom Stein vorhanden als dieses, so stünde die Sache, nach dem Eindruck, welchen diese Briefe geben, gar übel für ihn. Wir sehn deutlich, daß, in diesem Schwanken zwischen Aristokratie und Demokratie, bei diesem hastigen Partheinehmen für oder gegen dargebotenes Einzelne, mit dieser nach wechselnden Anlässen gefaßten heftigen Vorliebe und Abneigung, eine feste und dauernde Staatsleitung im Frieden von der Hand des Freiherrn vom Stein niemals zu erwarten gewesen wäre, und daß seine Wirksamkeit am deutschen Bundestage, hätte er seinem Wunsche gemäß sie erlangt, entweder keine Dauer gehabt, oder doch gar nichts in dem Gange verändert haben würde, den er als Draußenstehender so scharf und bitter tadelt. Wir wollen aber zum Ersatz dessen, was diese Briefe verneinen, um so stärker und dankbarer seines eigenthümlichen und wo nicht größeren, doch gewiß seltneren Berufs eingedenk bleiben, daß er nämlich ein Staatsmann für den Krieg war, ein Kämpfer im Sturme, und daß er da geleistet hat, was kein Andrer gleich ihm zu leisten vermochte.

Er ist hier durchaus mit Blücher zusammenzustellen, der ein Heer gegen den Feind mit kräftigster Wirksamkeit zu gebrauchen verstand, aber dasselbe im Frieden zu regeln und zu verwalten nicht hätte unternehmen dürfen. Allerdings findet ein Held dieser Art nach beendigten Feldzügen sich in

mißbehaglicher Stellung gegen die Welt, und diese vermag ihm selten einen Gegenstand anzuweisen, der die Lücken seiner Thätigkeit und Bedeutung ausfüllt. Unzufriedenheit und Erbitterung pflegen dann sich einzufinden, und diesem Schicksal hat auch der Freiherr vom Stein nicht entgehn können. Das Meiste seines harten Tadels, dem in einzelnen Fällen frühere ganz entgegengesetzte Urtheile zur Seite zu stellen wären, ist offenbar nur die Wirkung dieses fortwährend gefühlten Verhältnisses, wie aus demselben auch wieder manche gunstvolle Befangenheit sich erklärt so wie der unverhältnißmäßige Eifer, womit die persönliche Angelegenheit gegen die Memoiren Bourrienne's betrieben wird, welche sogar zu peinlichen Schritten führt, die in Zeiten des vollen Gefühls der Kraft und des Selbstgenügens wohl sicher unterblieben wären.

Die Urtheile des Freiherrn vom Stein über Sachen und Personen sind nicht gleichgültig, sofern sie an und für sich eine gewisse nachdrückliche Bündigkeit haben, und das Ansehn eines allgemein verehrten Namens sie begleitet; in Deutschland werden sie oft wiederhallen, und an den bösen die Schadenfreude sich trefflich laben. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß diese Wirkung durchaus nicht in der Absicht des Urhebers lag, der seine üble Laune nur in den Busen des verschwiegenen Freundes auszuwerfen glaubte. Gerade weil aber diese flüchtigen Urtheile in ihrer jetzigen Öffentlichkeit sich zu einer Bedeutung erhoben sehn, die ursprünglich nicht gemeint sein konnte, müssen wir um so mehr bedacht sein, uns den schwachen und oft ganz unhaltbaren Boden dieser Urtheile gegenwärtig zu erhalten. Zwar wo Stein anerkennt und lobt, insonderheit wenn es lebende Personen betrifft, da ist er meist im Recht, und fast immer liegt etwas Tüchtiges und Ächtes zum Grunde, das auf ihn eingewirkt und seinen Wahrheitssinn angesprochen hat; wo er aber tadelt, folgt er nicht selten der leidenschaftlichsten Befangenheit, die sich bis zur wahren Gehässigkeit versteigen kann. Die heftigen Äußerungen gegen den Fürsten von Hardenberg z. B. sind von der Art, daß sie durch übertriebene

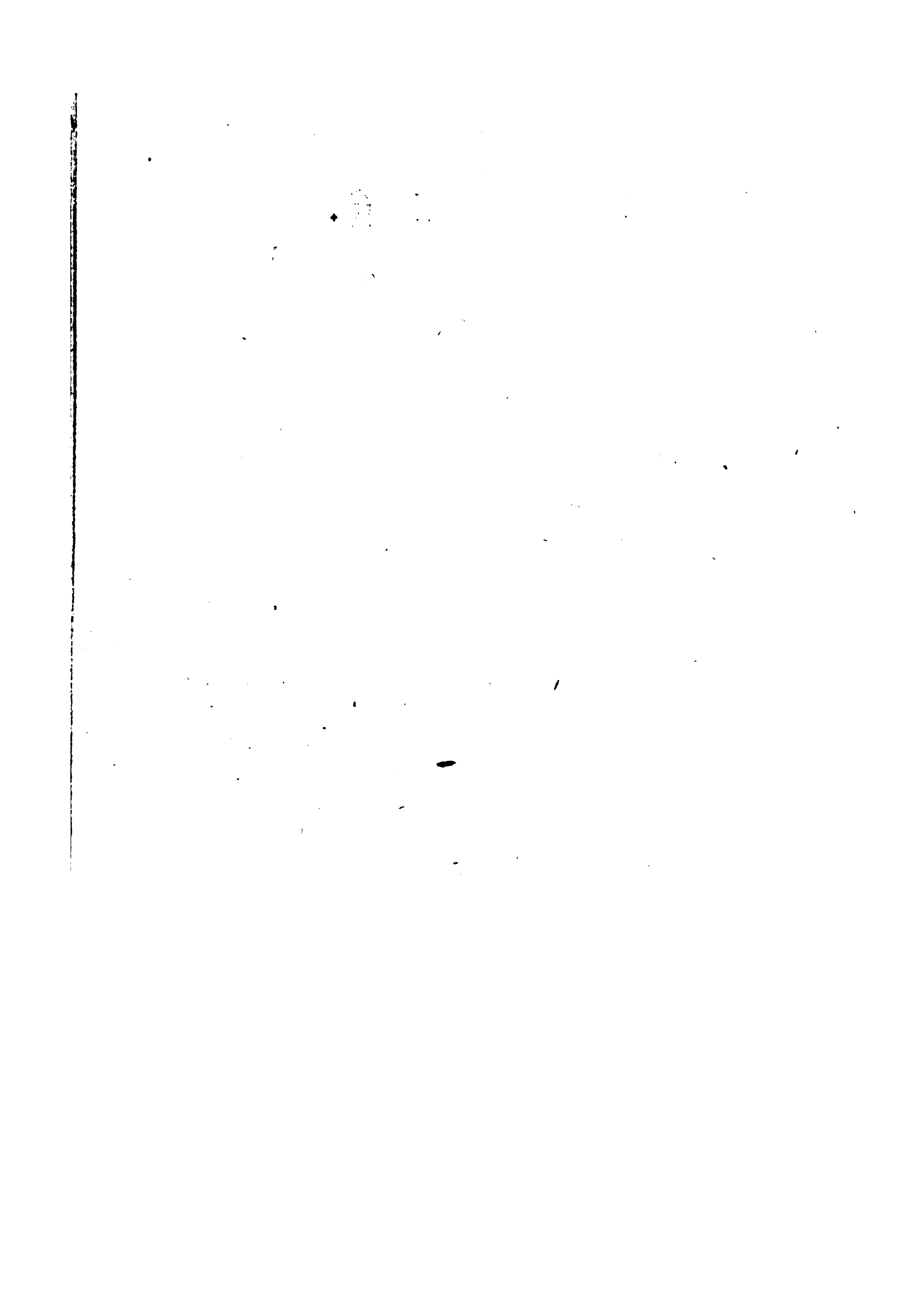
Angabe von Mängeln und gänzliches Verschweigen der Vorzüge so durchaus ungerecht werden, als es gegen den Freiherrn vom Stein ungerecht sein würde, in ihm nur den Verfasser dieser Briefe und gar nichts andres zu sehn. Bei dieser Gelegenheit können wir insbesondre versichern, daß der Freiherr vom Stein, der hier, nach vieler Jahre Verlauf, den Fürsten von Hardenberg in Paris einer strafbaren Vernachlässigung des preußischen Interesses beschuldigt, in jener Zeit selbst, und noch nachher beim Kongresse von Wien, eine solche Meinung gar nicht hatte, sondern mit dem Staatskanzler die engste politische Freundschaft hielt, so daß gewiß kein Zeugniß aufzufinden ist, welches den obigen Vorwurf als schon damals gedacht beurkunden könnte.

Der Freiherr vom Stein war bekanntlich ein Mann von großen und mannigfachen Kenntnissen. Er hatte eine gelehrte Bildung erhalten und beschäftigte sich unausgesetzt mit Wissenschaft und Litteratur. Sein thätiger und erfolgreicher Eifer für die Herausgabe deutscher Geschichtsquellen steht in verdientem Ruhme. Für Geschichte, Staatsrecht, sittliches, bürgerliches und gewerbliches Fortschreiten der Völker war sein Antheil weit über die Gränzen des deutschen Vaterlandes hinaus angeregt und lebhaft. Manche seiner Äußerungen in dieser Hinsicht flößen für den Menschenfreund die innigste Achtung ein. Aber auch in diesem Betreff zeigen uns diese Briefe wieder vorzugsweise das Ungünstige. Zwei Gebiete der Geistesbildung gingen ihm völlig ab, Philosophie und Ästhetik, und von diesem Mangel sind seine litterarischen Urtheile, welche in diesen Briefen vorkommen, durch und durch behaftet. Wo er von Geisteserzeugnissen spricht, kann sein Wort gar nicht gerechnet werden, es sind immer nur gewisse Richtungen und Umstände, die ihm gerade zusagen oder zuwider sind, und die sein Lob oder seinen Tadel bestimmen; sein Urtheil über die Geschichte der französischen Revolution von Montgaillard, die er ganz vortrefflich nennt, da doch an dem ganzen Buche hauptsächlich nur die bittre Tadelsucht seines Verfassers bemerkbar ist, mag statt

aller andern Beispiele diesen Mangel an Kritik hinlänglich belegen.

Wenn also, nach allem Gesagten, weder für die Geschichte überhaupt, noch für die Karakteristik des Freiherrn vom Stein, und am wenigsten für dessen vollständige und gerechte Würdigung, aus der Mittheilung dieser Briefe, — dieses Antheils zweier ausruhenden Staatsmänner an der nimmerruhenden Politik —, eine ergiebige Ausbeute hervorgeht, welche zur Rechtfertigung einer so eiligen, in der Sphäre, welcher beide Männer angehören, bisher wenigstens ungewöhnlichen Herausgabe hinreichte: so müssen wir diese selbst, sofern sie um der Geschichtskunde willen geschehn sein will, als einen Irrthum bezeichnen und das Buch, einer solchen Autorität, wie sie allerdings die Zwecke der Geschichtschreibung mit sich führen, entkleidet, dem Tumulte der Tageswelt überlassen, in welche es sich hinausgewagt, und wo Verletzung und Ärgerniß wohl einen Augenblick zur schadenfrohen Unterhaltung dienen, aber schwerlich von irgend einer Seite ernstlich gebilligt und vertreten werden. —

Nachtrag.



1.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Erster Theil. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. **Tübingen, 1811.**

Wer nur hin und wieder etwas von Goethe's Leben und Art gehört hatte, der mußte wohl sonderbar überrascht werden, als es hieß: Goethe schreibe sein Leben, eine Arbeit, die schon in der Nachrede zur Farbenlehre bestimmt angedeutet wurde. Man vermuthete nicht ohne Grund eine große Zurückhaltung, und der Zusatz auf dem Titel schien sogar das Recht in Anspruch zu nehmen, an die Stelle des wirklichen Lebens, so oft es bequem dünkte, ein solches zu setzen, das einer großen Einbildungskraft als möglich erscheinen mochte.

Nun sehn wir mit freudigem Erstaunen, welchem die tiefste Rührung zur Seite geht, den weisen Dichter mit unschuldigem Sinn seine eigenste, wahrste Geschichte, ja sich selbst mit allem Innern, ohne Rückhalt einem Publikum hingeben, das er bisher nicht sehr zu achten schien, in welchem er zwar die lauteste Verehrung gefunden, das aber auch oft mit bösem Willen und stumpfer Einsicht ihm entgegen war. Der dreiundsechzigjährige Dichter, als ein Fürst der deutschen Sänger weit und breit erkannt, belastet mit der Verehrung zweier Jahrhunderte, von Kaisern und Königen mit Ordenszeichen beschenkt, Excellenz und Minister, der sich von jeher

darin gefiel, sich von dem Pöbel jeder Art abzusondern, der geht jetzt aus einem innern Drang anspruchlos in das beschränkte Dasein der Kindheit zurück, verweilt, von uns allen gesehn, aufs Neue in den dürftigen Kreisen der Jugend und enthüllt mit liebevoller Unbefangenheit die Wege, auf welchen er das geworden, was er zu unserer Freude jetzt ist.

Die Ursachen, die er selbst in der Vorrede für sein Beginnen angiebt, können wir, so schön sie gesagt sind, für unnöthig halten; es ist genug, daß es ihm so gefiel, und sein Talent, bisher so glücklich im Dichten der Wahrheit, braucht keine Entschuldigung, wenn es einen Gegenstand wählte, dessen Behandlung gewissermaßen ein Bewahrheiten der Dichtung heißen kann. Diese Vorrede abgerechnet, die etwas gezwungen scheint durch den doch wohl nur vorgeblichen Brief eines Freundes, der wie Goethe schreibt, ist das ganze Buch so rein, so klar, so frei und heiter, daß es alle Beziehungen auf die Leser wieder verliert, weder um ihren Beifall buhlt, noch selbstgefällig lächelt; wie durch einen göttlichen Geist ist ihm jede irdische Befangenheit von der Stirn gehaucht. Da es so ist, so bleibt wohl unausgemacht, ob Goethe's Beginnen eine Freundlichkeit zu dem Publikum sei, oder eine neue Verachtung, der es nur nicht der Mühe werth dünkte, um der elenden Menschen willen einem süßen Triebe, den er in sich fühlte, nicht zu willfahren. Doch wir wollen nicht auf einem Gegenstande verweilen, den Goethe selbst in dem Buche sanft und versöhnend berührt.

Die einfache, stille Weise, in welcher hier erzählt wird, mag den Unverständigen, die auf Prunk und Glanz des Genies gefaßt waren, ein allzuwohlfeiles Fest dünken, wozu dies Buch uns einladet. Sie ahnden nicht, daß alle Reichthümer der Welt, alle Kunst des Dichters und alle Weisheit des Zeitalters hier in dem bescheidenen Gewande gegenwärtig sind. Wo fände sich, wie hier, ein Abbild des wahren, bestimmten Lebens einer großen Zeit, eines ganzen Geschlechts, der Zustände einer Stadt, eines Hauses, das Wirken und Regen menschlicher Kräfte, das innere Heiligthum einer ahn-

dungsvollen Seele so lebendig, wahr und groß aufgefaßt, so besonnen als ein Glied der Geschichte dargestellt? Wie der siebenjährige Krieg und Friedrich der Große hier auf eine Familie, auf eine Reichsstadt wirken, nur aus der Ferne zwar, aber dennoch heftig und bedeutend, wie der preußische Gesandte späterhin bei der Kaiserkrönung erscheint, und hundert andre Züge dieser Art — ist dies alles nicht erschöpfender für die Kenntniß der damaligen Zeit als tausend weitläufige Bücher, die nur davon handeln und dennoch keinen freien Blick in das Wesen der Geschichte zulassen? Die Gärten um Frankfurt, die Häuser in der Stadt, der Bau, die Einquartierung, das französische Theater, alles ist hier ein Glied in dem großen Lebenskörper eines ganzen Geschlechts, und an jenen Gegenständen werden die Triebfedern und Werkzeuge des Lebens sichtbar. Wie das Leben selbst, so kräftig und lauter ist das Buch auf jedem Punkte, und daher wird es auch vielen Leuten, wie das Leben, armselig und unbedeutend dünken. Man denkt vielleicht an Rousseau, an Stilling, von denen der erstere seine gespannte Natur mit Beredsamkeit, der andre seine weichliche mit dichterischem Zusatz behandelt hat, und tadelt an Goethe, von dem man zugestehn muß, daß er beides gekonnt hätte, vielleicht die schlichte, einfache Wahrhaftigkeit am meisten, die gerade sein höchster Triumph ist. Er übernimmt sich nie in einem Stoffe; die Behandlung ist diesem stets gemäß; die Hand, die den Faust und Egmont schuf, den Tasso und Iphigenie bildete, die führt mit anmuthiger Leichtigkeit jetzt den Knaben in das Leben hinauf. Und doch, wie bedeutend, wie inhaltschwer ist jeder Satz! wie tiefsinnig und weise jede Betrachtung! Maß und Ordnung sind überall die Anzeiger, wie hoch und übersehend der Dichter über seinem Werke stehe, und wie herrlich die ganze Kraft der Jugend in dem lebensreichen Manne sich als Geist wiedergeboren hat.

Wenn diese Wahrhaftigkeit im Allgemeinen uns so rein entgegenleuchtet, so können wir nicht begreifen, wie man der Überzeugung nur entgehn kann, daß auch das Persönliche

eben so treu, eben so wahr erzählt sei, als die größern Umgebungen der Welt geschildert worden. Wir verschmähen die hundertfältigen Bestätigungen und Zeugnisse, die Mitwissende dem Dichter zur Beglaubigung der erzählten Thatsachen geben mögen, und halten uns an die inneren Kennzeichen der Wahrheit. Sie kann nicht Folge einer vorsätzlichen Gewissenhaftigkeit sein, es fehlt jene Ängstlichkeit, die jede Wahrheit, sobald sie Vorhaben ist, begleitet; der freie, edle Trieb der Natur hat es so geschaffen.

Dieser erste Theil umfaßt in fünf Büchern den Zeitraum von der frühesten Kindheit bis in das erste Jünglingsalter, die erste Entwickelung so mannigfacher Kräfte und Anlagen steht offen vor uns, und wir können nicht läugnen, daß schon der entschiedenste Karakter sich zeigt, der überhaupt bei den meisten Menschen früher bestimmt wird, als man gewöhnlich glaubt. In der Geschichte der ersten Kindheit, deren weniger Stoff, der vorhanden war, durch keine rednerische Fülle erweitert worden, sind bewunderungswürdige Züge, deren edle Einfalt den gemeinen Leser täuscht, sie für gewöhnliche zu halten, aber den Eingeweihten zur Entzückung hinreißt. Wir rechnen dahin, um nur Eines zu nennen, die schöne Weise, wie Goethe von seinen frühverstorbenen Geschwistern spricht und eines lieblichen Mädchens erwähnt, „das aber auch bald wieder verschwand“, ein Ausdruck, dessen Fülle mannigfacher Anschauung hier unendlich bedeutend ist, man sieht darin den ganzen Zustand der wundervollen Ungewißheit des Kindes, dem die Schwester erschien, es wußte nicht woher, und das die geliebte Erscheinung an seiner Seite wieder vermißt, ohne zu wissen, wo sie geblieben war.

Die wohlgegründete Sicherheit einer wohlhabenden und geehrten Familie, die bürgerliche, freisinnige Verwendung eines reichlichen Besitzthums, das genossen, aber im Genuß auch erhalten werden soll, der edlere Fleiß der Kenntniß und der Kunst, der aus dem kaufmännischen Fleiße des Erwerbers hervorgegangen, dies alles ist unnachahmlich gezeichnet, und wir freuen uns, den glücklichen Knaben inmitten dieser

Welt aufwachsen zu sehn. Mit gönnendem Neide sehn wir ihn durch alles, was ihn umgiebt, gefördert, selbst durch das, was anfangs zu hemmen schien, und im väterlichen Hause sowohl, als weiterhin in seiner Vaterstadt überhaupt, jede Kenntniß, jeden Genuß, jede Erfahrung ihm zu rechter Zeit günstig dargeboten, ihn selbst aber auch mit sinnvollem Gemüth und kräftiger Treue das Dargebotene jedesmal ergreifen; und was dem Leben nutzt, von der Welt gefordert wird, das Herz erfreut, den Körper ziert und den Geist bereichert, mußte ihm durch Glück und Willen nach einem schicklichen Maßstabe zu Theil werden. Das Fortschreiten des Lernens und Lebens, die ruhige, doch lebhafte Weise seiner Entwickelung geben ein großes Bild der Erziehung, und nicht leicht wird irgend ein Buch über diesen Gegenstand dem nachdenkenden Forscher so reichhaltige Belehrung schenken.

Die Zeit gewährt vieles, aber das meiste, was wir jetzt fordern, versagte sie noch: glücklicherweise trat sie wenigstens in Goethe's ruhigen Verhältnissen dem, was still der Zukunft reifte, nicht entgegen, und ohne Streit konnte jedes Neue seine wahre Stelle finden. Was ihm früh begegnet, mußte mancher von uns als Mann suchen, was ihn von selbst ergriff, wurde von vielen ein langes, arbeitvolles Leben hindurch vergebens erzielt; und so mußte es auch sein, die Götter alle mußten seinem Leben lächeln, damit das Talent des Dichters würdig verliehen und rein verwaltet würde. Aber auch ein solches Geschick ist nicht ohne Schmerzen und Leiden, und der Name Glück wendet sich für höhere Geister in eine eigne Bedeutung, die mehr auf die Möglichkeit als auf die Wirklichkeit geht, und glücklich muß ein Mensch gebildet sein, um die Tiefen des Unglücks in seiner Brust zu fühlen.

Bescheiden verkündigt sich die erste zarte Regierung der Poesie als ein Gefühl der Einsamkeit und der daraus entspringenden Sehnsucht, als ein von der Natur in das Gemüth gelegtes Ernste und Ahndungsvolle; von einer abgelegenen Kammer herab, wo der Knabe im Sommer seine

Lektionen lernte, sah er die schöne Ebene gegen Höchst vor sich, wartete er die Gewitter, hörte er den Schall fröhlicher Gesellschaft aus den umliegenden Gärten, blickte er der untergehenden Sonne nach. Nie war seine Jugend getrübt, in edler Reinheit wuchs der schöne Baum empor, und das Gemeine berührte die herrliche Seele nur feindlich, nie verführerisch. Selbst da, wo im Umgang mit solchen, die seiner unwerth waren, sich das holdseligste Verhältniß für den Jüngling erschlossen hatte, ein Verhältniß, in dessen Darstellung die Anmuth der Kunst erschöpft ist, bewahrt sich Herz und Geist in unverletzter Unschuld. Höchst merkwürdig ist die bald nähere, bald entferntere Ähnlichkeit zwischen den Begebenheiten, die hier erzählt werden, und denen, mit welchen Wilhelm Meister's Lehrjahre anfangen, wodurch den Freunden der Poesie und Goethe's ein tiefer Blick in seine Art und Kunst eröffnet wird. Die Krönungsfestlichkeiten drängen endlich, wie im Leben, so in der Beschreibung, jenen Umgang mit der züchtigen Geliebten und ihren leichtfertigen Vettern in den Schatten zurück, nur hier und da treten sie wieder, doch nur als Zuschauer bei den wichtigen Vorgängen, vereint hervor. Plötzlich aber bricht ein Ungewitter herein, das kaum geahndet werden konnte, und die härtesten Anklagen, der schimpflichste Verdacht dringen auf den Überraschten, der sich keiner Schuld bewußt ist, stürmend los, bis er endlich seine Rechtfertigung findet, aber den erhöhten Reiz lieberfüllter Tage zugleich mit der Geliebten verliert. Hiemit endet der erste Theil, und ein wunderbar wehmüthiges Gefühl bleibt in dem Leser zurück, der mit dem natürlichen, allmählichen und erwarteten Ausgang einer zeitlichen Pracht, die alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, unerwartet auch ein Verhältniß plötzlich abbrechen und erlöschen sieht, das die Möglichkeit und Hoffnung längeren Bestehens noch in sich trug.

Drei größere Stücke sind in diesem Bande, die den meisten Lesern sogleich auffallen werden. Viele werden nicht wissen, was sie damit anfangen sollen; man wünscht eine

genaue Verknüpfung zu sehn und aus dem ebenmäßigen Erzählen nicht ohne augenscheinliche Nothwendigkeit herausgerissen zu werden; hier aber drängen sich in dem Verlauf der Begebenheiten ohne unmittelbaren Bezug fremdartige Dinge ein, deren Zusammenhang mit der Persönlichkeit des Dichters, selbst durch seine eigne Erklärung darüber, nicht zur Genüge dargethan scheint. Das Mährchen, die biblische Geschichte, und die Kaiserkrönung in Frankfurt, drei Aufsätze, denen man die besondere Liebe des Verfassers sogleich ansieht, merkwürdig und schön jeder für sich, werden den Anstoß, den man an den Auszügen aus Ottiliens Tagebuch in den Wahlverwandtschaften nahm, schwerlich vermeiden können. Wenigstens einen episodischen Eigensinn wird man darin sehn, wenn man so gütig ist, die Anklage nicht aus gemeinern Gründen führen zu wollen. Wem jedoch die hohe Nothwendigkeit, die über dem Schaffen eines großen Geistes unabänderlich waltet, und die in Shakspeare's, Cervantes's und Goethe's Werken von scharfsinnigen Männern heute so klar dargethan, als tief von ahndungsreichen Gemüthern ewig gefühlt werden; wem diese einer gewöhnlicheren Rechtfertigung bedarf, der versuche es einmal und lasse aus den Wahlverwandtschaften jenes Tagebuch, aus der Lebensbeschreibung die genannten Stücke weg, und er wird dort ein begleitendes Bewußtsein, wodurch das Bild der Zeit, der Menschen und der Verhältnisse, die vor uns spielen, erst vollendet wird, hier die feste Unterlage des Bodens vermissen, woraus der mächtige Baum einer unsterblichen Poesie hervorwächst.

Es würde zu weit führen, in die Zergliederung des Gesagten einzugehn, oder die vielen farbigen Lichter einzeln aufzufassen, die aus den reichhaltigen Episoden, von denen die Kaiserkrönung ein wahrhaft vaterländisches Prachtbild, die Erzählung der biblischen Geschichte eine schöne Idylle der frömmsten Unschuld ist, in unzähligen Strahlen auf das Gemüth des werdenden Dichters treffen: allein wir dürfen einen andern Vorwurf, der bei dieser Gelegenheit verlauten will, nicht unerörtert lassen. Das wunderliebliche Mährchen,

das der Knabe erzählt, wird manchen schwer überreden, daß es so ganz in dieser Gestalt aus der jungen Einbildung hervorgegangen sei. In der That ist der Gehalt dieses Mährchens verwandt mit dem Gang und Stoff jenes andern, das die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten beschließt, und leicht dürfte sich die Meinung einfinden, daß dem jugendlichen Erzeugnisse beim Niederschreiben etwas von der Reife gespendet worden, die dem bewährten Meister nicht versagt. Ohne jeden Antheil an der Vermuthung ganz von uns abzulehnen, müssen wir jedoch einwenden, daß der Verlust, welchen die frühen Traumbilder einer Zauberwelt, die nicht gespielt, die gelebt wurde und das Gemüth der forschenden Knaben in rege Bewegung brachte, immer dadurch erleiden, daß sie von spätern Augen betrachtet werden, einen anderweitigen Ersatz finden muß, und daß alles beim Niederschreiben angewandte Ordnen, Bilden und Mäßigen auf keine Weise hinreicht, die Gluth und Innigkeit der ersten Vorstellung zu ersetzen und jenes Lebendige des Eindrucks zu geben, das sich im Schreiben nicht erreichen läßt. So wird selbst durch das scheinbar Ungetreue die Treue bewährt, und aus der Beschuldigung entsteht eine neue Bewunderung der weisen Wahrhaftigkeit des Dichters.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Zweiter Theil. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Tübingen, 1814.

Es geschieht wohl, daß man etwas bloß deswegen nicht in seinem ganzen Umfange ermißt, weil es uns als zu nahe Gegenwart bedrängt. Die Folgen einer That oder eines Werkes gehören nothwendig in die Würdigung seines wahren Daseins, und diese unendlichen Reihen von Lebensgestaltungen, welche die Folge der Zeit daran knüpft, gehören den

Gedanken schon in seinem ersten Keime an, bevor er noch in die Geschichte völlig eintrat. Wir können daher beim Anblick einer jetzigen Begebenheit aus ihrer innern und geistigen Größe ihre wahre Größe, wozu auch die geschichtliche und körperliche gehört, nur ahnden, und alles Bewußtsein darüber, alles überschwängliche Voraussetzen vermag nicht ein wahres Bild der Bedeutung zu geben, welche der Zusammenhang der Welt daran ausbilden und darüber verbreiten wird, daß man alsdann an dem Gewordenen erkennen mag, welche Kraft und Fülle dem ersten Entstehn inwohnte. In einer Anzahl von Jahren also, wenn ein zweites, drittes Geschlecht schon in den hohen Schattenwölbungen dieser jungen Pflanzung wandelt und Laub und Früchte vielmals davon eingesammelt hat: dann kann ermessen werden, welcher Segnungen die Hand des Mannes, der hier pflanzte, würdig ist. Als Ahndungen also nur und geahndete Bruchstücke eines künftigen Urtheils möge alles gelten, was wir uns über ein Buch, das zu den außerordentlichsten Erscheinungen deutschen Lebens gehört, zu sagen erlauben. Denn weit wirkend muß es in jedem Fall genannt werden, weil es durchaus mit jenem großen Geschichtsgeiste geschrieben ist, den die Geschichte immer wieder als bildende Thätigkeit bei ihren folgenden Schöpfungen zu Hülfe nimmt, ein Geist, den wir in den Büchern eines Tacitus und eines Macchiavelli auf einzelne Menschen und ganze Staaten gewaltig einwirken sahen und hier, in dem beschränkteren Stoffe, wahrlich nicht minder groß erblicken als dort. Wie in den kleinen Kreisen von Rom und Florenz eine lebendigere Menschheit uns anregt und ergreift als in den weiten Gränzen von China, und die Erörterung einer einzelnen Bürgerschaft von Griechenland uns, ungeachtet Schlözer's Einwendungen, wichtiger geblieben ist, als die Kunde des großen russischen Reiches bis jetzt war, so kommt es auch hier zuvörderst auf den innern Werth des Dargestellten an, und das Leben eines Privatmannes, eines Weltweisen oder Dichters kann in dieser Rücksicht wichtigere Ausbeute, auch für die Staatengeschichte, darbieten, als das

mancher Herrscher, welche die Welt durchstürmt haben, ohne sie zu bilden.

Was wir von dem ersten Theile gerühmt haben, daß nicht bloß Einzelnes, sondern eine ganze Welt und Zeit, mit allen ihren leisen und plötzlichen Verwandlungen, wie durch ein neues Leben unseren Augen hell und deutlich wird, das geschieht in diesem zweiten mit mächtigerer Ausbreitung und eignet sich immer größere, glänzendere Kreise an. Mit der Entwickelung des Menschen, die ganz ihm gehört als unfaßbares Geheimniß, vereinigt sich die Entwickelung des Dichters, die den Freunden der Dichtkunst schon Ansprüche zuließ auf entdeckendes Forschen, und diese geht endlich in die Entwickelung der ganzen mitlebenden Zeit über, die der vollständigsten Öffentlichkeit als Gemeingut angehört. So sehn wir denn die Ereignisse der Völker und Staaten, die allgemeinen Lagen und Sitten der Menschen in ausgedehnterem Zusammenhang an die näher verbundenen Schicksale der Denkarten und Bücher, die Erscheinungen der Kunst und der Sprache, die Eigenthümlichkeiten der Gelehrten und Künstler, und endlich diese an die enger verknüpften Begebenheiten und Handlungen, an den Schmerz und die Freude, an die Weisheit und Thorheit eines menschlichen, wahrhaften, tiefen und großen Gemüths gereiht, zu Einem edlen und reichen Ganzen schön verbunden. Wer eine dieser dreifachen Beziehungen unbeachtet ließe, der könnte auch die andern nur unvollkommen und verschroben auffassen. Hiezu kommt, daß Goethe's Bildung in eine Zeit fällt, wo sie mit der gesammten Bildung der Deutschen gleichmäßig fortschritt, und die jugendliche Kraft seines Geistes mit der Jugend der Sprache und Litteratur aufwuchs und mit ihr groß und reif wurde, so daß er nun, wie damals dem kleinen Gebiete deutscher Anlagen mit seinem kräftigen Aufstreben, so jetzo dem mächtigen und übergroßen Reiche deutscher Bildung mit herrschender Erhabenheit gewachsen ist. Wegen dieser nothwendigen und innerlichen Verbindung des dem Anschein nach so verschiedenartigen Stoffes sind daher die einzelnen Gegenstände

einander an Bedeutung nicht so ungleich, als eine bloß äußere Schätzung sie bestimmen würde, und es wird vollkommen erklärlich, wie so Goethe bisweilen eine unbedeutende Bemerkung, eine vorübergehende Äußerlichkeit eben so wichtig behandeln kann als einen Gegenstand, der unser Herz oder unsere Einsicht dringender in Anspruch zu nehmen scheint. Dieser Gleichmuth, diese Art naturgeschichtlicher Gerechtigkeit verdient eben so sehr unsere Bewunderung als unsern Dank, denn eben diese weise Mischung vom Großen und Kleinen, woran das Leben sich am eigensten abspiegelt, ist es, was uns den Eindruck des vollen, wahren, unergründlichen Lebens giebt.

Der Zeitraum, welchen dieser zweite Theil schildert, umfaßt den Aufenthalt auf der Universität, mit allen den erwartungsvollen, muntern, zarten und kräftigen Zuständen, welche diese glückliche Zeit mit sich bringt. Die damalige Kindheit der deutschen neuern Litteratur, das unsichere Schwanken ihrer Richtung und die frühe Zufriedenheit mit ihren spärlichen Gaben sind hier mit all' der Liebe und Aufmerksamkeit behandelt, welche der erste, in seinen Folgen so bedeutende Umschwung der Geistesregungen eines großen Volkes verdient, und jetzt um so mehr verdient, als ein Dünkel späterer Zeit jene mit ungerechter Verachtung verspottet hat und doch vergebens die allgemeine Begeisterung sucht, die verbreitete, anhaltende Wirkung wünscht, welche diese einfachen, gutgemeinten Anfänge hervorbrachten. Das große Stück einer Litteraturgeschichte, welches wir auf diese Weise erhalten, ist so lebendig und wahr, das Verhältniß der schönen Kunst zum gesellschaftlichen Leben, zu den Fortschritten der Nachbarn und den eignen, schroff abgesonderten strengen Wissenschaften so richtig und geistreich aufgefunden und durchgeführt, an solch glücklichen Fäden, jedesmal den unmittelbarsten und sichersten, fortgesponnen, daß wir zweifeln müssen, ob alle Kunst und Weisheit des Geschichtschreibers im Stande wäre, jene Gegenstände zu dieser vollen Anschaulichkeit zu bringen, die ihnen der Dichter vermittelst seiner

sönlichkeit hier verliehen hat. Wie erhellt sich die Beurtheilung Gellert's und Rabener's an dem ruhigen und stillen Hintergrunde, den der Eindruck Sachsens, und Leipzigs insbesondere, in dem Gemüth des Jünglings hervorbringt! Wie deutlich erscheinen Gleim, Ramler und Lessing durch den Zusammenhang, in welchen sie mit dem siebenjährigen Kriege, mit Preußen und seinem großen Könige gestellt sind! Hier sei denn auch dankbar erkannt, was Goethe zum Lobe Preußens ehrenvoll sagt und zur Vertheidigung Friedrich des Zweiten gegen die Anklage, daß er die deutsche Sprache vernachlässigt habe, so vollständig und erschöpfend ausspricht, in wenigen Worten, die mit dem, was andre große Männer, wie Mirabeau und Friedrich August Wolf, Treffliches darüber gesagt, würdig zusammenstehn. Wie geistreich und glücklich ist das bekannte Gleichniß von Kleist's Bilderjagd hier erneut und belebt! Wie groß erscheinen Lessing und Winkelmann in erhabener Ferne, bloß durch ihre mächtige Wirkung in den erregten Gemüthern! Wie treffend und fein ist der Unterschied ausgedrückt, welchen der verschiedene Stand der Dichter in der weltlichen Währung der Dichtkunst macht! Endlich erscheint Klopstock, der zuerst die Dichtkunst zu äußerer, selbstständiger Würde erhob und als Dichter in einen Rang trat, der früher sich nur zufällig mit der Kunst vereinigte. Das edle, reine Bild, welches hier von Klopstock aufgestellt wird, mag uns desto mehr erfreuen, je weniger wir von unserm Verfasser, seiner Eigenthümlichkeit nach, Vorliebe für einen Dichter zu erwarten hatten, der in so vielen Dingen das Gegentheil von ihm ist und durch Stoff sowohl als Behandlung dem Tadel ein unabsehbares Feld eröffnet; allein die milde Ruhe, die Abgezogenheit und Tiefe eines so weisen Geistes herrscht versöhnend über das Ungleiche und fühlt sich einig und vertraut mit allem Würdigen und Großen. Schonend daher, aber gleichwohl hinreichend, ist der gefällige Tauschhandel des Lobes und Weihrauchs gezeigt, in welchen Klopstock und Gleim nach und nach geriethen, und der, nach dieser Erwähnung, wohl für immer

unmöglich geworden ist, wenigstens für diejenigen, die ächten Lobes werth sind.

In einer nähern als bloß litterarischen Beziehung, vielmehr in aller Macht persönlichen Einflusses, erscheint Herder, anfangs in Leipzig nur vorübergehend, dann aber in Straßburg mit anhaltendem Nachdruck. Wir andern, die wir diesen geistreichen Mann nur aus seinen Schriften und aus dem, was der Ruf von ihm erzählte, gekannt haben, mußten wohl billig erstaunen über das Bild, das mit so ganz andern Zügen ausgestattet ist, als wir erwarten konnten. Die strenge Heftigkeit und das herrschende Anregen, die hier als Eigenschaften desselben vorkommen und mit einer unwiderstehlichen, keines weitern Zeugnisses bedürfenden Wahrheit gezeichnet sind, erklären uns manches spätere Mißlingen in Herder's gelehrter Laufbahn, das uns bisher eben so unerklärlich als unangenehm, und daher doppelt störend für das sonst so herrliche Bild des Mannes war.

Der Raum verbietet, in alle Verhältnisse, welche dies Buch näher oder entfernter darzeigt, genauer einzugehn. Doch müssen wir vor andern, welche, wie Oeser in Dresden, Salzmann und Jung in Straßburg, sich eines anderweitigen selbstständigen Andenkens erfreuen, noch zweier Personen erwähnen, von welchen schwerlich irgend etwas außer dem hier Gesagten übrig ist, nämlich des Erziehers Behrisch in Leipzig, und des Ludwigritters in Straßburg. Shakspeare selbst hat niemals eine reichere und tiefere Kunst der Karakteristik, kein gelungeneres Erfassen der Erscheinung, noch vollkommeneres Durchschauen des bewegten Menschengemüths gezeigt, als hier der Meisterschaft unsres Dichters mit diesen eben so sonderbaren als ergötzlichen Figuren gelungen ist. Auf gleicher Höhe steht in dieser Rücksicht nur noch die göttliche Schilderung der Schwester, und, wegen der zu Einsicht gewordenen Empfindung, die vortreffliche Beschreibung des Zustandes seiner Gesundheit, und die Geschichte der Einflüsse, durch welche sie zerrüttet worden.

Betrachten wir nun näher, was den Dichter selbst an-

geht, so können wir nicht umhin zu bemerken, daß seiner Entwickelung, die wir in den frühern Jahren durch die günstige Umgebung so glücklich gefördert sahen, keinesweges die Welt so willig mehr entgegenkommt, sondern schon jetzt die Zeit beginnt, da er für die Welt Neues erringen soll und daher unbegleitet vorwärts gehn muß. Für uns freilich ist es ein Glück, daß dieser göttliche Geist so frühe an die Gränze gelangte, wo er nur weiter konnte, insofern er seine ganze Zeit, sein Volk und seine Sprache mit sich nahm und weiterbrachte, und gewiß wäre unsre ganze Bildung langsamer das geworden, was sie ist, wenn nicht die ungeduldigen Antriebe solcher in Widerstand erstärkten Kräfte sie gewaltsam gefördert hätten: ihm selbst aber mußte daraus manches Leiden entstehn. War er doch nicht zunächst berufen, die Sprache als solche zu bilden, und stand in ängstlicher, ungewisser Erwartung da, als sie, sein köstliches Werkzeug, noch nicht fertig war, da er ihrer schon lebhaft bedurfte; andere, vorzüglich Klopstock, mußten es ihm erst bereiten und drangen noch eben zu rechter Zeit mit ihrem Wirken durch, um ihn nicht ein gar zu schlechtes Werkzeug finden zu lassen, das er selber jedoch späterhin am meisten vervollkommnen half. Und wer weiß, was gleichwohl alles verloren gegangen ist dadurch, daß er nicht frühe und bald eine musterhafte Form vorhanden gefunden für dichterische Regungen mancher Art, da auch sogar das eigne Erfinden in dieser Rücksicht durch die vielfache Bekanntschaft mit fremden, aufdringlichen Mustern gehemmt und gestört ward. Es ist rührend und herrlich anzusehn, durch welche Verwirrung und Unsicherheit, die in der Zeit lagen, durch welches rathlose Schwanken, das die Umstände immer erneuerten, sein Geist sich durchwinden, welche Vorurtheile und Ungebilde in allen Dingen er bekämpfen mußte, und zu welcher Reinheit und Größe er sich erhoben hat. Dies war nicht allein in den Gebieten des Wissens und der Künste, denen er sich hingab, sondern auch vorzüglich in Absicht des Glaubens an die überirdischen Dinge der Fall. Was hierüber vorgetragen wird

ist auf eine großartige Weise lehrreich und beruhigend. Die schöne Darstellung des Christenthums, sowohl des katholischen als des protestantischen, ist ein erhabenes Gegenstück zu den biblischen Geschichten des ersten Theils und ruft wie diese in dem, was wir göttlich verehren sollen und so unmenschlich mißhandelt sehn, zunächst das Menschliche wieder hervor. Wie hoch steht diese milde Weisheit und diese strenge Geschichtsansicht über dem thörichten Wahn und Eifer, mit welchem abergläubische Schwäche jetzt so häufig in erzwungener Frömmigkeit erscheint!

Führt ein würdiger Ernst uns die verschlungenen Pfade des zu den höchsten Zielen aufstrebenden Geistes, so wird dagegen die heiterste Anmuth uns Führerin auf den schönen Wegen eines jungen, erglühten Herzens, um welches sich die Liebe mannigfach bemüht. Die frühe Zuneigung zu Gretchen sehn wir völlig mit der abgeschlossenen Kindheit verlöschen, auch eine spätere Neigung in Leipzig, deren eigensinnige Eifersucht am Ende unwiederbringlich zerstört, was sie erhalten gewollt, geht nur vorüber, doch nicht ohne schmerzliche Nachwirkung. Desto ernsthafter, wenigstens von der einen Seite, und schon verwickelter ist der Umgang mit den beiden Töchtern eines Tanzmeisters in Straßburg, die als liebenswürdige Französinnen angenehm und eigenthümlich sich zeigen. Wir sehn die Launen des Liebegeschickes schon sich regen, welches Liebe und Verschmähung, Gleichgültigkeit und Gefallen ungleich mischt und, indem Entsagung und Eifersucht gemeinschaftlich wirken, auch einen Fluch herbeiführt, der uns für die Folge besorgliche Ahndungen erweckt und um so ängstlicher macht, als schon die Ereignisse, an denen er sich erfüllen kann, vor unsern Augen sich vorbereiten. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die glückliche Familie, die in uns das freundliche Bild des guten Landpriesters von Wakefield angenehm erneuert, dem Vorbild auch darin gleichen wird, daß ein großes und unerwartetes Unglück, in welchem der eingeführte und wie dort anfangs verkleidete Fremde eine große Rolle spielen wird, ihren Frieden

stören soll. Man kann übrigens mit Wahrheit behaupten, daß niemals ein reizenderes Gemählde schönen Landlebens, mit solch' waldgrüner, behaglicher und doch abgesonderter Natur, mit solch' frischen, unbefangenen Menschen, und in solch' heiteren Ereignissen, ausgeführt worden ist, ja man kann es als ein Bruchstück eines Romans ansehn, der, wenn er geschrieben wäre und als Ganzes diesem Einzelnen entspräche, das Größte sein müßte, was jemals aus Dichterhänden hervorgegangen. Man betrachte nur, wie scharf und deutlich das jedem Augenblicke zugetheilte Leben hier gefaßt und hervorgehoben ist in seiner Eigenheit, wie rein die äußere Welt, wie hell die innere dasteht, wie glücklich Sitten, Orte, Bewegungen und Ruhendes, Gemüth und Körper in wechselseitige Verbindung gesetzt werden, und wie kunstreich der ganze Zauber lebendiger Darstellung sich unvermerkt in kaum zu verfolgender Abwechselung bald an innere, bald an äußere Fäden des zarten Gewebes heftet. In dieser Kunst erkennt unser Dichter keinen, weder der Alten, noch der Neuern, über sich.

Jeder, der für seine Zeitgenossen von seiner Zeit schreibt, kommt nothwendig in den Fall, vieles verschweigen zu müssen, was an sich recht gut gesagt werden könnte und der Nachwelt sogar gern gehören möchte, wenn es nur die Mitwelt überspringen könnte. Aber wie im Leben selbst jeder Mensch durch sein persönliches Auftreten sich ganz dargiebt, vieles nur eben nicht sagt, ohne gerade es zu verhehlen, und vieles unbefangen sehn läßt, was ausdrücklich zu zeigen sich nicht geziemen würde, auf eben diese Weise verschweigt auch Goethe vieles, ohne gerade darum es zu verheimlichen. Wer nur Sinn und Liebe hat, wird deßhalb doch nichts vermissen, sondern im Gegentheil den Dichter eben so groß finden in dem, was er verschweigt, als in dem, was er sagt. Wir finden sogar hin und wieder den glücklichen Maßstab für die Geltung seiner Angaben und sehn z. B. aus Stilling's Leben, worin dieselbe Zeit, die Goethe für sich so bescheiden und gelassen schildert, mit begeisterten und ihn erhebenden

Zügen erscheint, welch' klare Mäßigung und welch' hohe Stille auch in der Schilderung der andern Zeiten uns die volle Gluth seiner jugendkräftigen Erscheinung absichtlich mildern mag.

Es ist noch übrig, ein Wort von denjenigen, unmittelbaren Beziehungen zu sagen, welche dieser Theil auf noch vorhandene Werke Goethe's enthält. Auch hier bestätigt sich aufs Neue der alte Satz, daß in jedes Dichtergebild, in jede Darstellung der Welt das eigne Leben des Dichters hineinbringen und gleichsam darin weiter wuchern muß; dies zeigen die noch in Leipzig geschriebenen Lustspiele: die Laune des Verliebten, und die Mitschuldigen, sowie die Bekenntnisse einer schönen Seele, wozu die Aufsätze eines frommen Fräuleins von Klettenberg, die mit ihren Gleichgesinnten in Frankfurt vortrefflich geschildert wird, Veranlassung und Vorbild waren. Von den großen Riesengebilden des Götz von Berlichingen und des Faust, die schon in Straßburg in des Dichters Brust sich mächtig bewegten, ist wenigstens angedeutet, welche Stimmungen und Ansichten fortfuhren, sie zur Reife zu bringen. Der biedere Lerse im Götz findet sich als lebender Mensch nachgewiesen; ein Lied, das zwar nicht genannt, aber ziemlich sicher zu errathen ist, sehn wir aus Ort und Sehnsucht sich hervorwinden; manche Erörterungen auf schönen Reisen durch den Elsaß und das Zweibrückische, sowie der Eindruck des ganzen Aufenthalts in Straßburg selbst, werden viele Bilder und Töne erwecken, welche verwandt mit solchen, die in den Schriften zerstreut leben, sich zusammenfinden und dem Leser der Goethe'schen Werke schon längst nicht fremd waren. Besonders merkwürdig sind auch die Worte über altdeutsche Baukunst und den straßburger Münster, dessen Anblick schon frühe die lebhafte Begeisterung entzündete, aus welcher das schöne Denkmal hervorging, das in Herder's Blättern von deutscher Art und Kunst Goethe dem großen Baumeister Erwin von Steinbach gesetzt hat; die theilnehmende Freude an dem verdienstvollen Werke über den Dom zu Köln, welches bald erscheinen wird, giebt auch

noch die Veranlassung, den auf dem Titel bedeutungsvoll stehenden Spruch in einem abgesonderten, einzelnen Bezug sinnreich dem Buche selber einzuverleiben. So weit das Einzelne! Die große, allgemeine Beziehung aber, in welche Goethe alle seine Werke mit diesem Buche setzt, indem er sie Bruchstücke einer großen Konfession nennt, welche vollständig zu machen diese Schrift ein gewagter Versuch sei, diese mag hier am Schlusse denjenigen, welchen sie neu ist, als ein großer Gegenstand zu würdigem Nachdenken hinterlassen werden, zugleich aber denen, welche sie lange gewußt und gefühlt und im tiefen Herzen heimlich getragen, die glückliche Gelegenheit geben, dem Dichter dafür, daß er ihre Überzeugung auch selbst aussprechen und bestätigen wollen, ihren gerührten Dank mit tiefer Verehrung darzubringen.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Dritter Theil. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Tübingen, 1814.

Wie nach dem Vorüberziehen dunklen Gewittersturms sich der Tag wieder klärt, und sogleich in erfreuender Sonne das verhüllt gewesene Leben und Regen einer reichen Gegend wieder sichtbar wird, so erscheint nach dem donnernden Begegnen streitender Heere, die unsern Gesichtskreis mit Nacht und roher Gewalt erfüllten, als ein Sonnenblick schöner Friedenswiederkehr dieser dritte Theil von Goethe's Leben, den wir als ein erneuertes Pfand des fortdauernden Waltens unsrer edelsten Nationalität annehmen und bewillkommnen. In der That lebt in allen Hervorbringungen Goethe's, als in eben so vielen Symbolen, ein Geist des Lebens, Bildens und Wissens, der mehr als irgend eine andre einzelne Selbstständigkeit das ursprüngliche Wesen der Deutschen abspiegelt, der nicht von uns weichen darf, wenn nicht alle Waffentha-

ten und die dadurch errungene äußere Freiheit zum leeren Prunk werden sollen, nicht besser als der, welchen wir, weil er höherer Erfüllung entbehrte, zerstören mußten und konnten. Zwischen dem zweiten Bande und dem dritten dieser Lebensbeschreibung liegt dicht eingeschlossen der große Krieg, der aus dem Innern von ganz Europa sich in unser Land zusammengezogen und daselbst in heftigen Schlägen entladen hat; die Welt steht als eine neue da, noch ungewiß über die Zukunft und über die Richtungen, welche die Völker nehmen werden; aber siehe! was auch geschehn sein, und wie es in Zukunft werden mag, diese Versicherung ist uns schon bereits durch die That verbürgt, daß unser höheres Leben in seinem alten Ruhme durch alles drängende Gewühl der Ereignisse entschlossen weiterschreitet, und dem Jüngling, der es verließ, um dem Kampfe zu folgen, tritt es an der Schwelle der Rückkehr sogleich wohlbekannt und freundlich wieder entgegen. Wie fern aber gerade dieses Buch vorzugsweise dieser Bezeichnung angehört, glauben wir durch die folgenden Worte, welche längst entschiedene Wahrheit mehr noch voraussetzen als bestätigen, keineswegs erst auszumitteln.

Durch ein zufälliges, aber bedeutendes Zusammentreffen steht der Kreis von Leben und Wirken, in welchem das Werk mit diesem Bande fortrückt, in naher Beziehung auf die Gegenwart und hält durch seine Bilder einen Gedanken erneuert fest, welchem kein Deutschgesinnter leicht entsagen mochte, und den er für den Augenblick dennoch aufgeben mußte. Das Elsaß, welches im Frieden wieder an Frankreich überlassen worden, hat schon längst unter uns den berechnenden Staatsmann wie den fühlenden Vaterlandsfreund zur lebhaftesten Theilnahme angeregt, und jeder Blick auf diese von dem gemeinsamen Vaterlande abgerissene Landschaft trug und fand die Aufforderung, dieselbe mit dem deutschen Reiche wieder verbunden zu sehn. Sprach in dem durch hundertjährige Entfremdung halb entschlafenen, halb irregeleiteten Andenken des dortigen Volkes schon längst kein entschlossenes Verlangen mehr für die ursprüngliche Gemein-

schaft, so verläugnete doch weder Mundart noch Sitte, noch Gemüths- und Denkweise den frühern Zusammenhang, den die ganze Natur des Landes mit Wald und Feld, Gebirg und Thal leidenschaftlich auszurufen schien. Da in der äußern Lage der Dinge, welche den letzten Friedensschluß herbeiführte, für uns eher die Möglichkeit vorhanden schien, selbst das Ungerechte durchzusetzen, als die Nothwendigkeit, dem Rechtmäßigen zu entsagen, so könnte mancher Entferntere wohl auf die Meinung gerathen, daß in der Art und Weise des Landes 'sich schon vielleicht keine Nöthigung mehr ausspreche, das Elsaß mehr für deutsch als für französisch zu halten, und es daher in Gottesnamen letzteres verblieben sei. In diesem Zweifel tritt nun überraschend und unabsichtlich die in dieser Beziehung nie gemeinte, unbefangene Darstellung des Elsasses in diesem Buche als ein lebendiger Zeuge auf, der, weil er nicht meint, eine Streitfrage zu entscheiden, durch seine Aussage eben entscheidet. Nach allen Richtungen, sowohl des äußern Lebens als des innern Wollens, in Stadt und Land, in Kunst und Wissen, im Zusammenhang des Bodens und der Menschen, in geistigen und körperlichen Beziehungen, offenbart sich das Elsaß hier als deutsches Land, wo alles Deutsche von je geblüht hat und noch in der letztern Zeit herrlich gediehen ist, in unserem Dichter und vielem andern Trefflichen. Diese lebendige Dokumentirung, die unter andern Umständen ein siegfrohes Loblied gewesen wäre, tönt uns jetzt als ein grinsendes Klagelied zu, in welchem für uns auf immer eine mahnende Berechtigung liegt, die uns mit Rechtsgründen und jeder Waffe einst aufzuführen obliegt.

Die schönen, bewegungsvollen Rheinländer, deren wir uns jetzt glücklicherweise als wiedergewonnener mit neuer Hingebung erfreuen dürfen, erscheinen darauf in all' der Fülle mannigfacher Gestalten, heitrer Eindrücke und glücklicher Begünstigung hellen lebensfrohen Daseins, mit welchen wir ehemals gewohnt waren die ganze Magie reizender Bilder, die sich um die blühende Benennung das Reich in unsrem In-

nern schwangen, vorzugsweise mit dem Rheinstrom verbunden zu denken. Die lebhafte, rührige Kraft des Lebens und Wirkens, welches sich als eigentliche Jugend in Goethe's fernerer Entwickelung hier dargiebt, scheint in der That mehr als je an die Gegend zu erinnern, welche die Eigenthümlichkeit und Landesart ihrer Naturerzeugnisse auch in der Pflege eines solchen geistigen Sohns behauptet hat. Den Aufenthalt am heimischen Main im glücklichen Kreise der wohlbestehenden Vaterstadt und in der Lahngegend bei Wetzlar, die Fahrten zu den zahlreichen heitern Städten, deren der Rhein keine verläßt, ohne schon wieder eine folgende zu erblicken, die Mannigfaltigkeit der geistlichen und weltlichen Staaten, der ausgebildeten Zustände alter und neuer Zeit, und allen freien Wechsels innerhalb einer großen Einheit, diese ermunternden Lebensgebilde sehn wir in der frischen Kraft wieder, die alle Erzeugnisse Goethe's aus jener Zeit durchströmt, nach allen Seiten üppig hinwogt und noch spät in Herrmann und Dorothea der edlen Bildung Homerischen Gesanges diese Welt zum würdigen Stoff giebt, der sich auffallend von allem unterscheidet, was ein mehr norddeutsches Dasein hätte leisten gekonnt.

In dem raschen Fortschritte einer drangvollen Entwickelung ist Goethe's Leben schon zu der Stufe herangestiegen, wo der Trieb sich auszudehnen schon die ganze Breite, welche die Schranken der Welt oder des Menschen seiner Freiheit gestatten, umfaßt hat und nun seine fernere Richtung nur noch in die Tiefe oder in die Höhe nehmen kann; alle dichterisch möglichen Verhältnisse haben sich schon mehr oder weniger in weltlicher Wirklichkeit besser oder schlechter abgespiegelt, und das geträumte Leben scheint sich nun immer mehr und mehr in ein wahrhaftes nicht bloß verwandelt, sondern auch verändert zu haben. Auf diesem Punkte ist es, wo die meisten Menschen, denen die Natur die Gabe dichterischer Empfindung durch die Beigabe dichterischer Hervorbringung erhob, sich von der Dichtung abwenden, die ihnen nur ein Vorausgreifen des bis dahin fehlenden Lebens war; dagegen

bei dem wahren Dichter, nachdem seine begehrendste, persönliche Einbildung einigermaßen befriedigt worden, nun erst recht die Leidenschaft für eine höhere Welt entzündet wird, die zu erschaffen die Erfüllung der gewöhnlichen Welt ihm erst Muße und Vertrauen giebt.

Die volle Gluth dieser jugendlichen Flamme leuchtet uns aus dem Werke entgegen, welches zuerst den entschiedenen Ruf unsres Dichters gründete, indem es eine allgemeine Bewegung unter den Menschen erregte. Werther ist in Rücksicht der mächtigen Wirkung, die es hervorbrachte, eines der bedeutendsten Bücher; der Geist der Freiheit, welcher sich in unsrer Litteratur und unsern sittlichen Vorstellungen vielfach lebendig zeigte, hatte hier zum erstenmal in der Kunst seine Gesinnungen nicht bloß ausgedrückt, sondern war selbst in körperliche Gestalt übergeströmt, in welcher er auf die Folgezeit einen unzuberechnenden Einfluß übte. Werther und Götz von Berlichingen nebst Faust und einer Anzahl kleinerer bald lustiger Spiele, bald kecker Ausbrüche bezeichnen das Heroenzeitalter der Goethe'schen Dichtung, in welchem zuvörderst die Naturungeheuer der Dichterbrust überwunden und hingestreckt werden, die Verzweiflung, der Selbstmord, die rohe Gewalt, so daß dagegen alle späteren tragischen Stoffe in milderer Bildung auftreten. Die Bekenntnisse, wie der Dichter durch diese Werke dasjenige, was er Andern gab, selbst los ward und gleichsam als schwere Last aus seiner Brust hinausgewälzt hat, geben vollständigen Aufschluß über den Zusammenhang, den sie mit seinem Innern haben.

Die Hindernisse, welche der Dichter fortdauernd durch den verworrenen Zustand der Nation in seinem Streben erfahren muß, das weder geistige Richtschnur, noch lebendiges Muster, noch gebildeten Stoff findet, werden zwar glücklich überwältigt, aber dennoch erschrecken wir vor den rastlosen, angestrengten Arbeiten, die vorgehn mußten, oft ganz geheim im Innern, um so dichten Raum und Stoff zu gewinnen; wir lernen kennen, was das heißt, ein deutscher Dichter zu sein, und wie wenig die günstige Gabe eines wohlwollenden

Gottes, wodurch allein schon Dichter sonst möglich waren, dazu hinlänglich ist, sondern alle Kräfte eines ganzen Menschen, der nach allen Richtungen begabt ist, dazu gehören. Zwar legt die Welt von jeher allem ausgezeichneten Wollen der Menschen bald Schranken an, und selten leistet jemand auch nur die Hälfte von dem wirklich, was er sich im Gemüth als Aufgabe vorgestellt und seiner Lebensthätigkeit zu lösen möglich gedacht; allein in diesem Falle scheinen doch, außer den allgemeinen Bedingnissen, noch vorzüglich die der damaligen Zeit eignen besondern verschuldet zu haben, daß Goethe von so großen, herrlichen Vorhaben, und die in seinem Innern schon zu so mächtigen Gestalten gewachsen und gereift, ja beinahe fertig und mit einzelnen Gliedern schon ans Licht gekommen waren, abgewendet und verhindert worden; die Geschichte des ewigen Juden, das Leben Mahomet's und der Mythos Prometheus sind uns hier als drei große Stoffe bezeichnet, deren Ausführung, wenn sie Statt gefunden hätte, nicht geringer gewesen sein könnte als die des Faust, und die zu entbehren wir ewig beklagen müssen.

Die Reichhaltigkeit so vielartigen Lebens, als nun dem Dichter von allen Seiten entgegenkommt, und in welches seine glücklichen Fähigkeiten eingreifen, machen uns unmöglich, jedem einzelnen dieser Gänge zu folgen, und wir müssen uns begnügen, nur von dem Hauptsächlichsten Einiges erwähnend zu berühren. Der Zustand der Litteratur und die Stellung der Gelehrten gewähren in dieser Periode ein sehr erfreuliches Bild innern Aufstrebens in äußerm Gelingen. Die Verehrung, zu welcher das Volk, seinen Fürsten zum Trotz, höchst geneigt ist für alles vaterländische Ausgezeichnete, steigt in dem Maße, als immer zahlreichere und würdigere Menschen diesen Kreis erfüllen. Ein Schöpflin, Klopstock, Möser, Klinger, Lavater und Jacobi scheinen von einem Glanze der Verehrung umgeben, den in der Folge selbst unter den größeren Geistern keiner mehr mit so allgemeiner Zustimmung genossen hat, ohne daß nicht schon hieraus ein Grund böser Anfechtung geworden wäre. Goethe selbst, indem er auf

Wieland und Nicolai mit fröhlicher Derbheit zurückwirkt und bei Andern selbst zum Angreifenden wird, ist weit entfernt von jenen schonungslosen Anfällen, welche in unsern Tagen so heftige Störungen machten. Dieser begünstigenden Umstände ungeachtet gehörte gleichwohl die ganze Zusammensetzung von Anlagen und der lebenreiche Sinn, welche wir in den früheren Theilen allmählich heraufwachsen sahen, dazu, um durch keine Beschränkung im Innern noch äußere Partheisucht von der nahen und eindringlichen Berührung mit so vielen großartigen und bedeutenden Männern, die zum Theil sich widerstrebten, zum Theil einander wenigstens fremd blieben, irgend ausgeschlossen zu sein. Wir sahen bisher bloß den Dichter, jetzt aber zeigt sich auch schon der Schriftsteller, und Goethe tritt in die Mitgenossenschaft mit jeder andern Berühmtheit, und es bildet sich die heiterste Wechselwirkung und ehrenvollste Gemeinschaft. Klopstock, der lange in der Ferne verehrt worden, tritt endlich persönlich vor unsre Augen und erhöht die würdige Meinung, die wir schon von ihm gefaßt hatten. Lavater und Basedow vergegenwärtigen die schöne, begeisterte Pflege, welche die Erziehung und der Glaube in jener Zeit so reichlich fanden, und welche diesen wichtigen Gegenständen unter den Deutschen auch seitdem nie gefehlt hat. Als Meisterstücke der Karakterzeichnung können neben den Schilderungen dieser beiden Personen hier vorzüglich noch Lenz, Hamann und Zimmermann angeführt werden, sowie im Zusammenstehn als Gruppe die Familie Laroche in Ehrenbreitstein. Klinger dürfte man vielleicht schon einigermaßen kennen müssen, um die freundliche Schilderung, die Goethe von ihm macht, gehörig zu beurtheilen. Die späteren Ereignisse einer gewaltsamen Litteratur entstellen freilich das Bild Jacobi's, dessen tiefer Geist sich lange Zeit von Woge zu Woge fortschwingen ließ und mit neuen Weisheitslehren wetteiferte, bis endlich doch gegen die wissenschaftliche Größe Fichte's und Schelling's bloß ein mit Empfindung ausgestattetes Gedankenstückwerk übrigstand; hier aber ist die hochhaltende Verehrung, welche Goethe dem ausge-

zeichneten Manne darbringt, sowohl jener Zeit als auch dem Manne selbst vollkommen angemessen, der so viel Schönes, Gutes, Herzerfreuendes geleistet hat.

Aber nicht bloß die Gegenwart Goethe's erblicken wir umgeben von aller Fülle eines wohlgeordneten, in seinen Bedürfnissen vielbegehrenden und in der Befriedigung derselben nicht ausschweifenden Lebens, sondern auch für die Zukunft sehn wir ihm die Zusicherung des Edelsten und Besten erscheinen in dem freilich nur erst noch vorübergehenden Auftreten des werthen Fürsten, der allen Dank des Dichters ungetheilt behalten sollte und Kaiser und König ihm entbehrlich machte. Hervorgerufen durch das Entgegenkommen des Fürsten selbst, der dem bedeutenden Geiste aufmerksame Achtung bezeugt, vermittelt sogleich und erhoben durch die Gegenwart der trefflichen Gesinnung, die aus Möser's Buche die Unterhaltung belebt, führt diese Bekanntschaft gleich in ihrem ersten Ursprunge alle die gute Vorbedeutung mit sich, welche die Folge so reichlich erfüllen wollte.

Wenden wir nun den Blick auf den Schatz innerer Erfahrungen, Entwickelungen und Ansichten, der sich unserem Dichter in diesem Zeitraume zugewendet hat, so müssen wir sowohl über den Reichthum seiner Seele als über die herrliche Gleichmäßigkeit erstaunen, in welcher in Unruhen des Geistes und Stürmen des Herzens, im fleißigen Aufnehmen und schaffenden Ausströmen immer ungetrübt das Ganze seines Daseins gefördert und ausgebildet wird; die innere Ordnung begünstigter Naturen läßt keine Seite menschlicher Anlagen zurückbleiben, und in jedem Tage, jeder Stunde haben alle Theil gehabt am Leben. Die gelehrte Befriedigung über das wissenswerthe Überlieferte, die wissenschaftliche und künstlerische Beruhigung über die Welt und den Menschen, und die fromme Freudigkeit in Gott kommen aus allen schwankenden Bewegungen der Seele immer wieder klar und rein hervor. Die Neigung zu Friederiken, deren Katastrophe mehr eilig und unbehaglich vorbeigerückt als erzählt ist, wird nicht sowohl verdrängt als vielmehr verän-

dernd aufgenommen von der Liebe zur Natur und offenen Welt, die unsern Dichter nie verläßt. Als die Litteratur und Kunst der Franzosen, zu welchen Goethe von dem Elsaß aus, bei der äußerlichen Nähe mit innerlicher Entfernung, hinüberblickt, Mißbehagen und Unlust in seinem künstlerischen Denken ausbreitet, begegnet ihm Shakspeare mit aller Erfrischung und Freiheit, deren zauberhafte Wirkung auf ein gutes, reizbares Gemüth schon im Wilhelm Meister so theilnehmend dargestellt ist. Nordische Sagen und indische Mährchen erweitern den Kreis der durch die griechische Mythologie genährten und ungesättigt in ihr schwelgenden Einbildungskraft; die Anschauung von Kunstwerken des Alterthums, von Gemählden und Gebäuden ist immerfort eröffnet und wird mit Eigenthümlichkeit benutzt. Von keiner Seite aber erscheint die Bildung Goethe's so gesund und stark als von der religiösen. In ihm ist die schöne Frömmigkeit, die in dem Herzen aus reiner Quelle strömt und sich zu den Bildern und Lehren eines edlen Glaubens mit Einsicht und Liebe erschwingen mag, aber keineswegs an sie gefesselt und auf sie lediglich angewiesen ist, sondern die Verbindung mit Gott in jeder Tiefe der Natur und Geschichte sicher und lauter wiederfindet. Das Fräulein von Klettenberg, die Mitglieder der Brüdergemeinde und Lavater halten ihn für keinen ausschließlichen Christen, in ihrem Sinne daher eigentlich für gar keinen, aber ohne daß sie darüber kleinherzig betrübt, oder bekehrungseifrig würden, wie sie ihn auch keineswegs Einsicht und Urtheil über Glaubensgegenstände deßhalb absprechen, vielmehr bleibt ihr liebreicher Umgang, ihre gegenseitige Erweckung unverletzt und mit gleicher Freudigkeit dieselbe, die sie vorher war. Durch die ferneren Aufschlüsse, die der Verfasser hier über religiöse Ansichten und Empfindungen, sowohl seiner selbst, als seiner Zeitgenossen, giebt, fällt auch ein neues Licht auf die Darstellungen zurück, welche in den beiden ersten Bänden hierüber vorgekommen sind und dort bloß eingeschaltet, jetzt aber mehr mit dem Ganzen nothwendig verbunden erscheinen.

Die Abfassung des Buches hat in Betreff ihrer äußern Gestalt dieselbe frühere Bequemlichkeit und Gutmüthigkeit, die eben nichts vorenthalten will, ohne darum alles zu sagen; für manches, was zur Sache zu gehören schien und doch nur obenhin berührt, oder fast übergangen worden, bietet sich freundlicher Ersatz durch viele glückliche Gegenstände, die, ohne gerade fremd zu sein, doch mehr gelegentlich als nothwendig herbeigeführt werden. Wir gestehn, daß wir keinen Grund sehn, warum dem Verfasser das Recht, dessen bisher alle Urheber von Gedenkbüchern sich bedient haben, versagt sein sollte, auch wenn die Seitenwege, die er bisweilen einschlägt, mehr abschweiften, als sie nach unserer Einsicht wirklich thun; was er nur immer geben mag, kann auch an dieser Stelle werth und willkommen sein, da es als selbstständiges, abgerissenes Bruchstück uns ein köstliches Kleinod wäre, in welchem wir den anziehendsten Reiz nicht verkennen würden. Die Betrachtungen über Voltaire und die französische Litteratur, die Bemerkungen über den Vorzug prosaischer Übersetzungen vor denen in Versen, die Gedanken über die Schaubühne und fremde und einheimische Stücke der damaligen Zeit, die Nachrichten von dem Reichskammergericht und manche kleinere Einschaltungen stehn jedoch mit dem Ganzen in innerem Zusammenhang, den Goethe mit psychologischen Zwischenworten jedesmal den Schwachen anzudeuten billig verschmäht hat, und sind insgesammt an sich merkwürdig, unterhaltend und belehrend. Einen besondern Werth hat die Erzählung von dem Reichskammergericht; denn äußerst unwissend ist unser Publikum über alle größeren vaterländischen Anstalten und das Einzelne der Verfassungen, wodurch unendlich viel Schaden entsteht, vorzüglich zu einer Zeit, wo die Aufmerksamkeit auf alles, was Staatseinrichtungen betrifft, so sehr im Wachsen ist; und da die Kenntniß dieser Dinge bisher nur mühsam und durch gelehrte Arbeit zu erlangen war, so theilt Goethe, der auf alles denkt, was an der Zeit ist, mit glücklichwaltender Hand diese strengeren Thatsachen in milderer Gestalt mit, und sie werden, gleich

erklärten Denkmälern, für die Ungelehrten auf eine Art zugänglich, daß nothwendig Viele an solchem Platze landsmännischer Regungen ein neues Band deutschen Zusammenhanges finden. Auf gleiche Weise hat früher Justus Möser, dem eine Lobschrift zu schreiben wir uns längst vorgesetzt hatten, aber nun durch dieses Buch überflüssig finden, die Gegenstände des Gemeinwesens und Bürgerthums dem gelehrten Wust entrissen und der Gründlichkeit unbeschadet faßlich und nutzreich für alle dargestellt.

Das Verhältniß des Erzählers selbst zu seiner Erzählung und deren jetzigen Lesern ist im Allgemeinen dasselbe geblieben und nur in einigen Nebenzügen vielleicht etwas verändert. Mehr als bei den ersten Bänden war uns bei diesem der gänzliche Mangel an Koketterie mit sich selbst auffallend, weil hin und wieder sogar das Gegentheil davon hervorzukommen und mit einer eignen Art Verdrießlichkeit und Unbehagen die eigne Persönlichkeit zu verkümmern scheint. Recht klar sind uns auch manche der innersten Verhältnisse nicht geworden, und Schonung im Guten wie im Bösen hat über manche Massen ein verwildertes Dunkel geworfen, durch das wir doch hindurch müssen. So konnten wir uns eines mißmuthigen Befremdens nicht erwehren, als wir an die Stelle kamen, wo Goethe einmal von seinen jetzt verdüsterten Seelenkräften spricht; glücklicherweise liegt gegen solchen Ausspruch das ganze Buch als Gegenrede vor uns. So könnten wir auch über das Vergangene leicht getäuscht werden, wenn uns nicht anderweitige Angaben zu Hülfe kämen und das absichtliche Zurücksetzen der Persönlichkeit wieder gut machten; man erinnere sich nur z. B. bei dem Besuche in Pempelfort bei Jacobi, wo Goethe sich wie gewöhnlich in stiller Unscheinbarkeit vorübergehn läßt, der Stelle in Heinse's Briefen, wo dieser an Gleim schreibt, er habe bei Jacobi den jungen Goethe gesehn, der vom Fuß bis zum Scheitel lauter göttliches Feuer sei. So war Goethe damals, und so ist er noch: denn in dem Menschen geht nichts Vorübergehendes verloren, sondern jede spätere Lebens-

zeit besitzt alle früheren mit, nur daß die Jugend nicht mehr allein, sondern ihre Leidenschaft mit der Kraft des Mannes und mit der Ruhe des Alters zusammengekommen ist. Und so ist denn das gegenwärtige Werk, wegen des Mitbesitzes auch der späteren Lebensgüter, vorzugsweise ein Erzeugniß des Alters zu nennen, jenes Alters, das, wie bei Platon und Sophokles, die Meisterschaft des Lebens und Bildens auf den Gipfel führt. Wir schließen unsre Betrachtung mit den Worten, die als Grund des sittlichen und litterarischen Lebensbaues unsres Dichters S. 153 mitgetheilt werden: Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei daher eines Jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unsrem eignen Innern verhalte, und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde; alles Äußere hingegen, was auf uns unwirksam, oder einem Zweifel unterworfen sei, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande sein sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

2.

Isabella von Ägypten, Kaiser Karl's des Fünften erste Jugendliebe; eine Erzählung. Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien; eine Anekdote. Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber; ein Sittengemählde. Angelica die Genueserin und Cosmus der Seilspringer; eine Novelle. Von Ludwig Achim von Arnim. Berlin, 1812.

Diese Novellen — denn ungeachtet der sinnreichen, genaueren Unterscheidung, welche hier den Dichtungskarakter der einzelnen Stücke besonders bezeichnen soll, wird doch jene Benennung noch immer als allgemeine für die ganze Gattung gelten dürfen — gewähren dem ernstlichen Leser mit dem fruchtbarsten Genuß einen Stoff vielartigster Betrachtung. Der erzählende Vortrag, auf Gegenstände mäßigen Umfanges beschränkt, übt mit dem Reize der einfachsten und ursprünglichsten Mittheilungsweise auf Sinn und Gemüth eine so nahe als sichre Wirkung, welche bei größeren, durch Kunst und Mannigfaltigkeit verwickelten Kompositionen schon minder zuverlässig hervorgeht, indem der Anspruch an höhere Gesammtwirkung den Werth des gelungenen Einzelnen mehr bedingt und in Schatten stellt. Weßhalb auch die Dichtungsart der Erzählung, der Novelle, oder wie man es sonst nennen will, auf allen Stufen der Volksbildung und in allen Entwickelungsformen des Geschmacks von jeher einer ausgezeichneten Gunst, sowohl bei den Dichtern als bei den Zuhörern oder Lesern, genoß. Sonderbar jedoch, daß im Deutschen die reine Form der prosaischen Erzählung, als unterhaltende Mittheilung eines bemerkenswerth Geschehenen, nie den Eingang und die Verbreitung gefunden hat, deren sie

bei andern Nationen theilhaft geworden; wir haben den muntern, raschen Anekdoten des Boccaccio, den gediegenen Novellen des Cervantes, und überhaupt dem ganzen unerschöpflichen Novellenschatze der Italiäner und Spanier, und selbst dem der Franzosen, wenig oder nichts an die Seite zu stellen, was eine Vergleichung aushielte. Ein tieferer Gehalt, eine ernstlichere Bedeutung, eine höhere Kunstform wollten bei uns von jeher den Stoff der Novelle zu mannigfacheren Zwecken und Bildungen verarbeiten, zu romanartiger oder humoristischer Ausbreitung, mit didaktischer, moralischer, pädagogischer Beigabe, je nach den Kräften des Gebenden zum Nutzen oder Schaden des Gegebenen. Erst in neuerer Zeit haben wir Novellen erhalten, welche sich den erwähnten Vorbildern annähern, jedoch nur annähern, indem sie von den deutschen Eigenheiten mehr oder minder in die gewählte Form hinübertragen und diese dadurch verändern. Goethe's Schriften enthalten in dieser Art theils Anlagen und Keime, theils Blüthen und Früchte, deren Werth sich dem Köstlichsten, was das Ausland bietet, gleichstellt. Die Erzählungen von Heinrich von Kleist, die vor zwei Jahren erschienen sind, geben ein neues Beispiel, würdig des ausgezeichneten Geistes, in welchem unsrer Litteratur eine neue Zierde zuwächst. Ihnen folgen jetzt die Novellen von Achim von Arnim, eines Dichters, der schon durch mehrere bedeutende Produktionen und werthvolle Bestrebungen die Anerkennung und den Dank seiner Landsleute verdient hat. Auch er giebt dieser Dichtungsart in deutscher Weise noch die Eigengestalt seines ganz absonderlichen, schwer zu definirenden, reichen und schwungvollen Geistes. Er erzählt nicht so sehr den Hergang irgend eines Geschehenen in seiner Stufenfolge und seinem Zusammenhange, als er vielmehr die Gestalten mittheilt, welche durch besondre Vorgänge oder Verhältnisse — dem Stoffe seiner Darstellung — im Spiegel seines mannigfach wiederstrahlenden Innern buntglänzend erscheinen, die Verbindungen, welche sie mit allen angehäuften Vorräthen seiner freigebigen Einbildungskraft neu eingehn. So finden wir Ge-

schichte, Sage, Mährchen, Traum und Zauberei mit den Gestalten und dem Sinne der modernsten Wirklichkeit hier in eine gemeinsame Welt ernstlich verbunden. Diese Mischung jedoch, soll sie nicht als ein bloßes Sinnenspiel, als ein Feuerwerk rascher Glanzbilder auflodern, bedarf außer der Anziehung, welche sie in ihren Theilen ausübt, irgend einer höheren Nothwendigkeit, oder einer künstlerischen Vollendung, um sich als ein wahrhaftes Ganze zu rechtfertigen. Denn was unterscheidet den wahren Dichter von dem gewöhnlichen Unterhaltungsschriftsteller? Gewiß nur das ursprüngliche Leben, welches er darstellt, die höhere Weltanschauung, die ihn auf allen Wegen begleitet, die strenge Kunstform, die er erfüllt oder schafft. Sehn wir nun auf die Elemente, welche zur Erfüllung dieser höheren Ansprüche wirksam sind, so haben wir sogleich zu gestehn, daß unser Verfasser keines einzigen derselben ermangelt, daß er vielmehr in reichlichstem Maße besitzt, was den wahren und großen Dichter macht, inneren Gemüthsdrang, edlen Geist, hellen Verstand, beweglichen Sinn, mächtige Einbildungskraft, Anmuth und Stärke der Darstellung, Leichtigkeit und Frische des Vortrags; die Gegenstände sind ihm gleicherweise gerecht, die großen wie die kleinen, die wunderbaren und alltäglichen, er weiß mit allem nach Gebühr zu schalten und ihm Bedeutung und Farbe zu leihen, oder die inwohnende hervorzuwenden; das ursprüngliche Leben, die freie Weltanschauung verläugnen sich nicht; kein Leser dieser Novellen kann einen Augenblick zweifeln, daß er auf dem reichsten Boden der Dichtkunst einhergeht, daß er von allem Zauberwesen ihrer mächtigsten Wirkungen umgeben ist, daß die Gebilde, welche vor seinen Augen oder in seinem Innern erstehn, einem idealen Gebiet angehören. Und dennoch wird in allem Genusse der Leser zuletzt nicht ohne das Mißbehagen einer gewissen Unbefriedigung bleiben; er wird etwas missen, aber nicht, indem er zu wenig, sondern im Gegentheil, indem er zu viel empfing! In der That, unser Verfasser, dem wir der einzelnen Dichtergaben jede zuerkennen, hat von einigen die Überfülle, wir

er nicht zu bemeistern würdigt, und diese wuchernde Üppigkeit, welche den harmonischen Verhalt, die innige Verschmelzung stört, gefährdet durch den Mangel an Maßbestimmung oftmals die Einheit seiner Poesie. Das künstlerisch Bindende hält die ungleichartigen, der Beherrschung sich entziehenden Bestandtheile nicht mächtig genug zusammen, sie scheiden auseinander, und auf allen Seiten wogt und strömt in der gährenden Dekomposition mit dem Entbehrlichen auch das Unentbehrliche aus der Form heraus, welche das Ganze fassen und schliessen sollte. Wäre es erlaubt, hier tiefer einzugehn, so möchten wir den Grund dieses Übelstandes eher in ethischen als in dichterischen Bezügen nachweisen, denn Ethisches waltet vor, wo mehr das Wollen als das Können in Betracht kommt. Unser Dichter gestattet seinen Gaben zu große Willkür; sie werden selbstständig und spielen mit ihm, statt daß er sie beherrschen sollte; die willkürliche Laune, die nur allzugern unter dem Scheine, als sei sie Eingebung, sich einschmeichelt, entzieht sich der gesetzgeberischen Kraft des Künstlers, sie schweift im Weiten und verliert sich in Nebel und Dunst, statt in der Nähe die durch das Ganze bedingte Gestalt willig anzunehmen. Ein übertriebenes Wohlgefallen an dem Wunderlichen, Mißarteten, Verzwängten, Unheimlichen, Gespenstischen führt auf Abwege, wohin das reine Gefühl der Schönheit und der warme Antheil des Herzens, welche die Seele aller Dichtung sind, selten folgen mögen. Können wir unsern Verfasser von solchem Vorwurfe nicht freisprechen, so müssen wir hinwieder auch angeben, daß jenes Willkürliche und Zerrinnende bei ihm nur in großem Gegensatze der reinsten, klarsten, plastischen Gestalten und Gebilde besteht, die nicht selten seine Darstellung kraftvoll ordnen und durchleuchten, so daß dieselbe stellen- und streckenweise im schönsten Maße sich fortbewegt, wie sie nur in eines Cervantes oder Goethe klassischer Prosa ihr Gleichniß findet. Es scheint nach allem diesen, Hr. von Arnim brauche nur zu wollen, um durch wenige, dem Entschluß und der Absicht allerdings unterworfene, Veränderung in seiner dichte-

rischen Ökonomie vollständig als derjenige zu erscheinen, welcher zu sein er durch innere Begabung unstreitig berufen ist. Nachdem wir versucht, im Allgemeinen den Dichter in seiner nicht leicht zu erfassenden und hier keineswegs zu erschöpfenden Eigenheit zu bezeichnen, bleibt uns noch in solchem Bezuge ein Wort von den vorliegenden vier Novellen insbesondre zu erwähnen. Die erste derselben, Isabella von Ägypten, welche einen der leuchtendsten Aufgänge unsrer Geschichtswelt, Kaiser Karl den Fünften, mit des trüben Zugvolks, der Zigeuner, dunklem Versinken in Noth und Niedrigkeit vermittelst allerlei seltsamen Zaubers verknüpft, ist die reichste an großartigen, erhabenen, ergreifenden Zügen; die Zauberei mit dem Golem ist von gutem Gehalt und sinnig behandelt, die mit dem Allraun dünkt uns schon zu üppig und ausschweifend, ganz abzulehnen aber und zurückstoßend die Art, wie die Geschichte des Bärnhäuters hier eingefügt und verarbeitet worden. Die Hausprophetin von Arabien giebt mit Beihülfe eines magischen Apparats, der so unbefangen, als könnte dergleichen gewöhnlich genug vorkommen, in unsre neueste Tageswelt gesetzt, aber in den Auftritten der französischen Revolution wie so vieles andre zerschlagen wird, manchen guten Einblick in die Wirkungen gesellschaftlicher wie innerer Zustände. Dieses Gebiet, in welchem die Erfahrungen zu immer neuem Ertrage nie genug vervielfacht und wiederholt werden können, umfaßt ganz den Gegenstand der dritten Novelle, vom glücklichen Färber; sie ist in solcher Hinsicht für Herz und Gemüth die befriedigendste, auch tritt das Zauberwesen in ihr sehr zurück, und lebendige Züge aus der Geschichte treten dafür ein; die Schilderungen der holländischen wie der preußischen, der handwerklichen wie der Königlichen Art und Sitte sind in Zeichnung und Farbe vortrefflich. Angelica und Cosmus, die vierte, und eigentlich so genannte, Novelle, bleiben in der deutschen Welt, die sie durchschweifen, etwas fremd; doch sind sie bestimmten Örtlichkeiten und wirklichen Vorgängen geschickt angefügt; um den Reiz dieser Erzählung ungeschwächt zu erhalten, bedürfte

es vielleicht der Gewißheit, daß diesmal nicht bloß Erfindung walte, sondern wenigstens die Hauptsache auf ein wahres Ereigniß gegründet sei. —

3.

Landhausleben. Erzählungen von Ludwig Achim von Arnim. Erster Theil. Leipzig, 1826. 8.

Wir haben die Anzeige dieses Buches mit dem Bekenntniß eines Irrthums zu beginnen. Schon immer haben wir Hrn. von Arnim's Dichterwerken mit lebhafter Begier entgegengesehn, sie mit gereiztem Antheil wiederholt genossen und ihrem Wesen mit ernster Überlegung nachgedacht, wir fühlten uns angezogen und fortgerissen, wir konnten die Ursprünglichkeit eines freien und reichen Geistes nicht verkennen, und wenn wir die edelsten und besten unsrer Dichter zählten, war uns der Name Arnim stets in deren ersten Reihe gestellt. Aber indem wir so den Dichter liebten und bewunderten, fanden wir auch viel an ihm auszusetzen und waren mißvergnügt im Vergnügen selbst, und wollten zwar, was er gab, recht gern, aber doch lieber auf andre Weise. Was wir an ihm zu tadeln hatten, konnte er in ungekränkter Dichterwürde preisgeben, mit freiem Willen, so dünkte uns, ablegen; die Stimmung der größeren Lesewelt war mit uns einverstanden, sie schien gleichsam nur darauf zu warten, daß ihr, durch weggeräumte Störungen, der freiere Zugang und die vollere Theilnahme eröffnet würde, zu welchen sie schon genugsame Aufregung fühlte. Allein der Dichter blieb in seiner Weise, und jede neuere seiner Schriften zeigte sie nur ausgebildeter. Wir dachten dann oftmals, der Verfasser, der nicht auf dem rechten Wege, müsse einhalten, ja um-

kehren, und mit neuer Musterung und Einrichtung seiner Hülfsmittel eine Bahn einschlagen, die ihn leichter und sicherer als die jetzige seinem Ziele zuführte. Diese Meinung, mit welcher wir bisher den Dichter lange begleitet haben, werfen wir jetzt, nach Erscheinung dieses neuesten Buches, als einen Irrthum ab. Uns wird nunmehr klar, daß Hr. von Arnim den eignen Weg nicht zu verlassen hat, in seiner Weise fortschreitend zu demselben Ziele vorgedrungen und demselben vielleicht schon näher gekommen ist, als die anfängliche Richtung vermuthen ließ. Wie die Seelen der Auserwählten durch mancherlei irdischen Stoff hindurch ringen und auf den verschiedensten Wegen sich für den Himmel läutern, um in der Einen Seligkeit hernach alle gleich zu sein, so auch die Weisen und die Dichter aller Zeiten streben zusammt der einen Höhe zu, auf welcher sie in der That alle in Einer Ähnlichkeit erscheinen; die Hauptsache bleibt das Ankommen, der Weg sei, welcher er wolle; ja der Umweg selbst, — das Ankommen vorausgesetzt, — hat seinen Vortheil, einem unverdrossenen redlichen Streben steht sein Lohn nicht bloß am Ziele fest, sondern geht schon in jedem seiner Schritte mit und mehrt sich mit diesen; in letztem Ergebniß aber ist der rechte und nächste Weg nur der, welchen die Bedingnisse gestatten oder sogar vorzeichnen. — Wir wünschten unserm Dichter in seinem Reichthume mehr Maß und Gestalt, wir glaubten, er müsse hiezu eines Theils von jenem sich entledigen; aber mitnichten! Er kann und mag davon nichts aufgeben; indem er ihn verschwendet, mehrt er ihn nur, denn in den ausgestreuten Körnern wächst ihm neue Saat empor. Indeß, wie er sein Schaffen und Treiben mehr und mehr ins Weite führt, entsteht ihm nach und nach darin auch ein richtigeres Verhältniß, die Bestandtheile und Glieder ordnen sich, und endlich setzt im größten Maße sich noch wieder schön ins Gleichgewicht, was in dem wechselweisen Steigern dahin allerdings unverhältnißmäßig däuchte. So wenigstens erscheint jetzt uns die Aufgabe unsers Dichters; er muß im Leben, Dichten und Wirken getrost weiter

gehn, und seine Fehler selbst, — mögen dieselben als Zuwenig oder als Zuviel erscheinen, — durcharbeiten zur Schönheit, wohin sie zielen, deren Keim sie in sich tragen! — Das vorliegende Buch, reich an mannigfacher Unterhaltung, aus Ernst und Spiel, aus Witz, Anmuth und Laune hervorgehend, enthält fünf Erzählungen von sehr verschiedenem Stoff und Vortrag. Sie sind zusammengereiht durch eine besondre Beziehung, welche sich durch den Titel der Sammlung, und noch näher durch die Überschriften der einzelnen Erzählungen andeutet, aber auch in dem Schlußberichte, welcher diesen folgt und mancherlei erwünschte Auskunft giebt, noch nicht völlig klar wird, daher wir uns des Weiteren im folgenden Theile getrösten müssen. Wie früher ein Wintergarten, so veranlaßt hier das Landhausleben, welches neugebildete Wort hier anmuthig als die ächte Übersetzung von Villeggiatura gerechtfertigt wird, erzählende Mittheilungen. Die Metamorphosen der Gesellschaft, als Sonntagserzählung des Landpredigers bezeichnet, haben eine tiefere Bedeutung, als der heitere Verlauf der Begebenheit und die leichte Behaglichkeit des Vortrags ankündigen. Das Zusammentreffen in mancher Beziehung mit Tieck's berühmter Novelle von der Frömmelei ist nur zufällig, auch haben die Gestalten und Bewegungen selbst in beiden keine Ähnlichkeit mit einander. Die Montagserzählung des Liebhabers, Holländische Liebhabereien, war uns die anziehendste und scheint uns am glücklichsten ausgeführt. Wie in der ersteren die höhere Staatswelt in Kultusminister und Polizeidirektor, so spricht in dieser die Gelehrtenwelt in Philologen und Dichtern uns an. Rembrandt's Versteigerung ist billig einem Kunstfreunde als Dienstagserzählung beigelegt; eine wahre Anekdote von dem berühmten Mahler ist hier in leichten Reimen anmuthig ausgeführt. Wunder über Wunder heißt die Mittwochserzählung des Direktors der Theaterschule. Wer dabei den Kopf schütteln will, der mag es thun; die Sache ist wirklich bedenklich; wir werden in die pädagogische Provinz der Wanderjahre Meister's eingeführt, finden diesen,

Natalien, den Abbé, Jarno'n und andre Bekannte wieder, aber auch einige neue Personen und ganz neue Verhältnisse. Wie sehr der Verfasser auch seine Verehrung für Goethe'n in der Einleitung darlegt und betheuert, immer hat er zugleich eine Nahrung für die Schadenfreude derjenigen gebracht, welche nie begreifen können, daß der Scherz den Ernst oft nur angreift, um zu zeigen, daß er ihm nicht schade. Unstreitig aber ist diese Erzählung die wildeste der ganzen Sammlung. Der Theaterdichter giebt hierauf als Donnerstagserzählung Marino Caboga, ein Drama in drei Handlungen, nach einem wahren Vorgange aus der Geschichte der Republik Ragusa, für welchen Johannes von Müller als Gewährsmann angeführt wird; mehr Entwurf als Ausführung, aber von großartiger Anlage und reich an tragischem Fortschritte. — In diesen Erzählungen ist die Mischung von zauberhaft Phantastischem und gemein Wirklichem, von fernem Wunderbaren und nächstem Gewöhnlichen, welche der Weise des Verfassers angehört, wie in seinen früheren Arbeiten zu finden. Wer aber die gegenwärtigen mit jenen vergleicht, der wird ein schon seit Jahren bemerkbares Zunehmen des Gehalts auffinden, der sich innerhalb jener Mischung bewegt. Die Gesinnung, als tiefste Unterlage aller dichterischen Hervorbringung, wird freier und erhebt sich wirksamer in Anschauung und Würdigung dessen, was wahr ist, zu der dichterischen Gerechtigkeit, welche zuletzt auch die der wirklichen Welt sein muß. In der That, die Poesie kann in unsern Tagen schon gar nicht mehr als gesonderte Kunst bestehn, sie muß alles Leben in sich aufnehmen, oder ihm sich hingeben, und sie muß in höherem Sinne wieder moralisch werden, was sie in den gewöhnlichen niedern nicht sein kann. Auch in diesem Betracht haben wir unserm Dichter große Vorzüge anzuerkennen; er ist der geistigen und sittlichen Bedürfnisse seines Zeitalters kundig und legt deßhalb seine Gebilde diesen so [illegible] als möglich, mehr schonend als hart. Deßhalb ist er auch im höchsten Sinne vaterländisch, in allen Abstufungen; [illegible]

Brandenburgischen bis zum Norddeutschen und von diesem bis zum Europäischen, aufsteigend, wobei das allgemein Menschliche die nothwendige Begleitung macht. In glücklicher Auffassung und unschuldiger Verarbeitung des Nächsten, in sorgsamer Aufmerksamkeit für alles Dargebotene der Mitwelt thut es nicht leicht jemand unsrem Verfasser gleich. Diese Richtung hat von jeher seine Werke vortheilhaft ausgezeichnet und ist mit deren Anzahl nur immer stärker geworden; die Zukunft wird hierin einmal noch besondern Werth anerkennen, den wir jetzt, wie bei allem wiederholten und allzu nahen Schönsten und Besten, nicht gehörig schätzen. — Von diesem Landhausleben haben wir noch einen zweiten, vielleicht auch einen dritten Theil zu hoffen. Daß uns der Verfasser bald mit dieser Fortsetzung beschenken wolle, wünschen wir eifrigst. Möge er dabei auch, den angefangenen größeren Roman: Die Kronenwächter, dieses wunderbare Werk einer zaubermächtigen Einbildungskraft, dessen erster Theil schon seit Jahren im Publikum ist, zu vollenden, der Muße und Aufforderung nicht entbehren!

4.

Über Wilhelm Meister's Wanderjahre. Aus Briefen und Gesprächen. 1821.

Vorwort. Die Mittheilung dieser Blätter — Bruchstücke aus wirklich gewechselten Briefen, Bemerkungen, aus geselligem Verkehr hervorgerufen — macht keinen weiteren Anspruch, als ein Zeugniß und Beispiel des regsamen Antheils zu geben, der einem Werke wie das genannte in seiner vaterländischen Lesewelt unter keinerlei Umständen fehlen mag. Es ist also eine Mittheilung aus dem Leben, welche, neben der vorbe-

reiteten Amtsmeinung der Kritik, nicht ohne Reiz sein dürfte und diesen gewiß in hohem Grade entfalten würde, wenn auch andre und mehrere der in unendlichen Beziehungen so reich und mannigfach über unser Vaterland ausgebreiteten und verzweigten Kreise der Geistes- und Lebensbildung ihren unabsichtlichen Ertrag bei solcher Anregung dem Lichte gönnten; welches um so mehr zu wünschen wäre, als bei näherer Betrachtung nicht in Abrede zu stellen ist, daß, neben der Klage, es werde viel zu viel gedruckt, auch die andre vollkommen bestehn kann, es sollte bei weitem mehr gedruckt werden! —

Berlin, den 27. Juli 1821.

1. Friederike an ihren Bruder.

Obgleich ich dir erst Sonnabend geschrieben habe, und den größten Konversationsbrief — so beginne ich doch wieder einen neuen heute, und das bloß wegen Goethe's Wanderjahren! Dies ist eine große Begebenheit; „man wird reicher, man gewinnt einen großen Besitz!" sagte, unter Strömen Gesprächs und Mittheilung, gestern Abend Dehn bei uns, den ich nie so belebt, so natürlich, so ergriffen, verjüngt und in seinen Urkräften hergestellt gesehn habe als durch dies Buch. Das muß wohl so wirken! Je mehr Einer durch Gaben, Leben und Denken bereitet ist, je mehr hat er an diesem Werke; es ist ein Zusammengefaßtes aller Goethe'schen Werke, die selbst nichts anderes sind als eben so viele geistige Gesichtspunkte des ganzen irdischen Daseins, die Betrachtung über des Menschen Geist mit inbegriffen. Alle seine Werke, die kleinsten an Maß nicht versäumt, muß man inne haben, wenn man jedes Einzelne besser und tiefer und vielfältiger verstehn soll; eines beleuchtet das andre und läßt es besser durchdringen: und es ist mit ihnen wie mit der Welt selbst; sie besteht aus unabzählbaren Schöpfungsweisen, je mehr wir aber davon erkennen, je reicher und vollkommener wird das Konzert, und als Neuganzes immer wieder einfach. Ein kunstbegabter Geist ist Nachschöpfer des

Urschöpfers. Ein großer Dichter nimmt die Welt selbst mit ihren Begebenheiten als Stoff zu seinen Werken. Er kann uns zwingen, sie massenweise anzusehn, wie er; die Betrachtung, die ihn eine jede solche Masse zusammenfassen hieß, ist sein Werkzeug, ob er jene uns mittheilt oder nicht. Er ist frei in der Wahl; aber in allem, was er gewählt, bleibt er wahr, weil er nur Wahres aussucht und auch das schon in der Natur als falsch und krankhaft Erscheinende nur als solches vorzeigt, nicht aber willkürlich solchen Auswuchs zum Musterbilde macht, wie so viele Neuere mit eitler Vorliebe aus Schwäche thun. So verfährt Goethe nie. Ich sehe in ihm nur einen gewaltigen Historiker; es muß geschehn, was er schildert, denn er schildert nur, was geschieht: „Seltsam ist Prophetenlied, doppelt seltsam, was geschieht." Wer erfaßt, was geschieht, der kann ein Prophet sein. Alle seine Werke ruft mir dies Buch herbei: die Welt, wie sie langsam und schnell — wie aller organische Wachsthum — sich seit den ältesten Nachrichten von ihr entwickelt — ich sehe auf das von ihr Aufgezeichnete überhaupt hin, oder ich sehe es in dem Kunstspiegel Goethe's, der uns all ihre Gebilde, nicht wirklich, aber wahrhaft, vor Geist und Auge bringt. Er führt uns, von den Patriarchen an, in seinen Werken hindurch, bis auf den Punkt, wo wir wirklich stehn. — Soll ich einzelne anführen? Ich stellte sehr oben an das Druiden-Lied; welch ein reiner Geschichtsblick! welches Versetzen in Zustände, in Geschichtsmomente, und mit welchem Griffe, mit welchem Kunstglücke — es ist längst bewiesen, Glück ist Talent — und mit welcher Kürze und Genauigkeit ausgeführt! wie rein, unpersönlich und edel das Ganze! mit welcher Macht im bloßen Bilde festgehalten, in diesem Bilde, das als Bild, ohne alle andre Leistung und Forderung, schon ein hinlängliches schönes Ganzes ist! — Um nur immer noch von Kleinerem zu sprechen, soll ich das Gedicht der Wanderer nennen? Die innigste Lieblichkeit, in liebevollster Betrachtung im Gedichte selbst dramatisirt, die, wie der ganze Vorfall, gleichsam mit auf dem Fels ersprießt! wo

uns der wahre Dichter, wie in vielfältigen Spiegeln, das Verzehren der Zeiten unter einander zeigt und ihr immer neues Gedeihen; auf die natürlichste Weise, an Fels, Vegetation und Gebäuden; auf die lebendig rührendste, an Kind, Mutter, menschlicher Gütigkeit und Betrachtung! — Oder soll ich dich erinnern, wie im Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga er es vorzieht, uns im Morgenlichte zu zeigen, was wir täglich noch hier auf abendlicherer Erde und in fortgeschrittener Zeit verbrechen! wie wir unerkannt beste Liebe von uns stoßen, in Zorn und Stolz, und wie sich darunter Herzen finden, die es nicht überleben! Wie kurz, kräftig und zart, und im höheren Kreise gehalten, konnte dies gerade in diesem Kostüme gezeigt werden, ohne die vielen prahlerischen Reden und Äußerungen der modernen Empfindungsgrübeleien, deren man sich bei den schönsten Handlungen und Regungen nicht mehr erwehrt! mit welcher Meisterschaft und Kürze ist dieses Kostüm erreicht, und welch eignen Ton bringt es in unsre Seele! und auch wieder als Bild, wie richtig und fertig das kleine Glanze! — so könnt' ich all seine Lieder und Gedichte durchgehn; aber auch an die, wie an seine großen Werke, muß man nur erinnern und sagen: Leset sie immer noch einmal! — Bei jedem Schritt im Leben, bei jeder neuen Ecke, um die man in seiner eignen Seele herum kommt, wird Einem etwas andres von Goethe merkwürdig und klar. Wer hat schon so sprechen lassen, wie die alte Barbara im Meister redet? wo sagt sie's, und wie sagt sie's! welche Prophezeihung wird es eigentlich! Dies gerade ist einer der Texte, worauf Vornehme und Gebildete die unendlichen Variationen von Lug und Trug spielen und sich zu ekle Ohren halten, um es auch anhören zu wollen, was sie vollführen! Eine alte Barbara läßt er es ihnen aus seinem Meisterwerke in die Zeiten nachschreien und schont sie noch, denn es ist ja nur die alte Barbara! Bei dem ersten Lesen frappirte mich die Rede der Alten, und jetzt, nach langen Jahren, dringt sie sich mir als Exempel immer wieder auf bei den täglichen Vorfällen. — Nach allem

Menschenverkehr hat Goethe hingeschaut mit seinen Augen, allen verstand er und versteht ihn uns verständlich zu machen. Als ich diesen Winter seinen Divan las, wurde mir klar, wie er ewig aufs Neue so groß, lebendig und belebend ist: alle Zeiten, Religionen, Ansichten, Extasen und Zustände begreifend und darstellend und erklärend. — In den Wanderjahren wirst du unangenehm erstaunen, wenn es dir geht wie mir: mit einemmale den Faden des Zusammenhanges zu verlieren, den man in Erwartung der ferneren Geschichte Meister's wünschen muß, und dessen man gewiß zu sein glaubt. Der Autor belehrt uns anders; aus einer großen epischen Melodie geht er durch eine Dissonanz präludirend zu einer Harmonie über, wo die große des Weltschreitens uns klarer werden muß; und in dieser großartigsten Musik klingt jene Melodie noch öfter fürs Menschenherz durch; und die Abweichung nach der Tonfolge, die uns Mignon wieder ruft, ist die geehrteste Herzensblüthe, vom herrlichsten Alter beleuchtet, welches wir je sahen! — Ich liebe die Menschen, die fortlieben, was ihnen einmal gefallen konnte; dann waren es die Augen, dann war es das Herz, denen es gefiel; die Leute aber, deren Neigungen dem Beifall Anderer folgten und ihrem Gegenstande fremde Gründe annahmen, müssen von Grund aus in ihrer Seele wechseln, berühren ihr eigenes Gemüth nicht unmittelbar und wissen sich damit noch etwas und meinen, mit dem Alter hätten sie Wichtigeres ergriffen, welches doch nur darin liegt, daß ihre innere Geschichte nicht aus einem Stücke besteht und eigentlich keine Person bildet; solche Leute lieb' ich nicht. Den großen Wahrheitsfreund, den griffgeübten Meister finden wir aber auf jedem Punkte seiner Gesammtwerke immer wieder, bald minder=, bald mehrtönig, immer zustimmig zum einmal Gesagten; vom leisesten kleinsten Ton bis zum kühnsten neuesten Ausspruch; in ewig junger Liebe zu allem Naturgemäßen, was in Menschen und Welt sich regt; mit Haß und rechtlicher Verfolgung alles Falschen, aller Lüge, aller

verzärtelten und noch so gepriesenen Unwahrhaftigkeit, sie mag so hoch oder so tief herrschen, wie sie will! Diese ehrwürdige Stimmung und Gesinnung find' ich immer unverändert wieder, wenn auch noch so gehalten und mit richterlicher Altersweisheit und dem größten Maße geschmückt und fast versteckt. — Welche persönliche Schmeichelei ist mir aber bei Lesung dieses neuesten Werkes widerfahren! Gleichsam — wie Glück es mit sich bringt — eine Belohnung des Glücks, welches ich in des größten Meisters Bewunderung empfinde! Vorlängst sah ich in Wilhelm Meister gleichsam zwei Texte zu dem Buche im Buche selbst ausgesprochen und sagte dies auch. Der eine ist die Stelle, wo Meister gegen Aurelien in die Betrachtung ausbricht: „O, wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" Und der andre, wo die Bemerkung gemacht wird, daß der kleinste Raum unsres Welttheils schon in Besitz genommen, das Land, die Flüsse, die Wege, und jeder Besitz befestigt sei. Unser Geist ist in der ersten Himmelssentenz gefangen, und die Einsicht darin seine weiteste Regung; sie begreift auch das Schicksal unsres Herzens; wir halten für möglich, daß ein Herz für uns gestimmt sei, in welchem eine uns verborgene Unmöglichkeit obwaltet: Unglück der Liebe! Wir wollen in irdisch realen Verhältnissen herrschen und wirken — und finden die Erde besetzt! Die Edlen, Begabten kommen und müssen kommen auf Spiel und Kunst; die Andern arbeiten, schaffen, gewinnen weltliche Güter, so gut sie können. Die ganze Welt in mannigfaltigster, lieblichster, weisester, künstlerischester, zerreißendster und beruhigendster Weise zeigt und lehrt uns dieser große Roman: und aus dem Einzelleben der geliebtesten Personen und Persönlichkeit nun in den Wanderjahren herausgespielt, bringt dies Buch fortschreitend auf den Gedanken der Gesammteinrichtungen für Menschen zurück und vorwärts, wie die Welt selbst, und im letzten Kapitel wiederholt sich mir zu Ehren der eine jener Texte auf den ersten Seiten. — Mit der beflügeltesten, wie schon in Er-

füllung gegangenen Hoffnung, und doch auf ganz Neues gefaßt, erwarte ich den zweiten Theil. Welche Freude!

Berlin, Juni.

2. Antwort.

Ich danke dir von Herzen für die zwei mächtig großen Briefe, die ich zur Beantwortung vor mir liegen habe. Ich rechne es dir hoch an, daß du mir so viel schreibst; denn ich weiß, welche Mühe es dich kostet und an wie viel andre Menschen du zu schreiben hättest, und welche einsichtigere Antworten du erhalten würdest! — Kommt dir dieses Wort befremdend und befangen vor, so will ich es gern glauben, denn ich bin wirklich befangen und bin es, glaub' ich, geworden, weil du mich aufforderst, über die Wanderjahre zu schreiben, und hinzusetzest, ich könnt' es, wenn ich unbefangen wäre. — Wer bin ich, daß ich über die gedrängten Lebensresultate eines siebenzigjährigen weisen Jünglings, der zugleich der Odysseus und der Homer unserer Zeiten ist, wer bin ich, daß ich über ein solches Buch urtheilen soll? Was ich nie erfahren werde, weder im Geist, noch im Herzen, noch in der Welt, das hat er längst als Stoff verarbeitet; was ich in hundert Wissenschaften nicht weiß, ist ihm längst zum Werkzeuge geworden, Kenntniß zu neuer Erkenntniß; und worin ich noch tief befangen bin, darauf sieht er von seinem ätherisch-praktischen Standpunkt milde, gewährend herab. Wer urtheilen will, muß Übersicht haben, zur Übersicht gehört ein erhöhterer Standpunkt als das Angeschaute — zu diesem kann ich mich nicht erheben, und was noch mehr ist, auch nicht glauben, daß ich mich zu ihm erhebe: mir nämlich das Ganze nicht zusammenziehen und zu meiner persönlichen Übersicht verengen, zu meinem persönlichen Genusse und Gebrauche bereiten, wie ich's mit fast allen Goethe'schen Werken, sein Leben selbst nicht ausgenommen, vermag. Kurz und gut, trotz deinem belehrenden Lobgedicht, trotz der mitgetheilten Anzeige, sind mir die Wanderjahre — ein Meisterwerk — das ich zu verstehn mich nicht

unterstehe. Meine nun aber ja nicht, daß ich etwa keinen Genuß bei dem Lesen gehabt hätte! Nein, immerwährenden, und wie bei keines andern Dichters Werke; ich könnte sagen, wäre Fichte nicht, wie bei keines andern Menschen. Die erste Hälfte und das Ende des Buches versetzten mich ganz neu außer meinem zeitherigen Selbst! Ein thaterregender Feuergeist wehte mich hier, mahnend und ohne lähmenden Vorwurf mahnend, aus jeder Zeile an. Was ich je Gütiges gedacht und Verständiges empfunden habe, wurde frisch in mir angeregt, und meine Überzeugung gestärkt, daß nur Gütiges gedacht, nur Verständiges empfunden werden soll. Auch weiß ich mit ahndungsvoller Gewißheit, daß man in jedem neuen Lebensjahre, bei jedem großen Lebensereignisse dieses Buch, wie alles von Goethe, neu und anders verstehn wird. Jetzt schweben mir, außer hundert andern, zwei Hauptgedanken vor der Seele. Die drei größten Deutschen unsrer Zeit haben, in drei verschiedenen Formen, von dem Einen, was noth thut, prophetisch gesprochen: Fichte, Pestalozzi, Goethe — prophetisch-theoretisch, prophetisch-praktisch, prophetisch-poetisch — von einer noch nie dagewesenen, noch nie erkannten, durchaus neuen evangelischen Erziehung der Menschen zur Freiheit — nur daß man diese drei Propheten, eben weil sie Propheten sind, erst in der kommenden Geschichtsepoche verstehn wird. Ich für mein Theil weiß doch so viel, daß die Wanderjahre, Lienhard und Gertrud und die Staatslehre drei Theile eines und desselben Buches sind. Der zweite Gedanke, der mir vorschwebt, ist folgender: Zur Besiegung des nächsten größten europäischen Weltübels, des aus dunkleren Jahrhunderten auf uns vererbten, muß aller materielle Besitz unverhältnißmäßig leiden. Grund und Boden, rohe Produkte müssen übermäßig tief im Preise fallen. Selbst das weniger materielle Geld muß, je größer das Kapital, desto mehr seinen Werth dadurch verlieren, daß es nicht sicher und nur mit sehr geringem Vortheil unterzubringen ist. Das Reale hingegen, welches man auch das Ideale nennt, Fleiß, Regsamkeit, Industrie, Kunst, Talent,

Erfindungskraft, bewegliche Geistigkeit, müssen für lange Zeit ein unverhältnißmäßiges und alles Bestehende störendes Übergewicht über Grund und Boden, rohe Produkte und Kapitale gewinnen, das wenigstens so überwiegend wird sein müssen, als es früherhin diese rohe Natur, dieses materielle Nichts, über alles Geistig-Reale war. Alsdann — nach diesem Durchgangszustande — kann erst ein richtiges Verhältniß der vielfachen und dann richtigen Besitzthümer sich nach und nach bilden. Diesen Gedanken habe ich aber schon früher gehabt, er ist mir nur durch dieses Buch bestätigt worden. — Was nun die zweite Hälfte des Buches betrifft, so bin ich nicht eurer Meinung. Es stören mich nämlich hier die abgebrochenen Geschichten nicht, und zwar, weil diese einzelnen Fragmente zum Ganzen stimmen, welches ja auch nur Fragment ist und mich durch Anlage, Ausführung und Art seines Entstehens zu glauben berechtigt, daß es auch Fragment bleiben wird. Sollte späterhin eine oder die andre Geschichte ausgeführt werden, so ist dies ein freundliches Blumengeschenk, wofür wir der Gunst des Glücks zu danken haben. Das Ganze aber, das die Welt ist, wünsche ich so wenig ausgeführt zu sehn, als ich den Untergang, oder vielmehr die Verklärung der Welt erleben möchte. Und warum nicht? Weil ich darauf nicht vorbereitet bin. — Einen großen Theil deines ersten Briefes hoffe ich noch immer dir in mündlichem Gespräche beantworten zu können; denn da dieser Sommer durchaus nicht aufhört, Winter sein zu wollen, so rathe ich, im wirklichen Winter herzukommen und die Blüthenzeit hier zu erwarten. — So eben habe ich deinen zweiten Brief wieder durchlesen, nämlich deinen Hymnus auf die Wanderjahre. Zwar glaubte ich ihn ganz vergessen zu haben, hatte das Werk inzwischen gelesen und finde doch nun, zu meinem Erstaunen, ich möchte fast sagen zu meinem Verdrusse, daß ich dein Thema abgeschrieben und mit schlechten Variationen begleitet habe. Warum hast du mir das gethan und früher über das Werk geschrieben, als ich

es gelesen? Nun bleibt mir zu meiner Rechtfertigung nichts übrig, als mit Brunet zu sagen: „Vous répétez-là mot pour mot ce que j'allais dire!“ — Ich habe manches zeither gelesen: unter anderem — Lienhard und Gertrud! Abgesehn von den wissenschaftlichen und sittlichen Elementen des Buchs, welches Gedicht! welches Idyll! welche plastische Karakterzeichnung der hundert verschiedenen Bauern! Bis zur Shakspeare'schen Wahrheit gesteigert; denn daß z. B. der Quacksalber selbst eine Fontanelle am Arm hat, ist entweder wirkliche Wahrheit, oder Shakespeare'sche poetisch-apriorische! — Ich weiß mir selbst nicht klar Rechenschaft zu geben, wie ich auf den Dante kam; aber Folgendes habe ich gleich, nachdem ich Lienhard und Gertrud beendigt, mir aufgeschrieben: „Dante nennt sein scholastisch-mystisches Lehrgedicht göttliche Komödie. Mit mehrerem Rechte hätte Pestalozzi sein Lienhard und Gertrud, dieses tiefe und klare Werk, also betiteln können. Aber er nennt dieses plastische Lehrgedicht, diese Anleitung zur praktischen Philosophie, zu thatsächlichem Christen- oder Menschthum, diese neue Verkündung der Verkündung vom Reiche Gottes auf Erden, die Fürst, Minister und Stände lesen und wiederlesen und im Herzen bedenken und behalten sollten, er nennt dieses Meisterwerk einer bis zur Weisheit, bis zur Kunst gesteigerten Menschenliebe bescheiden-einfach: „ein Buch für das Volk!“ Möchte es das sein dürfen! — Endlich kenne ich auch etwas von Houwald; ich habe das Bild gelesen und stimme Börne's, aus Klarheit witziger Rezension bei; aber die Sprache ist gewandt und edel und hat, neben den tadelhaftesten, überraschend schöne Bilder. — Noch führ' ich dir an: Heinrich Kleist's hinterlassene Werke, von Tieck. Ich habe bis jetzt nur die Vorrede von Tieck gelesen, die mir genügt, so daß ich ihm schreiben und für die Herausgabe des Werkes und Hinweisung auf das vergessene Genie herzlich danken werde. Vom Prinzen von Homburg kenne ich Fragmente, die mir Kleist selbst vorgelesen; vom Hermann und Marbod nichts. —

Deinen Brief sende ich nach Brüssel, wo das Buch zugleich mit ihm ankommen wird.

Mannheim, Juli.

Ludwig Robert.

3. Dankworte einer Gebeugtkranken.

Meine liebe, gute Trösterin! Ich muß es dir unendlich danken, daß du mich bei meinen Leiden mit dem neuen Werke Goethe's wirklich, was man sagt, aufgerichtet hast. Es ist in der That wahr, wenn man auf alles verzichten muß, wie ich, und gar keinen Trost mehr auf dieser Erde findet, und man hat das Glück, daß einem ein solches Buch in die Hände kommt, so ist man wieder auf eine Weile getröstet und glaubt und denkt sich alles wieder von Neuem erhebend, und findet es nicht so schrecklich, weiterleben zu müssen, da es uns noch zukommen kann, eine solche Gabe der Weisheit zu erleben. — Man sollte eigentlich glauben, daß Goethe'n vor allen großen Schriftstellern, die es je gegeben, der Vorzug gebührte, gar nicht zu sterben — denn sein Geist bleibt ja schon ewig jung, und seine Schriften wirken ja so wohlthätig, daß es höchst nothwendig erscheint. Mich im Einzelnen über das Buch selbst auszulassen, ist mir bei meinem jetzigen Zustande nicht recht möglich, so viel weiß ich aber, daß ich gar nicht glaube, etwas — was man so nennt — gelesen zu haben, sondern ich glaubte mich in die Nähe Goethe's versetzt und dieses alles im natürlichsten Tone des Umgangs von ihm selbst nach und nach zu hören.

Berlin, Juni.

4. Aus dem Briefe eines Geschäftsmannes.

In den Wanderjahren ist vieles Vortreffliche, und das Ganze Goethe, wie er leibt und lebt. Einige ans Sentimentale streifende Briefe, ein neues gar liebliches Persönchen, Hersilie, ein allerliebstes Mährchen, vom Rothmantel erzählt,

haben mich besonders angesprochen. Ein fabulöses Ideal-Pädagogium ist äußerst weise und tiefsinnig angelegt und giebt Staat und Erzieher vortreffliche Winke; jedoch vermisse ich hiebei manche, gewiß absichtlich weggelassene Elemente.

Berlin, Juni. Th.

5. Aus Gesprächen.

Was soll man von Goethe sagen, was kann man anders von ihm sagen, als daß er ein Dichter ist? Ein Weltweiser ist er freilich auch — allein seit wann waren Dichter nicht Weltweise? Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht, und was noch die Zukunft versiegelt. Er saß in der Götter uráltestem Rath und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Daß der Roman wahrer ist als die Geschichte, und die Dichtung wahrer als das Leben — dieses könnte man sagen, wenn er es nicht schon gesagt hätte. Ein Mathematiker und Physiker fragt nun gern nach der Ursache Warum? Allein dieses läßt sich ohne einige Gelehrsamkeit nicht abmachen, und die Leute, die von Nord, Süd, West und Osten kommen, wenden ungern so viel daran.

Goethe ist in der Kunst, zu schreiben, unser Altmeister; er schwebt immer über den Dingen, nicht gehalten und nicht gedrängt, und daher bewegt sich seine Sprache so reif und so anmuthig. Reinhold sagte, seine Darstellungen seien die reine Objektivität; der Ausdruck ist gutgemeint, aber etwas philisterhaft.

Die Philister — ein im Erbe des Herrn weitverbreitetes Volk — sind der Meinung, daß man das Neue nur mit neuen und fremdklingenden Worten sagen könne. Da sie mit einiger Dummheit behaftet sind, so merken sie nicht, daß hinter ihren Worten keine Geister wohnen. Große Köpfe sagen das Ungewöhnliche mit gewöhnlichen Worten, allein sie stellen sie anders, als es üblich ist. Die Worte haben

wie die Zahlzeichen, einen doppelten Werth, wovon der eine von der Figur abhängt, und der andre von der Stelle, wo sie stehn. Lichtenberg, Lessing und Goethe haben die tiefsten Dinge im reinsten Deutsch gesagt und eben auf diese Weise.

Was ihn das Leben gelehrt, was ihm durchs Leben geholfen, das erzählt jetzt der Dichter. Eine würdige Beschäftigung in einem ruhmvollen Alter.

Es ist ein Glück für die Menge, daß es immer einzelne Naturen giebt, die klar in das Getriebe des Lebens sehn und dann sagen, wie es ist. Ohne dieses fände sich die Menge nie zurecht. In ihrer Verworrenheit glaubt sie, es sei immer so gewesen, wie es im Jahre 1821 ist. Deßwegen ist auch die Menge so leicht zu beherrschen; sie muß immer den gegenwärtigen Zustand ertragen, weil sie die vergangenen Zustände so wenig kennt wie die zukünftigen.

Berlin, Juni. Bg.

6. Ein Gespräch.

A. Nun, was sagen Sie von Wilhelm Meister's Meisterjahren? Sie haben das Buch doch schon gelesen?

B. O ja, zur Hälfte, und nur so obenhin; ich ließ es bald liegen. Ich gestehe Ihnen, nachgerade wird mir der alte Herr doch zu wunderlich.

A. Ich war darauf gefaßt, das Buch in vielen Stücken schwach zu finden; aber um so mehr überraschte mich jedes Blatt und die stets neue Trefflichkeit des großen Dichters!

B. Sie werden doch nicht läugnen, daß er in den Jahren steht, wo unsre geistigen Kräfte nachlassen, und wo das Alter seine Form eben so unwiderstehlich jedem Gegenstande aufdrückt, als die Jugend sonst die ihrige?

A. Ich finde den Greis in dem Buche, allerdings; die stille Weisheit schon, die der Jugend unerreichbar ist, bezeugt ihn genug; aber ich finde auch den Mann und den Jüngling darin wieder, einen Inbegriff, so zu sagen, alles dessen, was Goethe gewesen ist und noch ist. Selbst die

Formlosigkeit, die freilich sehr auffallend geworden, hat ihren guten Grund in dem Inhalt, dessen Reichthum jede Form längst gesprengt hat. Wilhelm Meister kann so wenig im abgemessenen Schritt eines regelmäßigen Romans bleiben, als Faust ein schulgerechtes Trauerspiel mit den drei Einheiten werden konnte. Es thut mir leid, daß Sie das Buch so ungünstig beurtheilen und verkennen.

B. Lieber Freund, Sie treiben es zu weit mit Ihrer Vorliebe für Goethe! Nun ja, er ist unser erster Dichter, wer läugnet das? Ich liebe und bewundere ihn gewiß; von den früheren Werken urtheil' ich ja ganz anders! Aber vergleichen Sie nur, da wird sich eben der Abstand zeigen. Wie außerordentlich sind nicht die Wanderjahre, wie groß und schön entfaltet sich da noch sein Geist nach allen Richtungen, welches Leben ist da vereinigt mit weiser Betrachtung! Sprechen Sie von den Wanderjahren, da stimm' ich mit Ihnen ein; von denen paßt alles, was Sie jetzt den Meisterjahren mit Unrecht beilegen. Ja, wenn diese nur einigermaßen wären, was jene sind, wenn sie noch diese Frische und Wärme hätten, diese geistreichen Ansichten und Andeutungen — aber wie anders ist dagegen alles in dem neuen Buche! Aufrichtig gesagt, ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll; wo nicht Willkür ist, ist Unbedeutenheit, öfters sogar beides, und es thut mir ordentlich leid für den Verfasser, daß er sich solche Blößen gegeben! — — Aber was lachen Sie? —

A. Wir haben vor zwanzig Jahren, bei Erscheinung der Wanderjahre, ein Gespräch gehabt wie unser heutiges! Ich schrieb es auf und behielt es im Gedächtniß! Wahrhaftig, Wort für Wort wie heute! Nur daß Sie damals die Wanderjahre nicht gelten ließen und, wie diese jetzt, die Lehrjahre preisend dagegen erhoben.

B. O welch ein Unterschied! — Es mag sein, daß ich damals Einiges getadelt habe —.

A. Nein, nein, lieber Freund! Wort für Wort! — Hier ist das Papier. Was meinen Sie? Könnte ich das

Blatt, nach diesem Beispiel, nicht als neue Wechselverschreibung von Lob und Huldigung annehmen, die Sie, zwanzig Jahre nach Sicht, dem neuen Werke eben so gut bezahlten werden, als heute dem damals neuen? Sie sehn, ich kann schon warten! —

Berlin, im Jahre 1841.

7. Hermann an Friederike.

Nur wenige Worte zur Entschuldigung meines langen Aufschubs, so wie um mir für das Folgende Vergunst zu erbitten! — Ein jedes Werk, das bedeutend und entschieden vor uns tritt, affizirt uns zunächst: wir sind noch nicht wir selbst ihm gegenüber; wir werden entweder zu unbedingter Unterwerfung, oder zu voreiliger Opposition fortgerissen, je nachdem die andern Verhältnisse mit dem Sprecher oder Schreiber dies veranlassen. So bin ich auch, dem neuen Goethe'schen Werke gegenüber, das ich zudem nur höchst unterbrochen und in langen Zwischenräumen durchlesen konnte, noch nicht zu mir selbst gelangt und zu einem allgemeinen Eindruck: es entzückte, ergriff, erschütterte mich stellenweise; dann wurde ich wieder zu augenblicklichem Widerspruch aufgefordert. Überhaupt ist des Anregenden und Bemerkenswerthen darin so unendlich viel, daß man wohl erst durch eigentliches Studium in alle Elemente des Gedichts einzudringen versuchen müßte, um, vom Einzelnen unzerstreut und dennoch dasselbe im Auge behaltend, die alldurchdringende Harmonie sich herstellen zu können, welche durch die fast unkünstlerisch scheinende Nachlässigkeit versteckt wird, mit der die einzelnen Bestandtheile aneinandergereiht sind. Doch ich versuche, für Sie aufzuschreiben, was sich heute, bei dem wiederholten Lesen des Anfanges, in mir regt und bewegt und nur noch nicht zur klaren Gestaltung kommen kann. Ich wünschte eigentlich, dies Blatt Ihnen vorzulesen und dabei in mündlicher Entwickelung mich zu ergänzen. — Die Darstellung zuerst möchte in den Haupttheilen des Werkes,

meinem Urtheil nach, wohl die vollendetste sein, welche überhaupt die deutsche Sprache aufzuweisen hat; die bewunderte der Wahlverwandtschaften war noch von schimmernder, etwas auffordernder Eleganz, hier ist auch noch diese letzte Hülle und Schale abgeworfen: auf das Einfachste ergiebt sich alles aus einander, wie von selbst, und begiebt sich vor unsern Augen mit einer Klarheit, daß man wie von einem Gemählde vor das andre zu treten meint. Irre ich mich, oder leuchtet nicht überall in der Darstellung der bildende Künstler oder der Kunstkenner hervor, dem sich alles mahlerisch in edle und gefällige Gruppirung hineingestaltet? — Zunächst ist sicherlich der Beginn der Dichtung höchst bedeutend angelegt. Wir finden Wilhelm wieder, wie er uns verließ: nach Innen gekehrt und mit dem eignen Gemüth beschäftigt, unbekannt mit der ihn umgebenden Natur; die erste Frage darnach ist er genöthigt unbeantwortet abzuweisen, und nur seinem Felix zu gefallen möchte er irgend etwas vorläufig darüber erfahren, sei es auch nichts Ganzes und Gründliches. Man sieht, ihm fehlt die hohe umfassende Liebe für das All, der die Natur überall sinnreich, geheimnißvoll und verheißend entgegenblickt; die Liebe, die forschen und lernen will von ihr, nicht für sich und irgend einen Gebrauch, sondern um des Göttlichen und Schönen in allen Gestalten froh und bewußt zu werden; dies leuchtet z. B. bei Werther durchweg hervor, und in Goethe selbst ist harmonische Vollendung dieses Allsinnes, wie ich ihn zu nennen wage. Wie harmonisch, wie durchaus liebenswürdig tritt dagegen Wilhelm in allen menschlichen Verhältnissen hervor, obgleich seiner nur sparsam unmittelbare Erwähnung geschieht; wir betrachten sie durch seine liebevolle Mittheilung, und so muß sein Persönliches, wie billig, mehr in den Hintergrund treten. Jede Gestalt ruhig und liebevoll beschauend und mit Hingebung sie auf sich wirken lassend, wandelt er gelehrig und bescheiden durch die Welt: eine unendliche Liebenswürdigkeit und Pietät ist über sein ganzes Wesen verbreitet; eine betrachtende Freude an allem Lebendigen, Schönen und Großen, so daß ihm

gewiß am wenigsten die wunderliche Dreiheit den nachdenklichen Spruch vorzuhalten hätte: es gebreche auch ihm vielleicht an der angeborenen und zur Welt mitgebrachten Ehrfurcht, wie allen Übrigen! Und überhaupt, daß ich dies gleich hier erwähne, ist jener Geist der Milde und des freundlichen Ernstes weit mehr über das ganze Werk verbreitet als über irgend einen andern Roman desselben Dichters: die Ironie über die dargestellten Verhältnisse und über den Helden selbst, wie sie in den Lehrjahren fast vorherrschend war, und die auch in den Wahlverwandtschaften reichlich ausgestreut ist, möchte hier nur selten hindurchleuchten. Das Innerste seines Gemüths läßt ihn aber der Dichter selbst offenbaren in den Briefen an Natalie, ja man glaubt sein Antlitz darin widerleuchten zu sehn, mit den frommen, blauen Augen, die sich sehnsüchtig nach dem Theuersten auf Erden hinwenden, mit der klaren Stirn unter schlichten braunen Haaren, mit der ganzen Geberde, die nur Eines ausdrückt, innige, edle, feste Treue. Wie gehorsam-demüthig, aus Liebe nicht reden zu wollen von seiner Liebe und seinem Leid; und nur das kränkt uns, daß wir den Grund der Trennung nicht erfahren, die so schmerzlich und drückend auf uns lastet. — Aber Alle entsagen, Alle müssen sich dem Liebsten durch die Flucht entziehen, und überall bleibt die nächste Veranlassung für uns ein Geheimniß. Sei sie bei den Verschiedenen äußerlich eine verschiedene; innerlich ist sie wohl nur die eine: Erst am Entsagen und Versagen des Schicksals bewährt sich die Kraft, die Wahrheit eines Gefühls, wie des Karakters überhaupt; das zurückgehaltene Feuer glüht in sich und stählt. Wir gewöhnen uns, nicht von einer schnellen Befriedigung zur andern unersättlich zu streben, sondern Eines und ein Ganzes zu wollen, und unser Begehren zum Edelsten herauf zu steigern:

> Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum;
> Es wünschte dich enthaltsam! Folge stumm!

— Hier wurde ich unterbrochen und gezwungen, aufzuhören. Mehreres künftig. — Berlin, Juni. H. F.

8. Antwort.

Vielen Dank für Ihren Brief, mitten aus Ihren Geschäften! Doppelt dank' ich, weil Sie der Entsagenden erwähnen. Dies war die Hauptsache, und eben darum sprachen wir, wie von den größten Lebensbedingungen, gar nicht von ihr. Mich erinnert das an Max, zu dem Wallenstein sagt: Hätte ich doch bald den ganzen schlesischen Krieg vergessen! Nach dreißig Jahren fangen die Meisten von uns an zu wissen: daß wir uns trennen müssen von den Lebensbildern, die wir uns schufen, die wir uns wählten, und daß wir vor ganz andre Originale geschoben und gedrängt werden und auch keines von diesen mit liebhaberischer Vorliebe ableben dürfen. Endlich wird uns nach und nach, mit Schmerz, Verwunderung und oft Beschämung deutlich, daß wir uns darein ergeben müssen, und zuletzt wird uns klar: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben!“ Was heißt das aber? Wer nicht den Blick von sich selbst aufschlagen mag zu dem um und für ihn geschaffenen All; wer nicht in Aufmerken, Betrachten, Kombiniren und in liebevoller Thätigkeit aller Art weiter zu leben vermag und, ungeachtet der heimlich inneren Geschichte seiner Gemüthsentwickelung, doch jeden Tag, ja jede Stunde, mit Kindernaivetät, als die ganz neue vor sich kann aufgehn lassen, der hat zu verzweifeln. Wer verzweifelte nicht so im Leben! Diese Verzweiflung ist der große Schmiedeschlag, den gediegene Seelen auszustehn haben, zur Bewährung und zum unpersönlicheren Weiterleben! Und wer von uns kam oder kommt nicht durch diese Schmiede! Diese große, verbreitete Verkehrung zeigt uns mild und weise und dichterisch dies Buch. So dünkt mich. — Noch muß ich Ihnen sagen, über das, was Sie mir von Goethe'schem Stil schreiben, bin ich nicht Ihrer Meinung. Mich dünkt, seit Wilhelm Meister's Lehrjahren ist er ganz derselbe. Man muß sie nur wiederlesen. Überhaupt war nie solcher Reichthum, und nie so ausgebildet; eine solche Fülle der Gedanken und des Schauens in solchen Stil gefaßt, der gleichsam die Gesammtwerke des

Lehrers noch einmal in einem einzigen großen klaren Strom über die Erde schickt, wie es in diesem ganzen Wilhelm Meister geschieht. — Guten Morgen!

Berlin, Juni.

9. Aus Gesprächen.

Ihr klagt über Unzusammenhang. Gebt Acht, ob die Wanderjahre euch nicht eben so wie die Bekenntnisse einer schönen Seele, nachdem sie euch aus dem früheren Gange des Romans hinauszuführen geschienen, gerade auf diesem Wege am sichersten und kürzesten in die wahre Mitte der Dinge einführen! Meint ihr, daß der Zusatz: die Entsagenden, ohne Bedeutung auf dem Titel steht? Und wollt ihr denn dem Dichter alles allein überlassen, nicht fördern und mitbilden auf dem begonnenen Wege? Was ich kann, könnt ihr auch! —

Jedem werde mit seinem eigenen Maße gemessen. „Der Roman“, sagt Goethe, „ist eine subjektive Epopee, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe, das Andre wird sich schon finden.“

„Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Autoren und Publikum sind durch eine ungeheure Kluft getrennt, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keinen Begriff haben. Ein Autor mag bevorworten, so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Eine verwandte Eigenheit der Leser fällt uns besonders bei denen, die ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auf. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsre Arbeit gesehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte.“ — Vorgelesen aus Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil.

10. Wilhelm an Friederike.

Es ist keine Kleinigkeit, liebe Freundin, wenn man ein solches Buch gelesen hat, sich selbst oder Andern den Eindruck davon als ein Bestimmtes darzustellen. Man hat ein ganzes, reiches, volles Leben durchgelebt, eine Welt ist durch das Gemüth gezogen, mit aller Lust und allem Kampfe, so wie mit allen Unbegreiflichkeiten, deren Auflösung sich nur hoffen und ersehnen, doch im begränzten Zeitraum nicht erwarten läßt. Ja, auch die kleinen Ärgernisse fehlen nicht, über halb erlebte Geschichten, plötzliches Verschwinden des Fadens, den man emsig und neugierig verfolgte, über einzeln bequemlich ausgemahltes Detail und eilig hingeworfene Umrisse, die der eignen Einbildungskraft zur schweren Ausfüllung, oft Lücken, die ihr zur Ergänzung überlassen sind. So wie ich nun in der einen kurzen Nachtstunde, die mir vor der Abreise noch übrig ist, das Gelesene noch einmal klar und deutlich, doch in möglichster Kürze zu überschauen trachte, fällt mir unwillkürlich dabei ein: wie wir wohl einmal in einer auch vielleicht nur kurz gestellten Frist zurückschauen werden auf die durchlebte Welt, und manches uns recht klar und hell erscheinen, anderes dunkel und unbegriffen seine Glieder in die umwölkte Nacht hineinstrecken und uns sein lichtes Hervortreten auf Morgen versprechen wird. So ist das Buch mir nun durchaus wie Welt und Leben, und wie wir meistens den Fehler begehn, unser Leben als etwas für sich Bestehendes, oder für uns und zu unserem Vergnügen Eingerichtetes anzusehn — statt daß wir es wie ein Entreebillet bloß als eine Gelegenheit annehmen sollten, uns die Welt zu betrachten — so wollen die Leute auch ein Interesse an dem Roman nur in dem schön erfundenen Lebenslauf des Helden und in den mannigfaltigen Begegnissen finden, die sich alle auf ihn beziehen und selbst da, wo sie als Darstellungen eigner Zeitgestaltung einen Werth für sich haben, doch nur als untergeordnete Theile seines Bildes dastehn sollen. Aber keineswegs! Der Held im Roman ist nur dazu da, daß sich der Lebenskreis, der in diesem dar-

gestellt werden soll, vollständig an ihm entwickele, worauf er denn freilich gehörig eingerichtet sein muß. In dieser Hinsicht ist Wilhelm Meister nun der Held **par excellence**, und wenn es in den Lehrjahren noch möglich war, sich im Sinne jener irrigen Ansicht zu täuschen, so muß sich in den Wanderjahren der schlechte Leser bitter verhöhnt, der ächte aber völlig aufgeklärt fühlen. Wilhelm Meister's Augen sind die hell geschliffenen Gläser, die uns Goethe reicht, um seine große herrliche Welt bald im schnellen, vollen Überblick, bald im Genusse der zartesten Einzelnheit, zu der unsrigen zu machen. Er ist die reinste Passivität, die vollkommenste Receptivität, und dennoch liebenswürdig, denn wir bedürfen seines Handelns nicht: laßt uns fürs Erste nur von ihm lernen, wie man schauen, fühlen und begreifen muß! Von dieser Ansicht aus wird man auch leicht ausgesöhnt mit vielem, was sich sonst nicht ganz angenehm empfinden ließe; mit Nachodinen, die mit uns Versteckens spielt, nachdem wir ihr mit heißer Liebe nachgelaufen sind; mit dem Vierziger, der wohl, trotz der Toilette, grau werden wird, ehe wir ihn verheirathet sehn; mit den umständlich ausgemahlten Bildern und Scenen im Lago maggiore, wo wir mit den Personen empfinden und leben, ohne zu wissen, was ihrem Leben und ihren Empfindungen zum Grunde liegt; mit der idealen Erziehungswelt, die nicht, wie Platon's Republik, auf einer Wolke von Gedanken, sondern so dargestellt ist, als könne man aus der realen, greifbaren Lebenswelt sein Kind sogleich in sie hinübersetzen; mit den sonderbaren Bedingungen, auf die sich Wilhelm Meister eingelassen, den vielen Geheimnissen, die er uns zu verbergen hat, und mit dem ganzen wunderlichen Bund- und Ordenswesen, dem wir als Profane nur von außen zusehn dürfen. Von allem diesen ist doch der Reiz unendlich groß, wenn wir den Aufschluß mit Begier erwarten oder zu ergrübeln suchen. Die neue Melusine, die pilgernde Thörin, wo steckt der Verräther? welche köstliche Perlen! Alles, was Goethe beleuchtet, ist so hell und wahr, daß man ihm gern mit Zuversicht auch mit verbundenen

Augen folgt, gesichert der herrlichsten Aussicht, wenn er uns die Binde wieder löst. So oft ich mich befremdet, geneckt und mißbehaglich fühle, weiß ich recht wohl, an wem es liegt, und warte folglich ab. Er wird's vollenden.

Das Licht schwindet. Ich muß schließen. Mit Ihnen kann man kurz sein, ich sage also nur: leben Sie!

Berlin, Juli. W. N.

11. Aus Denkblättern.

Über festen Besitz und bewegliche Güter hat Goethe in den Wanderjahren einen Ausspruch gethan, der tief in die erregtesten Gegenstände unsrer verwirrten Zeitfragen eindringt. Wie vieles Nachdenken muß ein solcher Spruch erwecken, und wie häufige Berufung veranlassen! Die zeitgemäßeste Erkenntniß bleibt oft lange nur im Besitze von Einzelnen, bis sie durch solch klares Wort als Gemeingut in die Nation eingeführt wird, durch ein Wort, das, mit solchem Gepräge und solchem Ansehn ausgestattet, in seiner gediegenen Kraft nun unzähligemal dem vielgestalteten Andrange wiederkehrender Meinung siegend entgegenzuhalten ist.

Kann es, darf es Goethe'n Ernst sein mit dem bedenklichen Ausspruch über das Theater? Mag er wirklich verdammen, was Andre und er selbst in dieser Beziehung so Schönes und Herrliches geleistet haben? — Ich glaube, daß auf dem Standpunkte, den der Dichter hier einnimmt, jener Ausspruch unvermeidlich ist. Auch Platon und Rousseau mußten aus ihren höchsten Bildungskreisen die dramatische Poesie verbannen, der sie doch selbst Beide ausübend gehuldigt. In einer höheren Ordnung der menschlichen Dinge müßte und möchte immerhin vieles weichen, was uns jetzt unentbehrlich, ja ein wesentlicher Halt des Guten dünkt; alles Heldenthum z. B. fiele in einem reineren Zustande nicht minder weg als das Theater. Aber die Bedingung, unter der allein dies nothwendig werden könnte, dürfte auch allein es zu rechtfertigen vermögen. Unsre Unvollkommenheit ist

jene Bedingung nur selten, und vielleicht nie ganz eintreten. Den Grundsätzen aber darf nichts vergeben werden, und dem sittlichen Zweck sind alle andern Zwecke untergeordnet, daher Poesie und Kunst, wo sie jenem entgegenstehn, unbarmherzig aufzuopfern. Poesie und Kunst sind das Höchste nicht, doch Annäherungen zu ihm. Das Feld, wo sie als solche befugterweise das Höhere darstellen und vertreten, ist im entwickelungsvollen Menschentreiben von weitem Umfange, und es hat noch keine Gefahr damit, daß sie, um der harten Bannsprüche willen, durch die sie von einzelnen Punkten bestimmter Geistesgestaltungen verwiesen werden, in der Welt ihr wohlberechtigtes Dasein und ihre gebührende Anerkennung verlören.

Wenn es wahr ist, wie ich versichern gehört, daß die Erzählung von der pilgernden Thörin, dieses Meisterstück reizender und lebhafter Darstellung, einer französischen Bearbeitung nachgebildet worden — der Ton und Bau der Sprache ist allerdings noch französisch, auch das eingeflochtene Lied erinnere ich mich in dem Schiller'schen Musenalmanach, wo es zuerst erschien, als französisch bezeichnet gesehn zu haben —: so möchte ich doch unbesehens hundertmal lieber diese Nachbildung als das Vorbild selbst gemacht haben, denn unmöglich kann dieses auch nur von fern jener gleichkommen. Wir wissen es schon, was es sagen will, wenn Goethe einmal das schon Geformte zum Gegenstande seines Bildens aufnimmt! Es ist immer eine neue Geistesschöpfung, was durch des Dichters Inneres gegangen, und ihm wird sogleich eigen, was er nur immer wählen mag; das Wiederholte selbst ist bei ihm nie dasselbe, was es zuerst gewesen, sondern, eben weil von ihm wiederholt, ein Gesteigertes; durch ihn erhält die Geistesschöpfung, wie eine Gegend durch die Sonne, erst Licht und Glanz, obwohl sie selbst schon ganz vorhanden war.

Der Geist und die Massen der Behandlung, welche in den Wanderjahren Wilhelm Meister's sichtbar sind — diese abgebrochene Gliederung, die gedrängte Verschiedenartigkeit, der über wunderbaren Verhältnissen und geheimnißvollen Er-

scheinungen dunkelschwebende Zusammenhang, die scheinbare
Willkür in dem Gefügten — alles dieses gehört schon dem
vierten Bande der Lehrjahre an, welcher sich durch jene Ei-
genschaften von den drei vorhergehenden Bänden entschieden
sondert. Dieser Unterschied ist unsern Kritikern schon ehmals
nicht entgangen und vorzüglich von Friedrich Schlegel —
in seinem gerade jetzt wieder sehr lesenswerthen Aufsatze über
den Meister, zum größten Preise des vierten Bandes, de
er das eigentliche Werk, den großartigsten und bedeutendsten
Theil des Ganzen nennt — insbesondre angerühmt worden.
Sein Ausspruch ist von tiefer Wahrheit, und in seiner W
terbeziehung auf den neuerschienenen Verfolg des Werkes vo
fruchtbarer Anwendung. In der That, wer sich die Sa
mit künstlerischem Auge genauer auf dieses Verhältniß an
sieht, der wird die beiden Stilarten der Bearbeitung,
hier zu betrachten sind, nicht anders abtheilen können,
daß er die drei ersten Bände der Lehrjahre einerseits,
andrerseits den vierten Band der Lehrjahre und die Wa
derjahre zusammenstellt. Die letzten bieten in Gestaltung
Gang keine abweichende Neuerung dar, die nicht in je
vierten Bande schon gewaltet hätte; es versteht sich, daß
offenbaren Lücken, welche von den zufälligen Bedingungen
einer verspäteten, aber immer noch höchst dankenswerthen
Redaktion herrühren, hiebei nur als Äußerlichkeiten in
tracht kommen, die der Komposition und Richtung des
halts im Ganzen wenig schaden können und in anderer
sehr nützen. Kl.

12. Philipp an August.

Die Wanderjahre sind in vollem Wogen und ge
unsern Lauten und Stillen im Lande in gleichem Maße
lich zu schaffen! — ein Vorrecht Goethe'scher Werke,
bloß eine oder die andre Gattung von Lesern, sondern
Fächer und Stände des geistigen Lebens und Treibens
berühren. Alle Regionen des Bildens und Forschens,

Kunst, Natur, Alterthum, Geschichte, Sprache, alle Gegenstände der Entwickelung in Wissenschaft, Welt, Dichtung sind von dem Geiste seiner Werke befruchtet, erhellt, bewegt. Wir haben seit Luther keinen so nationalen Schriftsteller gehabt, keinen, in welchem sich die Kraft und Eigenschaft der Nation zu solcher Wirkung konzentrirt hätte. Daher auch die Art von Gährung, die den ersten Eindruck eines Werkes von ihm fast immer begleitet. So geht es auch hier. Die Wanderjahre können nicht gleichgültig lassen, sie erwecken Enthusiasmus, daneben Verwunderung, dann auch Gemurre. Manche Stimmen erheben sich dagegen. Ich selbst habe darob allerlei Anfechtung von den Leuten, die über dies und jenes mich hadernd zur Rechenschaft ziehen. Sie wissen im Anfang nie recht, wie sie daran sind, es muß ihnen gesagt werden. In der Wirrniß und Verschüchterung, in die jedes Außerordentliche sie versetzt, erscheinen sie keck, sind aber im Grunde ganz verzagt und tadeln aus Vorsicht, wo sie sich zu loben noch nicht getrauen. Selbst geistvolle und sonst gar nicht schwache Menschen haben Theil an diesem Loose. Unser Freund ist ein lebendiges Beispiel. Doch sind Geister seiner Art bald verständigt, wenn man sich nur die Mühe geben will. Wenn mir Einer oder der Andre aber durch sein Mißreden wirklich Verdruß macht, so denk' ich mir zum Trost einmal das Gegentheil: wie ganz unerträglich es wäre, wenn die Leute sämmtlich, wohlbefriedigt und beglückt, plötzlich in allgemeinem Lob und Anerkennen übereinstimmten! Das würde ja gar nicht auszuhalten sein, und man müßte ihr Lob in ihrer Art noch toller finden als jetzt ihren Tadel. — Von dem Buche selbst, und wie und was es für mich ist, ein andermal! —

„Ihr, die ihr wollt besser wissen,
Was er weiß, der er bedachte,
Was Natur, für ihn beflissen,
Schon zu seinem Eigen machte:

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke,
Nun, so fördert eure Sachen;

Seht ihr aber seine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen!“

Hamburg, Juli.

13. Adelbert an Friederike.

Da die Wanderjahre sich für einen Roman ausgeben, so halte ich mich, wie der klügste Philister, für berechtigt, sie wenigstens darauf anzusehn. Man hat gesagt, es ergehe Wilhelmen ungemein schlecht in den Wanderjahren. In der That, wie kommt derjenige, der nichts ist, seit er etwas — nämlich ein Schauspieler — zu werden aufgegeben, dazu, dieser Schaubühne seiner Nichtigkeit seinen Namen zu geben? Er leiht allem Geist- und Kunstvollen bloß das Ohr und muß ab und zu Boten laufen; das ist alles. Ich verehre — so weit bin ich, durch alle Ästhetik hindurch, gekommen — erst da den Künstler, wo er Leben, selbstständiges, erzeugt, das mich als solches ergreift, mag dann sein Werk schön oder häßlich sein u. s. w. Wo sind aber hier lebendige, wirkende oder duldende Menschen, wo Leben, als in den ablösbaren Theilen? Jedes Wort, jede Zeile ist von Goethe. Gut. Aber warum wollte, wer Hermann und Dorothea, wer Werther erschaffen hat, solche Worte und Zeilen nach Art der Serapionsbrüder und des Phantasus (der Decameron gehört nicht hieher) aneinanderreihen? Also, nachdem der schlechte Faden aus der köstlichen Perlenschnur herausgezogen, zu dem, was uns in den Schoß fällt, und schnell zu den drei Ehrfurchten, und den drei wahren Religionen, und der alleinigen wahren, die aus jenen gesammten hervorgeht — denn da wollen Sie mich doch haben! Ich kann wiederum nicht umhin, es ganz philistermäßig zuvörderst von außen her anzugreifen. Ich gestehe Ihnen, daß mir die Form sehr zuwider ist. Ich lasse gern die Markpfennige der Zahl in der Algebra der Poesie, wie a und b, x und y, gelten, weigere mich aber, sie ins Hausrechnungsbuch mir für schlechte Groschen anzuschreiben. Mir sind alle diese Freimaurereien,

die Mächte des Thurmes, das Band, vor allem aber dieses Erziehungs-Utopien, das die Wurzel zu jenen blühenden Zweigen sein soll, im Grunde des Herzens verdrießlich. Ich gehe in dieses Utopien ein. Ich glaube nicht, daß sich, fabrikenmäßig, Anlagen zu Menschen, wirklich zu eigenthümlichen, selbstständigen, solchen Menschen kneten lassen, es müßten denn die Erzieher Götter sein. Ich gehe weiter und läugne das Prinzip. Ich glaube, der Mensch hat und bringt mit sich die Ehrfurcht; glaube, er könne sie sich wohl abstreifen, keineswegs aber anbilden lassen. Und (verzeihen Sie dem, den Sie zur Polemik gereizt), welche alberne Mittel, diese Mysterien, Grade der Weihe und Zeichen! Lassen Sie übrigens Glaubenssache bei mir sein — es würde zu weit führen — was sich gewissermaßen doch auf Erfahrung gründet, Zurückgehn in meine eigne Kindheit u. s. w. Aber ich hätte wohl gern unsern wundervollen Altmeister die drei wahren Religionen, in der Form eines Platonischen Gespräches, gemächlich und verweilend abhandeln hören. Welche Herrlichkeit! Es dünkte mich, hier sei das geistige Herz zu suchen, dessen fortgepflanzter Pulsschlag die zufällig scheinenden Glieder zu Gliedern eines organischen Ganzen vereinigen könne; aber ich habe auch nicht den Pulsschlag in den Extremitäten fühlen gekonnt, und ich muß immer noch erst die neue Melusine (meinen Liebling), wo steckt der Verräther?, die pilgernde Thörin, den Mann von vierzig Jahren, das nußbraune Mädchen, die Flucht nach Ägypten, die Aussprüche über dramatische Kunst, das Fernrohr, die starren Felsen (die unterhaltender sind als die Menschen, weil sie nicht zu begreifen), alle die Kunstwerke, Bilder, Bruchstücke, Betrachtungen, Lehrsätze u. s. w. als fliegende Blätter vereinzeln, um in ihnen unsrem Proteus sonder Gleichen mit gewohnter Ehrfurcht zu begegnen, und ich erwarte in keinem zweiten Bande einen Schlußstein zu einem Gewölbe, das ich im ersten nicht angelegt finde. Und hier, verehrte Freundin, lassen Sie mich abbrechen. Sie haben bereits, was Sie gewollt, obgleich nicht, was Sie erwartet. Um ein

Urtheil über Goethe ist es Ihnen nicht zu thun, sondern um eines über mich, darüber sind wir einverstanden, und in diesem Bruchstück einer ganz gewöhnlichen Rezension habe ich Ihnen gutmüthig genug die Akten zum Spruch vorgelegt. Sie werden aus diesem Briefe lernen, fürder keine Weintrauben auf einem Epheu zu suchen. —

Juli. v. Ch.

14. Antwort von Friederike.

Sie geben selbst den schönsten Stoff als ein neues Gebilde zur Fortsetzung der Wanderjahre: wie ein vorzüglicher Mensch sich durch Mühe zum Philister machen kann, und wie ihm diese Mühe, eben weil er vorzüglich, gelungen ist. Wollen Sie unter der neuen Maske selbst am Werke helfen? Ihrer wahrhaft originellen Laune traue ich nicht; oder vielmehr, ich traue ihr alles zu, was mir gar nicht einfallen kann, bis es geschieht! Haben Sie ihr das kunstreiche Geschäft auftragen können, dem *Schatten* Leben und Wesenheit zu geben, und jene diesem Schatten den Auftrag, uns ein Lebendiges mit all seinen Fortbildungen zu zeigen: so können Sie ihr auch wohl einmal den umgekehrten ertheilen, ein farben- und gestaltenvolles Leben als Schatten und Perlenfaden ansehn zu lassen. Sie haben sehr *recht*! Freilich hab' ich „ganz etwas anderes erwartet", bin aber auch jetzt zufrieden mit dem, was Sie mir geben. Ich lerne Sie nun, wenn auch unerwartet, kennen; weiß Ihnen aber nichts Besseres zum Danke zu sagen als den Rath: machen Sie's mit dem — sogar schon anerkannten! — Meister eben so! Man thut damit gut, bei allen Menschen; bei dem Verfasser der Wanderjahre möchte der Gewinn unendlich sein; Gewinn für Geist und Urtheil nach allen Richtungen hin, und erneute Nahrung fürs innere Gemüth; für Unbefangenheit — im höchsten Sinn genommen — für Urtheil; für die ganze Seele; für den erneuten zusammentreffenden Gebrauch aller dieser Kräfte und Besitzthümer. Wir würden nicht so viel und in solcher Ordnung von den verschiedenen poetischen Pe-

durften fordern können, hätte Goethe uns es nicht selbst gelehrt und mit Beispielen aller Art belegt. Bei jeder neuen Lehre zeigt sich der alte Zweifel noch einmal: und er thut recht; besser, man ist wirklich ein Philister, als daß man vermeint, als solcher sich für etwas andres ausgeben zu müssen. Das geht nicht, das kann Keiner; das gelingt nicht, als höchstens gegen andre Philister! — nämlich gegen Menschen, die, unfähig in Geistesregung und schnellem Blick, so lange das Neuentstandene von sich weisen, bis auch seine größte Lebensregung vorüber, seine Wirkung geleistet, und es selbst wieder ein Veraltetes, ein Geleistethabendes ist; Menschen, die sich, gerade wegen dieser Unfähigkeit, größere Fähigkeit zu Ordnung und Recht zutrauen und anzumaßen suchen. So sind doch Philister? Sie haben mich aber dennoch angeführt und mich schon durch die Maske bewogen, gegen diese Leute zu sprechen. Es war lauter Verstellung! Sie selbst nennen die größten Meisterwerke; von unsrem Autor darf man nur wählen! — Allerdings „bringt der Mensch mit und hat die Ehrfurcht"; anbilden will man sie ihm nicht: aber hervorgebildet, ausgebildet muß sie werden; das fühlen wir gleich, wenn wir von ihr lesen; wir lernen nicht zu viel, wenn uns gezeigt wird, wir können noch eine Anstalt, oder kleine Gebräuche, zu ihrer Erweckung anwenden; die arme Anstalt ist ja nicht da, Keiner muß hinein! Sie, mit Ihrer Phantasie und Geneigtheit sie zu erlauben, sehn Sie Goethe's Erzählung für ein lehrreiches Mährchen an, und Sie werden es anders finden als manche Phantasmagorie, die Gnade vor Ihnen gefunden: ich mag nichts nennen. Nun aber verführe ich mich selbst, ohne einen Vermummten, und will erklären, was Goethe schon uns mit den klarsten Worten im Buche selbst vorher erklärt hat! Haben Sie mich versuchen wollen, so ist es Ihnen gelungen. Ich müßte vergehn, hätte Goethe nach Ihrem Wunsche verfahren können und ein Platonisches Gespräch abgewickelt! Da war meine Gunst auf dem Musenberge größer! —

Auch die zweite Maske ziehe ich Ihnen ab! Bei mir

hilft es Ihnen nichts, sich für Epheu auszugeben: ich sehe die reifenden Trauben, sie werden schon Wein geben; und köstlichen, mit Warten und Zeit! — Adieu, lieber Freund! Tausend Dank für Ihre Mühe, ich weiß, welch Opfer es Sie kostete: uns auch! Zehn Tage die Beraubung dieses Buchs!

Berlin, Juli.

15. Zweite Antwort von August.

Das Philisterrecht ist ein Vorrecht, wie das Armenrecht: nicht jeder darf sich darauf berufen; es müssen Zeugnisse beigebracht werden. Auf das hier vorliegende wird niemand zur Wohlthat dieses Rechts zugelassen werden; demselben widerstreitet alles, was hier zumeist als vorhanden oder als zulässig erscheint! —

Dem Philister würde man vergebens empfehlen, nochmals zu überdenken und allenfalls nachzulesen, was ein Roman sei, was unter diesem Namen wirklich schon vorhanden, und wie es zu beurtheilen sei; denn er hat sich darum ja noch nie recht bekümmert.

Dem Philister wäre nie einzuwenden, daß sein kritisches Maß nicht nur dies neueste Werk Goethe's, sondern auch alle früheren, dazu den Don Quixote und Persiles, den Ofterdingen und Sternbald, und wie sie alle heißen, verdammen müßte; denn allerdings hat er alle diese schon verdammt und auch in den Gesprächen Platon's, von jeher, ganz genau wie hier, nichts Gutes finden wollen als etwa die „ablösbaren Theile“, die einzelnen Reden nämlich und Mythen, das Übrige aber, das eigentliche Gespräch, wie hier die Erzählung, für müßige und sogar unbeholfene Ausfüllung erklärt.

Der Philister würde nie zu überzeugen sein, daß Wilhelm, den er so gern als sein vermeintes Ebenbild, dessen er sich schämen zu müssen glaubt, verläugnet, keineswegs Ähnlichkeit mit ihm habe; denn die edle Schönheit gleichmäßiger Ausbildung, die hohe Reinheit betrachtenden Sinnes, die

unsern Helden mehr verherrlichen, als Thaten und Kunstwerke, die ihm beigelegt würden, es vermöchten, hält er immer nur für ganz Gewöhnliches und ihm vollkommen Eignes.

Der Philister würde über Gewalt und Tollheit schreien, wenn man ihm zumuthete, die altbetretenen Gänge seiner angebauten Nachbarsgegend mit der erhabenen Wildniß dunkler Waldgebirge, oder die vertraute Enge seines überschaubaren Viertels mit der labyrinthischen Pracht eines Riesenschlosses zu vertauschen.

Alles dies aber ist hier, der Brief bezeugt es, so statthaft als erforderlich, und der gute Erfolg unzweifelhaft. —

Im Leben wünscht sich ein jeder die Dinge nach seinem Sinne, bildet sich Vorstellungen von schöner Ordnung, trefflicher Auswahl, Fülle, Einfachheit, glücklichem Zusammenhange in seinen Begegnissen und Thätigkeiten; aber er muß die Reihefolge der Tage nehmen, wie sie kommen, im vielfachen Wechsel und seltsamen Gemisch; und gerade, wenn sie uns das Schönste und Wichtigste endlich zuführen, richten sie sich am wenigsten nach unsern Erwartungen und Meinungen! Die Dichter scheinen es von jeher auch so gehalten zu haben; wir müssen nehmen, was sie geben, und wie sie es geben, und nur froh sein, das Beste, wenn auch nicht allein, doch mitbekommen zu haben.

Die Lebensgestalten in den Wanderjahren sind in gleichem Falle, wie das ganze Werk, und wie auch, wenn wir uns nicht durch den vieljährig vertrauten Umgang täuschen lassen, die Lehrjahre selbst. Wir müssen sehn, was sich mit diesen Personen anfangen, wie sich mit ihnen fertig werden läßt. Mir sind die hier vortretenden nicht ohne selbstständiges und beziehungsvolles Leben; um nur einige, und keine der vornehmeren, zu nennen, so würde ich den Fitz und den Barbier mit jedem poetischen Preise nicht zu hoch bezahlt glauben. Die Gesellschaft im Ganzen ist mir merkwürdig und anziehend, und ich darf in ihr auf keine Weise irgend ein Glied, am wenigsten aber Wilhelmen selbst, für nichtig oder unbedeutend halten. Ihre Zwecke und Anstalten, wie

sie auch übrigens sein mögen, sind keine gewöhnlichen und umfassen das Gebiet der Phantasie wie das der Wirklichkeit.

Ich erwarte, daß diesem Vereine von Menschen noch viel begegnet, daß die wunderbarsten Entwickelungen sich aus ihren Neigungen und Verhältnissen ergeben, die überraschendsten Einheiten aus den scheinbar auseinanderlaufenden Beziehungen hervorgehn; aber ich erwarte nicht, daß dies alles in den Wanderjahren, noch selbst in den Meisterjahren ausdrücklich vorkommen wird, sondern die Fortsetzung und Vollendung eines solchen Werkes kann nur im Leben selbst geschehn und durch das Leben, welches auch dem größten Dichter begegnen und ihn begleiten muß! Für diesen ist es genug, daß er alles auf die Bahn gebracht, die tausend Anregungen und Gebilde, die über das Gebiet jeder Dichtung hinauswogen und im Leben selbst ihre Verbindungen und Auflösungen suchen! Das Werk ist in die Nation gelegt, und wir Alle haben an ihm, durch Gedanken, Empfindung, Weiterbildung und Verständniß, zu arbeiten und zu genießen.

Berlin, Juli.

5.

Kleine Gedichte, von Fr. Rückert. 1822.

Rückert's erstes Auftreten als Freimund Reimar war von allgemeinem Beifall begleitet, den Stoff und die Stimmung des Tages hatte er in eigenthümlicher Tonart glücklich aufgefaßt. In der Folge, als seine Poesie mit üppiger Fruchtbarkeit sich ausbreitete, Gegenstände und Formen aller Art ergriff und alle Richtungen mit einer sich doch seltsam geberdenden Leichtigkeit einschlug, da wurde nach und nach ein Theil des Publikums stutzig, selbst wackere Leute wurden un-

sicher und wußten nicht recht, was sie von der Erscheinung halten sollten. Wir wollen mit wenigen Worten unsre Meinung, die vielleicht Manchen verständigt, hier aussprechen. Rückert ist ein Dichter, ein wahrer Dichter, oder es hat keiner jemals diesen Namen verdient. Mit seinen Gedichten aber verhält es sich also: sie sind Gedichte in Masse, eine volle reiche Vegetation von Gedichten, strichweise über Fels und Ebene, durch Sandfläche und an Stromufern sich hinziehend, in künstliche Beete geordnet und selbst in Treibhäuser versetzt, wie es die Umstände und die Gelegenheit erforderten und zuließen. Die weithin grünende Pflanzung ist im Ganzen reizend und erquicklich, aber sie steht bunt durcheinander, und ihre Wirkung ist an diese Mischung ihrer Gesammtheit geknüpft. Ein großes Unrecht würde diesen Gedichten geschehn, wollte man sie allzusehr vereinzeln und sie vereinzelt betrachten und prüfen. Nicht alles in ihnen, nicht jedes Einzelne in gleichem Maße, ist hier Gedicht; sowie nicht jeder einzelne Soldat, der in Reih und Glied seine Schuldigkeit thut, deßhalb gleich einen völligen Helden abgiebt, obwohl die siegende Schar von Kriegern wohl so zu nennen sein mag. — Rückert scheint bei seinem Dichten von dem lebendigen Gefühle durchdrungen zu sein, daß die Poesie aus Trägheit und Gewöhnung immer wieder sich ins Enge und Beschränkte einziehen läßt, da sie doch ihrem Wesen nach keine Gränzen kennt. Sowohl ihre Gegenstände als ihre Formen, und besonders ihre Sprache, erfahren immerwährend diese heimliche Einengung, von ihrem ungemessenen Gebiete weist man ihr bestimmte Bezirke an, die allein ihr gehören sollen, und schließt sie unvermerkt von ihrem andern Besitze aus. Die ursprüngliche Freiheit wird auf Regeln gebracht, die, obwohl aus ihr entlehnt, doch am Ende sie zerstören. Gern und leicht mögen vorzügliche Geister, und oft die begabtesten, diesen Schranken sich fügen und auch in ihnen das Außerordentlichste leisten; wir haben an Racine, an manchen Werken Goethe's, am Jon von W. Schlegel und an vielen lyrischen Erzeugnissen die herrlichsten Beispiele dieser Art. Aber soll

diese Beschränkung am Ende nicht in eine völlige Knechtschaft ausarten — wie bei den Franzosen geschehn, bei uns aber von jeher glücklich abgewehrt worden ist — so muß von Zeit zu Zeit eine herzhafte Befreiung versucht werden. Die Gegenstände, die Empfindungsweise, die Zeit- und Volksfarbe, die Vers- und Tonarten, die Maßverhältnisse und Gliederungen, die Sprache in Stoff und Wendungen, alles muß aus der Erstarrung wieder in freien Fluß gebracht und neuen Gestaltungen und Verbindungen ausgesetzt werden. Die Sache zuvörderst grammatisch angesehn, so kommt es also darauf an, die gesammte Sprache — nicht bloß eine kunstgeprüfte Auswahl, eine vorgeschriebene Blüthensammlung — in dichterischen Gebrauch fortzureißen, sie in poetischer Weise durchzusprechen, durch alle ihre möglichen Wendungen, Messungen und Reime lebendig durchzutreiben. Dies thut Rückert mit großer Meisterschaft und Kühnheit und hat in dieser Art ganz Unglaubliches geleistet. Sein Dichten ist in solchem Sinne ein gewaffnetes Ausrücken in bisher verlassene oder zweifelhaft gewordene Gebiete, ein Wiedererobern oder Vermehren des poetischen Sprachreiches. Natürlich ist man in neubetretenen Ländern nicht gleich so kundig und bequem wie in der bisherigen alten Gewöhnung, man wird wohl sogar in dieser etwas fremd; auch geht es nur unter Kämpfen und Blutvergießen vorwärts, und selbst bei dem glücklichsten Geschicke wird es Verletzungen und Verstümmelungen zu sehn geben; an diese aber lediglich sich halten zu wollen, um die siegreichen Fortschritte zu läugnen, wäre so thöricht als ungerecht; doch hat man dieses schon öfters gegen Rückert versucht, wie man es in früherer Zeit gegen Klopstock und Voß und Schlegel — in diesem grammatischen Sinne ihm sehr vergleichbar — gethan hat. — Von Seiten des eigentlichen dichterischen Gehalts angesehn, zeigen Rückert's Gedichte in gleicher Art die freieste und umfassendste Naturanschauung, wie seine Sprache freie Kunst. Auf allen Punkten, bei allen Gegenständen und Anlässen, ruft er den poetischen Funken aus dem verwahrlosten oder unbeachteten

wie aus dem allbekannten und vielbehandelten Stoffe. Er geht immer von Ursprünglichem aus und hält an irgend einem Wahren fest, sowohl wo es die gewöhnlich sogenannte äußere Natur, als wo es die Natur der Gedanken, der Empfindungen, der Verhältnisse und selbst der künstlichsten Verknüpfungen gilt. Seine Bilder und Ausdrücke mögen in vielen Fällen verwildert oder verschroben dünken; die Anschauung, die ihnen zum Grunde liegt, ist gewiß aus eigner Lebensfrische. Auch in Absicht des Gehalts ist Rückert's Poesie eine kämpfende und erobernde, wie in Betreff der Sprache. In der Masse wird dieser Karakter recht sichtbar. — Von den hier angeführten Gedichten insbesondre haben wir nur noch zu sagen, daß sie zu dem Besten gehören, was wir von Rückert kennen. Naturanschauung, Gedanke, Gefühl, Betrachtung, Bild und Erzählung sind in eigenthümlicher Mischung zu gedrungenen Stoßgedichten — wie man Stoßseufzer sagt — glücklichst und anmuthigst verarbeitet. In dieser Gattung kurzer und runder Gelegenheitssprüche — sie sind es in Hinsicht des hervorrufenden Augenblickes im Dichter selbst — ist von Goethe, besonders aus neuerer Zeit, ein wahrer Schatz von Herrlichkeiten ausgelegt; diese Gedichte von Rückert reihen sich mit eigenem Werthe an. Zugleich ist in ihnen eine Annäherung an die Verknüpfungsweise des morgenländischen Dichtungssinnes, wie ihn Goethe im westöstlichen Divan so schön dargezeigt, durchschimmernd wahrnehmbar, ohne die Äußerlichkeiten, welche in des Dichters östlichen Rosen zu peinlich festgehalten worden.

6.

Die Gemählde. Novelle von Ludwig Tieck. 1822.

Eine Novelle ist, nach Tieck's Ansicht und Behandlung, keine bloße Erzählung. Sie erfordert in den Ereignissen und

Triebfedern eine gewisse Sonderbarkeit, eine eigne Gestaltung von seltsamen Umständen und Verhältnissen, die sich für einen einzelnen Fall so gestellt haben, aber auf gleiche Weise sich nicht wiederholen können. Das Wunderbare, als Dichtung, ist ausgeschlossen, indem dies dem Mährchen angehört, die Novelle ihren Gegenstand aber im wirklichen Leben zu finden hat. Die gegenwärtige Novelle führt, zufolge dieser Bedingungen, ihren Namen mit vollem Recht. Ihr Inhalt ist ganz aus der Wirklichkeit des Lebens genommen, und zwar des neueren Lebens unsrer Tage; die Personen sind lebendige Gestalten der Gegenwart, die Verhältnisse im Einzelnen natürlich und sogar gewöhnlich. Das Ganze aber erhebt sich, ohne Hülfe des Abentheuerlichen oder gar des Wunderbaren, durch die seltsame Stellung und Wirkung des Gegebenen, zu einem eben so sonderbaren als einzigen Gebilde. Die Novelle handelt von Gemählden; alle Personen, die auftreten, haben mit Gemählden zu thun, mit alten und neuen, ächten und nachgeahmten, sogar mit lebenden; die Gespräche, die vorkommen, beziehen sich auf Gemählde, die Mittel und Triebfedern der Ereignisse sind Gemählde, kurz es beruht und wirkt hier alles in Gemählden, die Exposition, die Verwickelung, die Katastrophe. Diese Gemählde werden aber wieder gleichsam die Rahmen, in die sich wie von selbst die mannigfachsten Scenen des bewegtesten Lebens stellen, Bilder von reizender Lieblichkeit, von kräftigster Karakteristik, von wunderbarem Humor, von tiefster Seelenkunde, von geistreichem Witz und erhabenstem Schwunge, eine ganze kostbare Gallerie — und das alles ist eine Geschichte. Eine Geschichte, so wohlgefügt und anziehend, daß man in ihr wiederum die Gemählde bloß als Nebendinge, als Kostüm der Erzählung betrachten könnte, wenn nicht hier Äußeres und Inneres so in einander überginge, daß keines ohne das andre bleiben kann, und man in jeder Sonderung doch immer wieder das Ganze mitnimmt. Die Komposition ist in dieser Hinsicht wunderbar und wahrhaft unergründlich; denn man verliert sich sogleich, wenn man ihrem geheimen Bau nach-

spüren will, weil er in der That kein Bau mehr ist, sondern eine Verkörperung. Die Darstellung ist voller Lebensfeuer, das in unaufhörlicher Ausströmung nach allen Richtungen sprüht. Jeder Gestalt ist ihr Recht widerfahren, keine ist im voraus zu ungemessenem Lobe oder Tadel bezeichnet, jede mag sich zeigen, wie sie ist und sein kann; es sind lebendige Wesen, der Dichter selbst maßt sich über den poetischen Funken, den er jedem verliehen, keine Leitung mehr an; jeder Leser möge sich aus diesem Bilde, wie aus dem Leben selbst, wählen und nehmen, was ihm behagt, nach seinen besonderen Wünschen und Neigungen aber kann sich der Dichter nicht richten. Der junge Liebhaber und seine Geliebte, die Nebenbuhler, der Fürst, der neualtdeutsche Mahler, der unvergleichliche Eulenboeck und seine würdigen Freunde, der Pietist und das Krokodill, Alle sind wie sie eben sind, und, was die Hauptsache ist, sie leben; die Poesie kennt keinen andern Maßstab des Werthes. Auf gleiche Weise lebendig sind die Urtheile über Gemählde und die Ansichten von Mahlerei gehalten; unpartheiisch, es ist damit gemeint, was an Ort und Stelle damit gemeint sein kann. Auch sehr lehrreich ist der kleine Aufsatz unbezweifelt, der Verständige mag viel daraus lernen, aber dem Dichter war es eben nicht um didaktische Zwecke zu thun. Dies gilt auch von dem übrigen Inhalte, der reich und herrlich besonders in den meisterhaften Gesprächspartieen ausgestreut ist, in tiefsinnigen, heitern und dithyrambischen Figuren, aus denen jeder Sinn sich das Seine aneignen möge, ohne darum den des Dichters darauf beschränken zu wollen. Wir haben von Tieck viele herrliche und große Werke; Genoveva, Sternbald, Oktavianus, Zerbino, Phantasus begründen den unvergänglichen Ruhm eines unsrer ersten Dichter; aber dennoch müssen wir sagen, mit seinen Novellen hebt eine neue Stufe seiner Erscheinung an, und mit Ungeduld sehn wir dem entgegen, was er in dieser Art uns ferner versprechen darf.

7.

Die Gesellschaft auf dem Lande. Novelle von Tieck. 1825.

Der unvergleichliche Dichter, den seine Vaterstadt Berlin mit Recht sich zur Ehre rechnet, wenngleich sie ihn schon lange nicht mehr unter ihren Einwohnern zählt, hat mit seinem geistreichen Talente diesmal einen Stoff ergriffen, der für einen berlinischen Kalender vor allen andern angemessen erscheint. Die vorgetragene Geschichte hat einen Zieten'schen Husaren zum Haupthelden, und dieser seinen Zopf zum Liebling, der überhaupt hier eine so große Rolle spielt, daß die ganze Novelle davon im täglichen Gebrauche nur kurzweg die Zopfnovelle genannt wird; eigentlich aber heißt sie die Gesellschaft auf dem Lande. Von dem Hergange der Geschichte selbst, da sie auf eine Überraschung hinausläuft, dürfen wir billig nichts verrathen. Das Ganze soll sich auf eine erlebte Wirklichkeit gründen, und auch in den Karaktern mancher Zug aus der wirklichen Welt zu erkennen sein. In diesem Falle dürfte man um so weniger über die Auflösung klagen, denn das Erdichtete kann man auf verschiedene Weise verlangen, das Geschehene muß man sich schon in seiner gegebenen Gestalt gefallen lassen. Gerade die Auflösung aber, in welcher neben der realen auch die meiste ideale Wahrheit steckt, ist hin und wieder angefochten worden. So will man sich nicht von edlen und schönen Gefühlen trennen, so nicht aus der süßen Täuschung wecken, so nicht die zarte jugendliche Phantasie verletzen lassen, und was dergleichen empfindsame Forderungen mehr sind, die sich zu ächter, tüchtiger Empfindung eben so verhalten wie der Zopf des Zieten'schen Husaren zu seinem Heldenthum! Wenn man den Leuten ihre Reden einmal plötzlich abschnitte, wie hier den Zopf dem vermeinten Kriegsknecht — nun wahrlich, das müßte unter Tieck's

Händen neue schöne Novellen geben! Doch die Leute haben, indem sie sich mit ihrem allzu zarten Gefühl allzu stark an den äußeren Verlauf der Geschichte selbst hingen, einen wesentlichen Theil ihrer Beziehung fast ganz übersehn. Bekanntlich verbindet Tieck mit dem Wort Novelle einen ganz eignen, selbstgemachten Begriff, der sich in seinen Werken dieser Art lebendig und musterhaft darstellt; ihm ist nicht jede Erzählung gleich eine Novelle, ihm gehören dazu ganz eigenthümliche Verbindungen, welche der bloßen Erzählung fehlen können. Tieck's Novelle ist eine neue Kunstgattung, die sich von dem, was bisher so hieß, durch bestimmte Eigenschaften unterscheidet, durch einen entschiedenen Hang zum Dialogischen, zum Ausgeführten, zum Didaktischen; sie nähern sich gewissermaßen den Platonischen Gesprächen, die neben ihrem anmuthigen äußeren Gegenstande immer noch einen zweiten, tieferen Inhalt tragen. So sahen wir auch bei Tieck in dem Geschichtlichen seiner Novellen bisher schon Mahlerei, Musik, Wahnsinn, Frömmelei, als tieferen Gehalt, wenngleich, was gerade die höchste Meisterschaft des Dichters beurkundet, unter dem Schein des äußeren Elements, tiefkundig mit verarbeitet, und große Anschauungen und reiche Wahrheiten über diese Gegenstände zu Tage gefördert. Welches aber ist hier in unsrer Novelle dieser zweite Stoff? Der etwas farblose Titel giebt ihn freilich nicht zu erkennen. Aber in die Augen fallend ist er durch die Erzählung selbst doch genug. Wir nennen ihn mit Einem Worte: Preußen. Personen, Schauplatz, Dekoration, alles ist preußisch; preußische Zustände bilden den Hintergrund, preußische Vorstellungen, alte und neue, bewegen die Verhältnisse, preußischer Sinn und Geist durchdringt das Ganze. Alle Beiwerke und Digressionen sind wesentlich preußisch, sei es, daß der Sprechweise, die man unsern Landsleuten am häufigsten vorwirft, durch humoristische Vorstellung des Akkusativs und Dativs scherzend mitgespielt, oder das Kriegswesen in den verschiedenen Zeiten und Stufen seiner Entwickelung vor Augen gebracht wird, sei es, daß von der Natur in der Mark, oder von dem

hohen Fürstengeschlechte die Rede ist. Wie schön, tiefgesehn und neu spricht der Dichter von unsrer durch große Prachtschönheit freilich wenig begünstigten Natur, wie lebhaft und wahr drückt er ihren dennoch bestehenden unverkümmerbaren Werth aus! Wie geschichtlich groß und erhaben schildert er Friedrich Wilhelm I., und besonders Friedrich II., den so in seiner Größe dargestellt, so anerkannt und vertheidigt zu sehn, uns von Tieck aus Ursachen, die hier nicht zu erörtern sind, doppelt und dreifach erfreuen muß! Dieser Abschnitt allein schon, über Friedrich II., verdient als ein köstliches Kabinetsstück in dem Bildersaale des Vaterlandsfreundes einen Ehrenplatz. Und so die ganze Novelle! Der Zopf selbst, um den sich hier alles dreht, ist zwischen den Perrücken, die er verdrängte, und dem runden Haare, dem er selbst wich, ein bedeutendes Symbol derjenigen Zeit und Geschichtsentwickelung, die man wohl als die im Preußischen selbst noch wieder als preußisch hervorragenden bezeichnen darf. Und welche Fülle von ernsten Beziehungen entwickelt sich aus diesem Spiele von Scherz und Laune, welche tiefen Betrachtungen knüpfen sich an diesen Wechsel von Äußerem und Innerem! Die größten Katastrophen, die herrlichste Wiedererhebung, die reichsten Kontraste zwischen alter und neuer Zeit, die Warnungen und Tröstungen der Geschichte sind hier mit enthalten, für denjenigen zum wenigsten, der nicht bloß die Zeilen, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Aus dem ganzen Umfange des vaterländischen Gehalts eines Jahrhunderts hat Tieck mit kunstreicher Hand leicht und frei dieses Gebilde heraufgehoben, in welchem sich Erzählung und Gehalt organisch verbunden haben. Dies ist eine historische Novelle im wahren Sinne des Worts, wenn es einmal solche geben soll, nicht in peinlichem Abbild kleinlicher Züge und Umstände nachgemacht, sondern in Geist und Leben wiedergeboren. Und von dieser Seite des Historischen und Vaterländischen wünschen wir, daß recht viele Leser das unterhaltende Werk vorzugsweise betrachten und genießen mögen!

8.

Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo, von H. Heine. Berlin, 1823.

Dieses Buch, poetischen Inhalts, tritt in ganz besondrer Weise neu und eigenthümlich auf. Eine Tragödie, eine Reihe lyrischer Gedichte, und wieder eine Tragödie: das sind die merkbaren Hauptstücke, wie sie in dem Buche aufeinanderfolgen. Nun könnte die Kritik, sorgsam und fleißig, getreu und aufrichtig, jede einzelne dieser Abtheilungen prüfend durchgehn, Verdienstliches und Mangelhaftes darin bezeichnen und abwägen und zuletzt mit Unpartheilichkeit ihren richterlichen Spruch verkünden. Sie könnte darthun, wie der Karakter der nördlich-modernen Tragödie Ratkliff ungemein glücklich mit dem der südlich-romantischen Tragödie Almansor kontrastirt; wie in jener das Schroffe und Herbe, in dieser das Sanfte und Liebliche vorherrscht; wie die Katastrophe in beiden aus Untergang und Verklärung, in ungleicher Zusammensetzung dem besonderen Karakter jedesmal angemessen, den gehörigen Schluß erzielt; wie die Zeichnung und das Kolorit der Figuren dem historischen Hintergrund und Boden gemäß, und doch in originaler Laune sowohl dieser als jene modifizirt erscheinen; wie die Sprache theils überwallend üppig, theils eingezogen trocken mit Erfolg behandelt, die Anordnung fortschreitend und erregend, der Stoff in eigenthümlichen Geist erhoben, das Einzelne der Behandlung oft von größter Schönheit ist. Sie könnte sich darüber verbreiten, wie es dem Dichter eben so gelungen, in den Dramen wahrhaft dramatisch, wie in den Liedern ächt lyrisch zu sein; von diesen letzteren ließe sich insbesondre hervorheben, wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutschen Volksliedes hier in dem neuesten Stoffe vom heutigen Tage sich bewegt; wie kühn und gewagt, und wie

glücklich im Wagen, hier Bilder und Ausdruck einer Stimmung folgen, deren widersprechende Bestandtheile in dem wunderbarsten Bittersüß gesteigert vereinigt sind. Sie dürfte ausdrücklich anmerken, daß der Dichter niemanden nachahmt, am wenigsten den Lord Byron (wie man ihm vielfältig nachgerühmt), sondern daß er selbst da, wo er bekannte Anklänge, seien sie dieses Engländers oder andrer Kunstverwandten, zu geben scheint, diese nicht sowohl sucht, als nur nicht eben vermeidet. Endlich dürfte sie wohl zum Überfluß erinnern, daß auch bei dem entschiedensten Talent und glücklichsten Genie der Dichter sich diesen Gaben nicht unbedingt überlassen, sondern ein ethisches Bewußtsein über jenen behaupten möge, damit er vor dem Abwege des Willkürlichen und Abstrusen bewahrt bleibe, dessen gespenstische Schemen so gern den Dichtergeist umschleichen, sich mit ihm verbinden und ihn dann betäubend niederziehen, wie wir solches noch nicht längst an bedeutenden Beispielen schon zu oft traurig erlebt haben, an dem gegenwärtigen aber hoffentlich nicht erleben werden!

Alles dieses, und noch viel mehr Lobendes, Anerkennendes, Wohlmeinendes, könnte die Kritik bei dieser Gelegenheit mit aller Gerechtigkeit aussprechen und darlegen und mit den besten Hoffnungen und Wünschen für den jungen Dichter schließen, der nach seiner im vorigen Jahre erschienenen ausgezeichneten Erstlingssammlung von Gedichten jetzt durch gegenwärtiges Buch so würdigen Fortschritt auf einer Bahn bekundet, die ihm mannigfache Kränze schon gewährt, andre verheißt und keinen als unerreichbar im voraus abspricht.

Und hätte nun die Kritik dies alles, und noch viel mehr in dieser Art, gesagt und ausgeführt, so wäre gleichwohl in Bezug auf das vorliegende Buch ihr Geschäft höchst unvollkommen, ihr Standpunkt ungenügend. Sie hätte noch immer nur das Einzelne beachtet und, getäuscht durch die eigenthümliche Anordnung und Verwaltung dieses poetischen Stoffes, das Ganze übersehn. Denn diese scheinbar getrennten Stücke, in Kostüm und Form so verschieden, sind des-

halb nicht für sich bestehende Gebilde; sie sind vielmehr, die beiden Dramen und die verbindende Lyrik, nur Glieder Eines Ganzen, Facetten Einer Dichtung, das ganze Buch nur Ein Gedicht.

Von diesem Standpunkt aus, von welchem allein dem Dichter sein volles Recht werden kann, beginnt eine neue und höhere Betrachtung, aus welcher die eigentlichen Resultate der Kritik, für Dichter und Publikum gleich ersprießlich, erst erfolgen müssen. Wir begnügen uns hier, diesen Standpunkt angegeben zu haben, und zweifeln nicht, daß derselbe zu ausführlichen Betrachtungen da werde benutzt werden, wo mehr als hier und uns für diesmal zu solchem Geschäfte Raum und Muße gegeben sind.

9.

Reisebilder, von H. Heine. Erster Theil. Hamburg, 1826.

Will ich aufrichtig sein, so muß ich, bei mancher Mißempfindung, die mir der Verfasser bereitet, doch bekennen, daß mir sein Buch von Anfang bis zu Ende Unterhaltung gewährt, mich in Spannung und Eifer versetzt, überrascht, zuweilen besänftigt und gerührt und sehr oft, was vielleicht nicht das Schlimmste ist, laut lachen gemacht hat. Der Humor unseres Autors hat in Wahrheit viel Eignes und Einziges; wenn die Tiefe und das Licht seiner Gedankenbilder oft an die Vorzüge Jean Paul's erinnern, manches Dunkel und manche Verwilderung seiner Gefühlsart an die glänzenden Fehler Byron's, so gehört dagegen andres Ausgezeichnete nur ihm allein und läßt sich nur mit dem, was er selbst früher in solcher Art gegeben, in Vergleich stellen;

dahin rechnen wir die ganz eigenthümliche Mischung von zartestem Gefühl und bitterstem Hohn, die einzige Verbindung von unbarmherzigem, scharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einschmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem zugleich und mildem Redefluß, der durch nichts gehemmt, durch nichts getrieben scheint und gleichmüthig über alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt. Auch dürfen wir als eine Eigenheit unsres Autors nicht übersehn, daß er mit gleicher Natürlichkeit — oder Fertigkeit, wenn man will — sich in beiden Formen, in Prosa und in Versen, bewegt, was bisher noch von keinem Geisteskinde seiner Art gesagt werden konnte. Er ist in der That nicht bloß ein Dichter, wie jeder Humorist im Allgemeinen es heißen kann, sondern auch in dem engeren Wortsinne, in welchem die meisten Humoristen es nicht sind. Dies ist ein Vorzug, der noch sehr weit führen kann. Aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, pflegt man zu sagen, will man vom Lobe zum Tadel übergehn, und so möchten auch wir gern das Sprüchwort uns zur Brücke machen, wenn sie uns nicht gleich unhaltbar würde! Denn das ist eben das Eigne, die Kunst, das Glück, oder auch der Nachtheil jedes Autors dieser Art, daß die Elemente seiner Darstellungsweise nicht nebeneinander zum Sortiren, Auswählen und Absondern daliegen, sondern untereinander verflochten und verwachsen, ineinander gemischt und gebunden sind, und ihre Scheidung nicht ohne Zerstörung des Vorhandenen geschehn kann. Der Schatten, welchen wir nachweisen möchten, steht hier ganz im Lichte, das Licht, von dem wir geredet, ganz im Schatten, wenn wir so reden dürfen! Ohne Frage, die Wagnisse des Verfassers gehn bis zum Frevelhaften, seine Freiheiten bis zur Frechheit — die zwar selbst schon längst in unsrer Litteratur die göttliche heißt, seit Friedrich Schlegel in der Lucinde und im Athenäum sie so getauft und geweiht! — sein Muthwille wird Ausgelassenheit, seine Willkür verschmäht auch das Gemeine nicht, wenn sie unerwartet damit die Erwartung necken, durch einen Satz dorthin die gespannte Einbildungskraft plötzlich kann abschnap-

pen lassen. Allein gerade in diese Wendungen und Sprünge windet sich der Gedanke mit ein, springt der Witz mit, und wir müssen — gleich dem Indier, der in dem unreinsten Gethier, das vom geweihten Tempelbrote genascht, nun den Behälter des Geweihten verehrt — noch in der unangenehmsten Gestalt den darin verkörperten Geist anerkennen. Dies gilt jedoch einzig nur dann, wenn wirklich die Vereinigung eine wahre ist; zeigt sie sich als eine scheinbare, treffen wir die Frevelhaftigkeit und Frechheit, die im Geleit der höheren Macht höchstens unser Achselzucken erfahren dürfen, einmal für sich allein, ohne jenes Geleit, dann kennen wir auch keine Schonung, sondern fallen darüber grimmig her und reißen die Ungebühr in Stücken. Einige der Gebilde unseres Autors können durchaus kein besseres Schicksal erwarten, sie überschreiten jedes Maß, und ohne alle Noth; er wird selbst am besten wissen, was er sich selber zu Ehren und seinem Buche zum Frommen aus demselben hätte weglassen sollen. — Die Reisebilder bestehn aus viererlei Mittheilungen. Die Heimkehr in 88 Liedern — die Lieder Heine's, hat man bemerkt, dividiren sich immer durch die schlimme Zahl Eilf — macht den Anfang. Hier ist noch ganz die alte trübsinnig-bittre, schmerzlich-höhnische Stimmung, die wir aus den Tragödien und dem lyrischen Intermezzo unsres Dichters kennen, aber weil es mit diesem Eingebrockten doch endlich zu Ende kommen muß, so ist hier gleichsam die Grundsuppe vorgesetzt, in der die schwersten und schlimmsten Brocken liegen. Da zeigt sich denn mancherlei, was man bedenklich ansieht, wobei man den Kopf schüttelt, was man auf keine Weise rechtfertigen kann; die Beispiele überlassen wir Andern anzuführen. Dann folgen einige Gedichte, welche einen etwas größeren Schwung nehmen und mannigfaltigere Welt behandeln. Die Romanze vom Sohne des schriftgelehrten Rabbi Israel von Saragossa, im schönsten spanischen Tone, dürfte auch im Treiben der heutigen Welt für manches Alkalden-Fräulein noch passen; den drei stark mahometanischen Romanzen Almansor hält die echt christlich-katholische Wallfahrt

nach Kevlaar die Wage, und der Verfasser, der unsres Wissens selber Katholik ist, hätte nicht nöthig gehabt, sich wegen der Deutung zu rechtfertigen, die aus dem Stoffe dieser Romanzen irrig auf seine Denkweise gemacht werden könnte. Die dritte Abtheilung enthält die Harzreise, welche, wie mehrere der Gedichte, zum Theil schon im Gesellschafter abgedruckt erschienen ist; sie hat aber Zusätze und Ergänzungen erhalten. Der Verfasser geht von Göttingen aus und besucht den Harz, hat aber dabei beständig auch Berlin vor der Seele. Diesen Zusammenhang von reichen, treffenden Naturbildern, feinen Beobachtungen, schalkhaften, witzigen, beißenden Scherzen, persönlichen Feindseligkeiten, weichen Gefühlen, reizenden Liedern, tollen Fratzen, unglaublichen Verwegenheiten u. s. w. können wir hier nicht zergliedern; wir überlassen dem Leser selbst, daran sich ärgerlich und liebevoll, wie er kann, zu ergötzen; nur bemerken wir, daß das Vernunftgespenst ein wahres Meisterstück tiefsinniger Laune, und daß die Ehrenrettung eines im Text irrig verunglimpften Schauspielers in ihrer Art einzig ist. — Den Beschluß des Buches machen Seebilder, die Nordsee überschrieben. Diese Abtheilung dünkt uns die gehaltvollste und, nach Ausscheidung einiges Frevels, die würdigste. Hier beurkundet sich noch mehr als in der Harzreise das bis zum Genie gesteigerte Talent des Autors. Welche Naturschilderungen in wenigen, aber markigen, für immer bezeichnenden Worten! Welche tiefgeschaute Eigenthümlichkeiten, reiche Beziehungen, leichtbewegte Gestalten! Hier zeigt der Dichter seine echte Verbindung mit dem Ursprünglichen, der Natur sowohl als des Geistes; sein wahres Dichtertalent, zu sehn, zu bezeichnen! Wir empfehlen besonders Nr. 1, 3, 4, 5, 9, 10 und würden auch Nr. 12 empfehlen, wenn dieses nicht durch völlig unstatthafte, tadelnswerthe, schwer zu rügende Beimischung entstellt wäre. Diese Dichtungsart, des kolossalen Epigramms möchten wir sie nennen, eignet ganz besonders dem Genius unsres Autors, und daß er aus dem epigrammatischen Liede zu ihr übergegangen, kann uns ein

entscheidendes Zeichen seines innern und äußern Fortschrittes sein.

Reisebilder, von H. Heine. Zweiter Theil. Hamburg, 1827.

Was ich im vorigen Jahre von dem ersten Theile der Heine'schen Reisebilder preisend und tadelnd gesagt, gilt in vollen, ja noch erhöhten Maßen auch von diesem zweiten. Der Leser findet stets seine Rechnung, sei es nun im angenehmen Erstaunen, in heiterer Befriedigung, in großartiger Erhebung, in unwiderstehlichem Lachen, oder in heimlichem Ärger, in heftiger Ungeduld, in empörtem Unwillen; denn zu allem diesen ist reichlich Anlaß, nur nicht zur Langeweile, für welche, bei dem Reichthum und Wechsel der Gegenstände, dem raschen Witz, den beweglichen Gedanken und Bildern, der Leser keine Zeit behält. Was zuerst auffällt, ist die Überdreistigkeit, mit der das Buch alles Persönliche des Lebens nach Belieben hervorzieht, das Persönliche des Dichters selbst, seiner Umgebung in Freunden und Feinden, in Örtlichkeiten ganzer Städte und Länder; diese Dreistigkeit steigt bis zum Wagniß, ist in Deutschland kaum jemals in dieser Art vorgekommen, und um ihr ein Gleichniß aufzufinden, müßte man fast an die berühmten Junius-Briefe in England erinnern, mit dem Unterschiede, den die politische Richtung und der englische Maßstab für diese letztern bedingt. Aber neben und mit dieser Dreistigkeit und Ungebühr, die in ihren oft rohen und geradezu frechen Äußerungen auch der beste Freund des Dichters durchaus nicht zu entschuldigen unternehmen kann, entfaltet sich eine Innigkeit, Kraft und Zartheit der Empfindung, eine Schärfe und Größe der Anschauung, eine Fülle und Macht der Phantasie, welche auch der erklärteste Feind nicht wegzuläugnen vermag! In diesem zweiten Theile seines Buches hat der Verfasser

zugleich einen ganz neuen Schwung genommen. Seine poetische Welt, anhebend von der Betrachtung seiner individuellen Zustände, breitet sich mehr und mehr aus, sie ergreift Allgemeineres, wird endlich universell; und dies nicht nur in den Stoffen, die nothwendig so erscheinen müssen, sondern auch in denjenigen, welche sich recht gut in einer gewissen Besonderheit behandeln lassen und fast immer nur so behandelt werden, in allem nämlich, was die Gefühlsstimmung überhaupt und alles Gesellschaftsverhältniß im Allgemeinen betrifft. Es ist, als ob nach einem großen Sturme, der den Ozean aufgewühlt, die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die Küsten beleuchtete, wo die Trümmer der jüngsten Schiffbrüche umherliegen, Kostbares mit Unwerthem vermischt, des Dichters eigner ehemaliger Besitz und die Güter eines geistigen Gemeinwesens, dem er selber angehört, alles untereinander. Das Talent unsres Dichters ist wirklich ein beleuchtendes; die Gegenstände, mögen sie noch so dunkel liegen, weiß er mit seinen Strahlen plötzlich zu treffen und sie, wenigstens im Fluge, wenigstens von Einer Seite, hell glänzen zu lassen. Der Lebensgehalt europäischer Menschen, wie er sich als Wunsch, als Seufzer, als Verfehltes, Unerreichtes, als Genuß und Besitz, als Treiben und Richtung aller Art darstellt, ist hier in gediegenen Auszügen ans Licht gebracht. Die Ironie, die Satyre, die Grausamkeit und Rohheit, mit welchen jener Lebensgehalt behandelt wird, sind selbst ein Theil desselben, so gut wie die Süßigkeit, die Feinheit und Anmuth, welche sich dazwischen durchwinden; und so haben jene Härten, die man dem Dichter so gern wegwünscht, in ihm dennoch zuletzt eine größere Nothwendigkeit, als man ihnen anfangs zugesteht. — Das Buch hat verschiedene Abtheilungen. In der ersten werden die Bilder des See- und Küstenlebens fortgesetzt, welche schon im ersten Bande unter der Überschrift: die Nordsee, begonnen haben; zwölf Gedichte, kolossale Epigramme, wie schon die früheren genannt worden, stehn voran, reich an überraschenden, witzigen, aber auch an erhabenen, tiefergreifenden Wendungen;

von hinreißendem, melodischen Zauber sind besonders zwei, der Phönix und Echo, in welchen der gemeinsame Refrain: Sie liebt ihn! sie liebt ihn! jeden Musiker von Gefühl zur Tonsetzung auffordert; die Götter Griechenlands und der Gesang der Okeaniden sind in andrer Art außerordentlich; sodann folgt in Prosa eine Schilderung des Seebades Norderney, voll beißender, scherzhafter und zum Theil auch sehr ernster Laune, in welcher eine tiefe Gesinnung sich nicht verkennen läßt; vor allem anziehend und geistreich sind einige Blätter über Napoleon und seine Geschichtschreiber. Den Beschluß dieser Abtheilung machen Xenien von Immermann und Heine; sie zu loben wäre hier unangemessen, sie werden ohnehin schon von selbst sich durchbeißen, denn scharfe Zähne haben sie, mit denen sie auch zuweilen den Unrechten fassen mögen! Die zweite Abtheilung ist der eigentliche Kern des Buches, sie ist überschrieben: Ideen. Das Buch Le Grand. Davon eine Vorstellung in der Kürze zu geben, ist ganz unmöglich. Bei vielen und sehr großen Ungezogenheiten enthält dieser Aufsatz die tiefsten und wahrhaftesten Geschichtsbilder, und Napoleon ist darin mit den seltsamsten Mitteln, so rührenden und erhabenen als possenhaften und polemischen, höchst originell vor Augen und Seele geführt. Durch die Zuschrift dieses Buches an eine Dame, und die zwischen den Vortrag unaufhörlich sich durchdrängende Anrede: Madame! erhält das Ganze, in welchem sich Liebesgeschichte und Volks- und Weltgeschichte und wissenschaftliches und bürgerliches Treiben mit unerschöpflicher Wunderlichkeit der Formen und Übergänge verschränkt, eine noch seltsamere Farbe. Man muß das selbst lesen, um einen Begriff davon zu haben. Die dritte Abtheilung giebt Briefe aus Berlin vom Jahre 1822, welche gleichfalls im Scherz manchen Ernst andeuten, im Ganzen jedoch milder und sanfter sind als die vorangegangenen Aufsätze. Wollte man aus dem Buche einige Proben mittheilen, so müßte man sich bald in Verlegenheit befinden, denn fast jedes Blatt bietet die außerordentlichsten Züge, deren gedrängte Fülle gerade den Karakter des Buches

ausmacht; dasselbe ist gleichsam eine Sammlung von Einfällen, deren jeder, wie in einem Pandämonium, sich auf den kleinsten Raum zu beschränken sucht, um dem Nachbar, der sich aber eben so wenig breit macht, Raum zu lassen. Mögen die Kritiker des Tages immerhin vorzugsweise die skurrile Außenseite beschreien und anklagen, dem sinnigen Leser kann nicht verborgen bleiben, welch heller, echter Geisteseinblick, welch starke, schmerzliche Gefühlsgluth, mit Einem Worte, welch edle und tiefe Menschlichkeit hier in Wahrheit zum Grunde liegt!

Reisebilder, von H. Heine. Dritter Theil. Hamburg, 1830.

Der Graf v. Maistre, berühmter Verfasser der Soirées de St.-Pétersbourg, behauptet, der Schlußstein aller Staatsverfassung sei der Scharfrichter, ohne welchen das Gewölbe derselben sogleich einstürzen würde. Ob sein Satz auch für den Freistaat der Litteratur gelten soll, wissen wir nicht; indessen würde Graf Maistre schon der Analogie wegen an dem vorliegenden Buch und an dessen Autor seine Freude haben, denn er fände hier Scharfrichter und Hinrichtung ganz auserlesen vor sich. Hr. Heine, den wir schon auf manchen Reisen begleitet hatten, führt uns diesmal nach Italien, dessen Luft, Früchte, Landschaft, Denkmäler, Lebensart und Sitten er uns in gedrängten, sowohl launigen als launenhaften Zügen darstellt. Der Humor, so schneidend er bisweilen durchfährt, läßt uns aber im Anfang nicht ahnden, daß wir in das herrliche, reiche Land jetzt nur geführt werden, nicht um seine Schätze zu genießen, oder seine Lustbarkeiten anzusehn, sondern um einer aus dem nördlichen Deutschland auf diesen Schauplatz verlegten Execution beizuwohnen! Der arme Sünder ist der Dichter Graf v. Platen, überwiesen großer Frevel gegen die neuesten deutschen Dichter und

Kritiker, in anderweitige Verwickelungen gefährlichst umsponnen und von hochnothpeinlichem Halsgericht verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Auf den Gang des Prozesses können wir uns hier nicht einlassen; die Beschaffenheit der Gesetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung lassen wir dahingestellt, über Schuld oder Unschuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern: nur Das wollen wir aussprechen, was wir als Thatsache bezeugen können, die Hinrichtung ist vollzogen, der Scharfrichter hat sein Amt als Meister ausgeübt, der Kopf ist herunter! — —

Es liegt in der menschlichen Natur ein grausames Vergnügen an fremden außerordentlichen Leiden; wackere Männer und zarte Frauen drängen sich zum Anblick von Martern, von Operationen und Executionen, das Volk strömt in hellen Haufen herbei, Scherz und Lust gehn neben dem Schrecklichen ohne Störung ihren Weg. Hr. Heine darf schon aus diesem Grunde auf ein außerordentlich zahlreiches Publikum rechnen, dessen Stimmung er übrigens zu theilen scheint. Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichsten komischen Scenen, mit ununterbrochenem Witzgeträufel führt er uns zu der tragischen Entwickelung, ja diese selbst liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in frühern Zeiten arge Geschichten dieser Art erlebt: Lessing, Voß, Wolf, die Xenien, die Schlegel, Tieck haben in solcher Weise nachdenkliche Dinge ausgeübt; aber in so heitern und lachenerregenden Zerstreuungen haben wir noch keinen litterarischen Sünder zu so grausamem Ende wandern sehn! Gewiß, wie man auch über den Grund der Sache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all dieser Umstände ist meisterhaft, die beiden Juden Gumpelino und Hyacinth sind ganz neugeschaffene Masken, besonders der letztere, dessen Erzählungen und Beziehungen auf Hamburg niemand ohne Lachen vernehmen kann. Der ganze Hergang mit diesen beiden Juden, wiewohl nur in schlichter (doch in äußerst gebildeter und wohltönender) Prosa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Aristophanes die Rede sein soll, Aristopha-

nischer als alles, was man bisher in gekünstelten schweren und doch leeren Versen nach solchem Muster zu arbeiten versucht hat. Und nicht sowohl durch die materielle Belastung, durch die Ersäufung in Satyre und Hohn, sondern vielmehr dadurch hat Hr. Heine den Gegner völlig abgetödtet, daß er ihn nicht nur an Grimm und Spott, sondern auch an Kunst, und gerade an Aristophanischer Kunst, unendlich überboten hat! Wollt Ihr Aristophanisiren, so müßt Ihr es so machen; habt Ihr dazu nicht Muth und Geschick, nun so bleibt in Gottesnamen dabei, daß Ihr Kotzebuisirt oder Müllnerisirt! —

Wenn von Aristophanes die Rede ist, so kann man nicht umhin, sich auf Frechheit einzulassen. Frech allerdings ist dieses Buch, wie eine schnöde Vertheidigung auf schnöden Angriff nur sein kann; frech auch in Nebendingen, in willkürlicher Feindschaft, in allgemeinem Spotte. Wir würden aber doch dem Buche und dem Verfasser sehr unrecht thun, wenn wir verkennen wollten, daß neben der Frechheit auch wahrhaft edler Muth, neben der bittern Satyre auch ernste Gesinnung vorhanden ist, und daß die Rohheit des Stoffes meist durch die graziöseste Behandlung gemildert wird, welche nicht selten eine tiefere Innigkeit durchblicken läßt, zu der uns der Verfasser eigentlich mehr noch als zum gehässigen Streite berufen scheint. Wir machen noch besonders aufmerksam in dieser Beziehung auf die geistvollen und sinnigen Äußerungen des Verfassers über Rossini's Musik und Cornelius's Gemählde.

10.

Buch der Lieder, von H. Heine. Hamburg, 1827.

Höchst willkommen erscheint uns von dem Dichter zu rechter Zeit eine Sammlung der reichen lyrischen Produktionen, die er seither in mehreren Büchern zerstreut gegeben hatte. Nicht nur darf uns erfreuen, jetzt bequem beisammen zu haben, was nun doch einmal innig zusammen gehört, sondern wir finden auch unsern Besitz in sich selbst vergrößert, schon durch die bloße Vereinigung; denn der Strauß ist noch etwas mehr als die Blumen alle, aus denen er besteht! Wie jedes Lied einzeln nur für sich spricht, so spricht es in einer Folge aufgereiht zugleich seinen Theil eines höheren Ganzen aus. Augenblicke, Stunden, Tage der Empfindung werden so zu einer Herzensgeschichte, die in den mannigfachsten Scenen ihren fast dramatischen Verlauf hat; die Einheit des Gefühls, welches diesen Liedern zum Grunde liegt, läßt sich nicht läugnen, sie ist die reine, ursprüngliche Quelle, aus der jede Ausdrucksweise hier fließt; die Nachahmung von Kunstformen, das Begehren, etwas zu scheinen, waren hier keine Antriebe. Die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit dieser lyrischen Ergüsse zeigt sich schon dadurch offenbar, daß es vor Heine in unsrer Litteratur nichts dieser Art gegeben, und seit seinem Auftreten schon mehrere Nachahmungen seiner Weise, doch mit geringem Glück, versucht worden. Der allgemeine Karakter dieser Gedichte ist tiefstes Gefühl mit höchster Ironie verbunden, von dem zartesten Seelengebilde bis zur kecksten Sinnlichkeit, von dem schärfsten Gedankenreize bis zur derbsten Willkür, derselbe Schmerz, dieselbe Lust, in allen Gebilden abgespiegelt, welche Leben und Welt dem Sinne des Dichters aufdrängen. — Zuweilen treten die Elemente dieser Dichtung mehr einzeln hervor, das Süße, Wehmüthige; das Herbe, Schmerzliche. Und so das Grimme,

Verzweiflungsvolle, das Gespenstische; das Höhnische, Freche. Öfter jedoch spielen alle diese Elemente in demselben Gedicht vereint, unter unzähligen Mischungen, die demselben Gehalt immer neue Gestalt und Farbe geben. — Unser Dichter hat den in unsrer Zeit wahrlich ungeheuren Vorzug, daß er keine Phrasen macht; nirgends ist bei ihm bloßes Füllwerk, müßiges Ausdehnen; überall Kürze, Gediegenheit, und bei aller oft absichtlichen Härte des Ausdrucks immer Feinheit des Sinnes und süße Melodie der Sprache. Dieser Zauber der Sprache macht, daß manches Lied schon in Musik gesetzt scheint, weil es unendliche Musik in dem Leser aufregt. Der Gesellschafter hat die ersten und dann fortgesetzt reichliche Mittheilungen von Heine's Gedichten gebracht und darf dieselben bei seinen Lesern noch in zu gutem Andenken glauben, um die Beispiele zum Beleg nöthig zu haben. Eines aber sei uns doch erlaubt hier wegen seiner ungemeinen Anmuth wörtlich einzuschalten; es gehört in die Reihe der Seebilder und heißt:

Phönix.

„Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen,
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimath,
Wo Spezereien duften und wachsen,
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildniß im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,
Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände,
Und ruft seinen Namen,
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken,
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!““

Am Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Gesang.

Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen
Sprangen die weißgekräuselten Wellen,
Wie Schwanenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordsee;
Über mein Haupt, im ewigen Blau,
Hinflatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudevoll sich im Meer bespiegelte;
Und Himmel und Meer und mein eignes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!"

An solchen köstlichen Gaben ist dieses erfreuliche Buch sehr reich. Zwar sind auch andre darunter, von herberem Geschmack, allein der Dichter hat seine Sammlung mit Verstand angeordnet und manches Unreife, sowie alles Überdreiste, nach Gebühr bei Seite geschoben, ohne deßhalb die frische Keckheit und den scharfen Muthwillen zu unterdrücken, welche nun einmal wesentlich zu seiner Poesie gehören, und so hat denn diese „tugendhafte Ausgabe" seiner Lieder noch Untugend genug!! — Heine ist mehrmals mit Lord Byron verglichen worden; wir haben uns schon sonst gegen diese Vergleichung erklärt; auch hat Immermann in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik darüber ein gutes Wort gesagt, bei Gelegenheit seiner Recension der Heine'schen Reisebilder. Gewiß bleibt zwischen dem englischen Lord und dem deutschen Doktor ein auch äußerlich nie auszugleichender Unterschied! Wie groß ist er nicht schon darin, daß man dem Engländer alles Gränzenlose zur Genialität, dem Deutschen aber zum Verbrechen rechnet! Die leidenschaftlichen Verehrer Byron's sollten, wenn sie ihn denn so ganz selbsteigen lieben, ihn wenigstens auch da erkennen, wo er ohne seine Lordschaft, doch in allerdings verwandten Tönen vorkommt! — Die Lieder Heine's sind in fünf Abtheilungen geordnet, in nachstehender Folge: 1) Junge Leiden 1817—1821. 2) Lyrisches Intermezzo 1822, 1823. 3) Die Heimkehr 1823,

1824. 4) Aus der Harzreise 1824; und 5) Die Nordsee 1825, 1826. Die letzte Abtheilung ist die Krone von allen.

11.

1. Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535. Von Leopold Ranke. Erster Band. Leipzig und Berlin, 1824.

2. Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Von Leopold Ranke. Leipzig und Berlin, 1824.

Von jeher wurde den Deutschen der Ruhm zugeeignet, an Fleiß und Gelehrsamkeit, an Umfang und Scharfsinn der Untersuchungen im Felde des positiven Wissens keinem andern Volke den Vorzug einzuräumen. Unsre Natur- und Geschichtsforschung hat bis in unsre neuesten Tage jenen Ruhm herrlich bewährt; freilich fast immer nur, so weit der Einzelne etwas vermag, und seine Kräfte ausreichen, denn zu großen Anstalten und Maßregeln, welche der kraftvollen Unterstützung des ganzen Publikums, ja der gesammten höheren Staatswelt bedürfen, war bei uns nur selten Rath und Mittel. Erst die neueste Zeit hat unter allgemeinem Schutze und mit begünstigender Hülfe aller deutschen Regierungen das wirklich große und gemeinsame Unternehmen hervorgebracht, welches durch die Gesellschaft zu Frankfurt a. M. die Herausgabe vaterländischer Geschichtsdenkmale in einem die Kräfte jedes Einzelnen weit übersteigenden Umfange bezweckt. Inzwischen, bis diese noch kaum betretene Bahn, dieser noch in allen Fächern nur erst beginnende Versuch, was in Deutschland ein lebendiges Prinzip der Gesellung und Vereinung in den geistigen Gebieten leisten möge, zu größeren Ergebnissen geführt haben wird, bleibt noch immer die

Last der Aufgaben, zu deren Lösung allseitige Förderniß und Mitarbeit erfordert würde, unverhältnißmäßig den Einzelnen aufgeladen, welche so großer Bürde mit heldenmüthigem Entschlusse, und denn doch oft zu voreilig, sich unterziehen. Nirgends giebt es daher so viel unvollendete Anfänge, liegen gebliebene Unternehmungen, unausgeführte Plane, als eben in Deutschland; der Kölner Dom und Müller's Schweizergeschichte mögen hier statt vieler andern Werke, die aus gleichen Ursachen in gleichem Falle sind, als Beispiele genannt werden. Was aber dennoch der Einzelne vermag, das zeigt sich auch wieder in manchen gelungenen Werken, die, wie z. B. Luther's Bibelübersetzung und Adelung's Spracharbeit, mit Recht ein Stolz der Nation sind. Aus diesem Gesichtspunkte der einsamen und allein auf selbsteigne Kraft des Unternehmers begründeten Leistung sind auch die hier vorliegenden Schriften zu betrachten. Herr Dr. Ranke beginnt durch dieselben in stiller Abgeschiedenheit sinnvollen Fleißes und selbsterrungener Hülfsmittel ein Werk, dessen Ausführung ihm auch unter den größten äußeren Fördernissen der Mitarbeit und Theilnahme, der freien Muße und Begünstigung zu gelehrten Reisen noch immer höchst ehrenvoll sein würde; um wie viel mehr jetzt! Wir begrüßen in ihm einen neuen Geschichtsforscher vom ersten Range. Die wichtigen Geschichten des Überganges von dem Mittelalter in die neuere Zeit, dieses Überganges, der bisher nur immer so unsicher und verworren in ungeprüften Mittheilungen erfaßt worden, hat er zum Gegenstande seiner Forschung gewählt und denselben mit eigenthümlichem Geiste, in welchem lebendige Ansicht und gründliche Quellenkenntniß sich verbinden, kräftig dargelegt. Seiner Absicht erscheinen die romanischen und germanischen Nationen als eine Einheit; sie entschlägt sich drei analoger Begriffe: des Begriffes einer allgemeinen Christenheit; dieser würde selbst die Armenier umfassen; des Begriffes von der Einheit Europas, denn da die Türken Asiaten sind, und da das russische Reich den ganzen Norden von Asien begreift, könnte ihre Lage nicht ohne ein Durch-

bringen und Hereinziehen der gesammten asiatischen Verhältnisse gründlich verstanden werden; endlich auch des analogsten, des Begriffes einer lateinischen Christenheit, slavische, lettische, magyarische Stämme, welche zu derselben gehören, haben eine eigenthümliche und besondre Natur, welche hier ausgeschlossen wird. Seine Ansicht bleibt, indem sie das Fremde, nur wo es sein muß, als ein Untergeordnetes und im Vorübergehn berührt, in der Nähe bei den stammverwandten Nationen entweder rein germanischer, oder germanisch-romanischer Abkunft, deren Geschichte der Kern aller neuern Geschichte ist. Doch umfaßt sein Buch nicht die ganze Geschichte dieser Nationen; nur Geschichten, nicht die Geschichte. Aus den Geschichten von Italien, Spanien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland hervor sucht sich dasselbe den Weg zu einer vollständigeren Einsicht in die Geschichte der großen Spaltung der Reformation zu bahnen und alles mit diesem ganzen Zuge Zusammenhängende in seiner Einheit zu ergreifen. „Man hat der Historie," sagt der Verfasser bei Gelegenheit dieser Anzeige seines Zweckes, „das Amt beigemessen, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren: so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht; er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen." Die Grundlage seiner Arbeit ist eine durchaus neue, umfassende Erforschung der Quellen, deren genaue Nachweisung im Einzelnen bei einem Werke dieser Art mit Recht geschehn ist. Diese Quellen sind aber selbst wieder der Gegenstand einer besondern Untersuchung geworden, und dieser Theil der Arbeit ist von vorzüglicher Wichtigkeit. Ganz neue Resultate sind hier gewonnen, und die Ansicht, welche sich seit Jahrhunderten über manche Schriftsteller festgesetzt, z. B. über Guicciardini, durch scharfe Prüfung von Grund aus umgewandelt. Zum Erstaunen ist es, wie hier gründliche Kenntniß, sinnvolle Aufmerksamkeit und umfassende Kombinationsgabe, mit mächtiger Gedächtnißkraft verbunden, aus weiter Ferne ein erhellendes Licht auf Gegenstände werfen, die den Nächststehenden

so lange dunkel bleiben konnten! Was dürfen wir von Hrn. Dr. Ranke nicht erst erwarten, wenn ihm vergönnt wird, ein so ergiebiges Quellenstudium wie das seinige durch Benutzung so vieler noch unerforscht liegender Schätze der Vorzeit in den Ländern selbst, welche hier zunächst in Betracht kommen, zu erweitern. Daß unser trefflicher Forscher auch des Berufes zum Darsteller nicht entbehrt, zeigt sein (zwar nicht in diesem Sinne eigentlich gemeintes) Buch auf allen Seiten. Einen Anhang der zweiten Schrift bildet ein Aufsatz über Machiavelli und besonders über dessen politische Schriften. Hier zeigt sich das historische Auge, der edle Sinn und tüchtige Ausdruck des Verfassers in ganzer Größe. Machiavelli steht in der Geschichte seit langer Zeit als eine Aufgabe, an der jeder Versuch, sie zu lösen, nur immer neue Schwierigkeit und dabei zugleich neuen Reiz offenbart. Besonders ist das berühmte Buch vom Fürsten ein ewig wiederkehrender Gegenstand der mannigfachsten Auslegungskunst. Die geistreichen Erklärungen von Fichte, Friedrich Schlegel und Andrer, die sich an diesem Thema versucht haben, lassen sämmtlich etwas Unbehagliches zurück, wodurch sich das Ungenügende kund giebt. Unser Verfasser giebt eine Lösung, die uns alle bisherigen zu übertreffen scheint. Ihre klare Natürlichkeit und einfache Kürze giebt ein Beispiel des Vorzuges, der sich mit der Behandlungsweise verbindet, die aus der unbefangenen und kenntnißreichen Mitte der Dinge heraus die Gegenstände erfaßt. Wir dürfen für die Schlußbetrachtung des Verfassers hier den Raum nicht sparen; sie möge zugleich darthun, wiefern er derjenige ist, als den wir ihn hiermit anzeigen gewollt. Wir lassen ihn selbst reden: „So lange die populare Parthei bestand, war Machiavell nichts als ein Florentiner, zufrieden, beschäftigt, der Freiheit seiner Stadt unter einem popularen Regiment ganz ergeben. Wie aber die Medici wiedergekommen, wie er sich selbst von aller politischen Thätigkeit entfernt, wie er die Herstellung der florentinischen Freiheit beinah unmöglich, Italien aber in Zerstörung sah, kehrte sich, so zu sagen, statt des Floretin-

ners der Italiener in ihm hervor, und er wandte alle seine Gedanken auf die Befreiung Italiens. Zu diesem Zweck verdammte er selbst die Knechtschaft von Florenz nicht. Er hielt sie für eine Grundlage der Einheit, und hiedurch der Befreiung des allgemeinen Vaterlandes. In diesen Gedanken sind auch seine übrigen politischen Bücher, vornämlich aber der Principe, geschrieben. Was vermögen Bücher? Seine dringenden Ermahnungen verhallten, die Begebenheit blieb in ihrem Lauf. Nur dies ist gewiß: ihn warfen seine Bücher und die Begebenheit zusammen ganz darnieder. Als statt der Vereinigung Italiens sogar einmal die Befreiung von Florenz im französischen Interesse erfolgt, wollten die ächten Popolaren nichts mit ihm zu schaffen haben. „Worauf ziele der Principe als auf den völligen Untergang der florentinischen Freiheit?" Das Staatssekretariat, das er vor 1512 gehabt, bekam er nunmehr nicht zurück. Er hatte sich überdies durch seine scharfe Zunge viele Feinde gemacht; zur Wiedervergeltung beurtheilte man sein eignes Leben so scharf wie möglich. In dieser neuen Ungnade bei der herrschenden Parthei, in Mißvergnügen und Armuth, von den Popolaren, zu denen er anfangs gehört, verschmäht, die Zwecke, die er darnach verfolgt, ganz mißlungen, starb Machiavelli im Jahre 1527. Um gewisse Grundsätze gesetzlichen Bürgern recht verhaßt zu machen, nennt man sie noch heute mit seinem Namen. Uns laßt endlich gerecht sein. Er suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben."

12.

Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. von W. La critique est aisée, mais l'art est difficile. Berlin und Posen, 1824. Zwei Theile.

Man klagt insgemein über Mangel an deutschen Geschichtschreibern, und klagt immerfort, wie man von Jugend auf gewohnt war, ohne nur sich umzusehn, ob auch der Grund der Klage noch immer derselbe sei? Uns will das keineswegs bedünken. Der eigentlich gelehrten Bearbeitung der Geschichte zu geschweigen, worin wir anerkannt die reichsten Schätze und größten Meisterwerke aufweisen können, so ist doch selbst in Betreff der künstlerisch-darstellenden Geschichtschreibung diejenige Zeit, in der wir Werke wie Johann von Müller's, Woltmann's, Heeren's, und vor allen Funk's, — des Verfassers der Gemählde aus den Kreuzzügen und früher eines Lebens von Kaiser Friedrich dem Zweiten — besitzen, unläugbar sehr verschieden von der Zeit, in welcher uns das alles fehlte. Allein außer jener zwiefachen Bearbeitungsweise giebt es noch eine dritte, für das Leben wichtigste und ersprießlichste, für die Litteratur bedeutendste, und auf die es, wenn von unserm Schatze der Geschichtschreibung die Rede sein soll, recht eigentlich ankommt. Wir möchten diese Art, zum Unterschiede der bloß gelehrten oder künstlerischen, die karaktervolle Überlieferung nennen. Von dieser Art sind eigentlich die guten Schriftsteller des klassischen Alterthums. Sie haben mit eignen Augen gesehn, sie haben in ihrer Welt mitgewirkt; auf solchen Grundlagen mag dann tüchtige Gesinnung und geistige Befähigung den festen Bau vollendend

aufführen. Solche Werke haben keinen ängstlichen Karakter, wie unsre moderne sogenannte Geschichtschreibung, die weder ihres Materials, noch ihrer Formen gewiß wird und über der kleinmeisterlichen Rechenschaft von jedem geringen Steinchen leicht das ganze Gebäude aus den Augen verliert. Solche Werke bedürfen keiner mühseligen Quelleneröffnung, noch eines Wustes von Citaten; sie sind selbst Quellen und bieten der Zukunft die Citate reichlich an, deren sie selbst entbehren. Ihre Treue und Sicherheit hat innere Bürgschaften, die mehr werth sind als äußerliche Belege. Ihre Glaubwürdigkeit hängt von der Achtung ab, die sie von uns erzwingen, und den jedesmaligen Grad derselben giebt ein untrügliches Gefühl mit leisester Genauigkeit immer sicher zu erkennen. Diese Art Werke, welche mehr aus dem Leben als aus Büchern stammen, bilden den wahren Kern der historischen Litteratur einer Nation; ihrer lebendigen Unmittelbarkeit steht alle gelehrte Silbenstecherei, alles geistreiche Überhingleiten, alle, wenn auch sonst gelungene, Rhetorisirung des historischen Stoffes unendlich nach. An solchen Werken nun, gerade den wesentlichsten, — deren unter den Neuern die Franzosen sich einer großen Menge, doch nur selten darin der erforderlichen Gediegenheit, rühmen können — sind auch wir keineswegs so ganz arm. Nur hat es damit eine eigne Bewandtniß! Geistvolle Reformatoren traten vor einem Vierteljahrhundert in unsrer Litteratur auf und zeigten, daß ein gutes Stück unsrer wahrsten und eigensten Poesie außerhalb des dafür in den Fachwerken angewiesenen Raumes fast verborgen treibe und gedeihe. Es thäte wahrlich noth, daßselbe Verfahren einmal in unsrer Historie anzuwenden. Wäre dies schon vor längerer Zeit geschehn, so würde es jetzt wenig Geschrei mehr veranlassen, wenn z. B. Denkschriften, trotz des verführerischen Titels Wahrheit und Dichtung — die Alten wußten wohl, was das heißen kann, und nannten die unsterblichen Geschichtswerke des Herodot und Thucydides ebenso — unter den ersten historischen Büchern des achtzehnten Jahrhunderts genannt würden. Aber nicht nur die außer-

halb des zunftmäßigen Kreises stehenden Werke, wie etwa das genannte, sondern auch solche, denen eine Stelle darin allerdings zugestanden ist, aber eine den Zunftbegriffen entsprechende, dürfen die ihnen gebührende noch in langer Verkennung zu missen haben. So haben unsre Historiker bis jetzt nur wenig Notiz genommen von Retzow's trefflichem Werke über den siebenjährigen Krieg, und andre Schriften dieser Art, die der künftige Geschichtschreiber sorgsam beachten wird. Ungleich bedeutender noch tritt der Fall ein bei vorliegender Kriegsgeschichte. Es ist nicht unmöglich, ja vielmehr sehr wahrscheinlich, daß die gelehrte Welt, wenn man sie dabei ließe, hier immer nur ein militärisches Buch vor sich zu haben beliebte; bei dem Zustande unsrer historischen Kritik könnte Angesichts von hundert Recensenten, und vielleicht eben durch sie, ein solcher Befund sich im Publikum ganz ruhig unter allgemeiner Bestätigung und Übereinstimmung festlagern, und unter der ehrenvollen Hülle der wahre Werth des Buches doch mehr verborgen als gewürdigt bleiben. Wir haben aber etwas weit Höheres in diesem Werke erhalten, als der bloße Anschein verkündet: nämlich eine Geschichtsarbeit jener Art, über deren Mangel wir so laut und vielfach zu klagen pflegen, und deren Dasein wir schon mehr als einmal zu verkennen hatten! Allerdings ist dieses Buch ein militärisches, ein Beitrag zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814, mit noch besonders begränztem Zwecke; aber ein Beitrag von selbstständigem historischen Werthe, von eigenthümlicher Gestaltung und kraftvoller Beseelung; ein Beitrag, wie ihn ein Augenzeuge, ein Mitthätiger, wie ihn ein Karakter, ein Talent zu liefern vermag! In der That, welche der Eigenschaften, die wir so oft an den Geschichtschreibern nicht ohne seufzenden Rückblick auf uns selbst bewundern, dürfte hier als fehlend bezeichnet werden? Anordnung, Eintheilung, Anreihung und Verknüpfung des Stoffes sind höchst angemessen; dem in einer einfachen Linie fortrückenden Laufe der Begebenheiten ruhig folgend, bedurfte der Faden keiner künstlich verschlungenen Windungen;

aber dennoch war manches zu verknüpfen, manches abzulösen, und beides ist geschickt und glücklich geschehn, die Vollständigkeit hat dadurch nicht gelitten, daß zahllose Einzelheiten, deren Auseinanderlegung verwirren konnte, aus dem oberen Standpunkte der Heeresleitung in größeren Richtungen nur angedeutet erscheinen. Die Erzählung ist belebt und deutlich, dabei ernst und streng, ohne üppige Farben, aber zuweilen durch starke Züge, von welchen das ganze Gemählde Licht erhält, wirksam gehoben; nicht bloß zur Übersicht, auch zur Anschauung kommen die Gegenstände, der trockenen Aufzählung erliegt das frische Bild nicht. Man sehe z. B. die meisterhafte Schilderung der Schlacht von Möckern, die bewundernswürdige Darstellung des Verhältnisses der verschiedenen Heere, die durch das ganze Buch durchläuft! Darstellung und Vortrag sind aus dem Geist und Karakter der Begebenheiten selbst geschöpft, das Buch hat die Farbe seines Stoffes, den nachdrücklichen Schwung seines Inhalts. Gleich den Ereignissen sind auch die Persönlichkeiten mit sicherer Hand in gedrängter Schilderung erfaßt. Den kriegerischen Karakter Blücher's hat noch kein Buch so anschaulich, so unwidersprechbar dargelegt, wie es hier durch eine Stelle in der Vorrede und hin und wieder im Verlaufe der Erzählung durch möglichst wenige kühne Striche gelungen ist. Was die Freiheit der Mittheilung anbelangt, so kann diese vollständig dünken; ein inneres Maß scheint hier dem äußeren vorangegangen; hier ist kein kleinlicher Anreiz, Lob oder Tadel auszutheilen, Anklagen und Rechtfertigungen vorzulegen, aber das Geschehene wird streng beurtheilt, unpersönlich, indem die Sache redet. Seine Wahrheit und seinen Glauben trägt das Buch auf jeder Seite mit sich; jeder Leser kann darüber im Ganzen bald zu einem sichern Bewußtsein gelangen, im Einzelnen mag er nach seinen Zweifeln und Hülfsmitteln auch einzeln prüfen. In einem Werke dieser Art mag allerdings manches zu berichtigen sein, vielleicht schon von dem Verfasser selbst; mancher Ansicht mag sich mit Fug und Recht eine andre gegenüber behaupten

dürfen. Mit seinem Plotho in der Hand, und hinter den Lehrsätzen und Ansprüchen einer ungestörten Wissenschaftlichkeit verschanzt, mag leicht mancher Recensent an den aufgestellten Thatsachen fragend und zweifelnd mäkeln. Ein Blücher'sches Hauptquartier und ein Blücher'scher Feldzug ist aber nicht mit jedem Maßstabe zu messen. Die Hauptsache war damals, die Franzosen aus Deutschland zu schlagen und Napoleon in Frankreich zu stürzen, und an der Art, wie dies, hauptsächlich und zumeist durch Blücher, geschehn, hatten die Männer des Fachs auch damals viel auszusetzen als inkorrekt und mangelhaft; ähnlich war hier die Hauptsache bei dem Buche, ein wesentliches Bild, einen zuverlässigen Eindruck zu geben von dem Zusammenhang und dem Verlaufe jener stürmischen Kriegsbahn, und die Art, wie dies geschehn durch unsern Verfasser, wollen wir dankbar hinnehmen, sollte auch irgend ein Befehl dabei nicht ganz genau, ein besondres Gefecht wohl gar nicht erwähnt worden sein! Doch das sei nur so gesagt, ohne daß wir damit etwas zugestehn wollen; denn aus dem Buche selbst ergiebt sich uns vielmehr die gute Überzeugung, daß die gesammte Masse des Einzelnen, menschliche Irrungen und Fehler abgerechnet, keinesweges einer sorgfältigen Prüfung und genauen Sichtung entbehrt hat, sondern für jede Angabe, welche von bisherigen Annahmen abweicht, gute Gründe vorhanden waren, deren Darlegung künftigen Erörterungen anheimgestellt sei. — Sollten wir an dem vortrefflichen Werke gleichwohl etwas ausstellen, so wäre es Folgendes: Uns dünkt ein Flecken, aber ein leicht zu beseitigender, daß allzu häufig die herkömmlichen Ausdrücke und Formen unsrer militärischen Geschäftssprache aufgenommen sind, welche ihrer Natur nach, durch den Antheil so verschiedener Zeiten und Völker, ein barbarisches Gemenge werden mußte, das gegen die edle Kraft eines inneren Geschichtsvortrages — der ohnehin oft genug jenen Ausdrücken nicht entgehn kann — hart und roh absticht. Dieses und vielleicht noch einiges andre militärische Übermaß dürften wir wegwünschen, um eines der tüchtigsten

historischen Urbücher zu besitzen, das wir als freies Erzeugniß unsrer Litteratur den besten Werken des Auslandes und des Alterthums kühn zur Seite halten möchten! Der Verfasser hat zwar jene Klippe nicht vermeiden wollen; er hat freilich zunächst nur ein militärisches Buch beabsichtigt: indeß mag er getrost einen Vorwurf sich gefallen lassen, der sein Werk auf einer höheren Stufe als der beabsichtigten, der dasselbe als ein allgemein historisches trifft, welches nicht für Militärpersonen allein, die sich in ihrem Fache von diesen Kriegsgeschichten unterrichten wollen, sondern für die ganze Nation geschrieben worden, die sich an solcher lebendigen Darstellung zur Betrachtung ihrer vergangenen Schicksale und Kämpfe erheben und in diesem würdigen Bilde vaterländischer Waffenthaten ein neues Denkmal des preußischen Ruhmes freudig aufgerichtet sehn mag! —

13.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. La critique est aisée, mais l'art est difficile. Berlin und Posen, 1825.

Dieses Buch, aus einer bekannten Feder, welche durch die Anfangsbuchstaben und das auf allen Schriften desselben Verfassers wiederkehrende Motto hinreichend angedeutet wird, bringt in einem nur kleinen Umfang einen Inhalt von größtem Gewicht. Eine Rezension zu schreiben, welche diesem Buche würdig entspräche, erforderte ein eignes Werk, dessen Abfassung in jedem Betracht unsern Beruf überschreiten würde, der selbst durch unsre Stellung*) hier bedingt erscheinen muß.

*) Referent ist kein preußischer Offizier.

Wir beschränken uns demnach auf eine bloße Anzeige, welche, wenn auch mit Recht das Buch bereits in den Händen aller Kriegskundigen und Geschichtsfreunde vorausgesetzt wird, dennoch hier eine Stelle finden mag.

Der Verfasser giebt in dem meisterhaft geschriebenen Vorworte Rechenschaft von der Entstehung und dem Zwecke seines Buchs. Er folgt den Absichten und Beschlüssen der Feldherrn durch die Fülle der lebendigen Ereignisse, in welche jede Ausführung übergehn muß, zu den wirklichen Resultaten, die dabei herauskommen, und erforscht alsdann, wiefern die letzteren als eine Erfüllung der ersteren sich darthun? Er vergleicht sehr angemessen diese Dinge in ihrem Zusammenhang einem Drama, in welchem den künstlich geschürzten Knoten zuletzt die Schlacht zerhauen muß. „In ihr," sagt er, „erhalten die Partheien ihr Urtheil. Was der Eine oder der Andre glaubte, wähnte, träumte, wird berichtigt, das täuschende Gebilde der Phantasie weicht der Wahrheit." Bedeutende Worte, welche den Kern der Sache durch lichtvolle Züge sogleich zur geistigen Anschauung bringen. Der Verfasser fährt fort: „Aber wo sitzt der unsichtbare sprechende Richter? Wo liegt sein unbewegliches ewiges Gesetzbuch? Hat noch nie die Wahrheit der Lüge weichen müssen? Sind Schlachten die Tage der Ernte sorglich gepflegter Saaten? Oder ist ihr Erfolg des Zufalls leichtfertiges Spiel? So fragt der forschende Soldat, der mit sich einig werden will, ob seine Kraft dem blinden Schicksal erliegen muß, oder ob sein unerschütterlicher Wille, wenn er die Vernunft zur Seite hat, das Ungeheuer zu fesseln vermag, das keine andern Gesetze kennt als seine Laune." Und in der That ist in dieser Frage die ganze Kriegskunst umfaßt, der Werth aller höheren Grundsätze und Regeln derselben zur Entscheidung gestellt. In einer schönen Wendung, deren persönliche Ansprüche das Gemüth mit eigenthümlicher Kraft ergreift, heißt es dann sogleich: „Euch soll die Antwort werden, Kameraden, — sie liegt in diesen Blättern. Aus dem zu folgern,

was die Geschichte mit dem ehernen Griffel verzeichnet hat, war ihr Zweck."

Er stellt alsdann seine Aufgabe genauer in ihren verschiedenen Theilen dar und sondert ab, was hier nicht unmittelbar seiner nächsten Absicht angehört. Die Kriegsgeschichte in ihren einzelnen Umständen genauer zu ermitteln und zu erzählen, liegt nicht in seinem Zweck, eben so wenig als einen Lehrbegriff der Kriegskunst in abstrakten Untersuchungen aufzustellen. Er findet ersteres durch das von allen Seiten bisher Geleistete hinreichend geschehn; indeß können wir nicht bergen, daß auch in diesem Betreff hier viel Neues und Wichtiges geleistet ist, und manche Begebenheiten und Umstände hier in der Kürze so berichtigt und festgestellt werden, wie der künftige Geschichtschreiber sie fortan, auf die Bürgschaft so gewichtigen Wortes, das von so vielfachen und mächtigen Beglaubigungen getragen wird, zu empfangen und weiterzugeben hat. Ja selbst für die politische Geschichte, sofern die Verhältnisse der Kabinette, die Absichten und Stimmungen der Personen und die diplomatischen Verhandlungen für den Gang der Kriegführung entscheidend werden, muß dieses Buch dem Geschichtschreiber ein äußerst schätzbares Denkmal sein, wenn dasselbe in manchen Fällen auch nur bestätigen sollte, was aus minder zuverlässigen Quellen schon gewußt war. Zu ähnlicher Bemerkung veranlaßt uns der Verfasser in Betreff der methodischen Erforschung allgemeiner Grundsätze. Er rühmt die geistreichen Werke des Erzherzogs Karl, des Generals Jomini und meint, es würde eine undankbare Arbeit sein, auf solchem Felde Nachlese zu halten; allein auch hier, obwohl der Verfasser ein eignes Feld erwählt, spendet er auch jenem den reichsten Gewinn. Indem er keinen der beiden Wege gesondert verfolgt, vereinigt er sie beide. Geschichte und Kriegslehre sind hier innig miteinander verknüpft; aus der Betrachtung der Begebenheiten selbst, deren oft labyrinthische Verwickelung sich dem durchdringenden Geschichtsblicke in die wesentlichen Hauptzüge klar entwirrt hat, läßt er die Belehrung

lebendig hervorgehn, fest angeschlossen an die Wirklichkeit der Thatsachen, von welchen getrennt die mühsam erworbenen allgemeinen Sätze ihren Werth doch nie behaupten können.

Diese Art der Behandlung, die wesentlichste und ersprießlichste für den Soldaten, erfordert unstreitig den größten Verein von Kenntniß und Talent; die Kenntniß des Geschichtlichen zuerst, sodann die des militärischen Fachs und die Vertrautheit mit allen wissenschaftlichen Richtungen desselben; den höchsten Grad kritischen Scharfsinns und anschaulicher Darstellungsgabe; und was zu allem diesen noch hinzukommen muß, die Stellung auf hohem Standpunkte, auf welchem alles sich in einfachen Überblick ordnet, ein Standpunkt, den auch der begabteste Geist doch nur durch große Lebensthätigkeit selbst und stete Übung in großen Verhältnissen erreichen kann. Die von solchen Grundlagen ausgehende Behandlung kriegsgeschichtlicher Stoffe ist noch keinem Schriftsteller, so viel uns bekannt, in solch ausgezeichnetem Grade gelungen wie in diesem und einigen früheren Werken von derselben Hand.

Wir finden in dem Vorworte ferner eine Zusammenstellung der neueren Kriegsführung mit der älteren, deren Vergleichung, durch die politischen, wissenschaftlichen und nationalen Bedingnisse neuer Zustände andeutend durchgeführt, wichtige Folgerungen darbietet. Am bedeutendsten zeigt der Verfasser die eingetretene Veränderung in dem Verhältnisse des Feldherrn selbst, dessen Kopf und Seele nicht mehr wie ehmals für sich allein das Ganze trage und dafür einstehe, sondern in der großen Masse von Intelligenz und Kraftanstrengung, die zur heutigen Kriegführung erforderlich sind, nur noch als ein Theil des großen Ganzen anzusehn sei, in welchem der Wille und die Einsicht des Heeres tausendfältig in Rechnung kommen müsse, um die unausbleiblichen Fehler und Übel zu decken, welche die Gewalt und Beschleunigung der Dinge dem Feldherrn aufdringen. Diese Wahrheit, so wie es hier geschehn, ausgesprochen zu haben,

ist ein Verdienst, in welchem eine gewisse rücksichtslose Freimüthigkeit nicht zu verkennen ist.

Das Buch selbst zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste beginnt mit dem Rückzuge der Franzosen zur Weichsel und Elbe und schließt mit der Schlacht von Leipzig und deren unmittelbaren Folgen. Die zweite hebt von dem Rheinübergange Napoleon's an und endet mit der Schlacht und Einnahme von Paris. Wir können, wie schon gesagt, auf das Einzelne dieser vielfachen Begebenheiten und der darüber angestellten reichhaltigen Betrachtungen hier nicht eingehn und beschränken uns auf wenige allgemeine Bemerkungen. Die Heereszüge und Schlachten sind mit Klarheit angegeben und mit Schärfe beurtheilt. Bei jedem Ereignisse wird stets der große Zusammenhang im Auge behalten, und das Geringere dem Größeren untergeordnet. Die militärischen Erwägungen sind von politischen begleitet, in welchen der Verfasser, nicht minder als in jenen, eingeweiht, klar und freimüthig erscheint. Die Fehler von Freund und Feind werden ohne Rückhalt aufgedeckt, und wie schwer auch der Vorwurf theilweiser Härte oder Nachsicht dabei zu vermeiden war, so wird er doch selten mit einigem Grunde hier Statt finden. Die würdige Ruhe, strenge Unpartheilichkeit dürfte in wenigen Schriften dieser Art einer so andauernden Haltung sich rühmen können. In diesem Sinne bewähren sich die Worte der Vorrede: „Der Verfasser hat es überall nur mit der Sache und nicht mit den Menschen zu thun. Sein Bestreben ging dahin, alles so zu betrachten, wie es wahrscheinlich nach einem Jahrhundert geschehn wird. Sollte er von den Begebenheiten der Jahre 1813 und 1814 anders geredet haben, als jetzt jederman von der Zeit Ludwig XIV. redet, so wäre es absichtslos und unbewußt geschehn. Fern sei es daher von ihm, seine Ansichten jetzt zurückzuhalten und sie kommenden Geschlechtern aufdringen zu wollen. Wer es unbequem findet, seine Meinungen persönlich zu vertreten, sie erst dann auszusprechen wagt, wenn er keinen Widerspruch mehr erfahren kann, von dem muß die Nachwelt an-

nehmen, daß er feig oder unwahr gewesen ist.“ Solch männliche Denkart und Sprache verdient die lauteste Anerkennung. Als hervorragende Beispiele der in Lob und Tadel freimüthigen Unpartheilichkeit des Verfassers nennen wir nur seine Äußerungen bei Gelegenheit der Schlacht von Lützen, der Verfolgung nach der Schlacht von Leipzig, der Niederlage Vandamme's, die Urtheile über Kutusoff und Schwarzenberg, endlich die edlen und großen Worte über das französische Heer: „die Armee war größer als ihr Kaiser. Mit bewundernswürdiger, ja unübertrefflicher Ergebung hatte sie seit dem spanischen Kriege seine Sorglosigkeit ertragen; seinem Ehrgeiz und seinen falschen Maßregeln geopfert, blieb sie sich unter allen Umständen gleich, in Gehorsam und Tapferkeit.“

Die Schreibart des Verfassers ist bekannt; sie ist kräftig ohne Anstrengung, gewandt ohne Künstelei; sie vereinigt Natürlichkeit und Würde; nach Beschaffenheit des Gegenstandes gewinnt sie stärkeres Feuer und lebhaftere Färbung. Die Sprache ist durchaus kernhaft und sicher, oft durch zwei Worte entschieden bezeichnend; häufig sind die glücklichen lichtvollen Ausdrücke, welche mit Einmal das Wesen der Sache aus dem Innersten an den Tag hervorkehren, oder ganze Räume dunkler Vorstellungen plötzlich mit hellem Strahl durchleuchten. So bezeichnet der Verfasser mit gleichem Glücke Gegenden, Vorgänge, Verhältnisse, Personen; oft nur im Vorbeigehn, mit kaum bemerklicher Absicht. In jedem Fache würde diese Meisterschaft durch ausgezeichneten Erfolg sich bewähren, in der Kriegsgeschichte dürfte ihr wenig an die Seite zu stellen sein.

Am Schlusse des Buchs wiederholen sich die Betrachtungen, welche in dem Vorwort angedeutet wurden, nunmehr als bestimmter Ertrag des Ganzen, wie er aus demselben unmittelbar hervorgeht. Die Kriegskunst Napoleon's und seiner Gegner wird gegeneinandergestellt. Es wird gesagt, Napoleon sei durch seine eignen Fehler zu Grunde gegangen. Ob indeß die Fehler, welche Napoleon als Feld-

herr beging, nicht dennoch in demjenigen, was er in seinen Gesammtverhältnissen noch sonst war und sich fühlen mußte, großentheils eine Rechtfertigung zuließen, wollen wir noch in Frage lassen; der Verfasser nimmt allerdings auch darauf wohl Rücksicht, allein, wie uns dünkt, nicht stets in dem erforderlichen Maße. Wir können nicht umhin, sowohl für die Schlacht von Leipzig, als auch besonders für den Feldzug in der Champagne, dem französischen Kaiser noch viele andre Aussichten des Erfolgs zuzugestehn, welche in den zunächst militärischen Berechnungen keine Stelle haben, vielmehr diesen selbst eine andre Geltung geben. Dasselbe findet ohne Zweifel auch manche Anwendung auf den Kronprinzen von Schweden, dessen Stellung und Antheil in jenen Kriegsereignissen für den Geschichtschreiber immer ein peinlicher Gegenstand bleiben wird.

Der Verfasser hat einen Theil der hier in Betracht genommenen Begebenheiten und Thaten schon in seinem trefflichen Geschichtswerke: die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, ausführlicher behandelt. Es war keine geringe Aufgabe, dieselben nach so gelungener Darstellung nochmals vorzutragen in anderm Maß und andrer Einfassung. Dies ist jedoch so glücklich geschehn, daß keine der beiden Darstellungen die andre ausschließt, noch eigentlich ergänzt; jede besteht in ihrer Eigenthümlichkeit für sich, ohne deßhalb sich der Verbindung mit der andern entziehen zu wollen. In beiden erscheint, wie die wahre Würdigung der Thatsachen es nun einmal gebieterisch erheischt, das schlesische Heer unter Blücher als der eigentliche Kern der ganzen Kriegführung gegen Napoleon. Die Feldzüge dieses Heeres stellen sich in die Reihe der größten Erscheinungen der neuern Geschichte, der preußischen insbesondre. Diese Thaten werden nicht untergehn; sie sind in solchen Denkschriften wie die gegenwärtigen vor dem Vergessen des Undanks und Leichtsinns, nicht nur für die Kriegswissenschaft, sondern auch für die Litteratur der Nation, dauernd gesichert.

14.

Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten, von Friedrich August von Stägemann. Berlin, 1828.

Derselben Zeit, welche uns den Orden vom eisernen Kreuz und einen Marschall Vorwärts gab, gehören auch diese Heldengesänge an. Wie unsre Fahnen und unsre Heerliste, durften auch sie keck das eiserne Kreuz an der Spitze führen, denn sie haben in dem großen Kampf ihr Theil redlich mitgefochten; sie haben Gefahren erprobt wie auf dem Schlachtfelde, und andre schmählichere dazu, denn um viel minderes mußten in jener Zeit Männer bluten, oder die Kerkerschmach dulden. Während der furchtbarste Druck auf unsern Ländern lag, jede Freiheitsregung dem Feind ein Verbrechen, ja den Freunden selbst nur zu oft eine Thorheit war, da drangen diese Muthesworte durch alle Schmach der Zeit kühn hindurch, fanden die Gleichgesinnten auf und erfreuten sie mit erhabenem Schmerz, mit glaubensstarker Verkündigung. Lebhaft ist es mir noch gegenwärtig, wie der edle Fichte, nach dem Frieden von Tilsit aus Preußen rückkehrend, uns die ersten Abdrücke einiger der Blätter, die hier gesammelt sind, mitbrachte, sie uns begeistert vorlas, und wir uns die Hände darauf gaben, wer von uns den Dichter zuerst würde sprechen können, solle ihn in unser Aller Namen begrüßen und ihm unsern Dank bringen. Hunderte von Abschriften verbreiteten sich dann in Norddeutschland, und auch in Österreich fanden sie ihre reichen Kreise, überall die vaterländische Treue und Hoffnung belebend, die kriegsmuthige Kraft nährend. Nie sind gefahrdrohendere Gedichte weniger verborgen worden; auch hatten wirklich die Späher des Feindes schon ausführliche Kunde von ihnen erlangt, und wer weiß, welche Rache dafür den Urheber bald erreicht haben würde, hätte

nicht das Jahr 1813 allen Verhältnissen, die längst im Stillen gebildet waren, offenen Ausbruch gegönnt. Jetzt, da sich schon zu erfüllen anfing, was er unter dem hoffnungslosesten Anschein mit unerschütterlicher Zuversicht prophezeiht, jetzt nahm der Dichter ungehemmt seinen vollen Schwung, jedes seiner Lieder wurde offner Kriegsruf gegen Napoleon, und anfeuernd und preisend folgte sein begeistertes Wort dem großen Waffenzuge. Auch hier blieb seine Kühnheit stets voran, durch nichts Halbes begnügt, keiner Zagheit nachgebend, strebte sein Sinn immer auf ein volles, ganzes Ergebniß, verkündete es standhaft und sah es endlich erreicht. Aber der Sturz Napoleon's endete die Kämpfe noch nicht; die bewegten Wogen der Zeit hießen die jüngste Erinnerung kräftig festhalten und den durch sie gestärkten Blick in neue Zukunft richten. Merkwürdig ist es, wie der Dichter schon in der frühsten Zeit von dem Bilde eines freiwerdenden Griechenlandes erfüllt ist, bevor noch irgend ein Ereigniß darauf hingedeutet hatte.

Das Geschichtliche, was von diesen Poesieen zu sagen ist, giebt schon das bündigste Zeugniß von ihrem dichterischen Werth. Diese Vaterlandsgluth allein hätte durch ihre Stärke den Dichter schaffen können, einer solchen Beseelung der Liebe und des Zorns hätte jede Hemmung weichen müssen; aber der Dichter, längst vertraut mit den Weisen der Musenkunst und geübt in ihr, war schon vorhanden; ein feuriges Herz, ein gedankenreicher Sinn, ein glücklicher Wohllaut nahmen den von der Zeit aufgedrungenen Stoff nur bereitwillig auf und brauchten nicht erst von ihm entzündet zu werden. Man fühlt es lebendig in dem Reichthume dieser Gedanken und Bilder, daß hier unter allen Umständen eine dichterische Welt sich entfalten mußte, daß der Stoff von dem Sinn getragen wird, und dieser die Gelegenheit ergriff, um sie zu beherrschen. Sind diese Gesänge demnach in ihrem dichterischen Grunde ganz unabhängig von dem Interesse der Zeitumstände, so sind sie doch von diesen insofern nicht zu trennen, als der Leser sich billig in die Lagen und Verhältnisse zurückversetzen muß, aus

denen sie hervorgegangen sind. Die lyrische Poesie hat hier ihre zartesten Elemente in die kräftigsten lokalen und nationalen Gestalten übertragen, die auch der Fremde anerkennen und gelten lassen muß, wie wir noch jetzt die Siegesgesänge Pindar's oder die vaterländischen Oden des Horaz, deren Gegenstände uns weit entrückt sind. Die Stägemann'schen Lieder, in Kraft des Stoffes allerdings vorzugsweise Preußen angehörig, werden in Kraft der Dichtung immer mehr als ein Gesammtbesitz Deutschlands sich bewähren.

Der Dichter bewegt sich in mannigfachen Massen und Tonarten, im höchsten Schwunge der Alkäischen Ode und in der scharfen Kürze des Gleim'schen Kriegsliedes, in stiller Betrachtung und in erregter Leidenschaft, in zarter Innigkeit und in rauher Kriegslust, immer mit gleichem Glück. Unter allem Andrange roher Gewalten aber, inmitten bösen Hasses und grimmer Freude, welche der Gegenstand hier geben muß und oft mit Zügen, die einer gemeinen Wirklichkeit sehr nahe liegen, ausstatten will, ist unser Dichter stets in der Sphäre des Edlen und Erhabenen geblieben, und nie fällt er in einen Ton, welchen der Andersfühlende, sobald er auch nur ein Dichterischfühlender ist, verdammen müßte. So ist es gewiß preiswürdig an diesen Gedichten, daß bei allem Haß, aller unversöhnlichen Feindschaft, allen bittersten Verwünschungen gegen Napoleon und seine Franzosen, — sie sind der Feind und werden mit Recht als solcher behandelt, — doch niemals die politische Erbitterung den Karakter dichterischer Würde verletzt, die so großen Gestalten und Verhältnissen gebührt. Von Napoleon ist fast immer mit Haß, oft mit Hohn gesprochen, aber stets mit Auszeichnung, möcht' ich sagen. Es wäre wohl eine schöne Aufgabe kritischer Erörterungen, einmal das Bild Napoleon's im Spiegel der zeitgenossischen Dichtkunst der verschiedenen Nationen zu betrachten und die Behandlungsart zu vergleichen, die ihm auf diesem Gebiet zu Theil geworden. Die Italiener haben Monti und Manzoni, die Franzosen Delavigne und Lamartine, die Engländer Byron, wir Goethe'n, Rückert und Stägemann, die vor-

zugsweise bei dieser Untersuchung zu verhören wären; und gewiß, nicht am schlechtesten würde bei Stägemann das Bild des Welterschütterers hervorleuchten.

Diese preußischen Messeniennen, wie man die Sammlung mit vergleichendem Bezug auf die glänzenden politischen Gedichte Delavigne's wohl benennen könnte, beginnen, nach einer Einleitungsode und einem Rückblick auf Friedrich's des Großen Tod, mit der Schlacht von Jena und führen durch alle nachfolgenden, für die Welt oder die persönliche Empfindung wichtigen Ereignisse des Vaterlandes, durch die Schlachten, Verhängnisse, Ehrentage, Aussichten, Tode und Denkfeste, bis zum Tode des Kaisers Alexander, mit welchem die Sammlung bedeutend schließt; ein inhaltvoller Geschichtsraum von neunzehn Jahren, im Lichte der Poesie angeschaut, in die Sphäre der höchsten Gedanken, der edelsten Empfindungen erhoben. Ein dichterisches Geschichtsdenkmal von solchem Umfang und solch tiefem Zusammenhang, indem Ein Geist das Ganze beseelt, Eine Beziehung, Ein Muth in allem athmet, — für das Vaterland, für die Krone der Hohenzollern, für den Ruhm und das Glück der Preußen, — die größten Weltbegebenheiten der neuern Zeit und den Schauplatz Europens mit dem eigensten Boden und Leben der Heimath innigst verknüpfend, ein solches Geschichtsdenkmal möchte schwerlich ein zweitesmal in irgend einer neuern Litteratur sich aufweisen lassen.

Die Sprache des Dichters ist kräftig, rein, feurig, voll kühner Wendungen und Verknüpfungen, in diesen zuweilen etwas dunkel, wenigstens für den ersten Anschein, denn bei genauerem Einblick erhellt sich sogleich überall die richtigste Ordnung und klarste Verständlichkeit; die Gedanken und Bilder aber drängen sich in solchem Reichthum, daß sie einen Augenblick den überraschten Sinn überfüllen können, und von wenigen Gedichtbüchern wüßte ich zu sagen, was von diesen gilt, daß keine Zeile darin müssig ist, daß nirgends eitle Redensarten und leeres Wortgepränge dem Verstand und der Einbildungskraft eine unbegehrte Ruhe geben, daß die Auf-

merksamkeit vielmehr immer gespannt ist und in jedem Wort einen Inhalt findet.

Als Zeugniß dem Gesagten nennen wir zuvörderst die schöne Ode, in welcher der Dichter den Tod Moreau's besingt. Wahrhaft genial läßt er das Ereigniß uns in Napoleon's Brust anschauen und von da aus seine Beziehungen auf die Welt zurückstrahlen. So steht jener merkwürdige Vorgang, dem damals wie noch jetzt die ordnende Verständigung seine rechte Stelle schwer zu finden wußte, — die Geschichte selbst scheint sich den unbequemen Helden, der in den ganzen Zug der Dinge wenig passen wollte, nur schnell vom Halse geschafft zu haben, — schon durch die lyrische Behandlung in seiner Absonderung und Zweideutigkeit da, wichtig mehr in Bezug auf Napoleon's Gemüth als in Betreff des Einflusses auf den Stand der Sachen selbst.

Mit welchem Glück der Dichter Schönes und Großes auch aus den Anlässen, von denen sonst das Auge am liebsten sich wegwendet, so wahr als edel hervorzurufen weiß, mit welcher Kraft er auch das Niedergebeugte erhebend behandelt und die alten Ehren aus der Schmach rettet, zeigt folgendes Gedicht, dessen Gesinnung und Streben noch höheres Verdienst hat, als je ein dichterisches sein kann.

Der Tod des Feldmarschalls von Möllendorf.
1816.

Als um Friedrich's Schlachtgenossen
Palmen wehten, heiß errungen;
Hat ein Zweig voll edler Sprossen
Deine Locken auch umschlossen.
Auf Gesanges süßer Zungen
Ist es „Möllendorf" erklungen.

Als die Palmen, sturmerschüttert,
Ihre Wipfel brausend bogen,
Hat des Greisen Arm gezittert,
Muthentsunken, schwertzersplittert,
Und Vergessens finstre Wogen
Haben dich hinabgezogen.

Klanglos doch, bewegte Saiten!
In das stumme Reich der Todten
Lasset nicht die Helden schreiten,
Tapfre Kämpfer alter Zeiten,
Die auf Bahnen, blutesrothen,
Ihre Brust den Kugeln boten.

Dido's Stadt, du Undankbare!
Flammen, die dich grimm durchzücket,
Sengten in des Feldherrn Haare
Nicht ein Blatt, nicht tausend Jahre
Haben ihm den Kranz zerstücket,
Der am Trebia gepflücket.

Adel Teuts, Geschlecht der Brennen!
Friedrich's Waffenhof, den Reigen
Hoher Namen wirst du nennen,
Bis der Sonne goldne Sennen
Ausgetönt in ewig Schweigen,
Dich den hohen Namen neigen.

Die aus Torgaus Erzen stammen,
Die der Sieg uns aus Metallen
Bonapartens goß, zusammen,
Schwestersäulen, schlagt die Flammen;
Denn getragen von euch allen
Werden Preußens Heldenhallen!

Manche der durch früheren Druck schon bekannten Gedichte sind durch die nachbessernde Hand, die zuvörderst doch nur dem Silbenmaße galt, fast umgedichtet worden. Über allen sind die Jahrszahlen angegeben. Eine Folge zweckmäßiger Anmerkungen, deren Prosa oft selber der Dichtung werth ist, schließt das Ganze. Ich aber schließe diese Anzeige mit dem eifrigen Wunsche, daß der Verfasser Lust und Muße haben möge, zu dieser herrlichen Sammlung einst auch in gleicher Weise den andern Kranz von Gedichten hinzuzufügen, die, sanfteren Empfindungen nicht minder feurig gewidmet, so würdig als reizend neben diesen Kriegsgesängen dastehn und sich mit ihnen gegenseitig nur noch erhöhen und ergänzen würden.







